PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR
32101 041987874

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nip.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

N3
.K98
v.2

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-08-02 11:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Compères

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

Oktober 1908

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herausgegeben von der Vereinigung der Kunstfreunde (Ad. O. Troitzsch), Berlin-Schöneberg. :: Expedition: Berlin-Schöneberg, Feurigstraße Nr. 59. Anzeigen-Annahme: Berthold Giesel, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38.

Inhalt:

Wir und die Anderen. Von Robert Breuer / Deutschland: Lagarde, Heinrich Heine, Jacob Grimm, Hans Thoma / Oesterreich: Peter Rosegger, Schnitzler, Czeschka / Italien: Cellini, d'Annunzio / Frankreich: Baudelaire, Zola, Géricault Belgien: De Costa, Maeterlinck, van Eyck, Rubens, Ryffelberghe / England: Dickens, Wilde, Nicholson, Beardsley / Rußland: Dostojewskij, Tolstoi, Somoff / Japan / Umschau.

Empfehlenswerte

Hotels, Pensionate, Kurhäuser

Arendsee Ostseebad Grand Hotel Moll u. Dep. Dir. am Strand u. Wald. Häuser vorn. Rg.

Kurhaus mit Dependencen. Parkhotel und 2 Privat-Villen. Aller Komfort. Näh. P. Schulz. Tel. 65.

Bad Oeynhausen Hotel zum Pavillon. Besitzer Louis Meyer.

Berlin Central-Hotel Friedrichstr. 143/9

Hotel Deutscher Kaiser, zwisch. Anhalter u. Potsdamer Bahnhof.

Hotel Bauer, Unter d. Linden 26.

Hotel Bellevue, Potsdamer Platz 1.

Hotel Bristol, Unter d. Linden 5-6.

Hotel Windsor, Behrenstr. 64-65. Besitzer Otto Thieß.

Savoy-Hotel, am Bhf. Friedrichstr.

Hotel am Friedrichsbahnhof A.-G. gegenüber dem Ausgang Bahnhof Friedrichstr. Wilhelm Krause.

Hotel Magdeburg, vis-à-vis Bhf. Friedrichstr. Bes. Paul Zimmermann.

BERLIN
Krausenstr. I. a. d. Leipzig. u. Friedrichstr.
Hotel **WEISSES HAUS**
Ruhige Lage. Jed. Komfort. Zimm. v 3,- an

Hotel Helvetia u. Frankfurter Hof, Mittelstr. 5-6. Altrenommiertes Familien-Hotel. Bes. A. Brüder.

Hotel Pariser Hof, Bes. Otto Keil, Friedrichstraße 209.

Hotel Ruperti, Krausenstraße 8, nahe d. Friedrich- u. Leipzigerstr. Restaurant Pilsener Urquell.

Hotel Norddeutscher Hof, Krausenstr. 11, an der Friedrich- und Leipzigerstraße. Ruhiges, vornehmes Haus, jeder Komfort. Zimmer von 3 M. an.

Hotel Saxonia, a. Potsdamer Platz. Durchw. renoviert. Geräuschfreie Gartenzimmer. Inh. Neue Berliner Hotelgesellschaft m. b. H.

Berlin-Charlottenburg Am Zoo, Uhlandstr. 197, Ecke Steinplatz, Hotel u. Pension Steinplatz. Bes. Rud. Sendig jr.

Hotel Fürst Bismarck. Beste Lage, direkt am Knie. H. Brückner.

Hardenberg-Palast. Pens. Untergrundbahnhof Knie. Inh. Frau Dr. Kummert.

Binz (Ostseebad), Kurhaus, Hotel und Pension, Paul Kesten, Traiteur. Ökonom des Künstlerhauses Berlin, Bellevuestr. 3.

Bertrich (Bad), Bez. Coblenz, Hotel Adler. Bes. H. Thomas.

Bremen Hillmann's Hotel.

Bremer Hospiz, Löningstr. 18/20.

Bremerhaven Herrmann's Hotel (H. Giermann).

Hotel Karlshof, Inh. E. Hedicke.

Brunshaupten (Ostseebad) City-Hotel. Bes. C. Krüger. Dir. am Walde, 4 Min. vom Strande. Großer kühler Speisesaal.

Zentral-Hotel. Bes. A. Albrecht. Das ganze Jahr geöffnet.

Cuxhaven Dölles Hotel „Belvedere" Aug. und Emil Dölle. Ältestes und erstes Haus am Platze.

Hotel Continental, H. B. Ohlsen. Tel. 11. Direkt am Strande.

Strandhotel. Bes. C. Bartels. Tel. 9.

Domjüch bei Strelitz (Alt) i. M. Kurhaus, Pension. Komfort. Dir. am Wald und See. Jeder Sport. P. Menge.

Dresden Palast-Hotel Weber 1. Ranges, das schönste Haus am Platze, mit allem Komfort. Zimmer von 4 M. an.

Continental-Hotel, Haus vornehmsten Ranges am Hauptbhf. Mod. Komfort. Zimmer v. 3,50 an.

Hotel Hohenzollernhof im Zentrum. Zimmer von 2,50 M. an.

Duhnen b. Cuxhaven Strandhotel. Tel. 261. Dir. a. Str.

Friedrichsroda i. Th. Hotel zur Schauenburg. Besitzer R. Schubert.

Fürstenberg i. M. Hotel Berliner Hof. Vorz. Pens. Sol. Pr. Dir. a. Balensee. Tel. 35.

Kurort. „Erholungsheim". Tel. 74. Vornehmstes Haus am Platze. See, Wald, Bootshaus. Sommer u. Winter geöffnet. Dir. J. Angola.

Kurort. Hotel und Pension Schützenhaus. Wald, Wasser, gr. Garten. Moderner Komfort. Telephon 85.

Kurort. Hotel und Pension „Seeschlößchen". Schönste Lage am Röbelinsee u. Wld. Bes F. Nawrod.

Graal i. M. (Ostseebad) Im herrlichen Tannen- u. Buchenwald. Steinfreier Strand. Illustr. Prospekt d. die Badeverwaltung.

„Waldschlößchen" — Pension I. Ranges. Tannenwald. Garten. Feinste Küche. Zivile Preise. Prospekt durch Frl. H. Philipp.

Hotel und Pension Kronprinz Wilhelm. Vornehmes, ruhiges Haus. Prospekt durch den Besitzer H. Grahl.

Güstrow Häckers Hotel. Tel. 391. Herrl. Lage. Garten. Mod. Haus m. Café. Tgl. Künstler-Konz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der
Kunstfreund
Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde
1914 Oktober

Wir und die Anderen / von Robert Breuer.

Sie haben uns Barbaren gescholten. Sie wollten die Welt glauben machen, daß die Deutschen rohe Landsknechte seien, besessene Bilderstürmer und vierschrötige Hohlköpfe. Mit der Geste des Herrenvolkes haben sie verächtlich auf uns gewiesen als auf Hunnen, die nur den rohen Stoff begehren, die aber blind und taub sind gegen das Geheimnis der Form. Es wäre überaus lächerlich, wollten wir solche törichten Ausbrüche des Hasses abwehren. Wo ist das Volk, das von dem Geistesleben aller übrigen Völker mehr in sich aufgenommen hat als das deutsche. Gibt es ein Gleichnis für die Wesenhaftigkeit, die der Engländer Shakespeare in Deutschland gewann? Ist es Vandalismus, daß die Rasse Goethes die Rasse der Übersetzer ist. Woher mag es kommen, daß Dostojewskij und Tolstoi uns wie Landgenossen bekannt sind. Wo sitzen die Verehrer der großen französischen Malerei, die Freunde Manets und Monets. Wer hat Ibsen und Strindberg zum Durchbruch verholfen. Wo ist Maeterlinck und selbst Oskar Wilde am meisten gelesen worden. Wo fanden Carlyle, Ruskin und Morris die leidenschaftlichsten Verehrer. Von wo kamen die naivsten, die sehnsüchtigsten, die empfänglichsten und die am meisten gewinnenden Italienfahrer. Solche Fragen ließen sich ins Endlose reihen; auf sie alle könnte nur die eine Antwort gegeben werden: Deutschland. Und solche Bereitschaft, das Beste, was die Welt je hervorgebracht hat, sich anzueignen, sich einzuverleiben, war kein Gebot der eigenen Notdurft, war allein das Bedürfnis nach Universalität, war der unaufhaltsam mystische Drang, dem Weltgeist so nahe wie möglich zu sein. Das Volk Luthers, Bismarcks und Kants kam mit Andacht, jeden fernen Stern anzubeten, weil es seine Seele groß genug wußte, das Firmament zu umspannen.

(RECAP) N3 .G8
Digitized by Google
559501
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nnc.32101041987874
Public Domain

Deutschland.

Der Glaube ist die seligste Tugend des Deutschen. Der Glaube, nicht in dem Sinne des Fürwahrhaltens, vielmehr in dem Sinne einer frommen Hingabe, einer naiven Zuversicht, eines mit Gewißheit zur Harmonie strebenden Optimismus. Daher kommt es, daß der Deutsche gleichzeitig nüchtern forschen und verzückt schwärmen, schüchtern anpochen und mutig vorwärts dringen, träumen und handeln, logisch denken und metaphysisch spekulieren kann. Wir haben Dürer und Grünewald, Leibl und Marreés, Menzel und Klinger, Liebermann und Böcklin nebeneinander von jeher verstanden und genossen. Des Knaben Wunderhorn ist über uns ausgeschüttet worden, während gleichzeitig der Hellenismus uns mit dem Ebenmaß seiner abgeklärten Schönheit gefangen nahm. Nur ein Deutscher konnte die Erkenntnis prägen: Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen. Welche Macht hat die Poesie der Hebräer unter uns gewonnen. Wieviel bedeutet uns Homer. Es ist kein bloßer Trotz der Altpädagogen, daß sie auch den Siegeszug der Technik noch immer von dem erprobten Maß der klassischen Bildung geleitet sehen möchten. Niemals hat die mechanistische Weltauffassung in Deutschland etwas bedeutet; selbst Haeckel ist im Grunde seines Wesens ein Gottesanbeter. Die Deutschen sind große Kinder. Mit Hutten wagen sie es immer wieder von neuem; Hans Sachs ist ein Symbol des Volkes in seiner Ganzheit; jeder Deutsche ist zugleich Frundsberg und Jacob Boehme.

Wie nebensächlich ist in Deutschland zu allen Zeiten die klingelnde Artistik gewesen, das bloße Spiel mit Worten, die feudalistische Herzlosigkeit des Witzes für Wenige. Wie machtvoll aber entfaltete sich in Deutschland von den Sängern der Cherusker bis zu den Bildungsausschüssen der gegenwärtigen Arbeiterbewegung die Sehnsucht des ganzen Volkes nach dem Sinn des Seins.

Paul de Lagarde:

Die Deutschen sind ein friedfertiges Volk, aber sie sind überzeugt von dem Rechte, selbst, und zwar als Deutsche, zu leben, und überzeugt davon, daß sie für alle Nationen der Erde eine Mission haben: hindert man sie, als Deutsche zu leben, hindert man sie, ihrer Mission nachzugehen, so haben sie die Befugnis, Gewalt zu gebrauchen, wie ein Hausherr die Befugnis hat, wenn er vor seinem Hause das Gedeihen seiner Familie störende Elemente findet, diese Elemente in die Ferne zu befördern. Wenn Rußland und Frankreich uns zwingen, im Harnisch in der Sonne zu stehn, während wir in der wollenen Jacke hinter dem Pfluge schreiten oder in der Werkstatt arbeiten wollen, so werden wir darauf denken, uns selbst zu helfen, aber dann so gründlich, daß es auf lange vorhält: denn Kriege sind durchaus nicht in unserm Geschmacke, aber Ein Krieg, der ordentlich geführt wird, macht den zweiten, dritten und vierten unnötig. So sei es.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist ein Schnitter der heißt Tod.

Heinrich Heine:

Es läßt sich nicht leugnen, daß auch die Deutschen die Freiheit lieben, aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Notfall wie ein Mann zu verteidigen, und wehe dem rotgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — es sei als Galan oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Beteuerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Torheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter.

Gar wunderlich sind doch die Menschen! Im Vaterlande brummen wir, jede Dummheit, jede Verkehrtheit dort verdrießt uns, wie Knaben möchten wir täglich davonlaufen in die weite Welt; sind wir endlich wirklich in die weite Welt gekommen, so ist uns diese wieder zu weit, und heimlich sehnen wir uns oft wieder nach den engen Dummheiten und Verkehrtheiten der Heimat, und wir möchten wieder dort in der alten, wohlbekannten Stube sitzen, und uns, wenn es anginge, ein Haus hinter dem Ofen bauen, und warm drin hocken, und den allgemeinen Anzeiger der Deutschen lesen. So

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ging es mir auch auf der Reiſe nach England. Kaum verlor ich den Anblick der deutſchen Küſte, ſo erwachte in mir eine kurioſe Nachliebe für jene teutoniſchen Schlafmützen- und Perückenwälder, die ich eben noch mit Unmut verlaſſen, und als ich das Vaterland aus den Augen verloren hatte, fand ich es im Herzen wieder.

Daher mochte wohl meine Stimme etwas weich klingen, als ich dem gelben Manne antwortete: „Lieber Herr, ſcheltet mir nicht die Deutſchen! Wenn ſie auch Träumer ſind, ſo haben doch manche unter ihnen ſo ſchöne

Hans von Marées

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Träume geträumt, daß ich sie kaum vertauschen möchte gegen die wachende Wirklichkeit unserer Nachbarn. Da wir alle schlafen und träumen, so können wir vielleicht die Freiheit entbehren; denn unsere Tyrannen schlafen ebenfalls und träumen bloß ihre Tyrannei. Nur damals sind wir erwacht, als die katholischen Römer unsere Traumfreiheit geraubt hatten; da handelten wir und siegten, und legten uns wieder hin und träumten. O, Herr! spottet nicht unserer Träumer, dann und wann, wie Somnambüle, sprechen sie Wunderbares im Schlafe, und ihr Wort wird Saat der Freiheit. Keiner kann absehen die Wendung der Dinge. Der spleenige Brite, seines Weibes überdrüssig, legt ihr vielleicht einen Strick um den Hals und bringt sie zum Verkauf nach Smithfield. Der flatternde Franzose wird seiner geliebten Braut vielleicht treulos und verläßt sie, und tänzelt singend nach den Hofdamen (courtisanes) seines königlichen Palastes (palais royal). Der Deutsche wird aber seine alte Großmutter nie ganz von der Türe stoßen, er wird ihr immer ein Plätzchen am Herde gönnen, wo sie den horchenden Kindern ihre Märchen erzählen kann. — Wenn einst, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken."

Jacob Grimm:

Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen Zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugnis und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen, und jede an sich betrachtet vollkommnere, wie die indische oder griechische, wird sie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weise lehrreich sein?

Oesterreich.

In Österreich werden verschiedene Sprachen gesprochen; Völker völlig fremden Blutes wohnen nebeneinander. Es gibt darum keine österreichische Kunst und Kultur; es gibt dort aber viele künstlerische und kulturelle Einheiten. Am vertrautesten sind uns die Deutschen: Anzengruber, Grillparzer und Rosegger. Die Musiker, die in dem Land der leichteren Empfindsamkeit geboren wurden, denen aber zugleich die rhythmische Größe im Blute wogte, sind uns Kraft und Glück: Beethoven, Mozart, Haydn. Die milde Linie Schwinds gesellt sich der Harmlosigkeit unseres Ludwig Richter; was Heine empfand, hat Schubert erlöst. Wien ist die feminine Ergänzung, die Norddeutschland braucht, um vollkommen zu sein.

Das Österreich der Völkerbuntheit hat uns manchen Reichtum zu geben. Ein Ahnen von den Gluten Asiens schlägt herüber. Die Volkskünste Ungarns und Siebenbürgens reißen an unseren Nerven. Lenaus melancholisches Temperament geigt in den verschlungenen Linien der Bauernstickereien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Czeschka

Zu allen Zeiten gedieh in solchem Wetterwirbel der Sinnlichkeiten das Ornament. Die Spitze, das Flechtwerk und der Teppich gehören zum Wesen solcher Gattung. Von hier aus will die Kunst des modernen Österreich verstanden sein, die ästhetische Geometrie der Wiener Werkstätten.

Diese Lust am Spiel mit Schwarz und Weiß ist eine liebenswürdige Variante zu der krausen Mystik der Nordleute. Mystik im Walzertakt, ein Feuilleton der Monumentalität. Diese neuen Wiener meinen es nicht gar so ernst, wie das Thema, das sie lockte, es vielleicht fordert: da sind die Nibelungen, sie stehen gewappnet, sie sitzen auf feurigem Streitroß — sie könnten aber auch nur als ein kokettes Mosaik aus Quadraten, Dreiecken und Spiralen gedeutet werden. Die Harmlosigkeit, mit der Hoffmannstal das schicksalschwere Drama der Antike in ein Bukett schwüler Blüten wandelt, und die frivole Anmut, mit der Schnitzler die heiligsten Geheimnisse verhüllt, gehören zu dieser Kultur eines verspäteten Rokoko.

Die starke Luft unberührten Waldes, die Zufriedenheit des Schuldlosen, der Glaube des Tüchtigen und die Liebe der Arbeit, das sind die Tugenden der Bücher, die Peter Rosegger seinem Herzen abhorchte. Wenn es wahr ist, daß deutsche Bücher solche sind, die den Menschen besser machen, dann ist Peter Rosegger ein wahrhaft deutscher Dichter. Zu den quellendsten seiner besinnlichen Lebensbeichten gehören „Die Schriften des Waldschulmeisters“ (wie alle übrigen Bücher Roseggers bei L. Staackmann in Leipzig erschienen). Der Waldschulmeister, der bei Lützen einem welschen Feldherrn das Leben schützte und bei Dresden dem Blücher das Pferd niederschoß, dient einer im Gebirge verlorenen Bauerngemeinde; er ist ein Helfer und ein Denker.

Gefühlsschwärmerei treibe ich nicht. Wie er einzieht durch die Augen und Ohren und all die Sinne, der liebe, der schöne Wald, so mag ich ihn genießen. Nur der Einsame findet den Wald; wo ihn mehrere suchen, da flieht er, und nur die Bäume bleiben zurück.

Sie sehen den Wald vor Bäumen nicht. Ja, noch mehr, oder zwar noch weniger, sie sehen auch die Bäume nicht. Sie sehen nur das Holz, das zum Zimmern oder Verkohlen, das Reisig, das zum Besen dient. Oder sie machen die grauen Augen der Gelehrtheit auf und sagen: Der da gehört in diese Klasse, oder in diese — als wie wenn die hundertjährigen Tannen und Eichen lauter Schulbuben wären.

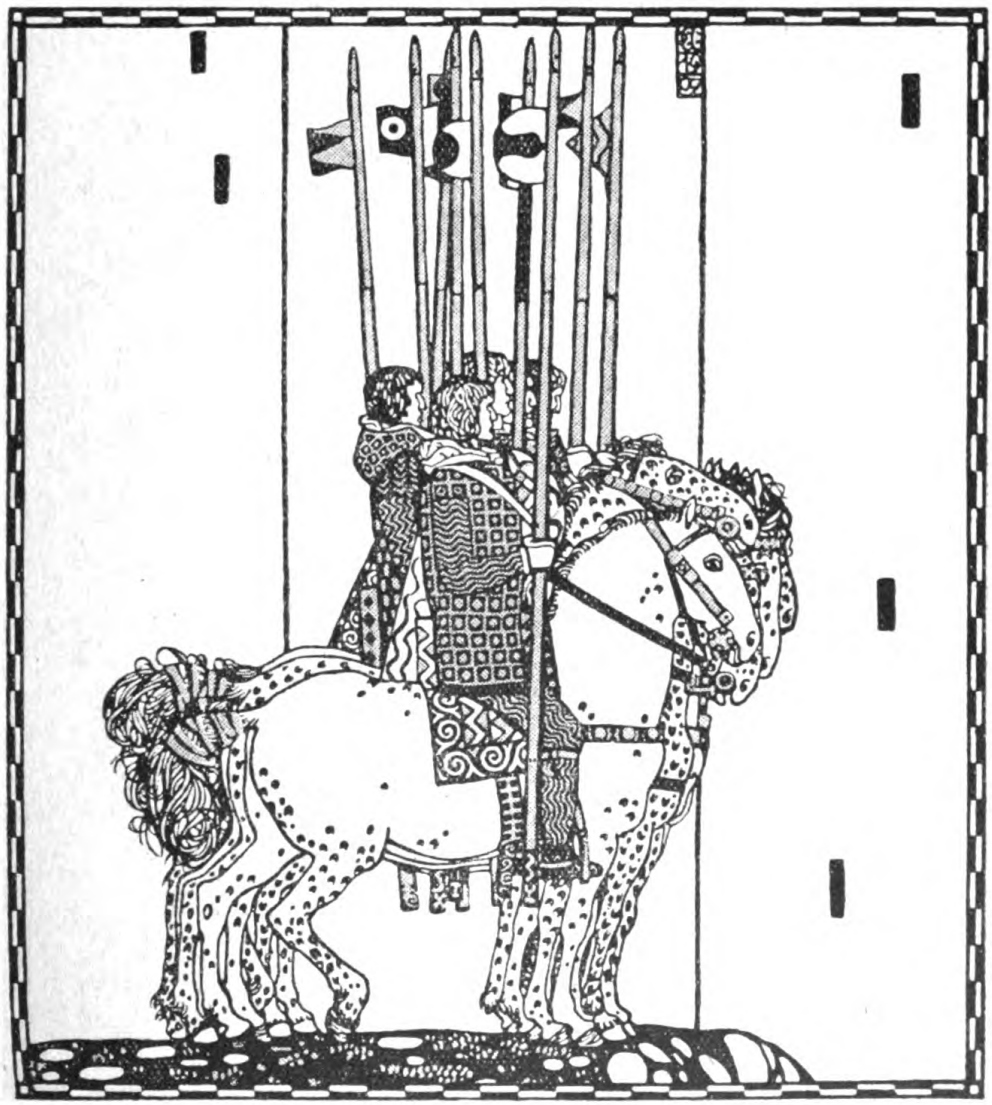
Mir ist schon recht im Walde. Ich will, solange ich ihn genieße, von seinem Zwecke, wie diesen Zweck die Gewinnsucht der Menschen versteht, kein Wort noch gehört haben; ich will so kindlich unwissend sein, als wär ich erst heute vom Himmel gefallen auf das weiche, kühle Moos im Schatten.

Ein Netz von Wurzeln umgibt mich, teils saugt es aus der Erde seinen Bäumen die Muttermilch, teils sucht es den Moosboden und den Andreas

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erdmann darauf mit sich zu verflechten. Ich ruhe sanft auf den Armen des Netzes — auf Mutterarmen.

Gerade empor ragt der braune Stamm der Fichte und reckt einen Kranz von knorrigen Ästen nach allen Seiten. Die Äste haben lange graue Bärte — so hängen die filzigen Flechtenfahnen nieder von Zweig zu Zweig. Wohl geglättet und balsamtriefend ist die silberig schimmernde Tanne. In den rauhen, furchigen, verschnörkelten Rinden der Lärchen aber ist mit den geheimnisvollen Zeichen der Schrammen die ganze Weltlegende eingegraben, von dem Tage an, als der verbannte Brudermörder Kain zum ersten Male unter dem wilden Astgeflechte der Libanonlärche geruht hat, bis zur Stunde,



Czeschka (Aus dem bei Gerlach u. Wiedling erschienenen Bändchen „Die Nibelungen")

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wo ein anderer, auch ein Heimatloser, den Wohlduft der weichen, hellgrünen Nadeln friedlich trinkt.

Dunkel ist's wie in einem gotischen Tempel; der Nadelwald baut den Spitzbogenstil. Obenhin ragen die hunderttausend Türmchen der Wipfel; dazwischen nieder auf den schattigen Grund leuchtet, wie in kleinen Täfelchen zerschnitten, die tiefe Himmelsbläue. Oder es segeln hoch oben weiße Wölklein hin und suchen mich zu erspähen, mich, den Käfer im Waldfilz, und wehen mir einen Gruß zu — von . . . Nein, sie ist geborgen unter stolzem Dach von Menschenhand; ihr Wolken habt sie nicht gesehen, oder habt ihr sie? — Ach, sie wehen von fernen Öden und Meeren.

Da flüstert es, da säuselt es; es sprechen miteinander die Bäume. Es träumt der Wald.

Arthur Schnitzler ist der Dichter des Rokoko, wie es in Wien langsam aber schön an leichtsinniger Melancholie stirbt. Die nervösen Marionetten, die Schnitzler artige Bosheiten flüstern läßt, sind sinnlich quirlende Symbole eines Volkes, das den Walzer erfand und die besten Mehlspeisen zu bereiten weiß. Die zierlichen Abenteuer des Anatol (erschienen bei S. Fischer, Berlin) sind wie eine letzte, sich verflüchtende Arabeske des Feudalismus.

Gabriele. . . . Sie wollten mir ja . . . erzählen —

Anatol. Gut — wenn Sie durchaus etwas erzählt haben wollen . . .

Gabriele. Gewiß will ich es! . . . Wie lernten Sie sie kennen . . .?

Anatol. Gott — wie man eben jemand kennen lernt! — Auf der Straße — beim Tanz — in einem Omnibus — unter einem Regenschirm —

Gabriele. Aber — Sie wissen ja — der spezielle Fall interessiert mich. Wir wollen ja dem speziellen Fall etwas kaufen!

Anatol. Dort in der . . . „kleinen Welt" gibt's ja keine speziellen Fälle — eigentlich auch in der großen nicht . . . Ihr seid ja alle so typisch!

Gabriele. Mein Herr! Nun fangen Sie an —

Anatol. Es ist ja nichts Beleidigendes — durchaus nicht! — Ich bin ja auch ein Typus!

Gabriele. Und was für einer denn?

Anatol. . . . Leichtsinniger Melancholiker!

Gabriele. . . . Und . . . und ich?

Anatol. Sie? — ganz einfach: Mondaine!

Gabriele. So . . .! . . . Und sie!?

Anatol. Sie . . .? Sie . . ., das süße Mädl!

Gabriele. Süß! Gleich „süß"? — Und ich — die „Mondaine" schlechtweg —

Anatol. Böse Mondaine — wenn Sie durchaus wollen . . .

Gabriele. Also . . . erzählen Sie mir endlich von dem . . . süßen Mädl!

Anatol. Sie ist nicht faszinierend schön — sie ist nicht besonders elegant — und sie ist durchaus nicht geistreich . . .

Gabriele. Ich will ja nicht wissen, was sie nicht ist —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anatol. Aber sie hat die weiche Anmut eines Frühlingsabends ... und die Grazie einer verzauberten Prinzessin ... und den Geist eines Mädchens, das zu lieben weiß!

Italien.

Niemand, der über die Alpen bis hinab nach Sizilien wandert, und neben der Landschaft auch das Geistige gewinnen möchte, denkt dabei an das moderne Italien. Italien ist für uns das alte Rom und die hohe Zeit der Renaissance. Diese beiden Welten zu finden, zogen von jeher die Deutschen südwärts. Die Römerfahrten der Kaiser waren nur der politische Ausdruck dieses Bedürfnisses des deutschen Wesens nach der unsterblichen Vollendung Roms. In der Enge Nürnbergs fror es Dürer nach der Sonne des kunstfrohen Landes. Die Nazarener wurden im Schatten des ewigen Roms neu geboren. Böcklin, Feuerbach und Marreés erglühten angesichts der unnahbaren Verführung Tizians. Noch jeder Bildhauer erlag der Macht Michelangelos, und selbst in jüngster Zeit sammelten sich einige deutsche Jünglinge, den Naturalismus zu überwinden, als Neurömer. Als Scheffler, einer der besten Deutschen, sein Italienbuch schrieb, legte er den ganzen Nachdruck seiner kühlen Leidenschaft auf die Erkenntnis jener frühen Renaissance der Giotto und Mantegna und deren Blutverwandtschaft mit der deutschen Gotik. Niemals werden die Deutschen dies Italien vom Kolosseum bis zum Petersdom aus ihrem Herzen ausschließen. Dante und Bocaccio werden ihnen für immer Pole der Menschheit sein.

Das neue Italien hat uns nur klingende und klingelnde Töne zu geben vermocht: Mascagni, Leoncavallo und Puccini schmeichelten sich in unsere Sinne. Als Annuncio die Flöten und Klarinetten und dazu ganze Orchester bisher unbekannter Instrumente im geschriebenen Wort aufrauschen lassen wollte, waren wir anfangs wohl verblüfft, spürten aber bald das süße Gift solcher welkenden Künste. Die Futuristen, die dann folgten und die das musikalische Prinzip, das Reihen und Fügen abstrakter Töne auf die bildenden Künste anwandten, die darum Bilder malten, auf denen nur ein wirres Gefüge von unlesbaren Hieroglyphen zu sehen ist, sind letzten Sinnes nichts anderes als eine Parallele zu den entarteten Theatertriks der neuen italienischen Plastik, wie sie ebenso grotesk wie kläglich auf den Kirchhöfen von Mailand wimmelt und kleineren Formaten von den Gipsfigurenhändlern in ganz Europa feilgeboten wird.

Das neue Italien leistete sein Bestes bisher in einer romantischen Anthropologie, zu deren weitbekanntesten Vertretern Lombroso, der Entdecker der Formel vom Verbrechen als Krankheit, gehört, und in dem, für die romanischen Länder gewiß nicht unwichtigen Modernismus, dessen in einigen Abschnitten auch für uns lesbarer Dichter Fogazzaro heißt.

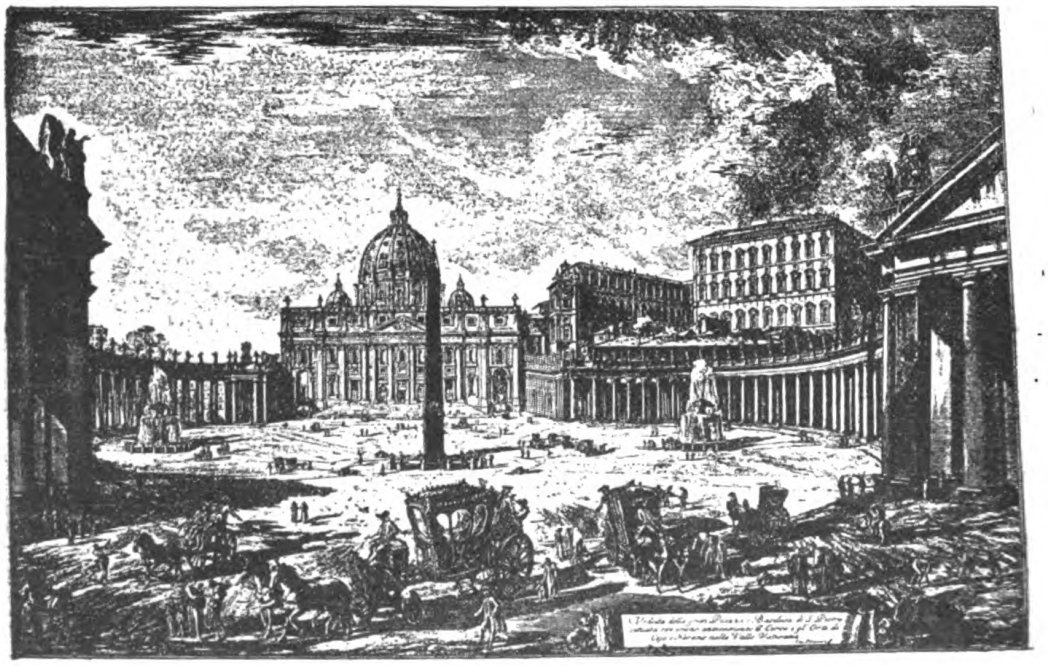
* *
*

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zu den ſtreitbaren Künſtlern der Renaiſſance, die den Degen nicht minder gut zu führen wußten als Pinſel und Meißel, gehört der Goldſchmied Benvenuto Cellini. Er hat uns ſeine Lebensgeſchichte hinterlaſſen, ein Buch, ſtrotzend von Mord und Schlachtenlärm. Goethe hat es überſetzt. Kunſt iſt Kampf; die Kunſt der Renaiſſance war glorreicher Kampf.

Indeſſen tat ich alle Tage etwas Bedeutendes mit meinen Stücken und erwarb die gute Meinung und Gnade des Papſtes. Er ſtand einſt auf der runden Baſtei und ſah auf den Wieſen einen ſpaniſchen Hauptmann, den er an einigen Merkmalen für einen ehemaligen Diener erkannte, und ſprach darüber mit ſeinen Begleitern. Ich war oben beim Engel und wußte nichts davon, aber ich ſah einen Mann, der, mit einem Spieß in der Hand, an den Laufgräben arbeiten ließ und ganz roſenfarb gekleidet war. Ich überlegte, was ich ihm anhaben könnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt und richtete es im Bogen auf den roten Mann, der aus einer ſpaniſchen Großſprecherei den bloßen Degen quer vor dem Leibe trug. Meine Kugel traf den Degen, und man ſah den Mann, in zwei Stücke geteilt, niederfallen.

Der Papſt, der ſo etwas nicht erwartete, teils weil er nicht glaubte, daß eine Kugel ſo weit reichen könne, teils weil es ihm unbegreiflich war, den Mann in zwei Stücke geteilt zu ſehen, ließ mich rufen, und ich erzählte ihm umſtändlich, welche Sorgfalt ich beim Schießen gebraucht hatte; wie aber der Mann in zwei Teile geteilt worden, konnte ich ſo wenig als er erklären . . . .



Piraneſi, der Petersplatz in Rom.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich kniete nieder und bat ihn, er möchte mir diesen Totschlag und die übrigen, die ich von hier aus im Dienste der Kirche begangen hatte, vergeben. Darauf erhub er die Hand und machte mir ein gewaltiges Kreuz über meine ganze Figur, segnete mich und verzieh mir alle Mordtaten, die ich jemals im Dienste der apostolischen Kirche verübt hatte und noch verüben würde. Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu schießen und traf immer besser; aber mein Zeichnen, meine schönen Studien, meine angenehme Musik gingen mir alle im Rauch fort, und ich hätte wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle schönen Taten aufzeichnen wollte, welche ich in diesem grausamen Höllenwesen verrichtet habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind durch anhaltendes Feuer verhinderte, seine Ablösungen durch den Portone von Santo Spirito zu führen, worauf er mit großer Unbequemlichkeit jedesmal einen Umweg von drei Miglien machen mußte.

Gabriele d'Annunzio hat einen Roman „Feuer" geschrieben (erschienen bei Albert Langen in München). Das ist ein Flammen und Züngeln, ein Gleißen und Glühen, eine Explosion von Leidenschaften, eine verzehrende Sinnlichkeit; aber keine Wärme. Das ist ein Reichtum an geschliffenen Künsten und erlesenen Gefühlen, ein Zittern der Nervenfasern, ein Wühlen in ererbten Schätzen, ein Jonglieren mit tausend Kugeln; aber keine Empfindung. Das Feuer des Annunzio ist kalt, seine Leidenschaft hat etwas greisenhaftes, seine Kunst ist die geistreich glitzernde Artistik eines Landes, das an Zeugen der Vergangenheiten sich berauschte.

Er unterbrach sich plötzlich bei seinem Blick auf die Windspiele, die ihn umgaben, und er ahmte die Kehllaute nach, mit denen der Führer der Meute die Jagdhunde in ihren Ställen zu rufen pflegt. Die Hunde wurden unruhig. Ihre melancholischen Augen belebten sich. Zwei, die nicht bei den anderen gewesen waren, kamen mit großen Sprüngen herbeigelaufen, setzten über das Gebüsch weg und machten bei ihm Halt. Mager und glänzend wie mit Seide überzogene Nervenbündel.

„Ali-Nour! Crissa! Nerissa! Clarissa! Altair! Helion! Hardicanute! Veronese! Hierro!"

Er kannte sie alle bei Namen und sie schienen ihn, da er sie gerufen, als ihren Herrn anzuerkennen. Da war das schottische Windspiel, dessen Heimat das Hochgebirge, mit rauhem, dichtem Fell, härter und dichter der Schnauze zu, von grauer Farbe, wie neues Eisen; da war das irische Windspiel, das auf Wölfe geht, von rötlicher Farbe und stark, dessen braunes bewegliches Auge das Weiße sehen ließ; ein gelb und schwarz gefleckter entstammte der Tartarei, die endlosen asiatischen Steppen waren seine Heimat, wo es bei Nacht das Zelt gegen den Überfall von Hyänen und Leoparden bewachte, da war das persische Windspiel, hell und winzig, die Ohren mit langen seidigen Haaren bedeckt, mit buschigem Schweif, Beine und Flanken von matter Färbung. Zierlicher als die Antilopen, die es getötet hatte; da war der spanische Galgo, das prächtige Tier, das auf dem Bilde von Velasquez der pompöse Zwerg an der Leine hält, das mit den Mauren eingewandert und abgerichtet war, in den nackten Hochebenen der Mancia oder in den Buschwäldern von Murzia und Alicante zu jagen und über dürre Hecken

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wegzusetzen; da war der arabische Sloughi, das berühmte Raubtier der Wüste, mit dunkler Zunge und Gaumen, dessen Sehnen deutlich sichtbar, dessen ganzes Knochengerüst durch die feine Haut schimmerte, dessen edele Seele sich aus Stolz, Mut und Anmut zusammensetzte, der gewohnt war, auf schönen Teppichen zu schlafen und reine Milch aus sauberem Gefäß zu trinken. Und wie eine Meute aneinandergedrängt umfauchten sie ihn, der verstand, in ihrem abgestumpften Blut die Urinstinkte der Verfolung und des Tötens wieder zu erwecken.

Frankreich.

Frankreich ist das Land der Gotik. Von dort ist die Form der Kathedrale nach Deutschland gekommen. Die Deutschen vollbrachten das Mysterium, diese Architektur der religiös beflügelten Phantasie mit solcher Innigkeit sich zum Erlebnis werden zu lassen, daß heute das Gotische kaum anders als deutsch empfunden werden kann.

Das Frankreich, das durch Jahrhunderte die Kultur, die Sitte und den Geschmack der Welt beherrschte, war das Frankreich der Ludwige: das aristokratische Pathos des Louis Quatorze, die graziöse Üppigkeit des Louis Quinze, die gemessene Rhetorik des Louis Seize waren die Tyrannen, denen die Nationen Europas blind huldigten. Nur langsam reinigte sich die deutsche Sprache von dem überwiegen französischer Figuren; noch zehn Jahre nach der Krönung in Versailles gab es an der Tafel Wilhelms I. nur französisch geschriebene, mit gallisch-römischem Ornamentwerk geschmückte Menüs. Die Damen der deutschen Gesellschaft gehorchten den pariser Schneidern. Vergoldete Fauteuils nach dem Vorbild derer aus Trianon verklärten die gute Stube zum Salon. Es ist kennzeichnend genug, daß es für die Möbel des Bürgertums nur französische Vokabeln gibt: die Chaiselongue, der Trumeau, die Kommode. Alles gesellschaftliche Leben war bis gestern französisch nuanciert. Frankreich hat allen Grund, um eine verlorene Weltherrschaft zu trauern.

Die Meister der Renaissance, Tizian, Rubens und Velasquez, wurden durch die großen französischen Maler, durch Delacroir, Courbet und Manet, fortgesetzt. Während Preußen sich noch großhungerte und den armen Stil des Kupferstichs und der puritanischen Silhouette zum mageren, kaum mehr als angetuschten Ölbild entwickelte (das war der Weg von Chodowiecki über Krüger zu Menzel) dröhnten und jubelten in Frankreich die Fanfaren einer heroischen, stürmisch aufgewühlten, die Klassik revolutionär stürzenden und die Revolution zur unnahbaren Größe erhebenden Malkunst: David und Géricault; Claude Lorrain und Courbet. Nie hat die französische Kunst das Gedächtnis glorreicher Vergangenheit verleugnet; noch in Rodin läutert sich die Ehrfurcht gegen Michelangelo an den flammenden Träumen von den leidenschaftlichen Grotesken auf dem Turm von Notre-Dame.

Frankreich hatte den Respekt des Weltkreises empfangen. Die Zweikinderfurcht des Bourgeois und die in Rostand und dem Aiglon der Sarah

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

endigende Gascognerie brachten es in einen „Debâcle", von dem Zola mit rechnerischerem Positivismus berichtet, von dem schon Daumier mit dämonischem Groll prophezeit hat.

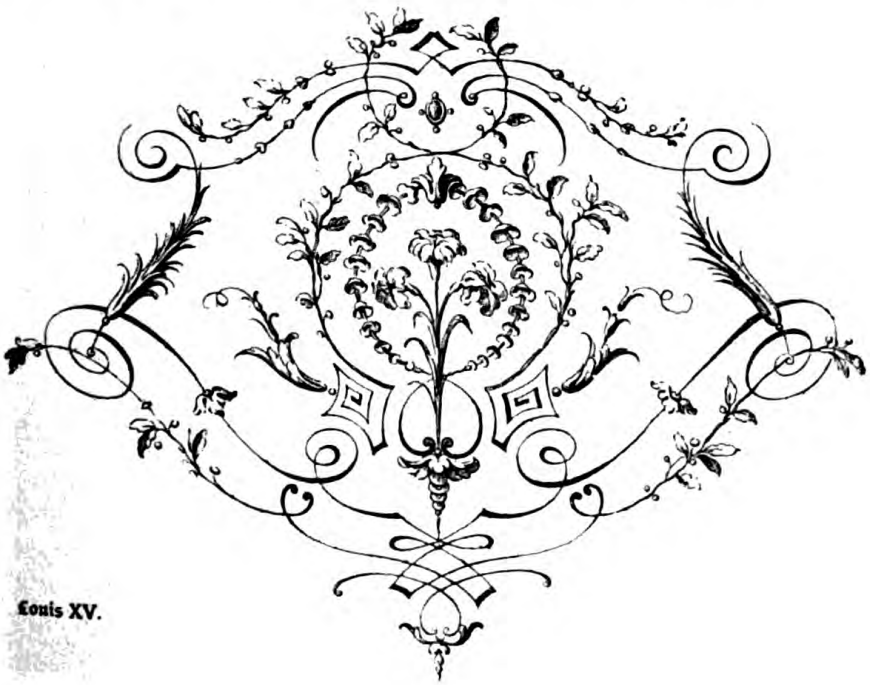
In Charles Baudelaire entwirkt sich ein Klassiker der Romantik, eine flammende Leidenschaft, die das Maß der Schönheit in sich selber findet. Aus dem Bürgertum des zweiten Kaiserreichs sehnt sich dieser am Wissen von der gealterten Welt Leidende zurück zu der wilden Kraft der unbegrenzten Dinge, zum Rausch des Orients und zur einsamen Vollkommenheit der Antike. Ein gallischer Hellene, dem auch der moderne Stoff noch klingende Form wurde. Aus den Blumen des Bösen trinkt er den Wohlgeruch der Verklärung. – „Blumen des Bösen" verdeutscht durch Wolf von Kalckreuth, erschien im Insel-Verlag.

Die Leuchttürme.

Rubens, Gefild der Rast, Strom der Vergessenheiten,
Ein Ruhbett blühenden Fleischs und doch von Liebe leer,
Darin das Leben wogt in ruhelosen Weiten,
Wie im Azur die Luft und wie das Meer im Meer.

Da Vinci, Spiegel, draus sich tiefe Träume heben,
Wo selger Engelschar stillfrohes Lächeln glänzt,
Die in geheimem Duft das Schattenland durchschweben,
Das sich mit Gletschern und mit schlanken Pinien kränzt.

Rembrandt, ein Armenhaus, von Murmeln bang verdüstert,
Wo aller Schmuck der Wand ein Kruzifix allein,
Wo weinendes Gebet aus Schmutz und Lumpen flüstert,
Die kalt und hart durchstrahlt ein winterlicher Schein.



Louis XV.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Buonarotti, Nacht, wo in des Dunkels Schweigen
Sich Herakles' Gestalt mit Christusbildern mengt,
Wo Riesenwesen starr der Dämmerung entsteigen
Und die gestreckte Hand das Leichentuch zersprengt.

Der Faunen freche Glut, des Faustkampfs zornig Toben,
Du, dem aus schmutzgem Troß die Schönheit sich gebar,
Hinfälliger, gelber Mann, das Herz von Stolz gehoben,
Puget, gramvoller Fürst im Reich der Sträflingsschar.

Watteau, ein Karneval, wo manche edlen Herzen
Wie Schmetterlinge irrn in wechselvollem Glanz,
Gewande, leicht und bunt, erhellt von tausend Kerzen,
Die die Verzückung sprühn dem tollen Wirbeltanz.

Goya, ein schwerer Traum, wo Finsternisse zürnen,
Geburten, die man kocht in zaubertrunkner Wut,
Im Spiegel alte Fraun und junge, nackte Dirnen,
Die Strümpfe glättend schön für der Dämonen Glut.

Ein Blutsee, Delacroix, mit bösen Engelscharen,
Beschattet durch ein Holz von Fichten, ewig grün,
Wo in vergrämter Luft fremd tönende Fanfaren
Gleich einem Seufzerhauch von Weber fern verglühn.

Dies Lästern, dieser Fluch, dies Weh von Klagesängen,
Dies Heulen, dies Tedeum, dieser wilde Schmerz,
Sie sind ein Widerhall aus tausend irren Gängen,
Ein göttlich Opium für unser sterblich Herz.

Es ist ein Ruf, den man durch tausend Wachen kündet,
Es ist ein Losungswort, das tausendfach erschallt,
Es ist ein Leuchtturm, der auf tausend Festen zündet,
Ein Schrei von Jägern ists, verirrt im großen Wald.

Nicht zu Unrecht hat man gesagt, daß die Franzosen bei all ihrem Freiheitstaumel, „Liberté, Egalité, Fraternité", im Grunde unfreier sind, als die der Bürokratie gehorsamen Deutschen. Zwangsvorstellungen, zu denen der Nationalismus und die Politesse gehören, halten den Gallier gefangen. Im gleichen Sinne darf man sagen, daß der Franzose bei all seiner wortreichen Lyrik und bei all seinem romantischen Pathos im Grunde ein ungläubiger Fatalist und ein letzter Anhänger des Positivismus ist. Die Dinge und die Verhältnisse machen den Menschen, die Persönlichkeit ist ein Produkt: für solche Weltauffassung ist Zola ein Beweis. Seine Romane gehorchen dem naturalistischen Prinzip; sie sind Statistik, Registratur, Anatomie. Durch den Fanatismus aber, mit dem sie dies sind, wirken sie romantisch und zuweilen wie ein Heldenepos. Zu Zolas stärksten Arbeiten gehört „Der Zusammenbruch" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart). Dieses hier ist eine Episode aus der mit der Monumentalität des Details geschilderten Schlacht von Sedan.

O der verruchte Wald, der niedergemetzelte Forst, der sich unter dem Schluchzen der sterbenden Bäume allgemach mit dem heulenden Jammer der Verwundeten erfüllte. Zu Füßen einer Eiche sahen Maurice und Jean einen Zuaven, der mit offenen Eingeweiden den unaufhörlichen Schrei

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eines abgestochenen Tieres ausstieß. Nicht weit davon lag ein anderer in Flammen: sein blauer Gürtel brannte, das Feuer griff um sich und versengte seinen Bart, indes er, da ihm offenbar die Lenden zermalmt waren, sich nicht rühren konnte und heiße Tränen weinte. Dann sah man einen Hauptmann, dem der linke Arm weggerissen, die rechte Seite bis zum Schenkel zerfleischt war, auf dem Bauch ausgestreckt, sich auf den Ellbogen dahinschleppen und mit schriller, grauenvoll flehender Stimme

Géricault

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bitten, man möge ihm den Rest geben. Andere noch, viel andere litten entsetzlich und besäten die grasbewachsenen Fußwege in so großer Zahl, daß man sich in acht nehmen mußte, um sie nicht auf dem Marsche zu zertreten. Aber die Verwundeten und die Toten zählten nicht mehr. Der Kamerad, der fiel, wurde im Stich gelassen, vergessen. Nicht einmal ein Blick wurde nach rückwärts geworfen. Das war die Bestimmung. Ein anderer kam dran, vielleicht man selbst.

Plötzlich, als man den Saum des Waldes erreichte, erscholl ein Schrei wie zum Appell: „Zu mir her!"

Es war der Unterleutnant, der Fahnenträger, der eine Kugel in die linke Lunge bekommen hatte. Er war gestürzt und spie aus vollem Munde Blut hervor. Da er sah, daß niemand stehen blieb, hatte er die Kraft, sich aufzuraffen und zu rufen: „Zur Fahne!"

Mit einem Satz kehrte Rochas um und ergriff die Fahne, deren Schaft zerbrochen war; indes der Unterleutnant, durch den blutigen Schaum verschleimt, die Worte murmelte:

„Ich ... ich hab' mein Teil ... Hol's der Teufel ... Rettet die Fahne!"

Er blieb allein und wand sich in diesem köstlichen Winkel des Waldes und riß mit seinen zusammengekrampften Händen das Gras aus, indes sich ihm die Brust unter einem Röcheln hob, das stundenlang dauerte.

Belgien.

Der belgische Staat, wie er als ein Opfer seiner französierenden Politik selbstmörderisch zusammenbrach, lebte erst seit dem Jahre 1830; er war ein Gebilde der Willkür. Die Wurzeln seiner Kraft ruhten im alten Flandern. Durch die Väter war er den Deutschen stammverwandt: Van Eyck, Memling, Van der Goes. Es trifft uns fast erschütternd zu hören, daß die Kirchen und Klöster, in denen die heiligen Tafeln der Meister von Gent und Brügge, Brüssel und Antwerpen in Seelengroßheit leuchteten, um der Feindschaft der Enkel willen mit Granaten überschüttet wurden. Wir haben den Maler des „Mannes mit der Nelke" und den der stillen minniglichen Madonnen stets uns zugerechnet; wir waren oft fast erstaunt, den Adam und die Eva vom Genter Altar in einem fremden Land zu wissen. Auch die Robustheit des Rubens, der in Siegen, im Land der süffigen Kannen, geboren ist, schien uns deutschen Formates zu sein. Alles, was den Niederlanden zugehört, war uns durch Schiller und die Brüsseler Bürger, durch Egmont und Goethes Klärchen für immer ein Wesensteil des Nationalepos geworden. Noch heute, wenn das flamische Volk, zu drein und viern springend und brüllend von den Kirmessen heimkehrt, glaubt man die Bacchantenzüge des Peter Paul lebendig zu sehen. Ein Einschlag von Grausamkeit und derber Sinnenlust tobte von jeher in den Kumpanen Bruegels und Jordaens. Wiederum: noch heute begeistern sich die messerkundigen Bewohner der Rue haute an Hahnenkämpfen und Bogenschießen. Wenn sie nicht als fanatische Analphabeten oder glühende Sozialisten oder auch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur als eitle Mitglieder einer Musikbande in einem pompösen Festzug durch erregte Straßen marschieren.

Das zweite Rassenelement Belgiens sind die Wallonen. Aus der Infektion, die sie den Niederlanden bereiteten, erhoben sich Männer von der verschlagenen Energie Leopolds II. Der Justizpalast, dieser babylonische Koloß, den Poelaert aus zyklopischen Blöcken auf Brüssels höchsten Hügel stellte, ist ein Wahrzeichen dieses Mischvolkes, das die nützlichen Negermorde am Kongo zuließ und das Schauerpathos eines Wiertz wuchern ließ.

Die rücksichtslose Profitgier dieser Kaufleute und geldschürfenden Erddurchwühler verlangte nach Erziehung: Constantin Meunier war solch ein Belehrer. Seine hellenisch verschönten Grubenarbeiter wirkten Versöhnung. Eine andere Art der Milderung der belgischen Betriebsamkeit war die Linie der Dekadenz mit der Rysselberghe die Wortmusik Maeterlincks begleitete, die aber erst durch Van de Velde — der nach Deutschland zog — produktiv wurde.

Jan van Eyck

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die derbe Fleischlichkeit, wie sie aus den Bildern des Rubens quillt, die Lust an den schnüffligen Düften gebratener und fürsorglich gesottener Wohltaten, das gurglige Behagen an Wein und Brauwerk: das ist Lamm Goedzack, die eine Seele Derer aus Flandern. Die zweite Seele dieser ebenso lebenslustigen wie mystisch verdammten, ebenso wundergläubigen wie frivolen Rasse aber heißt: Tyll Ulenspiegel. Das ist ein witziger und mutiger Geselle, treu und hilfsbereit, verschlagen und grimmig. Er hat eine große Rache zu vollziehen; er will den Feuertod des Vaters heimsuchen. Er will die bluttrinkenden und güterzehrenden Spanier totschlagen. So zieht er, von Lamm begleitet, durch die Lande. Die tausendbunten Abenteuer dieser Kreuz- und Freßfahrt erzählt de Coster in der Nationalbibel der Vlamen, im Tyll Ulenspiegel, der trefflich übersetzt, bei Eugen Diederichs in Jena erschien.

Unterwegs:

„Wenn die Herren Reisenden ein besser Nachtmahl begehren, so müssen sie sprechen und sagen, was es sein soll."

Lamm riß die Augen weit auf und den Mund noch weiter und blickte Ulenspiegel mit banger Unruhe an.

Dieser antwortete:

„Wandernde Handwerker sind nicht reich."

„Es kommt gleichwohl vor," sprach der Wirt, „daß ihnen nicht ihr ganzer Besitz bekannt ist." Und auf Lamm deutend: „Dies gute Vollmondsgesicht ist soviel wert wie zwei andere. Was beliebt den Herrschaften zu speisen und zu trinken? Ein Speck-Eierkuchen, heute frisch gedämpfte Choesels, einen Kapaun, der auf der Zunge zergeht, eine schöne, auf dem Rost gebratene Kalbsrippe mit einer Tunke von vier Gewürzen, Dobbelknol aus Antwerpen, Dobbel-kunt aus Brügge und Löwener Wein, nach Art des Burgunders gekeltert? Und ohne Bezahlung."

„Bringt alles," sprach Lamm.

Der Tisch ward alsogleich besetzt, und Ulenspiegel ergötzte sich daran, dem armen Lamm zuzusehen, der sich hungriger denn je auf den Eierkuchen, die Choesels, den Kapaun, den Schinken und die Kalbsrippen stürzte und Dobbel-knol und Dobbel-kunt und Löwener Wein, auf burgundische Art gekeltert, maßweise in den Schlund goß.

Als er nichts mehr essen konnte, schnob er vor Behagen wie ein Walfisch und ließ seine Blicke über den Tisch schweifen, um zu sehen, ob es nichts mehr zu beißen gäbe. Und er knusperte die Krumen.

Als die Spanier Haarlem stürmen wollten:

„Das Geschütz schießt, schießt immerfort gegen die Mauern; die Steine springen ab, die Mauerecken stürzen ein. Die Bresche ist weit genug, daß eine Kompagnie in Front hindurch könnte.

„Sturm! Tod! Tod!" schreien sie. Sie stürmen an, es sind ihrer zehntausend. Laßt sie mit ihren Laufbrücken und Sturmleitern die Festungsgräben passieren. Unser Geschütz ist bereit. Das ist die Schar der Todgeweihten. Grüßt sie, Kanonen der Freiheit! Sie grüßen: die Kettenkugeln, die brennenden Pechkränze, die zischend fliegen und die Masse der Stürmenden durchbrechen, zerschlagen, in Brand setzen und blenden, also

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß sie weichen und in Verwirrung fliehen. Fünfzehnhundert Tote erfüllen den Graben. Läutet, Glocken, und du, Glockenspiel, sende deine fröhlichen Weisen in die schwere Schneeluft hinauf!

„Erneuert den Sturm! Sie wagen es nicht. Sie verlegen sich wieder aufs Schießen und Minenlegen. Wir verstehen uns auch auf diese Kunst. Unter ihnen, unter ihnen zündet die Lunte an; lauft, wir werden ein schönes Schauspiel sehen. Vierhundert Spanier fliegen in die Luft. Das ist nicht der Weg nach dem ewigen Feuer. O, der schöne Tanz beim silbernen Klang unserer Glocken, bei der fröhlichen Musik unseres Glockenspiels!

P. P. Rubens

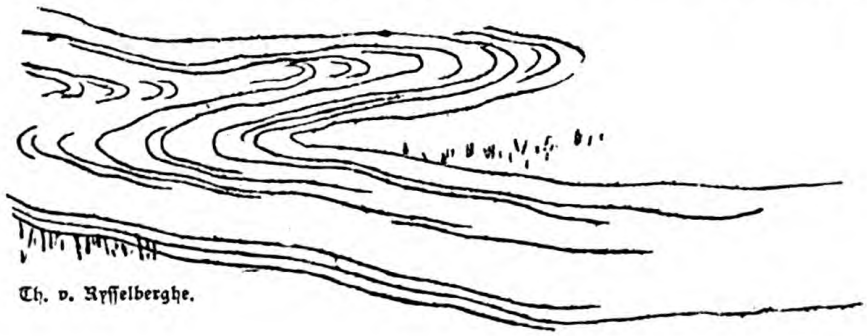
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist kein bloßes Salongespräch, wenn man sagt, daß die Gebildeten unter den Romanen überwiegend Heiden sind. Während die Kirche nach wie vor ihre gleißenden Feste feiert, während das Volk mit dumpfer Hysterie dem Wunder nachläuft, huldigen die Intellektuellen noch heute dem spottenden Unglauben Voltaires. Der Romane ist nicht in dem Maße wie der Deutsche veranlagt, fromm zu sein. Er liebt aber das Verschleierte. Er ist auch in der Religion gern Journalist. Ein Typus dieser Art ist Maurice Maeterlinck. Das Seltsame lockt ihn; er begehrt, das Sichtbare für ein Symbol zu nehmen. Er deutet die Dramatik des Menschenlebens in den Mechanismus der Natur hinein. Er ist ein dichterischer Pantheist. Die Wundersucht, die die Analphabeten seines Volkes treibt, in Prozessionen zu springen, ist in ihm geistreich geworden. Ihm ist der Bienenstock gleichzeitig das Wunder von Bethlehem und Golgatha. Die rosasüßen Dämpfe solches phantastischen Naturalismus machen „Das Leben der Bienen" (erschienen bei Eugen Diederichs), das zu Maeterlincks besten Traumbüchern gehört, zu einer sehr charakteristischen Geheimschrift: romanischer Wunderglaube kreuzt sich mit deutscher Mystik.

Ich glaube, es sind sehr wenige, die das Hochzeitsgeheimnis der Bienenkönigin belauscht haben, denn diese Hochzeit vollzieht sich in dem unendlichen, blendenden Brautbett des Sommerhimmels. Aber man kann den Aufbruch der Braut und die todkündende Rückkehr der Gattin unter Umständen beobachten.

Trotz ihrer Ungeduld wartet sie im Schatten ihrer Tore Tag und Stunde ab, bis ein wundervoller Morgen sich aus der Tiefe der azurnen Himmelsurne in den hochzeitlichen Raum ergießt. Sie liebt den Augenblick, wo noch ein Rest von Tau auf Blatt und Blüten schimmert, wo die letzte Frische der sinkenden Morgenröte noch gegen die Glut des Tages anringt, wie eine Jungfrau in den Armen eines Kriegsmannes, und die kristallenen Laute des Morgens in dem Schweigen des nahenden Mittags noch nicht ganz verhallt sind.

Dann erscheint sie auf der Schwelle, unbeachtet von den Arbeitsbienen, die ihren Geschäften obliegen, oder auch von ihren betörten Töchtern umringt, je nachdem sie Schwestern im Stocke zurückläßt oder nicht mehr ersetzt werden kann. Sie fliegt zuerst rückwärts, läßt sich zwei- bis dreimal auf das Flugbrett nieder, und erst, wenn sie Lage und Anblick ihres Königreiches, das sie noch nie von außen gesehen hat, genau in ihren Geist aufgenommen hat, fliegt sie in gerader Linie scheitelwärts ins Blaue, und erreicht so Höhen und eine Lichtzone, zu denen die anderen Bienen sich nie



Th. v. Rysselberghe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in ihrem Leben aufschwingen. Die Drohnen drunten, die sich träge auf den Blumen wiegen, haben die Erscheinung gesehen und den magnetischen Duft eingesogen, der sich alsbald bis zu den nachbarlichen Bienenstöcken verbreitet. Sofort sammeln sich die Horden und tauchen, ihrer Fährte folgend, in das Meer der Heiterkeit, dessen kristallene Grenzen sich immer weiter verschieben. Freudetrunken über den Gebrauch ihrer Flügel und dem herrlichen Gesetze der Art getreu, das ihr den Liebsten zuführt und nur den Stärksten allein in ihre ätherferne Einsamkeit hinaufdringen läßt, steigt sie immerfort .... Nur eine kleine Schar von Unermüdlichen schwebt noch im unendlichen Raume. Noch eine letzte Anspannung der Flügel, und der Auserwählte der unbegreiflichen Mächte hat sie eingeholt, umarmt und durchdrungen, und von doppeltem Schwunge beflügelt, kreist das eng verschlungene Paar einen Augenblick im tötlichen Delirium der Liebe.

England.

Seitdem England den Handel der Welt mit Phlegma regiert und jedem seiner Söhne den Komfort eines gehobenen Lebens als selbstverständlichen Anspruch zuwilligt, hat es aufgehört, Kunst hervorzubringen. Ganz dem Erwerb und seinen kalten Tugenden zugewandt, verlor es die Fähigkeit zum Genie. Das gepflegte Niveau wurde das englische Ideal. Ohne einen gut sitzenden Smoking gilt auch der Weise nichts. Oscar Wilde war keine Zufallserscheinung; im Lande der Klubs mußte der literarische Snob geboren werden. Whistlers turnerische Symphonien in Blau und Silber passen durchaus zu den Rekorden im Tennis oder im Golf. Beardsleys schwindsüchtige Frivolität war nur der Kontrast zu den genußtüchtigen Erfindern des Wochenendes.

An England lernt man die geisttötenden Gefahren einer ausgeglichenen Kultur fürchten. Der Mangel an seelischen Konflikten, die kühle Gewißheit, alles Begehrenswerte erwerben zu können, haben das Volk Shakespeares, Newtons, Miltons und Byrons steril gemacht. Wozu soll man sich selber bemühen, wenn man die Museen der ganzen Welt, Indiens und Ägyptens mit Cooks Führern besuchen kann. Wenn man alljährlich in Bayreuth ist, kann man sich zu Haus mit den Elefantentriumphen des Olympia-Theaters, mit den Tricks des Conan Doyle, mit süßlichen Niggerliedern und Barrisonsbeinen begnügen.

Es wäre dennoch töricht, den Erfindern des W. C. und der übrigen Wohnhygiene den Dank des Körpers zu verweigern. Die Engländer haben mit ihren Einfamilienhäusern und Gartenstädten eine erste und für sie vollkommene Lösung des Wohnungsproblems gefunden. Der Einfluß, den die englischen Erfolge auf die sozialen Bestrebungen der Wohnungsreform des Kontinents gewirkt hat, ist gewiß nicht zu unterschätzen. Sunlightport ist praktisch gewordener Dickens.

Die Qualität kann töten: das ist das Paradoxon Englands. Es dürfen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hogarth

keine Gipfel ragen. England webt noch heute die besten Wollstoffe, es druckt die besten Bücher, macht die besten Gläser, die bewundernswertesten Metallgeräte. In der Malerei aber hat es neben den quäckerischen Präraffaeliten als Höchstes das kunstgewerbliche Talent eines Morris aufzuweisen. Die seichte Moralität der Tauchnitzromane beherrscht die Gesellschaft. Shaw nimmt sich gegenüber solcher kompakten Gleichgültigkeit selber nicht ganz ernst, und Kiplings Kolonialromantik wirkt mehr burlesk als herzlich.

Deutschland würde sein Bestes verlieren, wollte es dem Ideal der satten Vettern nachstreben. Wie an Dürer gemessen, Reynolds und Gainsborough beinahe Kitsch sind, so ist Englands gehobenes Niveau eine Gleichgültigkeit gegenüber der göttlich unvollkommenen Individualität der Deutschen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das gut geschützte und wohlgepflegte Bürgertum, zu dem es England weit früher gebracht hat als wir, fand in Charles Dickens seinen Klassiker, aber auch seinen Kritiker. Das behäbige Tempo, in dem Dickens Bücher sich ausbreiten, verrät ein Volk, das mit Gemütsruhe das Geschäft der Weltbeherrschung betreibt. Dickens ist der Dichter eines kaufmännischen Geschlechtes; er ist zugleich der Strafmagister der Krämer. Er weckt das soziale Empfinden, das bis dahin von massiver Selbstgefälligkeit zur Seite geschoben war. Er zeigt uns die gut temperierte Behaglichkeit und die warmherzige Komik der stillen kajütenhaften Stuben, in denen Menschen wohnen, die schrecklich lange auf See waren, und dazu unglaublich alte, aber immer resolute Tanten. Dickens ist ein Teil von Englands Gewissen.

Das Zimmer sah ebenso sauber aus wie Janet und meine Tante. Wenn ich nur einen Augenblick daran denke, rieche ich wieder die Seeluft, vermischt mit dem Dufte der Blumen, sehe die altmodischen und glänzend polierten Möbel meiner Tante, ihren geweihten Tisch und Stuhl, den großen runden Schirm im Bogenfenster daneben, den mit Läufern bedeckten Teppich, die Katze, den Kesselständer, die zwei Kanarienvögel, die Punschbowle, gefüllt mit trockenen Rosenblättern, den hohen Schrank mit seinen Flaschen und Töpfen und wundervoll gegen alles abstechend mein staubiges Ich auf dem Sofa.

Nicholson

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Janet war fortgegangen, um das Bad zu heizen, als zu meinem größten Schrecken meine Tante plötzlich ganz starr vor Entrüstung wurde und nach Luft schnappend aufschrie: „Janet! Esel!"

Sofort kam Janet die Treppe heraufgesprungen, als ob das Haus in Flammen stünde, stürzte auf einen kleinen Rasenfleck vor dem Haus hinaus und verscheuchte zwei von Damen gerittene Esel, die gewagt hatten, ihre Hufe auf den Rasen zu setzen, während meine Tante ihr auf dem Fuße folgte, den Zaum eines dritten Esels, auf dem ein Kind saß, ergriff, das Tier umdrehte, es zur Seite zog und dem unglücklichen Jungen, der den Esel geführt und die heilige Stelle zu entweihen sich unterstanden hatte, eins hinter die Ohren gab.

Bis heute weiß ich nicht, ob meine Tante ein Recht auf diesen Rasenfleck besaß, aber jedenfalls hatte sie es sich in den Kopf gesetzt, und das genügte ihr. Es war in ihren Augen eine große Untat, die nach beständiger Ahndung verlangte, wenn ein Esel diesen jungfräulichen Fleck betrat. Mochte sie in welcher Beschäftigung immer begriffen und die Unterhaltung noch so interessant sein, der Anblick eines Esels gab dem Gang ihrer Gedanken sofort eine andere Richtung und unverzüglich stürzte sie auf ihn los. Krüge voll Wasser und Töpfe standen an geheimen Plätzen bereit, um die Führer der Esel zu begießen, Stöcke lauerten hinter den Türen, Ausfälle wurden zu allen Stunden gemacht und ununterbrochen wütete der Krieg. Vielleicht war alles das eine angenehme Unterhaltung für die Jungen, und wahrscheinlich machte es den Klügern unter den Eseln, die die Sache durchschauten, in der ihnen eigenen Hartnäckigkeit eine besondere Freude, gerade deshalb diesen Weg zu betreten.

Dreimal, ehe das Bad fertig war, wurde Lärm geschlagen und beim letzten und verzweifeltsten geriet meine Tante in ein Gefecht mit einem fünfzehnjährigen Burschen mit sandgelbem Haar, den sie mit dem Kopf an die Gartentür stoßen mußte, ehe er zu begreifen schien, worum es sich handelte. Diese Unterbrechungen kamen mir um so lächerlicher vor, als sie mir gerade Fleischbrühe einflößte, — sie hatte sich offenbar eingeredet, ich stünde dicht vor dem Hungertode und dürfte anfangs nur in kleinen Quantitäten Nahrung zu mir nehmen. In Erwartung des Löffels hielt ich noch den Mund offen, da legte sie das Besteck auf den Teller, rief: „Janet! Esel!" und eilte hinaus zum Kampfe.

Der Snob ist ein Opfer des Ueberflusses. Er ist witzig aus Müßiggang und geistreich aus Langeweile. Seine Krawatte ist ihm kaum minder wichtig als seine schöne Seele. Er ist ein Fanatiker des Sports und berauscht sich an Orchideen. Was er sagt, meint er nicht ganz ernst, und was er tut, könnte er ebenso gut unterlassen. Solch ein Produkt des allmächtigen Englands, zugleich aber geistreich und in einigen Augenblicken auch menschlich bedeutend war Oskar Wilde. Den Snobismus hätten ihm seine Landgenossen verziehen; des Geistes wegen rächten sie sich an ihm. Er hat ihnen manche Bosheiten gesagt:

Die Entwicklung einer Rasse hängt von der Entwicklung des Einzelnen ab, und wo die Selbsterziehung nicht mehr das Nächste ist, da sinkt sofort der geistige Maßstab, und oft genug geht er völlig verloren. Selbsterziehung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beardsley.

ist das wahre Ideal des Mannes. Goethe wußte das, und was wir Goethe verdanken, ist mehr als wir irgendeinem verdanken seit den Tagen der Griechen.

* *
*

Kein Volk hat den Sinn für die Schönheit der Literatur so sehr verloren, als die Engländer.

Das Bier, die Bibel und die sieben Todtugenden haben England zu dem gemacht, was es ist.

Tartüffe ist nach England übersiedelt und hat einen Laden eröffnet.

Rußland.

Wenn man von dem byzantinischen Kuppelgewirr einer altrussischen Stadt hinüberblickt auf das reinliche Dächeridyll von Reval, dann weiß man, daß Rußland jenseits von Europa liegt, und daß die blanken lebendigen Städte der Ostseeprovinzen ihrem Wesen und ihrer Vergangenheit nach zu Deutschland gehören. Dort die moskowitische Wildheit, die mit maßlosem Ungestüm den Stoff roh häuft, ein angstvoller Fetischdienst, der durch gleißende Bizarrerie die bösen Geister beschwören möchte; hier die schlichte und zuverlässige Sachlichkeit eines in bürgerlicher Ordnung lebenden Volkes, dem Kants Logik und der Gebrüder Grimm innere Heiterkeit vertraut sind. Man muß sich durchaus daran gewöhnen, das moskowitische Rußland zu Asien zu zählen. Es zeigt noch heute die mörderische Starrheit von Persien und Medien; es hat alles, was es an europäischen Werten aufweist, geraubt. Die großen Dichter, die aus seinem Blutacker wuchsen, sind nur eine Bestätigung solcher barbarischen Armut: Gogol, Puschkin, Turgenieff. Dostojewskij und Tolstoi sind die nach Gerechtigkeit und Wahrheit brünstigen Propheten eines im Absolutismus erstickenden Volkes.

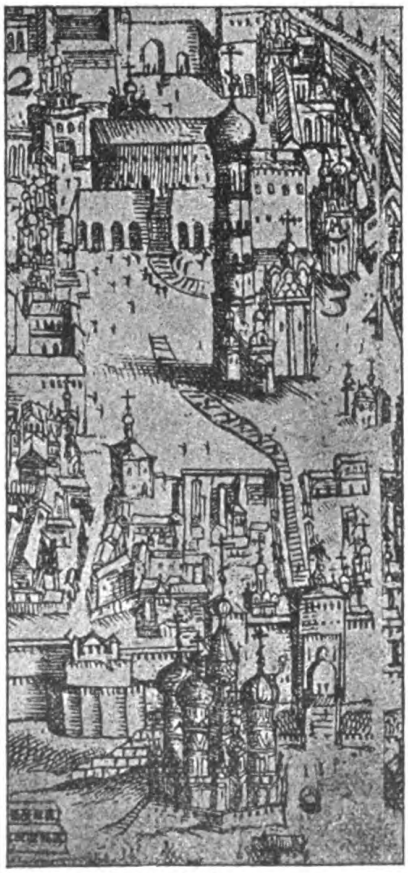
Alle diese Verkünder blicken nach Westen, nach dem geordneten Reichtum einer Harmonie, aus der russische Willkür mit roher aber blinder Gewalt Einzelheiten herausbrach. Die großen Paläste von Petersburg sind ins Übergroße projizierte Kopien europäischer Vorbilder; die Eremitage wurde von dem Münchner Leo von Kleuze gebaut.

Ein geradezu frenetischer Sprachenwirrwarr zeigt, daß dies Rußland nur eine politisch-militärische Zwangsorganisation, aber kein seelisch-bedingter Organismus ist: finnisch, lettisch, polnisch, armenisch, türkisch, persisch und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mongolisch — ohne Beziehungen zueinander werden alle diese Einzelteile durch das Flechtwerk der Knute zusammengehalten. Aber nicht nur örtlich, auch zeitlich greift Rußland über Extreme. Es birgt noch heute ein Stück Rokoko: Der Nijinski und die Karsawina des kaiserlichen Balletts, der Somoff, der Schäfer und Schäferin im Federspiel gaukeln läßt, sind solche seltsamen Blüten, die im Bann der Unbeweglichkeit ihren verführerischen Zauber behielten. Dann gibt es einige junge Maler, Lyriker und Novellisten, in deren düsterer Seele man ein verheißungsvolles Blut gurgeln hört. Die Russen können henken, trinken und tanzen.

Im Jahre 1848 ist Fedor Dostojewskij zum Tode verurteilt worden; unterm Galgen begnadigte man ihn zur Verbannung nach Sibirien. Zehn Jahre hat er die barbarischen Greuel der moskowitischen Gerechtigkeit erdulden müssen, dann floh er und schrieb „Die Memoiren aus einem Totenhaus". Jede Seite dieses Dokumentes aus voreuropäischer Zeit läßt uns mit gerechtem Zorn den Untergang des Zarismus herbeiwünschen. Mit der Scham der Mitschuld mußten wir noch vor wenigen Monaten Dostojewskijs Anklageschrift der Zivilisation in das Gedächtnis zurückrufen.



Moskowitisches Stadtbild.

Ich wurde mit diesem Leutnant Sherebjatnikoff schon während der ersten Zeit meines Aufenthalts im Lazarett bekannt, natürlich nur durch die Erzählungen der Sträflinge. Später sah ich ihn auch in natura, als er bei uns auf Wache war. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, hohem Wuchs, dick und fett, mit roten fett aufgeschwemmten Backen, weißen Zähnen und einem dröhnenden, durch die Nase klingenden Lachen. An seinem Gesicht war erkenntlich, daß er der gedankenloseste Mensch auf der Welt war. Er freute sich des Knutens und des Spießrutenlaufens leidenschaftlich, wenn er zum Exekutor kommandiert war. Ich muß sogleich bemerken, daß ich schon damals auf Sherebjatnikoff wie auf ein Ungeheuer unter seinesgleichen schaute, und ebenso schauten die Arrestanten auf ihn. Es gab übrigens außer ihm noch weitere solche Exekutoren, natürlich aber nur in der alten Zeit, in jener eben erst vergangenen alten Zeit, deren Gedächtnis noch so frisch ist und an die man doch nur mit Mühe glauben mag, — welche ihre Obliegenheiten sorgfältig und eifrig erfüllten. Größtenteils jedoch ging dies alles unbefangen und ohne besondere Begeisterung vor

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich. Der Leutnant war eine Art verwöhnter Gastronom in der Ausführung seiner Aufgaben. Er liebte ganz ausnehmend die ausführende Kunst und liebte sie nur der Kunst halber. Er ergötzte sich daran wie ein erfahrener Kenner der Genüsse. Wie ein Patrizier der Zeiten des römischen Imperiums, erfand er für sich die verschiedensten Verfeinerungen und Widernatürlichkeiten, nur um seinen ganz verfetteten Geist erregen und angenehm kitzeln zu können.

Reval, Heilige Geist-Kirche.

Man führt einen Sträfling zur Exekution, die Sherebjatnikoff leitet. Der erste Blick auf die lange, angetretene Reihe der Leute mit den dicken Stöcken belebt ihn schon. Selbstgefällig schreitet er die Reihen ab und schärft ein, daß jeder sorgfältig seine Pflicht erfülle, oder — —. Die Soldaten wußten genau, was das „oder" zu bedeuten habe. Nun bringt man den Delinquenten selbst, und ist dieser bisher mit Sherebjatnikoff noch nicht bekannt gewesen, hat er noch nichts über ihn unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit gehört, so wird er jetzt erfahren, was ihm jener erfinderisch zugedacht hat. Natürlich wird das neue Stückchen nur eines von hunderten sein, denn der Leutnant ist unerschöpflich in Erfindungen. Jeder Delinquent beginnt in dem Augenblick, da man ihn entkleidet und seine Hände an zwei Gewehrkolben bindet, an denen ihn dann Unteroffiziere durch die ganze grüne Gasse (die russischen Uniformröcke sind grün) ziehen, nach der üblichen Sitte zu jammern und mit weinerlicher, kläglicher Stimme den Leiter der Exekution anzuflehen, ihn möglichst mild zu strafen und die Exekution nicht durch übermäßige Strenge zu verschärfen. Aber Sherebjatnikoff hat nur darauf gewartet; er läßt sogleich innehalten und beginnt dann, den gefühlvollsten Ausdruck annehmend, ein Gespräch mit dem Delinquenten.

„Aber mein Freund," spricht er, „was soll ich mit dir anfangen; ich bestrafe dich nicht, das Gesetz tut es!" . . . . .

„Euer Gnaden, alles liegt ja doch in Euren Händen, habt Erbarmen! Eine Waise, Euer Gnaden, einsam auf der Welt, ohne Vater und Mutter."

„Nun, also deiner Waisentränen halber will ich Milde walten lassen, hüte dich, es ist das letzte Mal — führt ihn vor!" fügt der Leutnant mit so sanfter Stimme hinzu, daß der Sträfling schon gar nicht mehr weiß, mit welchen Gebeten er diesen Edelmütigen preisen soll. Aber da ging der grause Vorgang an; man führte ihn zur Gasse, die Trommel ertönte, die ersten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus einer altrussischen Handschrift.

Streiche fielen. „Zieht ihn!“ schreit Sherebjatnikoff aus vollem Halse. „Schlagt zu!“ schreit Sherebjatnikoff aus voller Kehle; „gebt es ihm, noch besser, tränkt es ihm ein! Stärker auf die Waise, den Spitzbuben, immer zu!“ — Und die Soldaten schlagen mit voller Kraft, daß dem armen Teufel die Funken aus den Augen sprühen, und er zu brüllen beginnt, während Sherebjatnikoff hinter ihm her neben der Front läuft und lacht, und lacht, sich die Seiten mit den Händen haltend und sich kaum noch aufrecht erhaltend, so daß er gegen den Schluß hin fast Mitleid erregt wegen seines Eifers. Er freut sich, er belustigt sich und nur zeitweilig noch ertönt sein kerngesundes erschütterndes Gelächter, hört man sein „Immer zu, tränkt es ihm ein, dem Spitzbuben, der Waise!“ —

Leo Tolstoi ist während der letzten Jahrzehnte seines geistigen Schaffens von der großen Krankheit, an der schon Gogol und Dostojewskij litten, von dem asketischen Wahn, von der Weltflucht, von der Verneinung der Kunst, ergriffen worden. Das unübersehbare Elend des russischen Volkes, der Hunger nach Brot und Wahrheit, der durch die Steppen schreit, haben diesen Grafen zum sozialen Propheten, zum Prediger des Friedens und zum Todfeind jeder Gewalt gemacht. Seine Schriften standen auf dem Index des heiligen Synod. Bevor Tolstoi aber so dem Messiasruf folgte, war er ein großer Dichter. Er vermochte das Leben in seinen Breiten und Tiefen, mit seinen geheimen Leidenschaften und seinen dramatischen Ausbrüchen zu gestalten. „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ sind die bedeutendsten Werke dieser Zeit. Aus „Krieg und Frieden“ (bei Otto Janke, Berlin) diesem monumentalen Panorama der Napoleonischen Welt, geben wir hier eine Szene, die die Alkoholkultur der Petersburger Soldateska lebendig schildert.

Es war ein Uhr vorüber, als Peter seinen Freund verließ. Es war eine Juninacht, eine jener Petersburger Nächte fast ohne Dämmerung. Er stieg in eine Droschke, mit der Absicht, nach Hause zu fahren, aber während der Fahrt erschien es ihm immer unmöglicher, während einer solchen Nacht zu schlafen. Sein Blick schweifte durch die öde Straße. Dann dachte er daran, daß die gewöhnliche Spielgesellschaft sich jetzt bei Anatol Kuragin versammelte. Nach dem Spiel begann das Trinkgelage und das Ganze endigte mit einem Lieblingsvergnügen Peters.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Soll ich nicht hingehen?“ fragte er sich und dachte daran, daß er dem Fürsten Andree sein Wort gegeben hatte.

Aber wie es bei charakterlosen Leuten gewöhnlich ist, erfaßte ihn eine so unüberwindliche Lust, noch einmal dieses leichtsinnige Leben zu genießen, daß er beschloß, zu Anatol zu gehen. Er sagte sich, sein Versprechen habe keinen Wert, weil er Anatol versprochen hatte, zu kommen, ehe er dem Fürsten Andree sein Wort gegeben hatte. Durch solche Wankelmütigkeit wurden oft seine dem Anscheine nach festen Entschlüsse umgestoßen. Peter gab wieder nach und ging zu Kuragin. Vor einem großen Hause neben der Kaserne der Chevaliergarde ließ er anhalten und stieg die erleuchtete Treppe hinauf. In dem leeren Vorzimmer herrschte Weingeruch; leere Flaschen, Mäntel und Galoschen lagen umher und in der Ferne hörte man ein Stimmengewirr und Rufen. Das Spiel und das Souper waren beendigt, aber man trennte sich noch nicht. Nachdem Peter den Mantel abgenommen hatte, trat er in das erste Zimmer ein, wo die Reste des Abendessens umherstanden, und ein Diener, der Strafloſigkeit sicher, heimlich die halbvollen Gläser leerte. Weiterhin im dritten Zimmer hörte man unter allgemeinem Gelächter und Lärm das Brummen eines Bären. An einem offenen Fenster standen acht junge Leute, drei von ihnen spielten mit einem jungen Bären, welchen einer von ihnen an einer Kette hielt und auf seine Genossen hetzte.

„Ich wette auf Stevens,“ rief der eine. „Aber nicht helfen,“ sagte ein zweiter.

„Ich wette auf Dolochow!“ schrie eine dritte Stimme. „Kuragin, trinken Sie!“

„Nun, laßt Mischka beiseite, es handelt sich um eine Wette.“

„Aber mit einem Wurf, sonst hat er verloren,“ rief eine fünfte Stimme.

„Heda, die Flasche!“ brüllte der Herr des Hauses, ein großer, schöner junger Mann in der Mitte der Gruppe, ohne Rock und mit vorn offenem Hemd.

„Stille, meine Herren, da ist Petruschka,“ wandte er sich an Peter.

Ein hochgewachsener junger Mann mit hellblauen Augen, dessen ruhige, nüchterne Stimme in seltsamem Kontrast zu den anderen stand, rief ihn ans Fenster.

„Komm her, ich werde dir die Wette erklären.“

Das war Dolochow, ein Offizier vom Semenowschen Regiment, ein bekannter Raufbold und Spieler,

Somoff

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der bei Anatol wohnte. Peter lächelte und blickte vergnügt um sich. „Um was handelt es sich?"

„Einen Augenblick, er ist noch nüchtern! Schnell eine Flasche her!" rief Anatol.

Dann nahm er ein Glas vom Tische und näherte sich ihm.

„Vor allem mußt du trinken."

Peter trank Glas auf Glas, doch dies hinderte ihn nicht daran, der Unterhaltung zu folgen und alle Gäste zu beobachten, welche sich wieder beim Fenster versammelt hatten. Anatol goß ihm Wein ein und erklärte ihm die Wette Dolochows mit dem Engländer Stevens, einem Seemann. Der erstere hatte sich verpflichtet, eine Flasche Rum auszutrinken, auf einem Fenster der dritten Etage sitzend, die Beine zum Fenster hinaushängend.

Japan.

Seit den Gebrüdern Goncourt haben wir Japan lieben gelernt. Wir liebten seine goldig-flirrenden Lackarbeiten, den feierlich geschnittenen Rotlack, den aus den Tiefen leuchtenden Schwarzlack, die heldenhaft grausamen Schwerter und deren köstlichen Zierrat, den unermeßlichen Reichtum an Stichblättern, und alle diese geschmiedeten, geschnittenen, ziselierten und eingelegten Wunder der Metalltechnik. Wir liebten die gespenstisch dräuenden Rüstungen der Samurais und die geschliffene Zärtlichkeit der Inros. Wir liebten die stummen und doch wortreichen Nomasken und vor allem die Meister der Holzschnitte. Später lernten wir dann, daß die nervös nuancierten und bis zur Akrobatik gewandten Virtuosen aus dem rätselhaften Lande der lieblichen Kirschblüte nur Nachahmer der unendlich größeren und innerlich unendlich reicheren Chinesen gewesen sind. Die formwitzigen Holzschnitte verschwanden vor den gewaltigen Rollbildern altchinesischer Tempelmaler; vor frühchinesischen Keramiken und Bronzen und deren heiliger Monumentalität vergaß man das pitoreske Geblüh einer durch Überlaufglasur umflammten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

japaniſche Teebüchſe und den ſingenden Klang, den die Seide des ſie umhüllenden Säckleins gab. Man lernte die Japaner als ein mit grauſamer Kindlichkeit diebendes Volk der Anpaſſung kennen, als eine Raſſe der erklügelten Nuance und des artiſtiſchen Seiltanzes. An der feierlichen und ſeeliſch durchwallten Großheit der chineſiſchen Kunſt gemeſſen, iſt alles Japaniſche nur geſchmackvolles Kunſtgewerbe. Darin berührt ſich Japan mit England. Darum ſtarb Japans Seele an Europa.

Aus einem alten japaniſchen Heldenbuch (nach Karl Florenz):

Da aber ſchnellte Kemmotſu-taro Norikata, des Staatsrats Vaſall, ein vortrefflicher Bogenſchütze, einen Pfeil von dem ſtraff geſpannten Bogen. Der feindliche Fahnenträger ließ ſich durch dieſen Pfeil den Knochen am Gelenk durchſchießen und fiel vom Pferde. Die beiden anderen ſtürzten mit ſeitwärts vorgehaltenem Hinterhelmſchutz auf ihn los, und als der Staatsrat dadurch gefährdet ſchien, ſtürzte ſein Sohn Tomoakira, der Statthalter von Muſaſhi, ſich mitten zwiſchen ſie, wurde mit den beiden handgemein, ſprang vom Pferde, packte (den einen ſeiner Gegner) feſt und ſchnitt ihm den Kopf ab. In dieſem Augenblick fiel ihn der feindliche Knappe an und tötete ihn, den Gouverneur von Muſaſhi. Der Bogenſchütz Norikata eilte herzu, den Bogen klatſch von ſich werfend und nahm dem Knappen den Kopf. Als Norikata, den Kopf ſeines Herrn und den des Knappen in der Hand, das Pferd beſteigen wollte, ließ er ſich das Kniegelenk durchſchießen, und als er jetzt das Ende gekommen meinte, ſchnitt er ſich den Bauch auf, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen und ſtarb ſo.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsbilderbogen.

Zu allen Zeiten, wenn die Völker gegeneinander rannten, flogen außer den Pfeilen und Kugeln wilde Schmähruse von Lager zu Lager. Mit wüstem Geschimpf stampfte Goliath aus den Reihen der Philister und höhnte gegen Israel. Mit klirrenden Worten überschütteten sich die homerischen Helden. Den ersten Christen wies man zum Spott einen Gekreuzigten mit Eselskopf.

Wenn es darauf ankam, große Massen zu erregen, die Bürger grimmig und die Bauern toll zu machen, ließ man Flugschriften in die Häuser und Hütten flattern, gehauene Worte, die der Feinde Schande schmähten, kreischende Bilder, die der Todgegner ekle Grimasse an den Pranger schleiften. Die Lächerlichkeit des Gegners doppelt die Zuversicht, ihn in den Staub zu bringen. Wie Heuschrecken fielen die Flugblätter über die beiden Napoleons her; der Birnenkopf Louis Phillips wurde durch die Spottzeichner die Todesursache des Julikönigtums. Das Recht, den Kriegsgegner dem Witze vogelfrei zu überweisen, ist durch die Übung von Jahrtausenden erwiesen. Zuzeiten kann auch Roheit Tugend sein.

Aus dem Russenbilderbogen von Walter Trier.

Wer will uns darum die Lust an ausgerenkten Franzbeinen und geplatzten Russenstiebeln verwehren. Auch die Karikatur ist eine tötliche Waffe.

Daher unsere Kriegsbilderbogen: Kitzliche Steckbriefe für Knutenreiter, Rotbeine und Marmeladenfresser.

Für unsere Mitglieder. Unsere Mitglieder werden wiederholt gebeten, uns jeden Wohnungswechsel rechtzeitig mitzuteilen. Nur so werden Verzögerungen in der Zustellung der Zeitschrift vermieden. — Beim Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer wollen sich die Postbezieher stets nur an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden. Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, wende man sich unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an unsern Verlag.

Zur Beachtung. Das Inhaltsverzeichnis des Jahrganges 1913/1914 liegt dieser Nummer bei.

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 8.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gries-Bozen Hotel u. Pension Austria. Bes. Rud. Obermüller.

Hamburg Uhlenhorster Fährhaus. Joh. Schwegler's Hotel.

Hotel und Pension Ritter, Ernst-Merckstraße 12-14, direkt am Hauptbahnhof. Tel. Gr. 4, 3199.

Harburg a. Elbe
Hotel Kaiserhof. 1. Haus am Platze

Heiligendamm
Hotel und Pension Scherpeltz am herrl. Buchenwalde nahe d. See.

Helgoland Logierhaus „Felseneck" m. Depend. „Villa Seeblick"

Helgoland Hotel Märkischer Hof. Bes. Carl Stavenhagen.

Langeoog Nordsee - Insel Kurhotel J. Falke.

Lindenfels Hessen-Darmst. Hotel Odenwald. Bes. A. Vogel.

Lübeck Hotel International. Am Bahnh. Erstkl. neues Haus, zeitgem. hygienisch eingerichtet.

Malchow i. Meckl.
Luftkurort. Herrl. a. See u. Wald. Hotels. Pens. u. Privat-Wohnung. für Sommerfrischler. Sport aller Art. Der Verkehrsverein.

Kurhaus Fleesensee. Besitzer Paul Wuthenow.

Marburg a. d. Lahn
Hotel Pfeifer. Bes. Rich. Leukroth.

Müritz (i. M.) Ostseebad
Kurort i. Hochw. Steinfr. Strand. Familienbad. 2 Dampferlandungsbrücken. Prospekt durch d. **Badeverwaltung.**

Grand Hotel Mecklenburger Hof. Dependencen: Villa Rath und Miramare. — Moderner Betrieb. Elektrisches Licht. Bes. Rob. Rath.

Hotel und Pension Bellevue. Im Walde in unmittelbarer Nähe der Seebäder. Anerkannt gute Küche. Vor- und Nachsaison ermäßigte Preise. Prosp. gr. Bes. C. Kruse.

Hotel Erbgroßherzog und Privathaus Villa Franziska. Häuser I. Ranges. Bes. Fr. Grahl.

Neusalz a. d. Oder
Münzers Hotel. Bes. Paul Münzer.

Neu-Globsow (Mark)
(Stechlinsee) Haus Brandenburg. Vorn. Pension, neu eröffn. Mitten im Laub- und Nadelwald. Frau E. Below. Tel. Fürstenbg. 45.

Luftkurort bei Fürstenberg i. M. am Stechlinsee im Walde. Jeder Sport. Frau Clara Meyer.

Neustrelitz i. M.
Pension Stübinger. Gr. Garten, direkt am Wald. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt V gratis.

Nienhagen Ostseebad
Paul Hillmann, Hotelbesitzer.

Oppeln Central-Hotel Bes. W. Moeschler

Prerow Ostseebad. Strand-Hotel. I. Haus am Platze, schön u. unmittelbar a. Wald u. See gel.

Rominten Gust. Kallweit Hotelbesitzer

Rössel (Ostpreußen)
Hotel zum König von Preußen. Bes. Hugo Parschau.

Insel Rügen (Ostsee) Wald und See vereint. Weltberühmte Kreidefelsenküste! — Prospekte durch die Badeverwalt.: Baabe, Binz, Bergen, Breege, Garz, Glowe, Göhren, Lauterbach, Lohme, Neuendorf, Neukamp, Putbus, Saßnitz, Sellin, Thiessow. Geschäftsstelle Binz. Rügen'scher Ostseebäder-Verband E. V.

Kurhaus Prora b. Binz. Erstkl. Pensionshaus, Strandpromenade u. herrl. Hochwald. Eig. Strand. Keine Kurtaxe. Dir. Dr. Weyte.

Salzungen Kurhaus Salzungen. Pächter: Gustav Boden.

Sassnitz (Rügen)
Viktoria-Hotel m. Dépend; direkt a. d. See gelegen. Bes. Aug. Funk.

Hotel u. Pension Prinz Heinrich v. Preußen. Dir. a. Meeresufer, zivile Preise. Bes. Frau Th. Reiß.

Hotel Geschwister Koch, Kurhaus, ren. Pension, a. Meer gel. Hotel des Dtsch. Offiziervereins.

Hotel am Meer. Direkt a. d. See. Bestrenomm. Haus. Otto Fieke, Hoftraiteur.

Schwarzburg-Rudolstadt
Hotel Weißer Hirsch. Kurhaus und Villen. Robert A. Huebner.

Schwerin in Mecklenburg
Hotel Nordischer Hof, am Schloß. Erstes Haus am Platze.

Stralsund Hotel Artushof Neues modern. Hotel, aller Komfort. Telefon 199. Besitzer Franz Klemm.

Travemünde Ostseebad
Park-Hotel und Dependence. Von allen Zimmern herrliche Fernsicht auf See u. Landschaft.

Tuttlingen Hotel „Zur Post" Bes. E. Kepnel.

Waren i. M. am Müritzsee
Hotel und Pension „Müritzhöhe". (G. Peters). Telefon 65. Bester Aufenthalt für Sommerfrischler.

Villa Rautendelein. Vornehme Familien-Pension. Sommer und Winter geöffnet. Tel. 192.

Hotel und Pension Tannenhof. Inh. P. Struck. Tel. 150.

Warnemünde
Stralendorfs Hotel. Das ganze Jahr geöffnet. Aller Komfort.

Hotels: Berringer und Pavillon. I. Ranges. Unmittelbar am Meer. Volle Pension von 6 Mark an.

Hotel Bellevue. Bes. H. Janzen (langj. Leiter des Hotel und Restaurant Kannenberg in Berlin).

Strandhotel (O. Lehmann). Vorn. ruhiges Pensionshaus in den Parkanlagen am Meer. Tel. 36.

Wiesbaden Hotel Kaiserhof und Augusta-Victoria-Bad A.-G.

Wismar i. M.
Hotel Stadt Hamburg. Theodor Martens, großherz. Hoftraiteur. Erstes Haus am Platze.

Wustrow in Mecklenburg
Nordens Hotel. Bes. Joh. Norden.

Strand-Hotel. Alt. schatt. Garten. Dir. a. Strand. Neuer Inh.: F. Doß.

Zingst Ostseebad
Stein- u. staubfreier Strand. Eisenbahn-Stat. Prosp. d. d. **Badeverw.**

Wichmann's Hotel. I. Haus am Platze, am Bodden gelegen. Besitzer Otto Lenz.

Zippendorf Kurhaus
am Schweriner See i. Mecklbg. Inh. Rich. Albrecht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fortlaufend erscheinen:

Bunte Kriegsbilderbogen

Eduard Thöny / Th. Th. Heine / W. Trier / L. Kainer
Fritz Wolff / Ernst Liebermann / Gerhart Hauptmann
Ernst Heilemann / Alfred Schwarz / Angelo Jank
Ernst Stern / Hans Brennert / Franz Christophe

Nr. 1. Feldgrau
Nr. 2. Der Kosake Wladimir
Nr. 3. Made in Germany
Nr. 4. Zeppeliuchen
Nr. 5. Kaiser Wilhelm II.
Nr. 6. Japanischer Undank
Nr. 7. Der Kriegsfreiwillige Frank †
Nr. 8. Kronprinz Wilhelm

u. s. f.

Preis 10 Pf. pro Stück

Künstler-Kriegspostkarten

Serie I. Professor Röchling 6 Karten
Serie II. Professor H. Bohrdt 12 Karten
Serie III. Ludwig Kainer 6 Karten

Preis 10 Pf. pro Stück

Vereinigung der Kunstfreunde

Ad. O. Troitzsch * Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

November 1908

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herausgegeben von der Vereinigung der Kunstfreunde (Ad. O. Troitzsch), Berlin-Schöneberg. :: Expedition: Berlin-Schöneberg, Feurigstraße Nr. 59. Anzeigen-Annahme: Berthold Giesel, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38.

Bezug nur durch Photohändler.

Blitzlicht-Photographie

mit „Agfa"-Blitzlicht-Artikeln ein gefahrloses Vergnügen!

Winzige Rauchmengen.
Schnellste Verbrennung.
Höchste Lichtwirkung.
Keine explos. Bestandteile.
Keine Beschädigung empfindl. Innenausstattungen.
Keine kalkigen Gesichter.
Keine geschlossenen Augen.

Billig!
Zuverlässig!
Sauber!

„Agfa"-Blitzlicht, -Blitzlampe, -Blitzlicht-Tabelle oder „Agfa"-Kapselblitze.

Zur Information:
Blitzlicht-Literatur gratis durch Photohändler oder durch

„Agfa", BERLIN SO. 36
Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation.

Formen zum Selbstgießen von Zinn-Soldaten.

Mit unserer durch D. R. P. geschützten Gießform kann sich jeder seine Bleisoldaten, Indianer, Buffalo-Bill-Reiter, Büffel, Schiffe, Matrosen, Jagden usw. selbst gießen. Es bereitet Erwachsenen und Kindern große Freude, wenn die frischgegossenen Soldaten blitzblank, garantiert ohne jede Nacharbeit, fix und fertig zum Aufstellen aus der Form herauskommen. Wir übernehmen für jede Form Garantie, daß man viele Tausende von Soldaten aus einer Form gießen kann, ohne daß dieselbe darunter leidet, da selbige massiv aus Metall besteht. Nebenstehend abgebildeter Soldat ist natürliche Größe und 11 mm stark. Mit einer Infanterieform kann man zwei verschiedene Soldaten gießen. Schreiben Sie Postkarte mit Ihrer Adresse und Sie erhalten vollständig kostenlos und portofrei Katalog mit Abbildungen der vorhandenen Waffengattungen, ohne jede Kaufverpflichtung zugesandt. Preis per Gießform Mk. 2,80 bis Mk. 5,50. Jeder, auch der kleinste Auftrag, wird gern angenommen und pünktlich ausgeführt. — Lieferung an Private.

Porto und Nachnahme extra.

GEBR. SCHNEIDER
Gießformenfabrik
LEIPZIG-GOHLIS, A. 22.
Aeußere Hallische-Straße 119–121.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der
Kunstfreund
Zeitschrift der Vereinigung
der Kunstfreunde
1914 November

Robert Breuer: Ostpreußische Reise.

Nach dem atemlosen Stillstand, den der Beginn des großen Krieges den Eisenbahnen gebracht hatte, wurden wieder einige unserer schnellen und bequemen Fernzüge eingestellt. Auch nach Ostpreußen. Da zur gleichen Zeit die dortige Russenherrschaft blutig zu Ende gegangen war, so zögerten die vielen Geflohenen, die sich vier oder sechs Wochen früher aus der Kosakengefahr in die Sicherheit der Reichshauptstadt gerettet hatten, nicht länger, die alte, um ihres schweren Schicksals willen nur noch mehr geliebte Heimat aufzusuchen. Die Züge waren überfüllt. In den Gängen der D-Wagen, auf Koffern, Kisten und Bündeln saßen große Frauen und kräftige Männer, während die Kinder, bald ermüdet, allenthalben Zuflucht gefunden hatten. Es waren nur die Wohlhabenden, die von den langersehnten Schnellzügen Gebrauch machen konnten: Gutsbesitzer aus den Landschaften, in denen die Russen geplündert und gebrannt hatten, Kaufleute und Beamte aus den besetzt gewesenen Städten. Tapfere Leute, die mit natürlicher Anschaulichkeit von den erlittenen Tagen sprachen, von der schmerzhaften Hast, mit der der Hof verlassen werden mußte, von den brüllenden Herden, die, von Dorf zu Dorf anschwellend, die Straßen sperrten und die Felder zertraten, von dem zurückgelassenen Hund und dem Schmied, der dablieb, aber totgeschlagen worden ist.

In irgendeiner der Haltehallen begegneten wir einem Militärzug. Als die Mannschaften sahen, daß wir aus Berlin kamen, eilten sie aus den Wagen und riefen nach Zeitungen. Diese Soldaten, die mitten in der Nacht wissen wollten, wie es um den Krieg steht, waren wie eine Versicherung auf Sieg. Immer wieder, wenn wir in den nun folgenden Tagen unserer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ostpreußischen Wanderung mit schlichten Mannschaften ins Gespräch kamen, hörten wir, wie vollkommen diese Männer unterrichtet waren, und wie sie besonders geographisch gut Bescheid wußten. Erinnerte man sich in dem Zusammenhang solchen Erlebens an die Ziffern der russischen Analphabeten, so mußte man den geringsten Zweifel am endgültigen Siege der Deutschen als eine Lästerung gegen den Sinn der Menschheit empfinden.

Der Bahnhof von Königsberg stammt noch aus jener Zeit, da man das Wesen des Eisens noch nicht erkannt hatte; er wirkt wackelig und öde. Die Trostlosigkeit der Halle wird durch die kalte Feuchtigkeit der Nacht zur Qual; die aufgepflanzten Bajonette der wachsamen Landsturmleute und die Plakate, die lautes Sprechen verbieten, ängstigen.

Aus dem kalten, feuchten Bahnhof von Königsberg starrt das Antlitz des Krieges. Er ist das häßliche Gefäß eines bis zur Nacktheit unsentimentalen Heldentums. Hochgeschichtet warten Ladungen von Paketen; man spürt ein wehes Gedenken der Frauen. In der kahlen Vorhalle, in den versteckteſten Winkeln, in den vollgestopften Wartesälen weint stumm die Heimatlosigkeit der Vertriebenen. Diese durchfurchten Köpfe begreifen noch nicht; diese Mütter wissen noch nicht, wohin mit dem Säugling, der in dem Waschkorb heißwangig schläft. Viele dieser Armen haben zwanzig und dreißig Stunden im ungeheizten Waggon gesessen, um zurückzukehren; andere sind vor dem wieder andrängenden Feind auf zielloser Flucht. Gestalten, wie sie Barlach, der Bildhauer des sich ballenden Leides, sah, hocken auf den schlüpfrigen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Königsberg Das Schloß

Steinfliesen; greise Frauen, denen bleiche, zerwühlte Strähnen um das scheu flatternde Gesicht hängen, stoßen mit hastenden Fingern rauchendes Fleisch in den hungrigen Mund. Vor dem Bahnhof, ein wenig zur Seite gerückt, warten geräumige Fahrzeuge auf die Verwundeten, die mit unerbittlicher Gleichmäßigkeit Tag und Nacht eintreffen. Auf der andern Seite des Bahnhofsplatzes, auf einem Gleis, das über die Straße läuft, steht ein Zug, lichtübergossen und von Gesängen umtost: Truppen, die frisch hinausgehen, ernste, bärtige Leute und sorglose Jugend, fast noch Kinder. Um den Bahnhof von Königsberg hebt sich und senkt sich ein Dampfen von Blut und Not.

Am Morgen wecken uns Kürassiere, die grau im Sprühregen vorüber reiten. Wir eilen aus dem überfüllten Hotel, die Stadt anzuschauen. Ueberall begegnen uns Soldaten; an den Straßenecken stehen Wachtposten.

Das architektonische Wesen Königsbergs ist bald erkannt. Dies ist eine Stadt, in der wenige vortreffliche Reste alter Baukunst von den geistlosen Zufallsgeschöpfen der neueren Zeiten arg bedrängt werden. An die wohlerhaltene Geschlossenheit der aus dem Mittelalter und aus dem Reichtum der Renaissance und des Barock herübergeretteten Stadtbilder von Danzig und Lübeck ist nicht zu denken. Nur an wenigen Stellen trifft man unverdorben geschichtlich große Schönheit. Meist räkelt sich neben der behäbigen Gesund-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Königsberg — Die alte Börse (jetzt abgebrochen)

heit und dem kantigen Trotz der waffendurchklirrten Vergangenheit die lahme Ohnmacht der Nachgeborenen. Ehrwürdig und unzerstört ist die Stimmung der Speicherstraße an der grünen Brücke; rostbraun und fahlgelb lehnen sich die Giebelbauten aneinander; man wittert die gewürzige Luft von Teer und Kaffee, von Getreide und Tabak. Ärgerlich ist nur, daß die Brücke, von der aus man die braven Schuppen der feisten Hansazeit bewundert, von der aus man auch die Poesie der heutigen Pregelschiffahrt, die rumpfige Schwerfälligkeit armer Haffboote und deren geflickte braune Segel betrachten kann, durch charakterloses und völlig überflüssiges Eisengegitter gestört wird.

Die Baukunst der Früheren blieb noch besser auf der Dominsel erhalten. Hier spürt man aus dem Gewinkel der Regelmäßigkeit den Geist des alten Städtebaus. Beherrschend steht die Kirche zu den senkrecht sich schneidenden Gassen. Auch der Platz vor dem Dom blieb in seinem Wesentlichen unberührt. Leider ist das Bischofspalais. das im Zuge des Nordflügels der einstigen Universität die straffe Kampfarchitektur der Backsteinkirche in wohllebiger Räumlichkeit umfaßte, nach seinem Zusammensturz durch eine klobige Mißgestalt ersetzt worden.

Es gibt vergessene Stätten, die seit zwei, drei Jahrhunderten unverändert blieben: die Burgkirche, zu deren pathetischer Einsamkeit man durch ein barockes, in dieser Stadt der kargen Architektur fast üppig wirkendes Hofportal schreitet; der katholische Kirchberg, dessen schattiges Halbdunkel in dem nordischen Grau wie eine warme Farbe steht. Zierlich,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beinah kokett reckt sich Schlüters Erster Friedrich als ein bewegtes Bronzepüppchen, als ein funkelndes Nervenspiel, umarmt von der kühlen Anmut einer klassizistischen Mauernische: ein adlig Spiel gegenüber der hartkantigen Ostseite des Schlosses. Die sichere Geschlossenheit des langgestreckten, am Berg ansteigenden Schloßplatzes wird grell durchstoßen durch die großstädtisch sich gebärdende Lücke der Schloßfreiheit, deren Apparat von den bombastisch frisierten Mietskasernen bis zu den wild ornamentelnden Kandelabern ein einziges Entrenken ist. Ganz unzweckmäßig ist die Terrasse, mit der die Königsburg wohl erst in neuester Zeit umgeben worden ist, und schlimm berlinisch, durch die rohe Politur seines Sockels die ehrwürdige Steinhaut des geschichtlichen Baus bedrohend, schreckt an der Südwestecke des machtvollen Schloßgevierts das Denkmal für Wilhelm I.

Wie in allen alten Kauffahrteistädten der Wasserkante wurde auch in Königsberg viel Backstein verwendet: das Material der baltischen Gotik. Es ist indessen kaum verwunderlich, daß das 19. Jahrhundert auch hierhin die erstarrten Gedankenlosigkeiten der epigonen Postgotik brachte. Die Steindammer Kirche, die von Schinkel gebaut sein soll (er dürfte sie aber wohl nur flüchtig korrigiert haben), ist noch halbwegs erträglich; ganz widerwärtig und durch seine kühl berechnete Schablone tötlich wirkt das Überformat der neuen Universität, die Schinkels Nachfolger Stühler hinterlassen

Königsberg

Der Schloßhof (jetzt bepflanzt)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat. Von wesentlich größerer Kraft sind die Ziegelbauten der jetzt zum Abbruch kommenden Befestigungen; einige dieser Türme und Tore sollen glücklicherweise erhalten bleiben. Aber auch aus neuerer Zeit gibt es einzelne gute Backsteinhäuser; zu den interessantesten gehört das Gebäude der Kunstakademie, das der Professor Lahrs (dem die Berliner die vortreffliche Architekturanlage der Machnower Schleuse verdanken) weit draußen vor der Stadt aufstellt.

Wer geschichtlich sehen kann, spürt noch heute, wie Königsberg in Kämpfen wuchs. Die drei Städte, aus denen es sich einte, sind immer noch leicht zu unterscheiden: die Inselstadt, dann die zwischen dem Schloßteich und dem vereinten Pregel gestaffelten, und schließlich die zwischen dem Schloßteich und dem nördlichen Arm des geteilten Pregels liegenden Viertel. Ein Blick auf die Karte genügt, um solche Gliederung zu erkennen. Man sieht auch, wie die Stadt zugenommen hat, wie die einst außerhalb gelegenen Vorwerke und Dörfer, der Haberberg, die Hufen, sich eingemeindeten.

Die Wasserwege sind für den Rhythmus Königsbergs ungemein charakteristisch: sie lassen das Meer ahnen. Durch die Blicke, die sie gewähren, durch das gedrängte Hin und Her der Schiffe und durch den farbig quirlenden Verkehr, der sich an ihren Ufern regt, geben sie der Stadt einen romantischen Zug. Eine gleiche Wirkung haben die Hügel, auf denen die wichtigsten Bauten stehen; diese zuweilen jähen Abfälle und schroffen Anstiege machen es verständlich, wie arg hier die Heiden und Ritter, die Bürger und Herren gegeneinander rennen konnten. Königsberg ist ein Symbol

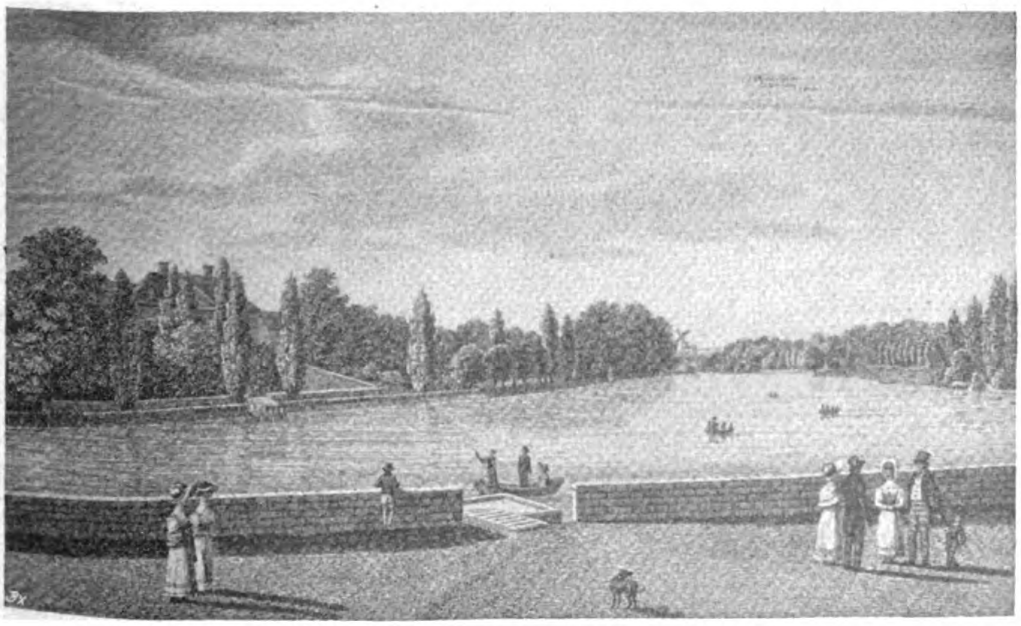
Königsberg Hafenleben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für die Geschichte des alten Preußen, vom Mord am hl. Adalbert bis zu dem Trotz des Schöppenmeisters Rohde.

Das Schloß und der Dom sind gewappnete Architekturen. Noch heute, unbekümmert um all die Änderungen, die sie durchzumachen hatten, stehen sie massig und herrisch auf ihrem ertrotzten, blutgetränkten Boden. Der Hof des Schlosses (das Grüngemüse im Zentrum muß entfernt werden) ist von atemberaubender Geschlossenheit: Mauern ringsum, hallende Gänge, grimme Verließe. Die drei Giebel der Domfassade sind unvergeßlich; sie schneiden rücksichtslos in die Luft hinein. Der gedrungene Turm, der sich aus dem einen der Giebel mühsam hebt, macht die steile Vorderwand des langschiffigen Backsteinkörpers noch wuchtender.

In den gewölbten Kellern des nördlichen Schloßflügels sitzen Offiziere und Landwirte, Konsistorialräte und andere nützliche Männer beim Rotwein. Es gibt auf der Welt kaum eine behaglichere Kneipe, als das Königsberger Blutgericht. Man steigt Treppen hinunter und fällt in ein warmes, schummriges Dunkel, sieht einige breite Rücken, ein paar kräftig rote Gesichter, robuste Tische, Zuträger in gediegener Lederschürze (man ruft sie Küferchen) und sonst nur Flaschen und Fässer. Selbst in diesen Zeiten der Kriegsnot wissen die ausdauernden Stammgäste hier unten Bordeaux und andere Gewächse des Franzenlandes zu schätzen und zu scheiden. Viele von ihnen haben durch die Russen Ernte und Hof verloren; es blieb ihnen ihre zupackende Sinnlichkeit, ihr dröhnendes Lachen, und die eisenschenklige Gewißheit, daß Preußen es schon machen wird . . . Bei Kempcka schwebt ein



Königsberg — Der Schloßteich (jetzt umbaut)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geradezu infernales Spießertum. Aber doch möchte man alle pikfeinen Restaurants des neuen Berlins dafür eintauschen. Die Gäste kauen und schlucken, die Kellner knurren, und die Luft ist ganz dick. Es gibt Klopse oder Schweinsfüße mit Sauerkohl. Aus den trüben Fenstern sieht man in das Leben des Kais; man fühlt sich geborgen wie im Plankenbauch eines Schiffes, unerreichbar für alle Scherze der dummen Kultur. Rosenkranz und Bogumil Goltz haben von solcher Fleischlichkeit der gläubigen Seelen geschrieben... Auf den Pregelgassen stehen dicht beieinander wackelige Buden; Fischer und Bauern bringen auf plumpen, knarrenden Kähnen die Nahrung des Volkes. Wüste Gerüche, faustderbe Worte, viele Juden und Polen.

In dem Hotel, in dem wir wohnen, kommen täglich Menschen an, auf deren Gesichtern die starre Ergebung in das Unvermeidliche mit einem letzten Hoffen streitet. Es sind die Frauen, die ihre verwundeten Männer, die Väter, die ihre Söhne besuchen wollen. Es geschieht nicht selten, daß am nächsten Morgen die Frauen nur noch halblaute Worte sprechen, und die Männer schweigend sitzen .... Unaufhörlich spürt man den Krieg; man sieht die Truppen gehen und die Verwundeten kommen. Es flackert hier nicht die Hysterie der Neugier, die in den Berliner Kaffeehäusern auf Depeschen lauert. Hier waltet bereits die Sachlichkeit des Krieges, dieser gigantischen Organisation von Ziffern und Willen. An einem Abend kommt die Nachricht von dem Fall Antwerpens. Wir gehen hinaus; es ist alles wie sonst. Durch die fast leeren Straßen fahren die Wagen des Roten Kreuzes; die Wachtposten schreiten hin und her; durch die Nacht gleitet der breite Lichtstreifen der Scheinwerfer.

Tapiau, Gerdauen, Stallupönen: es ist immer das gleiche unmenschliche Erlebnis, eine Verwüstung, die sinnlos wirkt, ein Tod, der ewig scheint. Die Dächer fortgefegt, die Mauern zu Schutt zerfallen, nur einige Kamine noch ragend, aber auch die geborsten. Die Spuren der Flammen; hier und da noch Rauch und Brandgeruch. An weiten Strecken ist jeder Bahnhof von Grund auf zerstört; jedes Postgebäude ist ein zerklüfteter Krater, in den die verschlungenen Telephondrähte wie gelähmt hineinhängen. Man fährt meilenweit (auf ausgezeichneten Landstraßen) und sieht immer wieder Haufen geschwärzter Ziegel, die einst Gehöfte waren; man kommt an Schlachtfeldern vorbei, sieht die gähnende Wildheit der Schützengräben und den grauen Blinkschein der Drahtverhaue. Ganze Alleen von Bäumen mußten sterben. Zuweilen kommt man in einen Wald, der noch heute aus den Wunden, die ihm die Granaten rissen, weiß blutet ... Wir fahren durch die Nacht; im Licht der hastenden Laternen leuchten Birken und weiße Wegsteine. Langsam rattern hochbeladene Wagen an uns vorüber; undeutlich sieht man Säcke, Möbel, große Truhen und in Decken gekrampft Männer, Frauen, Kinder: sie fliehen schon wieder. Die Häuser, an denen wir vorbei hasten,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liegen lautlos; nur selten dringt aus dem einen und dem anderen noch ein trübes Licht. Die Dörfer sind verlassen; die Wenigen, die zurückblieben, sind entweder zum Sterben arm oder sehr mutig. Plötzlich taucht gespenstisch etwas aus dem Dunkel und stürzt gegen das Auto; im letzten Augenblick wird der Anprall vermieden: es war ein herrenloses, obdachloses Pferd. Ganz fern, im Osten scheint es zu brennen ... An einer eifrig arbeitenden Feldbäckerei vorüber, kommen wir in die verlassene Stadt. Leere Straßen starren uns an. Zum erstenmal fühlen wir ein hoffnungsloses Grauen... Am nächsten Morgen fahren die Wagen mit dem frischen Kommißbrot zur Front. Auch wir gehen vorwärts; während wir schon die dumpf hallenden Schüsse der Kanonen hören, sehen wir noch große, kräftige Männer über die Felder schreiten und Saat ausstreuen.

Der Geist der Ostpreußen ist kritisch und zugleich mystisch: Kant und Hamann, Hippel und E. T. A. Hoffmann. Unter den Bauern gibt es schlaue Gauner und eifrige Sektierer. Ostpreußen ist Kolonistenland. Es mischten sich Thüringer und Salzburger, Franzosen und Schotten, Polen und Dänen. Im Norden bewahrten die Litauer ihre bunte Wildheit, im Süden gedeiht das halbe Slawentum der Masuren. Es ist ein Land, das mit seinen Seen und Wäldern, seinen Sümpfen und Dünen zum grüblerischen Träumen und zum behaglichen Spekulieren verlockt. Beim Grog läßt sich gut erzählen: Bogumil Goltz, Ernst Wichert, Hermann Sudermann, Robert Schweichel sind Ostpreußen.

Nur wenige Künstler kamen aus dem Land der harten Faust und des dicken Schädels. Von den Heutigen kennen wir Lovis Corinth, dessen Fleischlichkeit unverwüstlich ist, wie der Humor der Gläubigen im Blutgericht, wir kennen auch Bischoff-Culm, den redlichen Schilderer der kurischen Nehrung. Erst kürzlich lernten wir den treuherzigen Landschafter Albrecht schätzen; und seit langem lieben wir den charakterfesten und seinem Land in die Seele dringenden Radierer Heinrich Wolff.

Die Russen haben schlimm gehaust. Für anderthalb Jahre und wohl noch für länger wird Ostpreußen notleidend sein. Die Landwirte fürchten das Ausbleiben der russischen Hilfsarbeiter; vielleicht aber ist gerade diese Furcht der Beginn eines neuen Aufbaus. Es werden die schmutzigen Hütten verschwinden; künftighin wird nicht mehr die Bedürfnislosigkeit der Nomaden Maßstab für die Lebenshaltung des Volkes sein. Mit zäher Ausdauer haben die Ostpreußen die Deiche gewartet und die Wanderdünen befestigt; sie werden auch Mittel und Kräfte finden, die letzte Sturmflut aus Asien und den Triebsand der zaristisch verderbten Massen abzuwehren.

Die Kupferstiche verdanken wir der Sammlung des Prussia-Museums.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wilhelm Mießner: Tapiau.

Sie haben alle etwas Riesenhaftes im Klang ihrer Namen, diese kleinen ostpreußischen Städte. Tapiau, Labiau, Wehlau, Goldap, Memel. Die Hauptstädte von großen Steppenprovinzen könnten so heißen, meint man. Und doch ist die Landschaft, in der sie an irgendeinem fleißig befahrenen Flußläufchen liegen, eher lieblich. Und sie selbst, ach, was sind es liebe Miniaturstädtchen mit konsequent holprigem Pflaster und niedrigen Häusern, wie man sie sich nur noch beim Lesen von lieben alten Pastorenromanen vorstellt.

Zumal Tapiau. Ueber dem Pregel an einem sanftaufsteigenden Ufer zeichnen seine Straßen alle Unregelmäßigkeiten des Erdbodens getreulich nach. Und wo sich die Stadt zum Wasser senkt, da geht es plötzlich unnachsichtlich steil hinunter in eine Hafengegend, die hinter diesen Gassen einen sehr weitläufigen Eindruck macht. Ein umständliches Bollwerk an einer ansehnlich breiten Hafenstraße, die ohne Bürgersteig gleich in die Veranden von Spediteuren, Apotheken, einer Weinhandlung hinaufsteigt. Also alles, was sich ein überseeischer Verkehr ausdenken kann. Und durch einen altmodischen Block ältester Häuschen, in denen es sehr eng oder vielleicht sehr gemütlich ist, getrennt von diesem Paradeweg die Frachtkähne und kleinen Post- und Passagierdampfer, ein richtig quadratischer Hafenplatz, gerade so groß, daß eine Kompagnie oder höchstens zwölf Kohlenwagen darauf Platz haben, eingefriedet gegen die aufwärtsführende Marktstraße durch ein langes Wasserbecken mit Löscheimern: die Hydranten von Tapiau.

Und auf der milden Höhe von drei, vier Straßen, die das Hauptleben dieser kleinen Stadt mit Gartenwohnungen und niedrigen Straßenhäuserfronten einschließen, ein großer geräumiger Marktplatz mit einer Parkanlage, in der sich schlafen zu legen, den Soldaten verboten werden mußte. Da ist nun alles vereinigt, was eine behäbige Landwirtschaft der Umgegend an Komfort braucht. Ein guter alter Gasthof „zum Deutschen Haus", ein großes Postgebäude, Kaufläden, wie man sie in dieser Vielfältigkeit und mit dem Aussehen eines so gediegenen Reichtums nur in kleinen Städten findet und so verbunden mit einem Schnapsausschank nur in polnischen Grenzgebieten. Aber dort oben wie versteckt in der Enge einer schmalen Auffahrtsstraße ein uraltes dickmauriges Kirchlein mit seinem schwerfällig spitzigen Türmchen, der aussieht, als sei er in das Mauerwerk hineingerutscht. Vielleicht ist es nur ein grüner Rasenplatz und an irgendeiner Seite ein alter großer Lindenbaum, jedenfalls möchte man meinen, sie stecke ganz im Grünen, so klein ist sie und so dickbäuchig. Es ist das Wunder von Tapiau mit seinem Altarbild von Lovis Corinth, das jedem Einzelnen seiner Bewohner das Ansehen eines befreiten Niederländers gibt, jener Bürgergildenleute, die sich bis zu Rembrandt und Rubens verstiegen mit ihren Aufträgen.

Aber ganz besonders merkwürdig ist dieses Städtchen in diesem Feldzug erst dadurch geworden, daß wir an seinen Wassern, Deime und Pregel weisen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm zwei Wege in das große östliche Meer, den Vormarsch der Russen aufhielten. Und so wird sie uns für immer als eine besonders unserer Liebe empfohlene Stadt in Erinnerung bleiben.

Es war an einem Augustmorgen um 3 Uhr. Die Sonne steckte noch tief in den weißgrauen Nebeln, die aus den Wiesen unter den großen strategischen Brücken der Flüsse und Sumpfniederungen wie aus einem Riesenkessel hervorbrodelten.

Drei Regimenter Infanterie, Artillerie und Kavallerie, Maschinengewehre kamen wir aus einem Riesenforst, schlaftrunken im wahrsten Sinne des Wortes. Einer fatalen Umgehung entronnen, mit der leisen Gewißheit, am Rande des Waldes von russischen Armeekorps mit Schrapnells und Gewehrfeuer zugedeckt zu werden, mit der Absicht, unser Leben so teuer als möglich zu verkaufen, standen wir nun unversehens mit dem neuen grauweißen Tag jenseits eines Gewirrs von Gräben, Brücken, Wiesen und weiten Flußtälern, die uns die erdrückendste Uebermacht getrost erwarten ließen, standen wir im Dämmer eines kalten Morgens gleich darauf, eine Kompagnie, auf jenem vom Fluß, Häusern und dem Wasserbassin eingefriedeten quadratischen Hafenplatz von Tapiau.

Lovis Corinth, Grablegung (in Tapiau verbrannt)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Großzügige Tapiauer, die uns den 50 Kilometernachtmarsch von den hohlen erdfahlen Gesichtern absahen, reichten warme Semmeln und entkorkten Weinflaschen, zweihundertfünfzig Mann aus dem Taumel einer Ueberanstrengung zu reißen, wie sie nur Homer seinen Helden zuzutrauen vermöchte.

Auf blankem Pflaster, auf kargen steinernen Stufen, an Häusermauern saßen wir, wohin ganz langsam, ganz nachdrücklich feiner brauner Dampf aus dem Wasser unter uns aufstieg.

Noch ist die Stadt nicht recht aufgewacht und doch zittert auch sie unter dem Gedanken der russischen Annäherung. Man hat zuviel von ihren Grausamkeiten gehört. So ging es uns seit drei Tagen, wo wir hinkamen, waren die Bewohner beim Flüchten. Auf den Dörfern bedeutete das das Aufladen der ganzen Habe, von den Betten bis zur Goldtruhe, Heu und Hafer für die Pferde, auf Leiterwagen. Kein Eisenbahnstrang, keine Art von Möbelwagen bot sich dieser Eile. Der reiche Bauer, wenn er in einer Kalesche aus den Glanzzeiten der „Gartenlaube" hinter seinen Habseligkeiten herfuhr, hatte auch nur den gleichen Schafspelz gegen die kalten Nächte, wie der ärmere, der sich selbst samt seiner Familie auf der Höhe dickplustriger Federbetten auf dem Leiterwagen mit verstaute.

Anders in den Städten, wo ein Umzug oder das Abschließen der Wohnung nicht etwas so Undenkbares ist wie auf dem Lande. Auch in Tapiau war mitgeteilt worden, daß eine Kanonade der Stadt sehr wahrscheinlich sei, und wann für die Einwohner der letzte Zug ins Land abgehe. Als wir uns nun anschickten, in die Betten der Tapiauer einzufallen, da wir derart seit acht Tagen nicht gesehen, waren viele von den Einwohnern drauf und dran, mit einem Köfferchen oder Karton ihr Haus zu verlassen.

„Bleiben Sie nur!" sagte ein ziemlich resolutes kleines älteres Fräulein zu mir, „ich laß Ihnen den Schlüssel zu meiner Wohnung hier, und Sie legen ihn später oben auf den Gasmesser im Hausflur!" Sie zog gerade einem alten schwerfälligen Herrn den Mantel an. Es war Vater und Tochter, die ihre kleine gemütliche Wohnung mit der Holzbank vorm Fenster verließen, nach Berlin zu Verwandten zu gehen. „Ich hab' alles offen gelassen," setzte sie hinzu, „damit mir die Kosaken nicht unnütz die Spindenschlösser zerbrechen." „Und wenn Sie nach Berlin kommen," antwortete ich, „gehen Sie doch bitte da und da hin, zu sagen, daß ich noch lebe und mich heute sogar in Ihrem Bett tüchtig ausschlafen werde, wenn sie uns noch so viel Zeit lassen. Seit zehn Tagen war keine Möglichkeit, Nachricht von sich zu geben." So wurden wir wildfremde Menschen, in dem Gefühl, einem Volke anzugehören, eine Sprache zu reden, wie Bruder und Schwester. Was mein ist, ist dein. Und darum werde ich dich auch nie vergessen, mein Tapiau, wo ich seit zehn Tagen das erste Mal ein liebes niedriges Dach über meinem Schlaf sah. In einem Bett, das noch warm war von dem alten, ruhigen, schlagflüssigen Herrn mit dem langen grauschwarzen Bart, der zu allem, was seine Tochter sagte und tat, nur liebe, große, dankbare Augen machte und hin und wieder mit dem Kopf nickte. Oder war es das Nerven-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heinrich Wolff

zucken eines Greises? Gegen alle Kulturgesetze habe ich in seinem Bett gleich darauf bis in den hellen Vormittag hineingeschlafen wie nie zuvor.

Gegen Mittag ging ich aus meinem Hafenviertel, in dem allerdings zurzeit die Schiffe fehlten, hinauf in die Stadt. Nun hieß es für die Kompagnie sorgen. Seit zwei Tagen hatten wir keine Zeit zum Abkochen gefunden. Da war dann die eiserne Ration aufgezehrt, eine wunderbare Büchse Fleischkonserven und Zwieback, wie ihn sich der Kränkeste nicht leichter und nahrhafter denken kann. Küchen waren in jedem Hause und standen uns auch zur Verfügung. Einige mutige Einwohner, die das Ihre nicht verlassen wollten, hatten auch gleich am frühen Morgen für ihre Einquartierung geschlachtet. Aber die meisten von uns lagen doch, wie ich, in einer verlassenen Wohnung. Hier, hieß es, und dort sei vielleicht noch ein Schwein oder ein Kalb zu kaufen. Aber jedesmal, wenn ich hinkam, war es bereits von einer anderen Kompagnie requiriert. Nun wurden regelrecht Patrouillen ausgesandt nach Fleisch.

Dieselben Soldaten, die heute mit dem Morgengrauen wie ein Geisterheer über die Pregelbrücken gekommen, waren jetzt in den Höfen und Straßen, beim Schlachten, Abkochen und Ausschauen nach Kriegsneuig-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keiten, sehr leibhaftig und eifrig, die Ruhepause für ihr leibliches Wohl auszunutzen. Selbst ist der Mann, und aus all diesen großstädtischen Handwerkern, Technikern, Kaufleuten, Zahnärzten, Schaffnern, Studenten, Künstlern, Handlangern, ja, Straßeneckenstehern — wir hatten einen berüchtigten aus Prenzlau darunter — war im Umsehen ein Jäger- und Nomadenvolk geworden. Das ganze sehr viereckige holprige Auf und Nieder von Tapiau war von einem Lagerleben erfüllt, nach diesen vier Wochen Krieg, wie man es echter nach einem dreißigjährigen nicht erwarten kann. In Kochgeschirren wurden Reichtümer ausgetauscht, Kaffeebohnen gegen Erdbeeren, Salz gegen Brot. Vorsichtig wurden langhalsige Flaschen unter der Litevka an Vorgesetzten vorbeigetragen. Man tuschelte sich zu, wo es den letzten Tropfen hier gab. Auch Einladungen ergingen von reichlich lauten Berlinern zu sehr splendiden Quartierwirten. „Au, Mensch, wir haben's gut." Für diesen einen Tag war Tapiau drei Regimentern eine unerschöpfliche Quelle des Wohlbehagens, unter der Devise: „Wer weiß, in welchem Schützengraben wir heute Nacht noch liegen."

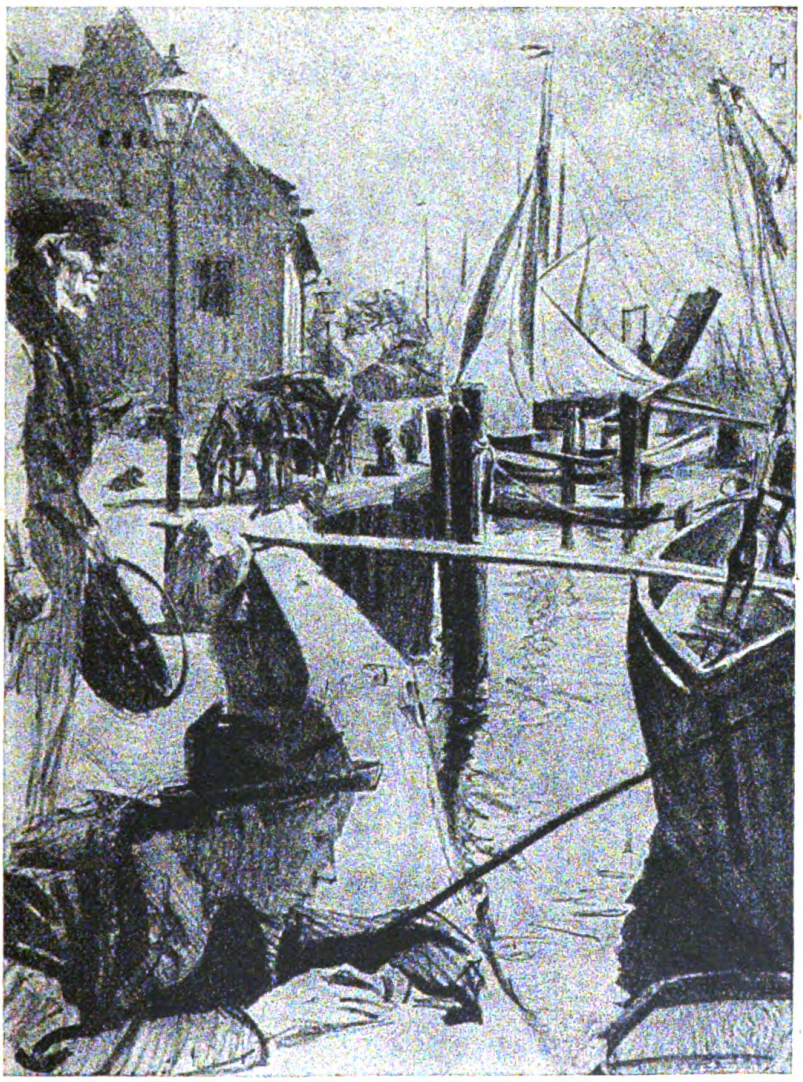
So fanden wir denn auch noch zuletzt einen Schlächterladen mit einem gestern geschlachteten Kalb. Ein Zettel wurde zurückgelassen, an welche Kompagnie, Regiment, der Herr Masurek, wenn er wiederkommt, Anspruch auf Bezahlung für ein Kalb hat, das in seinem Laden ohne uns wohl madig geworden wäre. Unter dreißig Soldaten ist immer einer, der als Koch, Landwirt oder Schlächter mit Schlächterbeil und Messer umzugehen weiß, und den die Hoffnung auf ein besonders gutes Stück für sein Kochgeschirr immer zur Hand hält, wenn es heißt: es ist Fleisch an die Kompagnie zu verteilen.

Zwei Stunden später saßen die Unseren wie behäbige Hausväter vor den Türen ihrer Quartiere. Man sah ihnen an, sie hatten gut und viel gegessen, und der Oberst konnte sich wieder auf uns verlassen.

Und als ob sich das alles programmäßig abgespielt hätte; schon meldeten sich die Ordonnanzen von den verschiedenen Stäben, Bataillonsstab, Regimentsstab, Brigadestab: dann und dann Befehlsempfang. Es war natürlich alles in der Nähe des Marktes in den Häusern der Honoratioren von Tapiau. In einem Kaufmannsladen, im Hotel „Deutsches Haus", beim Herrn Apotheker. — Vor Konsolen, Schränken und Servanten mit unzähligen Nippes von dem keifenden Neger bis zur Bisquitpuppe „das Geheimnis" zwischen den gedienten Familienmitgliedern im Bilde, saßen große ernste Männer in langen Stiefeln mit klappernden Sporen und Uniformen, vom General bis zum Oberleutnant; standen in strammer Haltung wie Wanddekorationen die Herren Feldwebel mit den Befehlsbüchern. Regiment so und so besetzt usw. Regiment so und so unter dem Kommando usw. Und dann im Regimentsbureau 1. Bataillon sichert den Abschnitt von — bis —; 2. Bataillon usw. Und dann im Bataillonsbureau. Die erste Kompagnie usw. Abmarsch heute Nacht um 1 Uhr. Und das wurde alles „prompt ausgeführt", wie Wehrmann Muschall aus Schwedt bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zu sagen pflegte. Wir haben bei Nacht Tapiau verlassen, in dem wir zuvor einen langen, langen schönen Tag verlebten, und wieder auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freiem Feld über dem Pregel und der Deime bis hinauf an die Ostküste nach Labiau Schützengräben ausgehoben, und uns russische Schrapnells um die Ohren sausen lassen fünf Tage lang. Haben wieder in diesen Schützengräben geschlafen, wer schlafen durfte und nicht hinunter mußte, Patrouille am Fluß entlang. Wo es ging, über den Fluß hinüber mit „Freiwillige vor". So wurden 50 Kilometer Flußlauf und Flußtal von brandenburgischen Landwehrleuten zum Schutz von Königsberg bewacht, daß kein Kosak und kein Muschik sich bis zu uns ins Tal wagte. Nur ihre Kanonenkugeln sandten sie uns in die Suppe fünf Tage lang. Wir haben gekocht und gegessen und geschlafen, trotzdem, und Skat im Schützengraben



Heinrich Wolff

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gespielt, oder Briefe nach Hause geschrieben, bei Tag. Wenige Augen genügten bei Tag: aber des Nachts, da waren wir fast alle auf den Beinen. Nach fünf Tagen, als sie noch immer nicht kamen in eigener Person, haben wir sie angegriffen. Nun war es bald mit ihrer Herrlichkeit in Ostpreußen vorbei. Wir von vorn, und hinten in ihrem Rücken marschierte der Hindenburg.

Bei alledem muß ich am meisten an Tapiau denken, das gerade vorn an der Spitze unserer rechtwinkligen Stellung lag, und wie ein Drachenkopf am Schiffbug hinaussah in das feindliche Element. Ich weiß nicht, was alles an Truppen dort geblieben, als wir auszogen; sicher der Kommandant der Pregel-Deime-Linie mit seinem Stab, der uns aus dem Postamt noch weiter seine Befehle telephonieren ließ. Bis in die Fenster des dort amtierenden Telephonfräuleins eine russische Granate geflogen kam und unser Anruf unerwidert blieb. Aber wozu waren die Ulanen da? Jedenfalls sind die Russen selbst nie nach Tapiau hereingekommen, und das gibt einem eine stolze Beruhigung. Zerschossen ist es dafür tüchtig worden. Und darum würde ich um alles in der Welt gern jetzt dort sein, um zu sehen, ob das Häuschen meiner lieben alten Jungfer noch steht und das Bett, in dem ich geschlafen. Ich würde es eingehend den beiden Leuten nach Berlin telegraphieren, die sich gewiß darum bangen, ob das Klavier noch an seinem Fleck steht und der große Nähtisch im Hinterzimmer. Aus allem, was man mir erzählt, kann ich wirklich nicht klug werden, ob es dieses oder ein anderes Viertel von Tapiau ist, das am meisten gelitten. Das Kirchlein aber soll ein großes Loch bekommen haben, nicht so die Kreuzigung von Corinth. Dafür ist ein anderer Corinth mit dem Rathaus verbrannt.

Eine Geschichte aber von Tapiau geht hier noch um, die ich zuletzt erzähle, weil ich weiß, daß alle Tapiauer so handeln würden, wie ihre Heldinnen. Und wieder ist mir, als läge in dem Namen dieser kleinen Stadt etwas wie Riesengüte. Im Tapiauer Krankenhaus, heißt es, waren schließlich nur noch zwei Krankenschwestern mit sechs Verwundeten. Die Fensterscheiben waren längst zerklirrt und gebrannt hatte es im Hause auch schon. Niemand brachte ihnen Essen und Verbandstoff. — Da wurde es wieder dunkel und der Aufenthalt gar zu unheimlich und ungesund für Schwerverwundete. Alles, was die Schwestern auftreiben konnten, war ein großer Handwagen. Und da sie auf keinen Fall ihre Kranken im Stich lassen wollten, haben sie sie alle sechs auf den Wagen gepackt und haben sie über das holprige Pflaster von Tapiau auf die Straße nach Königsberg gezogen, viele, viele Kilometer, bis sie von unseren rückwärtigen Truppen mit Hurra aufgenommen und abgelöst wurden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ostpreußisches Lesebuch.

Simon Dach. Geb. am 29. Juli 1605: gest. zu Königsberg am 15. April 1695.

Todesfreudigkeit.

Laß sterben, was bald sterben kann!
Die Welt ist so beschaffen,
Daß dem erst wohl ist um und an,
Der selig eingeschlafen.
Was wohnen hie für Plagen nicht,
Die uns doch auch aus diesem Licht
Nach vielem Leid erst raffen.

Wir gehen alle diesen Gang.
Ein Dampf nur wirft uns nieder,
Und machet uns wohl sterbekrank,
Entfleischet alle Glieder:
Dann nimmt nach großer Angst und Pein
Der Tod uns sämtlich zu sich ein,
Und schicket keinen wieder.

Weil ich nun dieses richtig weiß,
Was hab' ich dessen Frommen,
Ob ich ein Kind, ob ich ein Greis
Von hie werd' hingenommen?
Wer zeitig stirbt, hat minder Not,
Kann vielem Unfall durch den Tod
Fein aus dem Wege kommen.

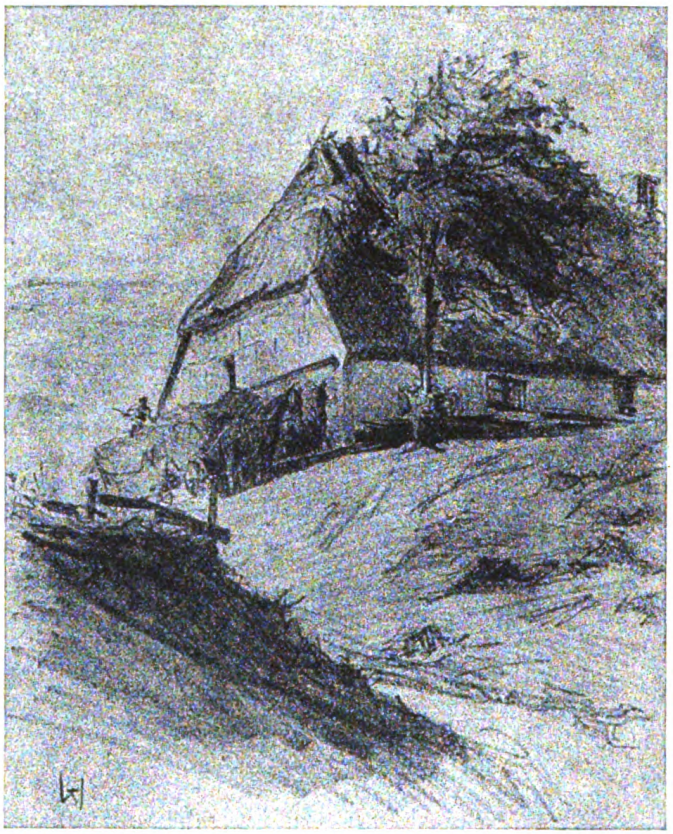
Sein unbeflecktes Unschuldkleid
Wird dort ihn hoch erheben,
Und auch für vielen Alten weit
Des Vorzugs Preis ihm geben;
Der heil'gen Engel weiße Schaar,
Die hie stets sein Geleitsvolk war,
Wird dort auch um ihn schweben.

Laßt sterben, was bald sterben kann!
Gott läßt geboren werden,
Gebeut nicht minder auch wenn man
Soll scheiden von der Erden.
Wer klug ist, gibt ihm Ehr' und Preis,
Und sieht, daß er zu folgen weiß,
Mit freudigen Geberden.

Immanuel Kant. Geb. am 22. April 1724; gest. am 12. Februar 1804. Aus: Kritik der praktischen Vernunft.

Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Heinrich Wolff

welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich im Geheim ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen, die unnachlaßliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

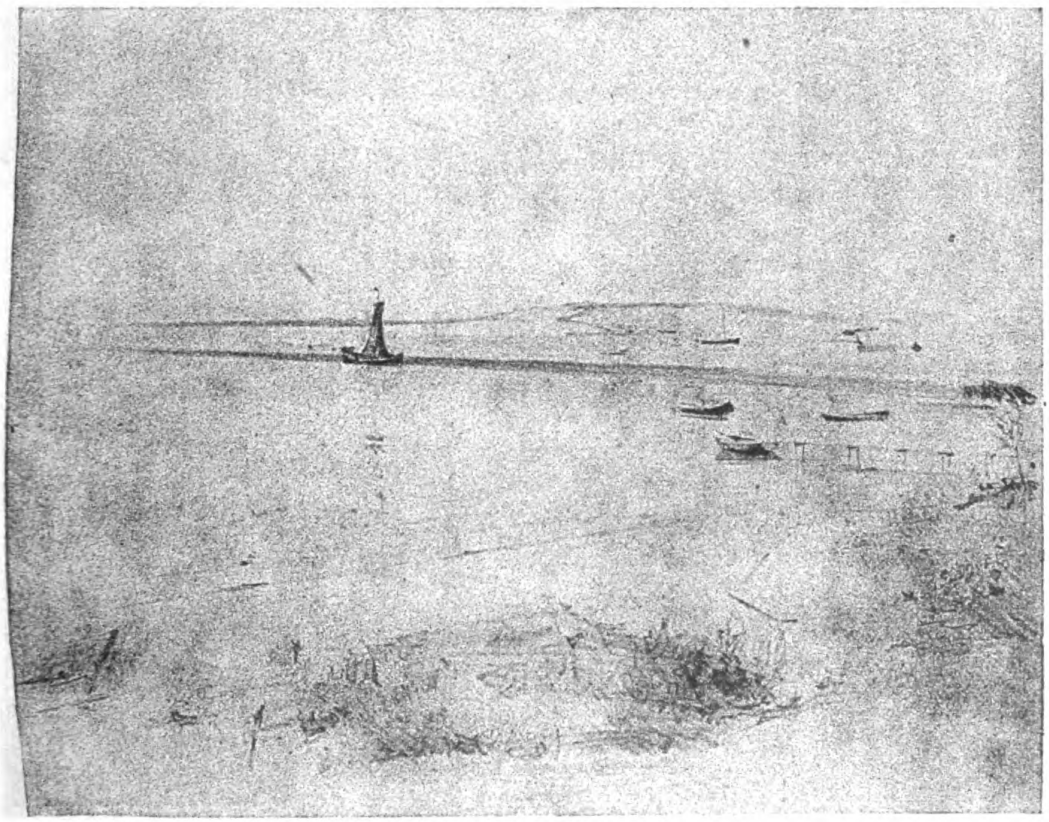
Die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuß zu schaffen; sie hat ihr eigentümliches Gesetz, auch ihr eigentümliches Gericht, und wenn man auch beide noch so sehr zusammenschütteln wollte, um sie vermischt, gleichsam als Arzneimittel, der kranken Seele zuzureichen, so scheiden sie sich doch alsbald von selbst, und, tun sie es nicht, so wirkt das erste gar nicht, wenn aber auch das physische Leben hierbei einige Kraft gewönne, so würde doch das moralische ohne Rettung dahin schwinden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Joh. Georg Hamann. Geb. am 27. August 1730 zu Königsberg; gest. 1788 zu Münster.

Unser eigen Dasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden. Was ist gewisser als des Menschen Ende, und von welcher Wahrheit gibt es eine allgemeinere und bewährtere Erkenntnis? Niemand ist gleichwohl so klug, solche zu glauben, als der, wie Moses zu verstehen gibt, von Gott selbst gelehrt wird zu bedenken, daß er sterben müsse. Was man glaubt, hat daher nicht nötig bewiesen zu werden, und ein Satz kann noch so unumstößlich bewiesen sein, ohne deswegen geglaubt zu werden.

Es gibt Beweise von Wahrheiten, die so wenig taugen, als die Anwendung, die man von den Wahrheiten selbst machen kann; ja, man kann den Beweis eines Satzes glauben, ohne dem Satz selbst Beifall zu geben . . . Der Glaube ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinen Angriff derselben unterliegen; weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht als Schmecken und Sehen.



Heinrich Wolff

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist eine Mode des jetzigen Zeitalters, über den Handel so philosophisch und mathematisch zu denken als Newton über die Erscheinungen der Natur und Fontenelle über die Wirbel des Descartes. Einzelne Menschen und ganze Gesellschaften und Geschlechter derselben sind gleichem Wahn unterworfen. In der Fabel vom Hute lesen wir die treue Geschichte unserer Erkenntnis und unseres Glücks. Ägypten, Karthago und Rom sind untergegangen. Der Eroberungsgeist hat seinen Zeitlauf gehabt; die im Finstern schleichende Pestilenz des Machiavell hat sich selbst verraten; wie weit die heutige Staatskunst durch die Grundsätze der Wirtschaft und die Rechnungen der Finanzen kommen werde, wird die Zeit lehren. Die beste Kunst zu regieren, gründet sich, wie die Beredsamkeit, auf die Sittenlehre. Alle Entwürfe hingegen der Herrschsucht entspringen aus einer Lüsternheit nach verbotenen Früchten, die den Samen des Untergangs mit sich führen.

Laß dir doch, mein liebes Kind, das evangelische Gesetz der Sparsamkeit im Reden und Schreiben empfohlen sein. Rechenschaft von jedem unnützen müßigen Wort und — Oekonomie des Stils. In diesen beiden mystischen Worten liegt die ganze Kunst zu denken und zu leben. Alles, was Demosthenes sich in der dreimaligen Wiederholung eines einzigen Kunstwortes dachte, das sind die beiden Wörter Oekonomie und Stil für mich.

Ein litauisches Lied. Aus: Stimmen der Völker in Liedern von Joh. Gottfried Herder. Geb. am 26. August 1744 zu Mohrungen; gest. am 18. Dezember 1803 zu Weimar.

Abschiedslied eines Mädchens.

Dort im Garten blühten Majorane,
Hier im Garten blühten Thymiane,
Und wo unser Schwesterchen sich lehnte,
Da die allerbesten Blümlein blühten.

Warum liegst du hingelehnt, mein Mädchen?
Warum hingelehnt, mein junges Mädchen?
Ist nicht Jugend noch dein liebes Leben?
Und noch leicht und frisch dein junges Herzchen?

Ist gleich Jugend noch mein liebes Leben,
Und noch frisch und leicht mein junges Herzchen,
Dennoch fühl' ich junges Mädchen Schmerzen,
Heute geht zu Ende meine Jugend.

Durch die grüne Hofflur geht das Mädchen,
Ihren Brautkranz in den weißen Händchen.
O mein Kränzel! o mein schwarzes Kränzel,
Weit von hinnen wirst du mit mir gehen!

Lebe wohl nun, Mutter, liebe Mutter!
Lebe wohl nun, Vater, lieber Vater!
Lebt wohl, liebe Brüder!
Lebt wohl, liebe Schwestern!

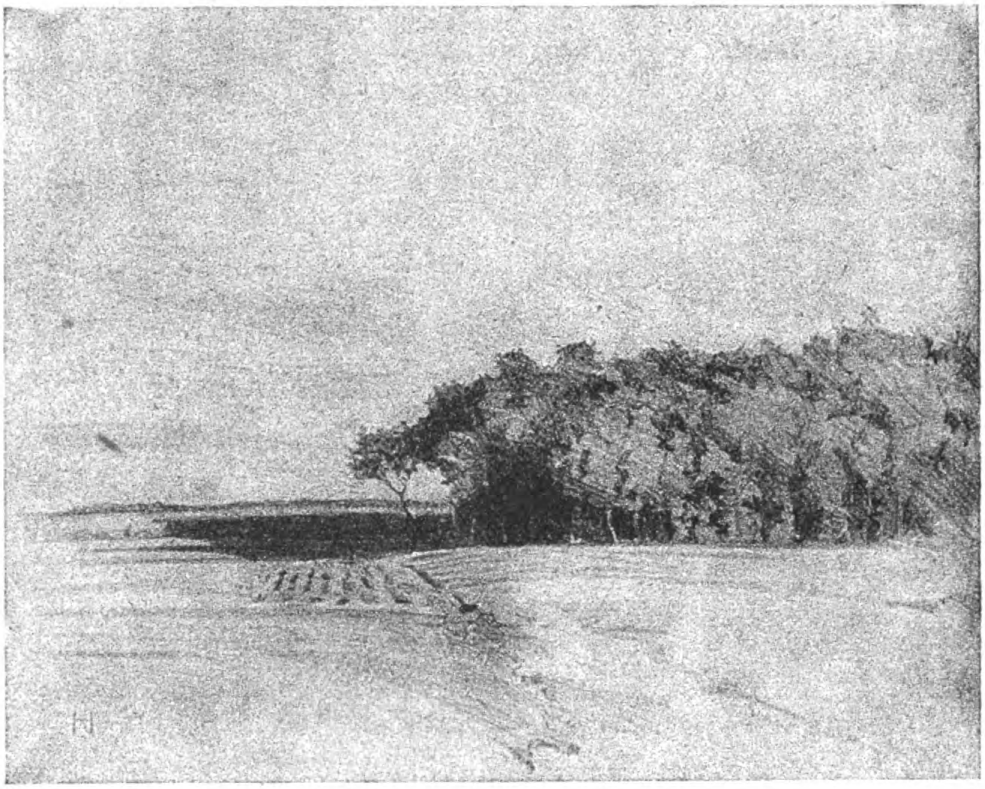
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heinrich Wolff

E. T. A. Hoffmann. Geb. am 24. Januar 1776 zu Königsberg; gest. am 24. Juli 1822 zu Berlin. Aus der Novelle „Das Majorat".

Dem Gestade der Ostsee unfern liegt das Stammschloß der Freiherrlich von R . . schen Familie, R . . sitten genannt. Die Gegend ist rauh und öde, kaum entsprießt hin und wieder ein Grashalm dem bodenlosen Triebsande, und statt des Gartens, wie er sonst das Herrenhaus zu zieren pflegt, schließt sich an die nackten Mauern nach der Landseite hin ein dürftiger Föhrenwald, dessen ewige, düstre Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verschmäht, und in dem, statt des fröhlichen Jauchzens der zu neuer Lust erwachten Vögelein nur das schaurige Gekrächze der Raben, das schwirrende Kreischen der sturmverkündenden Möven widerhallt. Eine Viertelstunde davon ändert sich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberschlag ist man in blühende Felder, üppige Äcker und Wiesen versetzt. Man erblickt das große, reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhause des Wirtschaftsinspektors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbusches sind die Fundamente eines großen Schlosses sichtbar, das einer der vormaligen Besitzer aufzubauen im Sinne hatte. Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Kurland hausend, ließen den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum seinen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Heinrich Wolff

Wohnsitz auf dem Stammgute nahm, mochte nicht weiter bauen, da seinem finstern, menschenscheuen Wesen der Aufenthalt in dem alten, einsam liegenden Schlosse zusagte. Er ließ das verfallene Gebäude, so gut es gehen wollte, herstellen, und sperrte sich darin ein, mit einem grämlichen Hausverwalter und geringer Dienerschaft. Nur selten sah man ihn im Dorfe, dagegen ging und ritt er oft am Meeresstrande hin und her, und man wollte aus der Ferne bemerkt haben, wie er in die Wellen hineinsprach und dem Brausen und Zischen der Brandung zuhorchte, als vernehme er die antwortende Stimme des Meergeistes. Auf der höchsten Spitze des Wartturms hatte er ein Kabinett einrichten und mit Fernröhren — mit einem vollständigen astronomischen Apparat versehen lassen; da beobachtete er Tages, nach dem Meer hinausschauend, die Schiffe, die oft gleich weißbeschwingten Meervögeln am fernen Horizont vorüberflogen. Sternenhelle Nächte brachte er hin mit astronomischer, oder, wie man wissen wollte, mit astrologischer Arbeit, worin ihm der alte Hausverwalter beistand. Überhaupt ging zu seinen Lebzeiten die Sage, daß er geheimer Wissenschaft, der sogenannten schwarzen Kunst, ergeben sei, ...

Da saßen nun beide beim hellodernden Kaminfeuer an dem großen Tische, V. mit der Feder in der Hand, die Summen notierend und den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reichtum des Majoratsherrn berechnend, dieser mit aufgestemmtem Arm hineinblinzelnd in die aufgeschlagenen Rechnungsbücher, in die gewichtigen Dokumente. Keiner vernahm das dumpfe Brausen der See, das Angstgeschrei der Möven, die das Unwetter verkündend im Hin- und Herflattern an die Fensterscheiben schlugen, keiner achtete des Sturms, der um Mitternacht heraufgekommen in wildem Tosen das Schloß durchsauste, so daß alle Unkenstimmen in den Kaminen, in den engen Gängen erwachten und widerlich durcheinander pfiffen und heulten. Als endlich nach einem Windstoß, vor dem der ganze Bau erdröhnte, plötzlich der ganze Saal im düstern Feuer des Vollmonds stand, rief V.: „Ein böses Wetter!" — Der Freiherr, ganz vertieft in die Aussicht des Reichtums, der ihm zugefallen, erwiderte gleichgültig, indem er mit zufriedenem Lächeln ein Blatt des Einnahmebuchs umschlug: „In der Tat, sehr stürmisch." Aber wie fuhr er von der eisigen Faust des Schreckens berührt in die Höhe, als die Tür des Saals aufsprang und eine bleiche, gespenstische Gestalt sichtbar wurde, die, den Tod im Antlitz, hineinschritt. Daniel, den V. sowie jedermann in tiefer Krankheit ohnmächtig daliegend, nicht für fähig hielt, ein Glied zu rühren, war es, der, abermals von der Mondsucht befallen, seine nächtliche Wanderung begonnen. Lautlos starrte der Freiherr den Alten an, als dieser nun aber unter angstvollen Seufzern der Todesqual an der Wand kratzte, da faßte den

Bischoff-Culm

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freiherrn tiefes Entsetzen. Bleich im Gesicht wie der Tod, mit emporgesträubtem Haar sprang er auf, schritt in bedrohlicher Stellung zu auf den Alten und rief mit starker Stimme, daß der Saal erdröhnte: „Daniel! — Daniel! — was machst du hier zu dieser Stunde!" Da stieß der Alte jenes grauenvolle heulende Gewimmer aus, gleich dem Todeslaut des getroffenen Tiers, wie damals, als ihm Wolfgang Gold für seine Treue bot, und sank zusammen. V. rief die Bedienten herbei, man hob den Alten auf, alle Versuche, ihn zu beleben, blieben vergebens. Da schrie der Freiherr wie außer sich: „Herr Gott! — Herr Gott! habe ich denn nicht gehört, daß Nachtwandler auf der Stelle des Todes sein können, wenn man sie beim Namen ruft? — Ich! — Ich Unglückseligster — ich habe den armen Greis erschlagen! — Zeit meines Lebens habe ich keine ruhige Stunde mehr!" — V., als die Bedienten den Leichnam fortgetragen und der Saal leer geworden, nahm den immerfort sich anklagenden Freiherrn bei der Hand, führte ihn in tiefem Schweigen vor die zugemauerte Tür und sprach: „Der hier tot zu Ihren Füßen niedersank, Freiherr Roderich, war der verruchte Mörder Ihres Vaters!" — Als säh' er Geister der Hölle, starrte der Freiherr den V. an. Dieser fuhr fort: „Es ist nun wohl an der Zeit, Ihnen das gräßliche Geheimnis zu enthüllen, das auf diesem Unhold lastete und ihn, den Fluchbeladenen, in den Stunden des Schlafs umhertrieb. Die ewige Macht ließ den Sohn Rache nehmen an dem Mörder des Vaters. — Die Worte, die Sie dem entsetzlichen Nachtwandler in die Ohren donnerten, waren die letzten, die Ihr unglücklicher Vater sprach!" —

Aus dem bei Otto Janke, Berlin erschienenen „Buch der Kindheit" von Bogumil Goltz, der zwar nicht in Ostpreußen geboren wurde, der aber die Königsberger Seele kannte und liebte.

Es ist der Professor Lehmann, der zu seiner Zeit um seine Schule hochverdiente, allgemein bekannte und allgemein beliebte Direktor des Kneiphöfischen Gymnasiums, dem ich diese wenigen Zeilen widme; denn auch ich war sein Schüler, und wünsche heute noch, ich hätte lauter Lehrer, Erzieher und väterliche Freunde gehabt wie ihn, so mild, so leutselig, so herzlich spaßig, und zugleich so kräftig, sittlich ernst war sein Regiment, seine Lebens- und Umgangsweise mit Kindern, und so verkehrte er mit jedermann, immer gleich fern von falschem Liberalismus wie von Pedanterie.

Er war ein durchaus stattlicher, ein fast herkulisch gebauter Mann, mit stark modellierten Gesichtszügen, alles an ihm ein Herz, ein Nerv und lebendiger Puls, eine springende Muskel und sittliche Energie, zumal in jedem Augenblick, wo es Begeisterung und Indignation, und wenn es eine Willenskraft galt, eine Tat und einen raschen Entschluß.

Wer den Mann in solchen Momenten sah, mußte unwillkürlich an einen der mittelalterlichen Heroen und Kraftmenschen denken, die uns aus den alten Ritterbildern und Historien so tapfer und wacker entgegentreten wie ihre Eisenrüstung und ihr Schwert.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war ein Originalmensch in seiner äußeren Erscheinung und Lebensart, gleichwie seinem inneren Wesen nach; aber ein Original im schönsten und liebenswürdigsten Sinn, so wie es der Genius ist. Ein Selbstdenker, ein unabhängiger Charakter war der Mann, weich und fest zugleich, wie schwedisches Eisen, so gutartig und lenksam im Herzen wie beharrlich und selbstgewiß in seinen Grundsätzen von Recht und von Pflicht, hehr und heilig in seinem Glauben, getreu in seinem Lieben, ein Mann von all der unverwüstlichen Laune und Lebenskraft, die allein einem unversehrten Gewissen und einem kindlichen Sinne entquillt; und doch zugleich ein so tiefsinnig allen Mysterien des Lebens, der Religion und Theosophie hingegebener Mann. Er und sein eben so originaler Freund und Kollege Mangelsdorf galten zu ihrer Zeit als ein Paar Normalmenschen, als Leute vom echten Korn und Schrot. Und sie waren in der Tat, wofür man sie hielt; biederherzig, werktüchtig, ehrenfest, gewissenhaft, gescheit und wahrhaftig in jeder Faser. Meinen unvergeßlichen Lehrer schmückte aber noch überdies die allerhöchste und seltenste Eigenschaft, die ein Mensch haben kann, er war

Simon Dach

seinem natürlichen Drang zufolge ein auf das Übernatürliche stets hingewendeter, er war ein von Grund der Seele religiöser, er war ein in jedweder Vorstellung, Empfindung und Ausdrucksweise vom Hehren und Heiligen getragener und durchbebter Geist.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesicht, Gestalt, Gang, Haltung und Ton der Stimme, Gebärdenspiel und alles übte auf mich einen Reiz. Ich konnte mich nicht satt genug sehen, was der Mann für Augen und für buschige Augenbrauen, was für Gesichtszüge, Muskeln, Schultern und Gliedmaßen er hatte. Vor seinen Waden aber blieb mir ordentlich der Verstand stehen. Eine jegliche dieser Waden füllte gewissenhaft eine Stiefelschechte aus, und in jeder von diesen damals über der Hose getragenen Schechten hatten komfortabel ein viertel Dutzend moderner, auf preußisch sogenannter Heisterwaden Platz. Wenn der Mann im Zimmer einherschritt, so war mir's immer, als wenn der Fußboden unter ihm entweichen sollte, und wenn er mit gespreizten Beinen wie auf Säulen da stand, so ersah ich in ihm ordentlich einen kommandierenden Halbgott oder General, kurz, er war mein Mann von der ersten Bekanntschaft an.

Ernst Wichert. Geb. am 11. März 1831 zu Insterburg; gest. am 21. Januar 1902 zu Berlin. Aus den bei Carl Reißner, Dresden erschienenen „Litauischen Geschichten".

In diesem Jahre hatte der Schaktarp, so lange er auf sich warten ließ, doch jeden überrascht. Man meinte, der späte Frost, der eine Eisdecke über die andere gelegt hatte, werde eine Weile anhalten. Am Abende war man noch tief im Winter, und am Morgen darauf rieselten die Bächlein von allen Dächern, trat der Fuß in unergründliche Pfützen von Schneewasser. Das gespenstische Ungeheuer schien diesmal mit rasender Eile einholen zu wollen, was es so lange versäumt. Bei völliger Windstille und lauwarmer Luft verdichtete sich der Nebel schon am dritten Tage so stark, daß man nicht mehr die Hand vor Augen sehen konnte. Else brannte bei ihrer Arbeit eine Lampe. Jurgeitis, der nicht einmal bis zur Schenke am Moore gelangen konnte, um seine Flasche neu zu füllen, schien von allerhand spukhaften Gestalten verfolgt zu werden. Unruhig griff er dies und das an, sprach mit sich selbst, weinte und lachte, sang geistliche Lieder und las aus der litauischen Bibel laut vor. „Herr, hilf!" rief er oft dazwischen.

Plötzlich ein neuer, überraschender Witterungswechsel.

Der eben noch bleischwer lastende Nebel kam in eine wogende Bewegung, als ob er von oben her stoßweise niedergedrückt würde, auswiche und wieder zurückströmte. Wenige Minuten darauf heulte der Sturm über die weite Fläche hin, die kahlen Bäume beugend und die Strohdächer zausend. Die Luft kühlte sich im Moment ab; die Dunstmasse erstarrte zu feinen Eisspitzen und prasselnden Hagelkörnern. Das offene Wasser über den Wiesen und Äckern schlug Wellen, wie ein breiter See; mit donnerartigem Krachen borst die Eisdecke auf dem Flusse, wie von einem riesigen Nacken gehoben. Durch die Spalten quoll die strömende Flut und riß sie weiter auf: das Grundeis drückte dagegen, nahm die losgelösten Schollen auf seinen Rücken und stemmte mit verstärkter Wucht gegen die noch widerstandskräftige Mauer. Endlich, nach stundenlangem Kampfe, hatte die mächtige Strömung sich mitten im Flusse eine Rinne geöffnet. Vom Sturm aufgehalten, ergoß er sich zu beiden Seiten über die Eisfelder und weithin über das mit Schollen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedeckte Land. Zurückgeschwemmt und von rechts und links übereinandergeschoben, stopften sie schnell wieder die schmale Wasserstraße. Nur kurze Zeit. Dann krachte, knackte, prasselte, knallte es von neuem. Nun war die ganze Eisschicht an den Rändern gelöst, schnellte einen Fuß hoch auf, zersplitterte und wälzte sich mit den Wogen vorwärts.

Else blickte durch das Fenster, das grauenhafte Naturschauspiel mit ängstlicher Spannung beobachtend.

Hinter ihr stand Jurgeitis, die Hand gegen den Pfosten gestützt, den Kopf vorgebeugt, unbeweglich auf einen bestimmten Punkt schrägüber am jenseitigen Ufer hinstarrend.

„Es ist gut, Vater," sagte Else, „daß wir unseren Kahn im Graben hinter dem Hause in Sicherheit gebracht haben. Dort treibt ein anderer zwischen den Eisschollen, — sie reißen ihn im Kreisel herum, — packen ihn wie mit Zangen, — zerdrücken ihn, — stoßen ihn hinunter, — sieh nur, sieh!"

Jurgeitis schien sie gar nicht zu hören. Er starrte mit fieberhafter Erwartung immer auf den Gegenstand drüben hin. „Nun, nun! Nein, noch nicht, — wieder vorbei! Ah, — das, das kann helfen, — ein Ruck, noch ein Ruck! Faßt ihn, packt ihn, hebt ihn, — noch ein Ruck! Hurra, — so war's gut! Hurra!"

Seine Brust keuchte, und der Fensterpfosten zitterte unter dem Drucke seiner Hand. Else wendete den Kopf nach ihm um. In diesem Augenblick aber bewegte sich drüben in der Ferne eine dunkle Masse. Da stand des Fischmeisters Haus .... Ohne Zweifel, es bewegte sich, schwankte, wurde von den ringsum gelagerten Eisschollen seitwärts geschoben.

„Vater, was ist das!" schrie sie auf. „Das Haus bricht zusammen, — barmherziger Gott! — das feste Haus!"

Er schlug eine helle Lache auf. „Das feste Haus, — ja, ja! Des Kapitäns Haus steht auf hölzernen Pfählen, — ha, ha, ha! — fußdick, fest eingerammt. Noch ein Ruck, — da, — bauz! Nieder mit dem Satan, nieder, nieder!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Haus senkte sich, aber nur wenig. Es schien auf den Eisschollen festzusitzen. Keine Minute lang. Dann hob es sich wieder mit diesen, schwankte wie ein Schiff, erhielt einen Stoß, einen Gegenstoß und drehte sich halb um sich selbst. Eben brach der Sturm von neuem los, legte sich mit voller Wucht dagegen, riß es mitsamt den Schollen vom Ufer ab und warf es mitten auf den Strom, mit dem es nun forttrieb. Es war eine wundersame Erscheinung, das Haus so heranschwimmen zu sehen, von den Eismassen getragen. Aber sie trugen nicht lange die überschwere Last. Eine Scholle nach der anderen bröckelte ab, der hintere Giebel senkte sich, dann der vordere; das Haus legte sich auf die Seite, richtete sich noch einmal auf, und nun, mitten im breiten Strome, geradeüber der Kate des Jurgeitis, sank es plötzlich in die sich rings aufbäumenden Schollen hinein, stieß krachend auf den Grund, wurde noch eine kurze Strecke geschleift und saß dann fest. Else hatte die Hände über die Augen gedeckt und den Kopf zwischen die Schultern gezogen. Als sie wieder aufblickte, stand das Haus bis über die Hälfte der Wände im Wasser. Die Wellen schlugen in die Fenster hinein. Mächtige Eisblöcke jagten unaufhörlich vorüber, stießen an, schoben sich dahinter zusammen, lösten sich wieder mit Gekrache und rissen große Stücke der Holzverkleidung mit sich fort.

Keine Stunde konnte dem Anscheine nach der erschütterte Bau dem wütenden Angriffe der sturmgepeitschten Wogen standhalten. Hatten die Bewohner sich rechtzeitig retten können? Aber wie hätten sie die Gefahr ahnen sollen? So schweren Eisgängen hat das Haus schon oft genug getrotzt. Und da öffnete sich auch oben im Giebel ein Fenster, — der Arm schien es gegen den Sturm nur mit Mühe halten zu können. Der Kopf des Kapitäns erschien. Schrie er etwas hinaus, so waren die Worte jedenfalls nicht verständlich. Nun winkte er mit einem Tuche, — der Wind riß es ihm aus der Hand. Von hinten her wurde ihm ein anderes gereicht. Er winkte und winkte, aber niemand schien es bemerken zu wollen. Ein Hagelschauer rasselte ihm entgegen; er mußte das Fenster schließen, wahrscheinlich waren ihm die Hände ganz erstarrt.

„Der Fischmeister muß schwimmen!“ schrie der Litauer. „Es hilft ihm nichts, er muß schwimmen! Aber ans Ufer kommt er nicht, — das Eis schlägt ihm den Hirnschädel ein, — er muß ersaufen wie ein Hund! Heisa, ersaufen!“

Hermann Sudermann. Geb. 30. September 1857 zu Heydekrug. Aus dem bei J. G. Cotta, Stuttgart erschienenen Roman „Frau Sorge“.

Es war an einem Vormittag in den letzten Tagen des August, als Paul, der mit Michel Raudszus zusammen auf dem Hofe arbeitete, die hohe Gestalt des Nachbarn über die Felder direkt auf den Heidehof zukommen sah.

Er erschrak, — das konnte unmöglich etwas Gutes bedeuten.

Herr Douglas reichte ihm freundlich die Hand, aber unter seinen eisgrauen, buschigen Brauen blitzte es unheilverheißend.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ist der Vater zu Hause?" fragte er, und seine Stimme klang gereizt und grollend.

„Er ist im Wohnzimmer," erwiderte Paul beklommen, „wenn Sie erlauben, begleit' ich Sie zu ihm."

Der Vater sprang beim Anblick des unerwarteten Gastes ein wenig verlegen von seinem Stuhle auf; aber er faßte sich sogleich, und in seinem bramarbasierenden Tone begann er: „Ah gut, daß Sie hier sind, Herr —, ich habe dringend mit Ihnen zu reden."

„Ich mit Ihnen nicht minder!" erwiderte Herr Douglas, sich mit seiner massigen Gestalt dicht vor ihm aufpflanzend. „Wie kommen Sie dazu, lieber Freund, meinen Namen zu mißbrauchen?"

„Ich — Ihren Namen — Herr — was erlauben — Paul, geh hinaus!"

„Mag er nur drin bleiben," erwiderte Douglas, sich nach Paul umwendend.

„Er soll aber hinaus, Herr!" schrie der Alte, „ich bin doch wohl noch Herr in meinem Hause, Herr?"

Paul verließ das Zimmer. . . .

Plötzlich wurden Türen geworfen — — eine Weile ward es still — unheimlich still — dann ertönte das Klirren einer Kette und der wutheisere Ruf des Vaters: „Sultan — — pack an!"

„Um Gottes willen, er hetzt den Hund auf ihn," schrie er und stürzte auf den Hof hinaus.

Er kam gerade noch zur Zeit, um zu sehen, wie Sultan, eine große, bissige Rüde, Douglas an den Nacken sprang, während der Vater mit einer hochgeschwungenen Peitsche hinterdrein rannte.

Michel Raudszus hatte die Hände in die Hosen gepflanzt und sah zu.

„Vater, was tust du?" schrie er, riß ihm die Peitsche aus der Hand und wollte dem Hunde nach, aber ehe er die Gruppe der Ringenden erreichen konnte, lag die Bestie, von der mächtigen Faust des Riesen erstickt, am Boden und streckte die Viere von sich.

Douglas rann das Blut an den Armen und am Rücken herunter. Sein Zorn schien ganz und gar verraucht. Er blieb stehen, wischte sich mit dem Taschentuche die Hände ab und sagte mit gutmütigem Lächeln:

„Das arme Vieh hat daran glauben müssen."

„Sie sind verwundet, Herr Douglas," rief Paul, die Hände faltend.

„Er hat mein Genick für 'ne Kalbskeule angesehn," sagte er. „Kommen Sie ein Endchen mit und helfen Sie mir mich abwaschen, damit meine Weiber sich nicht zu sehr erschrecken." . . . .

Der Alte tobte wie ein Wahnsinniger auf dem Hofe herum, warf Steine vor sich her, schwang einen Wagenschwengel in der Luft und stieß mit den Füßen nach rechts und nach links.

Als er Paul begegnete, wollte er ihn bei der Kehle fassen, aber in diesem Augenblicke stürzte mit gellendem Schrei die Mutter aus der Tür und warf sich dazwischen. Sie umklammerte Paul mit beiden Armen, sie wollte auch etwas sagen, aber die Angst vor ihrem Manne lähmte ihre Zunge. Nur ansehen konnte sie ihn.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Weibsgesindel," rief dieser, verächtlich die Achsel zuckend, und wandte sich ab, aber da er seine Wut an irgend jemandem auslassen mußte, so schritt er auf Michel Raudszus zu, der sich eben gemächlich zur Arbeit wandte.

„Du Hund, was gaffst du hier?" schrie er ihn an.

„Ich arbeit', Herr," erwiderte dieser und sah ihn unter den schwarzen Brauen hervor mit stechendem Blicke an.

„Was hält mich ab, du Hund, daß ich dich zu Brei zermalme?" schrie der Alte, ihm die Fäuste vor die Nase haltend.

Der Knecht duckte sich, und in diesem Augenblicke fuhren ihm beide Fäuste seines Herrn ins Gesicht. Er taumelte zurück — aus seinem finsteren Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen, — ohne einen Laut von sich zu geben, griff er nach einer Axt. — — — —

Agnes Miegel. Geb. am 9. März 1879 zu Königsberg. Aus den bei J. G. Cotta, Stuttgart erschienenen „Gedichten".

Mädchengebet.

Ich bitte dich, Herrgott, durch Christi Blut,
Bewahr' mir meinen lieben Liebsten gut!

Ich bitte dich, Herrgott, aus Herzensgrund,
Daß mich mein Liebster küßt auf meinen Mund!

Kniefällig bitt' ich dich, bei meiner Seligkeit,
Gib, daß er stirbt, wenn er ein' andre freit.

Aus: Karl Rosenkranz, Königsberger Skizzen (1842).

Das Journal ist eine jener Erfindungen, die man oft verwünscht und doch nicht entbehren kann. Man verachtet sie, man schimpft darauf, aber man duldet, man pflegt sie. Königsberg ist auf dem Wege, immer mehr Journale zu bekommen und, wenn dies ein Zeichen des Fortschritts sein kann, so muß man in der Tat an seine Progressivität glauben. Es existieren zuvörderst mehrere Journalvereine. In den hiesigen Konditoreien werden ferner alle irgend renommierten deutschen Journale gehalten, selbst Quartalhefte, wie die Cottasche Vierteljahrsschrift, die theologischen Studien und Kritiken von Umbreit und Ullmann, und wenn jetzt ein Primaner zum Konditor geht, so will er dort nicht Kuchen, Schokolade, Eis, Baisers naschen, behüte! — er will Journale lesen, vielleicht sogar das Gedicht, die Theaterkritik, die er selbst für das Wochenblatt geschrieben. Königsberg produziert nämlich selbst Journale. Die Zeitung reicht einmal für die Neugier und Mitteilungslust nicht aus; die Gesellschaft hat noch viel außer dem Notwendigen auf dem Herzen, daß sie ein Organ dafür haben muß. Jede mittlere Stadt Preußens hat ihr Journal; Danzig sein Dampfboot, welches den deutschen Unterhaltungsblättern nichts nachgibt, Memel sein Echo, Braunsberg sein Kreisblatt, Elbing seinen oft ausgezeichnet gut ausgestatteten Anzeiger usw. Königsberg hat in diesem Augenblick folgende Journale:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1. Die Hartung'sche Zeitung von Staats-, Kriegs-, Friedens- und gelehrten Sachen.
2. Das Haberland'sche Wochenblatt.
3. Der Freimütige.
4. Das Provinzialkirchenblatt, welches in Quartalheften herauskommt.
5. Das Provinzialblatt in monatlichen Heften.
6. Das Königsberger Literaturblatt.

Ob ich die Analen des landwirtschaftlichen Vereins von Kreyssig hierher rechnen soll, weiß ich nicht.

Die Hartungsche Zeitung enthält eigentlich vier Elemente. Zuerst gibt sie einen summarischen Bericht der wichtigsten Ereignisse im In- und Auslande. Dieser Bericht füllt normalmäßig die eine Hälfte des Bogens. Sechs solcher Bogen erscheinen die Woche hindurch. Bei außerordentlichen Gelegenheiten bringt ein Tag zuweilen eine Beilage. Die gegenwärtige politische Redaktion zeichnet sich durch umsichtige Auswahl der Artikel und durch Selbständigkeit aus. Sie bietet nicht bloß einen abgekürzten Abdruck der Staatszeitung, sondern zieht die andern deutschen Zeitungen zu Rat und deutet in Abreviaturen jedesmal ihre Stelle an, eine, Gott sei Dank, endlich bei uns fast allgemein gewordene Sitte. — Der zweite Abschnitt der Zeitung enthält den unterhaltenden Teil, zunächst ein Potpourri, Allerlei benamst, worin ungefähr dasselbe vorkommt, was die Journale jetzt kleine Chronik nennen. Doch ist ein wesentlicher Unterschied unserer Zeitung, daß sie auch das Praktische nicht vergißt. Wer lernen will, wie man saure Gurken gut und wohlfeil einmachen, den Milzbrand heilen, die Haare schwarz färben, Wanzen, Ratten und Sommersprossen vertreiben, ein gutes Kartoffelbier selbst fabrizieren, Äpfel den Winter hindurch vor Fäulnis bewahren kann u. s. f., der lese dies instruktive Feuilleton. Auch vergißt der gefällige Anordner dieser interessanten Notizen nicht, uns zuweilen zu sagen, welche Mode gerade in Paris herrscht und die Schicksale auswärtiger Schauspieler und Schauspielerinnen kürzlich zu erzählen, wahrscheinlich damit wir erfahren, warum sie nicht bei uns sind. An dies Musivgemälde schließen sich Kritiken von Konzerten, Theater und Sehenswürdigkeiten, zuweilen auch von Büchern, erstere im Durchschnitt von Ferdinand Raabe, der seinem unerschrockenen Urteil mit derselben Leichtigkeit Künstler als wilde Tiere unterwirft, letztere, die Bücheranzeigen, meist von Gönnern der Verfasser. — Der dritte Abschnitt der Zeitung enthält die Personalien der Abschiedskomplimente, des Verlobens, Verheiratens, Gebährens und Sterbens und der vierte die Anzeigen, sowohl die obrigkeitlichen, als die privaten.

Zum Aufbewahren des „Kunstfreund", Jahrgang 1913/1914 ist eine künstlerisch ausgestattete Sammelmappe erschienen, die zum Preise von M. 1,— zuzüglich 30 Pfg. für Porto und Verpackung gegen Voreinsendung des Betrages von der Expedition des „Kunstfreund", Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 59 zu beziehen ist.

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 8.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reiher, Straußfedern

Auswahlsendungen
Reparaturen

Spezial-Straussfedernhaus

J. PREUSS NACHF.

BERLIN, FRIEDRICHSTR. 200
Ecke Krausenstr. — Gegründet 1877

BWF
Maria Lühr
Berlin W 15, Kurfürstendamm 225
Berufsausbildung, Kurse für Liebhaber und Kinder. Ausführung sämtlicher Buchbinderarbeiten. Zeichenunterricht für alle Berufe. Prospekt a. frei.

TEPPICHE
Läuferstoffe, Linoleum
FRIEDRICH DOERING
BERLIN W 35, Potsdamerstr. 40
Telephon: Lützow 1134, 5343.

Wir bitten von den Anzeigen unserer Zeitschrift „Der Kunstfreund" möglichst ausgiebigen Gebrauch zu machen und sich bei jeder Gelegenheit auf unsere Zeitschrift zu // beziehen. //

Empfehlenswerte Hotels, Pensionate, Kurhäuser

Arendsee Ostseebad
Grand Hotel Moll u. Dep. Dir. am Strand u. Wald. Häuser vorn. Rg. Kurhaus mit Dependencen. Parkhotel und 2 Privat-Villen. Aller Komfort. Näh. P. Schulz. Tel. 65.

Bad Kissingen
Königl. Kurhaus-Hotel

Bad Oeynhausen Hotel zum Pavillon. Besitzer Louis Meyer.

Berlin Central-Hotel Friedrichstr. 143/9

Hotel Deutscher Kaiser, zwisch. Anhalter u. Potsdamer Bahnhof.
Hotel Bauer, Unter d. Linden 26.
Hotel Bellevue, Potsdamer Platz 1.
Hotel Bristol, Unter d. Linden 5-6.
Hotel Windsor, Behrenstr. 64-65. Besitzer Otto Thieß.
Savoy-Hotel, am Bhf. Friedrichstr.
Hotel am Friedrichsbahnhof A.-G. gegenüber dem Ausgang Bahnhof Friedrichstr. Wilhelm Krause.
Hotel Magdeburg, vis-à-vis Bhf. Friedrichstr. Bes P. Zimmermann

BERLIN
Krausenstr. 1, a. d. Leipzig. u. Friedrichstr.
Hotel **WEISSES HAUS**
Ruhige Lage. Jed. Komfort. Zimm. v 3,- an

Hotel Helvetia u. Frankfurter Hof, Mittelstr. 5-6. Altrenommiertes Familien-Hotel. Bes. A. Brüder.
Hotel Pariser Hof, Bes. Otto Keil, Friedrichstraße 209.
Hotel Ruperti, Krausenstraße 8, nahe d. Friedrich- u. Leipzigerstr. Restaurant Pilsener Urquell.
Hotel Norddeutscher Hof, Krausenstr. 11, an der Friedrich- und Leipzigerstraße, Ruhiges, vornehmes Haus, jeder Komfort. Zimmer von 3 M. an.
Hotel Saxonia, a. Potsdamer Platz. Durchw. renoviert. Geräuschfreie Gartenzimmer. Inh. Neue Berliner Hotelgesellschaft m. b. H.

Berlin-Charlottenburg Am Zoo, Uhlandstr. 197, Ecke Steinplatz, Hotel u. Pension Steinplatz. Bes. Rud. Sendig jr.
Hotel Fürst Bismarck. Beste Lage, direkt am Knie. H. Brückner.
Hardenberg-Palast Pens. Untergrundbahnhof Knie. Inh. Frau Dr. Kummert.

Binz (Ostseebad), Kurhaus, Hotel und Pension, Paul Kesten, Traiteur. Ökonom des Künstlerhauses Berlin. Bellevuestr. 3.

Bertrich (Bad), Bez. Coblenz, Hotel Adler. Bes. H. Thomas.

Bremen Hillmann's Hotel. Bremer Hospiz, Löningstr. 18/20.

Bremerhaven Herrmann's Hotel (H. Giermann).
Hotel Karlshof, Inh. E. Hedicke.

Brunshaupten (Ostseebad) City-Hotel. Bes. C. Krüger. Dir. am Walde, 4 Min. vom Strande. Großer kühler Speisesaal.
Zentral-Hotel. Bes. A. Albrecht. Das ganze Jahr geöffnet.

Cuxhaven Dölles Hotel „Belvedere" Aug. und Emil Dölle. Ältestes und erstes Haus am Platze.
Hotel Continental, H. B. Ohlsen. Tel. 11. Direkt am Strande.
Strandhotel. Bes. C. Bartels. Tel. 9.

Domjüch bei Strelitz (Alt) i. M. Kurhaus. Pension. Komfort. Dir. a. Wald u. See. J. Sport. P. Menge.

Dreibergen b. Zwischenahn C. Ohmstede, Hotelbesitzer.

Dresden Palast-Hotel Weber 1. Ranges, das schönste Haus am Platze, mit allem Komfort. Zimmer von 4 M. an.
Continental-Hotel, Haus vornehmsten Ranges am Hauptbhf. Mod. Komfort. Zimmer v. 3,50 an.
Hotel Hohenzollernhof im Zentrum. Zimmer von 2,50 M. an.

Duhnen b. Cuxhaven
Strandhotel. Tel. 261. Dir. a. Str.

Eisenach Hotel und Pension Elisabethenruhe.

Friedrichsroda i. Th.
Hotel zur Schauenburg. Besitzer R. Schubert.

Fürstenberg i. M.
Hotel Berliner Hof. Vorz. Pens. Sol. Pr. Dir. a. Balensee. Tel. 35.
Kurort. „Erholungsheim". Tel. 74. Vornehmstes Haus am Platze. See, Wald, Bootshaus. Sommer u. Winter geöffnet. Dir. J. Angola.
Kurort. Hotel und Pension Schützenhaus. Wald, Wasser, gr. Garten. Mod. Komfort. Tel. 85.
Kurort. Hotel und Pension „Seeschlößchen". Schönste Lage am Röbelinsee u. Wld. Bes F. Nawrod.

Graal i. M. (Ostseebad)
Im herrlichen Tannen- u. Buchenwald. Steinfreier Strand. Illustr. Prospekt d. die Badeverwaltung.
„Waldschlößchen" — Pension I. Ranges. Tannenwald. Garten. Feinste Küche. Zivile Preise. Prospekt durch Frl. H. Philipp.
Hotel und Pension Kronprinz Wilhelm. Vornehm., ruhig. Haus. Prosp. durch d. Besitz. H. Grahl.

Güstrow Häckers Hotel. Tel. 391. Herrl. Lage. Garten. Mod. Haus m. Café. Tgl. Künstler-Konz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gries-Bozen Hotel u. Pension Austria. Bes. Rud. Obermüller.

Hamburg Uhlenhorster Fährhaus. Joh. Schwegler's Hotel.

Hotel und Pension Ritter, Ernst-Merckstraße 12-14, direkt am Hauptbahnhof. Tel. Gr. 4, 3199.

Harburg a. Elbe Hotel Kaiserhof. 1. Haus am Platze

Heiligendamm Hotel und Pension Scherpeltz am herrl. Buchenwalde nahe d. See.

Helgoland Logierhaus „Felseneck" m. Depend. „Villa Seeblick"

Helgoland Hotel Märkischer Hof. Bes. Carl Stavenhagen.

Langeoog Nordsee-Insel Kurhotel J. Falke.

Lindenfels Hessen-Darmst. Hotel Odenwald. Bes. A. Vogel.

Lübeck Hotel International. Am Bahnh. Erstkl. neues Haus, zeitgem. hygienisch eingerichtet.

Malchow i. Meckl. Luftkurort. Herrl. a. See u. Wald. Hotels. Pens. u. Privat-Wohnung. für Sommerfrischler. Sport aller Art. Der Verkehrsverein.

Kurhaus Fleesensee. Besitzer Paul Wuthenow.

Marburg a. d. Lahn Hotel Pfeifer. Bes. Rich. Leukroth.

Müritz (i. M.) Ostseebad Kurort i. Hochw. Steinfr. Strand. Familienbad. 2 Dampferlandungsbrücken. Prospekt durch d. Badeverwaltung.

Grand Hotel Mecklenburger Hof. Dependencen: Villa Rath und Miramare. — Moderner Betrieb. Elektrisches Licht. Bes. Rob. Rath.

Hotel und Pension Bellevue. Im Walde in unmittelbarer Nähe der Seebäder. Anerkannt gute Küche. Vor- und Nachsaison ermäßigte Preise. Prosp. gr. Bes. C. Kruse.

Hotel Erbgroßherzog und Privathaus Villa Franziska. Häuser I. Ranges. Bes. Fr. Grahl.

Neusalz a. d. Oder Münzers Hotel. Bes. Paul Münzer.

Neu-Globsow (Mark) (Stechlinsee) Haus Brandenburg. Vorn. Pension, neu eröffn. Mitten im Laub- und Nadelwald. Frau E. Below. Tel. Fürstenbg. 45.

Luftkurort bei Fürstenberg i. M. am Stechlinsee im Walde. Jeder Sport. Frau Clara Meyer.

Neustrelitz i. M. Pension Stübinger. Gr. Garten, direkt am Wald. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt V gratis.

Nienhagen Ostseebad Paul Hillmann, Hotelbesitzer.

Oppeln Central-Hotel Bes. W. Moeschler

Prerow Ostseebad. Strand-Hotel. I. Haus am Platze, schön u. unmittelbar a. Wald u. See gel.

Rominten Gust. Kallweit Hotelbesitzer

Rössel (Ostpreußen) Hotel zum König von Preußen. Bes. Hugo Parschau.

Insel Rügen (Ostsee) Wald und See vereint. Weltberühmte Kreidefelsenküste! — Prospekte durch die Badeverwalt.: Baabe, Binz, Bergen, Breege, Garz, Glowe, Göhren, Lauterbach, Lohme, Neuendorf, Neukamp, Putbus, Saßnitz, Sellin, Thiessow. Geschäftsstelle Binz. Rügen'scher Ostseebäder-Verband E. V.

Kurhaus Prora b. Binz. Erstkl. Pensionshaus, Strandpromenade u. herrl. Hochwald. Eig. Strand. Keine Kurtaxe. Dir. Dr. Weyte.

Salzungen Kurhaus Salzungen. Pächter: Gustav Boden.

Sassnitz (Rügen) Viktoria-Hotel m. Dépend; direkt a. d. See gelegen. Bes. Aug. Funk.

Hotel u. Pension Prinz Heinrich v. Preußen. Dir. a. Meeresufer, zivile Preise. Bes. Frau Th. Reiß.

Hotel Geschwister Koch, Kurhaus, ren. Pension, a. Meer gel. Hotel des Dtsch. Offiziervereins.

Hotel am Meer. Direkt a. d. See. Bestrenomm. Haus. Otto Fieke, Hoftraiteur.

Schwarzburg-Rudolstadt Hotel Weißer Hirsch. Kurhaus und Villen. Robert A. Huebner.

Schwerin in Mecklenburg Hotel Nordischer Hof, am Schloß. Erstes Haus am Platze.

Stralsund Hotel Artushof Neues modern. Hotel, aller Komfort. Telefon 199. Besitzer Franz Klemm.

Travemünde Ostseebad Park-Hotel und Dependence. Von allen Zimmern herrliche Fernsicht auf See u. Landschaft.

Tuttlingen Hotel „Zur Post" Bes. E. Keppel.

Waren i. M. am Müritzsee Hotel und Pension „Müritzhöhe". (G. Peters). Telefon 65. Bester Aufenthalt für Sommerfrischler.

Villa Rautendelein. Vornehme Familien-Pension. Sommer und Winter geöffnet. Tel. 192.

Hotel und Pension Tannenhof. Inh. P. Struck. Tel. 150.

Warnemünde Stralendorfs Hotel. Das ganze Jahr geöffnet. Aller Komfort.

Hotels: Berringer und Pavillon. I. Ranges. Unmittelbar am Meer. Volle Pension von 6 Mark an.

Hotel Bellevue. Bes. H. Janzen (langj. Leiter des Hotel und Restaurant Kannenberg in Berlin).

Strandhotel (O. Lehmann). Vorn. ruhiges Pensionshaus in den Parkanlagen am Meer. Tel. 36.

Wiesbaden Hotel Kaiserhof und Augusta-Victoria-Bad A.-G.

Wismar i. M. Hotel Stadt Hamburg. Theodor Martens, großherz. Hoftraiteur. Erstes Haus am Platze.

Wustrow in Mecklenburg Nordens Hotel. Bes. Joh. Norden.

Strand-Hotel. Alt. schatt. Garten. Dir. a. Strand. Neuer Inh.: F. Doß.

Zingst Ostseebad Stein- u. staubfreier Strand. Eisenbahn-Stat. Prosp. d. d. Badeverw.

Wichmann's Hotel. I. Haus am Platze, am Bodden gelegen. Besitzer Otto Lenz.

Zippendorf Kurhaus am Schweriner See i. Mecklbg. Inh. Rich. Albrecht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fortlaufend erscheinen:

Bunte Kriegsbilderbogen

W. Trier / L. Kainer / Leo Leipziger / Ernst Liebermann
Gerhart Hauptmann / Peter Scher / Fritz Wolff / Alfred Schwarz
Ernst Heilemann / Angelo Jank / Ernst Stern / Hans Brennert
Franz Christophe / Karl Rosner / Zeno Diemer / Georg Queri
Paul Wendling / René Schickele

Nr. 1. Feldgrau
Nr. 2. Der Kosake Wladimir
Nr. 3. Made in Germany
Nr. 4. Zeppelinchen
Nr. 5. Kaiser Wilhelm II.
Nr. 6. Japanischer Undank
Nr. 7. Der Kriegsfreiwillige Frank †
Nr. 8. Kronprinz Wilhelm
Nr. 9. Kronprinz Rupprecht von Bayern
Nr. 10. Unser Hindenburg
Nr. 11. Kaiser Franz Josef
Nr. 12. Waffenbrüder
Nr. 13. Der große Brummer
Nr. 14. Kreuzer „Göben"
Nr. 15. Väterchen
Nr. 16. Unser Landsturm (mit Text und Noten)
Nr. 17. Ulan Knipke
Nr. 18. Die Gefangenen von Döberitz
Nr. 19. von Stein
Nr. 20. Bayerische Löwen
Nr. 21. Fort Malonne
Nr. 22. Dum Dum
Nr. 23. Aus dem internationalen Verbrecheralbum
Nr. 24. Ins Feld (mit Text und Noten)
Nr. 25. U 9
Nr. 26. Generalgeldmarschall Havenstein.
u. s. f.

Preis 10 Pf. pro Stück

Künstler-Kriegspostkarten

Serie I. 6 Karten von Prof. Carl Röchling
Serie II. 10 Karten von Prof. Hans Bohrdt
Serie III. 6 Karten von Ludwig Kainer

Preis 10 Pf. pro Stück

Vereinigung der Kunstfreunde

Ad. O. Troitzsch * Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

Dezember 1908

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nnc.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit-Echo

Ein Kriegs-Tagebuch der Künstler

München/Berlin,
Dezember 1914.

Was an künstlerischen Äußerungen der Krieg bisher zeitigte, waren Versuche, ihn, den Krieg, irgendwie auf Formel und Urteil zu bringen. Man gab Meinungen ab, man veröffentlichte Erörterungen, die Gedichte bestanden aus Inhaltsangaben und die Kriegsbilder, auch die empfundensten, blieben schlechterdings in der Klugheit der Illustration stecken. Wo ein Volk aufwallte und sich in die höchste Gewalt des Willens und der Leidenschaft steigerte, verarbeiteten die Künstler diesen Willen und diese Leidenschaft zunächst nur zu Referaten. Darum vielleicht, weil sie in der Hauptsache auf die Zeitung angewiesen waren. Ist freilich die Zeitung der Ort, wo man das Herz entblößt und man ein zuckender Mund empordrängender Bekenntnisse sein mag? — So sei denn jetzt und hier den Künstlern eine stillere Stätte eröffnet, wo keine Scheu sie zurückhalten soll, ihre Person an die Erregung Aller hinzugeben und diese Erregung als ein beseeltes Echo an Mit- und Nachwelt weiterklingen zu lassen.

Graphik-Verlag München G.m.b.H.

Einladung zur Bestellung.

Mitarbeiter sind: Heft I, Schriftstellerische Beiträge von Michael Georg Conrad, Eduard Graf Keyserling, Rainer Maria Rilke, Anette Kolb.

Graphische Beiträge von Willy Nowak, Adolf Schinnerer, Maria Caspar Filser, Werner Schmidt, Titel von Max Unold.

Die nächsten Hefte bringen schriftstellerische Beiträge von Regina Ullmann, Alfred Mombert, Thomas Mann, Franz Blei, Wilhelm Worringer, Theodor Däubler, Franz Werfel, Rudolf Leonhard, Max Brod, Hugo von Hofmannsthal, Erwin Metzner, Martin Buber, Paul Scheerbarth, Arno Holz, Alfred Kerr, Lucia Dora Frost u. a.

Graphische Beiträge von O. Th. W. Stein, Edwin Scharff, Renée Beeh, Willy Geiger, Richard Seewald, K. Koesten, Walter Püttner, Walter Tentsch u. a.

Preis pro Heft **50** Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den

Graphik-Verlag München, Filiale Berlin: Pariser Platz 7.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

Herausgegeben von der Vereinigung der Kunstfreunde

(Ad. O. Troitzsch) Berlin-Schöneberg * Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 59

Anzeigen-Annahme: Berthold Giesel, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38

1914 Dezember Heft 3

Inhalt: Ernst Lissauer: Friedrich der Große / Emil Ludwig: Stein, Bismarck / Martin Hobohm: Alfred von Schlieffen / Theodor Heuß: Luther, Kant, Hegel, List / Ulrich Rauscher: Goethe, Kleist, Keller, Fontane / Paul Schlesinger: Bach, Mozart, Beethoven, Wagner Robert Breuer: Dürer, Grünewald, Schinkel, Leibl.

Der „Kunstfreund" erscheint 12 mal jährlich (zu Anfang jeden Monats). Abonnementspreis pro Vierteljahr M. 1.50, pro Jahr M. 6.—, durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen.

Zur gefl. Beachtung. Wir bitten die verehrlichen Einsender von nicht eingeforderten Beiträgen, ihren Sendungen stets Rückporto beizufügen. Nur wo dieses beiliegt, halten wir uns im Falle der Unverwendbarkeit zur Rücksendung verpflichtet.

Redaktion des „Kunstfreund".

E. E. MEZNER

Hoflieferant

Gegründet 1785

Markgrafenstr. 33 **BERLIN W 8** Markgrafenstr. 33

Fernsprecher: Zentrum 7925

Wäsche-Ausstattungen für Damen, Herren und Kinder / Tisch- und Bettwäsche

Zum Nachsenden für unsere Krieger ins Feld

empfehle ich:

UNIFORMEN: Seide, Flanell / UNTERWÄSCHE: Wolle, Seide / WESTEN: Pelz Kamelhaar, Wolle / HANDSCHUHE: Wolle, Leder, Pelz / PULSWÄRMER: Wolle, Leder, gefüttert SOCKEN: Pelz, Wolle / Lungenschützer, Kopfhauben, Leibbinden, Taschentücher, Wolldecken, Schlafsäcke / MANNSCHAFTSSACHEN IN BILLIGSTEN PREISLAGEN

Holzplatten * Werkzeuge * Farben

für den modernen Holzschnitt

LEOPOLD HESS

Spezial-Geschäft für Mal- und Zeichenutensilien

BERLIN W 35 * * GENTHINER STR. 29

Preisliste kostenlos!

Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Leinen-Einbanddecke

nebst Titelblatt

für den Jahrgang 1913 / 1914 des

„Kunstfreund"

Künstlerisch ausgestattet, mit farbigem Aufdruck ist

zum Preise von M. 1.—

zuzüglich 30 Pfennig für Porto und Verpackung gegen Voreinsendung des Betrages von der Expedition des „Kunstfreund", Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59, zu beziehen.

PAUL TELGE

Königl. Rumän. Hofgoldschmied und Juwelier

BERLIN C 19, HOLZGARTEN-STRASSE 8

3 Minuten vom Untergrundbahnhof Hausvoigteiplatz

Kunstwerkstatt für Edelstein- und Goldschmuck

Zeitgemässer Schmuck, gesetzlich geschützt, plastisch wirkungsvoll, in massivem Silber oder Eisen ausgeführt, mit oxydiertem, fein abgetöntem Jubiläums-Zweimarkstück 1813—1913

*

Verlangen Sie die PREISLISTE über die verschiedenen Ausführungen als Brosche oder Anhänger, auch für Bild an Stelle der Münze.

*

Weihnachtsbestellungen erbitte möglichst bald aufzugeben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

1914 Dezember

Möge Deutschland nie seine Größe und sein Glück auf anderen Grundlagen erbauen wollen, als auf der Gesamtheit aller seiner zur vollsten Ausbildung der in jedes Einzelne von ihnen gelegten Anlagen und Kräfte erzogenen Kinder, also auf so vielen Grundlagen, als es Söhne und Töchter hat.

Paul de Lagarde.

Ernst Lissauer: Friedrich der Große.

1813 ist uns das Beispiel ungeheuren nationalen Aufschwungs; die Lage Preußens im siebenjährigen Kriege ähnelt der unsrigen in manchen Zügen, jedem drängt sich diese Gemeinsamkeit auf, und die Gestalt Friedrichs des Großen — neben den Volkshelden von 1813 und Bismarck — waltet als mächtigster Nothelfer unserer Geschichte über unserer Zeit. Das Wort des Eccardus in der bedeutenden „Geschichte des niederen Volkes in Deutschland" wird in einem besonderen Sinne wahr: „Und so hat Friedrich, indem er das Vorbild eines Mannes lieferte, der durch kein Unglück zu brechen ist, und schlechterdings nicht verzweifeln will, jedem einzelnen Mitgliede seiner in Europa verachteten und belächelten Rasse ein Geschenk gemacht." Das ist es: jeder Einzelne, — sofern er nur Geschichte fühlt, — empfindet unwillkürlich in Friedrich ein Vorbild.

Unsere Feinde wollen ihrem Kriege, dem eine geistige Idee mangelt, eine Idee künstlich einsetzen: sie geben vor, gegen „Potsdam" zu kämpfen. In Städten wie Küstrin ist der nüchterne, ganz nur praktische Geist des Militärstaates heute noch zu spüren; doch eben Potsdam weist, wie über dem festen Grunde von Staatlichkeit und Macht eine lebendige Kultur erblühen kann. Denn Potsdam oder der Berliner Gensdarmenmarkt, welche die ent-

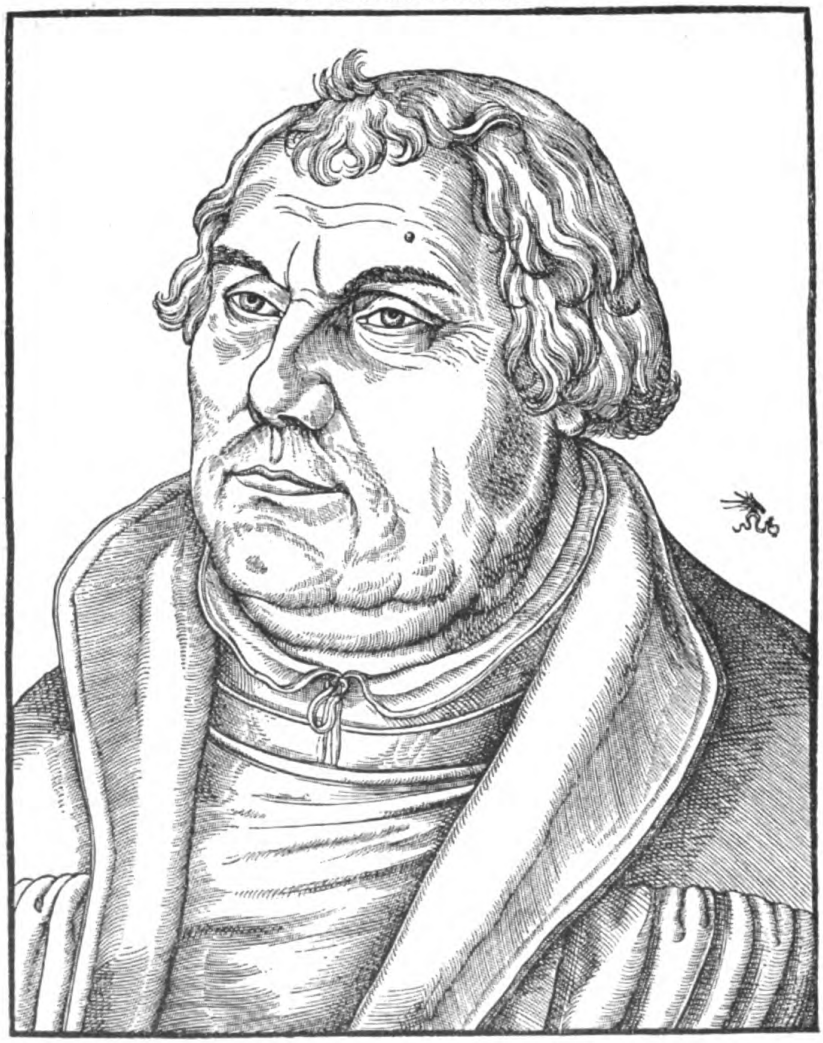
Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheidende Gestaltung durch Friedrich den Großen empfangen haben, sind schließlich und endlich nicht französisch oder antik, sondern preußisch: wie in Mimikry angepaßt der kargen nordischen Luft. Und so ist Friedrich: beschwingter Geist, schwebend und auffliegend, über einem rocher de bronce von Pflicht. Spießbürger sehen in ihm nur den Sieger und Regierer, Spießkünstler nur den Flötenspieler und Esprit: Das Wesentliche ist die organische Einheit. Deren sinnfälligster Abdruck sind vielleicht jene Marginalien, von denen einige berühmt geworden sind, aber viel mehr noch sollten weithin bekannt werden: recht eigentlich preußische Epigramme, knapp, karg, mitunter grob, feuerschlagend, wie Stahl auf Stein: angewandte Epigramme, Regierungs-Wortkunst. Nicht ein schriftstellernder König: ein königlicher

D. Martinus Luther.



Lucas Cranach.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schriftsteller. Eine Schärfe, Knappheit, Genauigkeit, die an Lessingsche Polemik denken läßt, und dabei ein Pflichtmann, wie der urpreußische amusische York, der nicht zufällig in Friedrichs Potsdam geboren ward. In Klammern: auch Gneisenau und Moltke schrieben eine treffliche Prosa; Gneisenau verkehrte während des Feldzuges von 1813 im Hauptquartier mit Henrik Steffens, und Moltke schrieb sich als Erster unter den Gratulanten zum siebzigsten Geburtstag Gottfried Kellers ein: Friedrich ist der Ahn dieser Reihe.

Er war „der erste Diener des Staates": er fraß nicht das Land auf, wie die meisten andern Herrscher seiner Zeit, er nährte es. Die Einkünfte des Staates waren ihm unantastbar „wie die Bundeslade". Und dennoch galt von ihm das Wort: „L'état ç'est moi"; nur auf einer viel höheren Ebene. Er war Hirn und Herz des Staates; im wörtlichen Sinn rann auf den Schreibtisch in Sanssouci und über ihn, und von ihm der Umlauf des Staatsblutes. Er erledigte alles selbst: eine Botschaft an die benachbarten puissancen und ein Gesuch eines Hebammenwitwers. Und man glaubt zu sehen, wie nun allmählich der Geist aus diesem Körper verdunstet ward unser. Während des siebenjährigen Krieges um die Erhaltung des Staates wird Friedrich ein alter Mann. In einem Buche über Amerika waren zwei Photographien abgebildet, ein Arbeiter in starker Jugend und dann in ausgenütztem Greisentum: nicht anders Friedrich. Der Staat hatte ihn aufgebraucht, er hatte sich ausgebeutet für den Staat. Es ist mehr als ein ergreifendes Sinnbild, eine Tatsache voll erschütternden Ursinns, daß sein Leichnam nicht mehr wog als die Kleidung: seine Vitalität war übergeflossen in den Staat. Wie jeder Schöpfer sein Werk ist, so war er der Staat.

Emil Ludwig: Stein.

Das war ein deutscher Fürst, ein Freiherr, unmittelbar beim Reiche. Rang und Titel sind symbolisch wie sein Name. Denn daß er Fürst war, keinem Könige untertan und doch nicht herrschen durfte: darin liegt das Geheimnis seiner Bahn verborgen. Als die Seinen daran dachten, ihn zum Könige zu machen, hinderte dies nicht das deutsche Staatsrecht, sondern seine Tugend. Was deutsche Könige so oft in Verwirrung setzte: Hausmacht und Reichsmacht auszugleichen, dem Reich zu dienen und sich selbst zu nutzen, davon war Stein niemals erschüttert. Dies und die Not der Zeit, in der er wirkte, machten Stolz und Willen zur Macht in ihm frei für das Schicksal seines Landes.

Stärker war in Keinem die Liebe zum Vaterland, und selbst in jenen Jahren, wo sie blühte, war Stein der treueste Sohn eines Landes, in dem er freier war von Geburt als jeder der Treuen um ihn. In dieser Liebe zum Lande sammelte er, was an Herrengefühl und Hingabe, an Willen zur Freiheit und Bewußtsein seines Wertes in seiner starken Seele stand. Denn er war mutig und fromm.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Zeit ließ ihn warten, die Zeit rief ihn hervor. Stein, der über siebzig Jahre wurde, schuf sein Werk im Ablauf eines Jahrzehnts und brachte doch von diesem Jahrzehnte die Hälfte wider Willen im Auslande zu. Das Schicksal durfte ihn schwer versuchen: es kannte seine Unbestechlichkeit. Zweimal ward er beleidigend entlassen. Als man ihn wieder rief in der Not, war er schweigend zur Stelle, denn Stein war ganz ohne Eitelkeit.

Im Augenblick als seine Arbeit anfing, hörte sein Gefühl auf; er arbeitete sachlich wie ein Arzt. Er arbeitete rascher als alle, in kurzen Stößen voll Intensität. In fünf Jahren hat er Preußen wieder aufgebaut.

Freiherr vom Stein.

Er hat den Tod verachtet. Im Kriege verachtet ihn mancher Mann, aus Fatalismus, aus Betäubung und geradezu aus Selbsterhaltungstrieb. Stein war nicht Soldat, er war ein rechter Christ — und doch verachtete er den Tod im Frieden. Er saß an der Tafel des Zaren in Petersburg, er saß im Exil. Er hob sein Glas, er warf den edlen Kopf zurück und rief: „Man muß sein Gepäck im Leben hinter sich werfen. Weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein."

Ritter, Tod und Teufel.

Bismarck.

Als die Natur daran verzweifelte, den deutschen Geist aus seiner ewigen Zwietracht zu versöhnen, ersann sie einen Mann mit solcher Zwietracht der Triebe, daß nur ein Werk der Einigung sie in ihm selbst zu einigen vermochte.

Ein Exponent des deutschen Geistes, der aus der Fülle starrender Kräfte zur großen Kuppel will: das ist Bismarck. In den achtzig Jahren seines Lebens trug sich das Schauspiel zu, daß ein mit sich uneiniger Geist an der Einigung seines Reiches genas. Darum konnte er die Tat seines Lebens nur wie mit feuerflüssiger Seele tun: schnell, in weniger als acht Jahren hat Bismarck der Preuße Deutschland gemacht.

An ihm war alles deutsch: Kritik und Erhebung, Frömmigkeit und Treue, Pflichtgefühl und Machtwille, die Art des Zornes und die Art des Mutes, Neigung zum Fremden und Liebe zum Eigenen, vor allem jenes Widerspiel der Kräfte, die stets einander aufzuheben trachteten und die doch einander die Wage hielten. Wäre er nur der „Eiserne Kanzler" gewesen, in Deutschland hätte er sein Werk niemals vollbracht. Deutschland, das musische,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wollte von einem Manne des Gefühls geschaffen sein, das sich vereisen konnte, wie in dem Künstler.

Deutsch ist in ihm der Realismus neben dem Mystizismus, die Liebe zur Natur neben der Skepsis gegen die Menschen, Neigung zur Einsamkeit und zur Musik, Heiterkeit in melancholischer Schale. Diese Züge sind alle ohne Nationalität, aber ihre Zusammenfassung, die Abschattierung von einem zum andern kennzeichnet den Träger als einen Deutschen.

Er haßte stark und viel, er liebte hingebend und selten. Im Grunde liebte er in achtzig Jahren nur seinen König, seine Frau, seine Kinder und seine Tiere. Gaben, Leidenschaften, Ideale: alles lastete auf ihm. Deutsch war, mit einem einzigen Worte, seine Schwere.

Weil Bismarck alles in sich trug, was uneins sich in deutschen Ländern bekämpfte, griff gerade ihn das Schicksal heraus, den Autodidakten, der staatsbürgerlich sehr unberufen schien. Durch Feuer und Wasser, durch Versuchung, Rücktritt, Resignation ließ es ihn fast fünf Jahrzehnte schreiten, ehe es ihn an die Pforte rief. Da stand er, unvorbereitet und ein Genie, und fing mit Getrostheit an den Hammer zu rühren, der seinen Händen fremd war. Niemals hat ein Staatsmann in Deutschland mit solcher Monomanie, quer durch das Feuer dreier Kriege, ein staatenbildendes Ziel verfolgt. Bismarck als einzigem Deutschen war es beschieden, auf nüchternem und kaltem Wege das zu erreichen, was heiß und ideal von Jugend an vor ihm schwebte.

Aber in seinem Antlitz ist ein einziger, gänzlich undeutscher Zug, den hat er mit Napoleon gemein: er haßte die Ideologie. Aber die Deutschen müssen seinem Genius dankbar sein: wie anders hätte er ein Volk von Ideologen zusammenschließen können! Es ist, als brauchte der deutsche Trank oft eines fremden Tropfens, wenn er in der Welt der Realitäten zur Wirkung kommen soll.

Das Leben hat Bismarck nicht leidenschaftlich geliebt, aber den Tod hat er nicht verachtet. Sein Sturz und Ende war logisch in ihm vorgebildet. Als jene widerstreitenden Triebe in ihm, die früher einander das Gleichgewicht hielten, am Ende zu kollidieren begannen; als sein Wille zum Werke in Autokratie, als sein kluger Menschenhaß in eine wilde Menschenverachtung sich verwandelt hatten, stürzte ihn das Widerspiel der Kräfte. Bismarck der Problematiker ging unter am Widerstreit mit sich selbst, nicht anders als Hamlet und Wallenstein.

Dies ist ganz deutsch. Bismarck fiel wie ein Deutscher.

Martin Hobohm. Alfred v. Schlieffen.

„Der Familiengeschichte (der Grafen von Schlieffen) ist zum Vorwurf gemacht worden, daß sie nichts von Turnieren, Minnesängern, Troubadouren und Kampfspielen mit schönen Damen im schönen Kranz berichtet. Von solchen Dingen war freilich bei den hinterpommerschen Junkern nicht viel zu finden. Es ist als sicher anzunehmen, daß sie nicht an der Tafelrunde des Königs

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

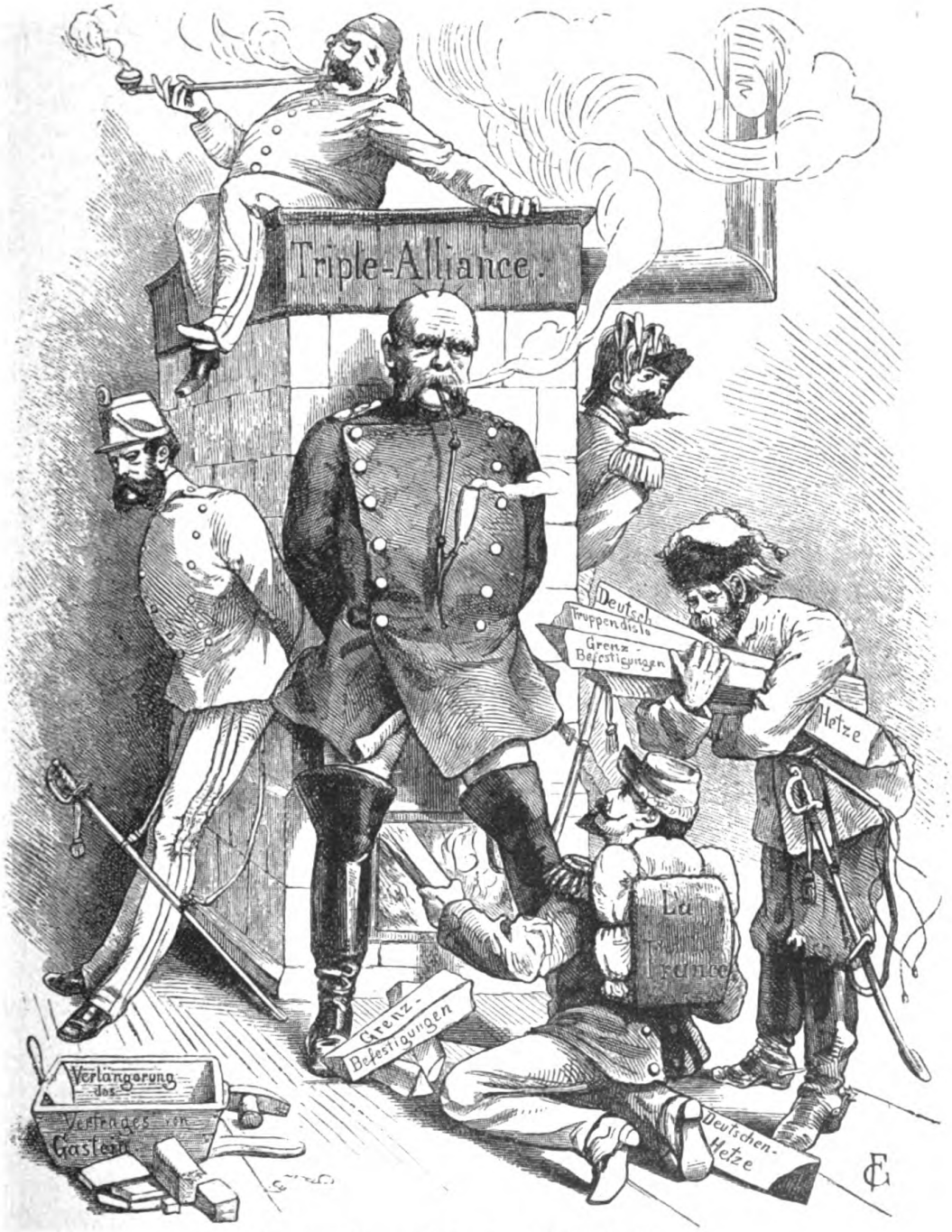
Artus gesessen haben. Vom heiligen Gral wußten sie nichts. Sie haben nicht das Kreuz genommen, um ins Heilige Land zu ziehen, und sie haben noch weniger mit der Blüte castilianischer Ritterschaft gegen die Mauren gekämpft. Der Titel ihres Ruhmes ist weit jüngeren Datums. Sie mußten damit vorlieb nehmen, die Schlachten Friedrichs des Großen zu schlagen. Sie waren 1806 aus allen einflußreichen Stellen verdrängt. Aber sie wurden 1813, 1866, 1870 in ihr unveräußerliches Recht wieder eingesetzt, eine unverhältnismäßig hohe Prozentzahl für die Verlustlisten zu liefern. Die Schlieffen sind hierbei nicht zurückgeblieben. In den letzten zwei Jahrhunderten von Malplaquet bis zu den Kämpfen an der chinesischen Mauer haben sie auf keinem preußischen Schlachtfeld gefehlt. Aber sie hatten in den großen Kriegen das Unglück, entweder zu alt zu sein, um noch mitziehen zu können, oder zu jung, um in gebietende Stellen zu gelangen."

Mit solchen Worten, launig und tiefernst zugleich, hat Graf Schlieffen selber als 77jähriger Greis auf einem Familientage die Geschichte seines Geschlechts gekennzeichnet (1910). Es treten darin zwei Gedanken hervor, die auch seinen Lebensgang entscheidend beherrschen: Die Hingabe an den königlichen Dienst, und jene eigentümliche Tragik, „das Unglück, in den großen Kriegen entweder zu alt zu sein, um noch mitziehen zu können, oder zu jung, um in gebietende Stellen zu gelangen". In den Kriegen gegen Oesterreich und Frankreich war er erst Rittmeister und Major gewesen, ein Generalstabsoffizier von guter Bewährung, aber vom Feldherrnamte noch weit entfernt. Hernach, in den vier Jahrzehnten des Friedens, stieg er von Stufe zu Stufe empor, bis er schließlich, ein Vierteljahr vor Moltkes Tode, dessen Platz als Generalstabschef einnahm (1891). Es war der Platz, wie Schlieffen zu sagen liebte, „der seit dem Tage von Königgrätz der ehrenvollste in der Welt ist." Allein auch diese gebietende Stellung, die er nun 15 Jahre lang inne hatte, brachte ihm doch nicht das, was er mit allen Fibern ersehnte: die Feldherrntat selber, das Kommando im Kriege. Er hat von Moltke gesagt: Wäre er nie vom Schreibtische gekommen, dann hätten ihn wenige gekannt. Dies ist sein eigenes Schicksal geworden und geblieben.

Es ist für unser ganzes Offizierkorps zwischen 1871 und 1914 nichts Leichtes, für viele etwas Tragisches gewesen, ihre Kriegslust dem Interesse der Nation unterordnen zu müssen, welche ihr scharfes Schwert nur gebrauchen wollte, um den Frieden zu verteidigen. Welthistorische Größe liegt in der Selbstverleugnung, mit der das Offizierkorps daran gearbeitet hat, den soldatischen Geist in der Armee auch während dieses Friedens lebendig zu erhalten und ihr Können zu erweitern, zu vervielfachen.

In Schlieffen erscheinen diese Dinge auf das höchste Maß gesteigert. Mit Bewegung beobachtet man, wie gelegentlich bei ihm die Sehnsucht nach dem Feldherrnglück durch die Zurückhaltung hindurchbrach, die ihm sonst in seiner späteren Lebenshälfte eigen war. Beim 50jährigen Dienstjubiläum (1903), dessen er innerlich keineswegs froh war, gedachte er vor dem Kaiser und dem Generalstab der Schlacht von Königgrätz: „Ich habe doch einmal das beseligende Gefühl empfunden, eine große Schlacht, einen glänzenden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Aus dem Bismarck-Album des „Kladderadatsch."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sieg, einen unübertroffenen Triumph preußischer Waffen mitgemacht zu haben." Welche Kraft, welches Verlangen liegt doch in den gewaltigen Worten, mit denen er im Jahre 1906 den Kreuzer „Gneisenau" getauft hat: „Jetzt leben wir im tiefsten Frieden. — Aber einmal wird doch die Morgenröte anbrechen über dem Wasser, einmal wird doch der Tag erscheinen, der Tag des Zornes, und für diesen Tag wünsche ich dir, edles Schiff, daß du, würdig deines Namens, das erste sein wirst im Angriff auf den Gewaltigen und daß du, erst nachdem die Nacht sich herabgesenkt auf die schwarze Flut, wenn auch zerschossen, wenn auch aus vielen Wunden blutend, das letzte bist, welches wutschnaubend von der Verfolgung abläßt."

Es war dieselbe „Gneisenau", die in diesen Tagen an der Küste von Chile die erste Seeschlacht des Reiches gegen England mitgeschlagen, mitgewonnen hat.

Schlieffen hat bei jenem Dienstjubiläum als den Wahlspruch eines jeden Generalstabsoffiziers dies bezeichnet: „Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen." Er selber hatte in solcher Selbstbescheidung um so schwereres zu leisten, weil er der Nachfolger, der an den Schreibtisch gebannte Nachfolger eines Moltke war. Er war verurteilt, vor der Welt ein Epigone zu bleiben. Aber er tat, was in solcher Lage nur ein großer Geist und Charakter über sich zu gewinnen vermag: Er wurde der begeisterte Apostel des Meisters, dessen Ruhm ihn in den Schatten stellte. Er ließ Moltkes Schreibstuhl unbenutzt, und dessen Schreibtisch diente höchstens gelegentlich dazu, eine Karte auszubreiten. Schlieffens Lehre im Generalstab, seine Reden und Schriften sind eine einzige Apotheose Moltkes.

Und doch war es seine Aufgabe und Leistung, 15 entscheidende Jahre lang die große Umgestaltung und Fortbildung des überkommenen Erbes zu leiten, deren riesenhaftes Resultat jetzt auf den Schlachtfeldern enthüllt worden ist. Alle die Einzelgebiete herzuzählen, auf denen er Neues geschaffen hat, dazu mögen heute wenige Personen imstande sein. Aber daß er es gewesen ist, der die Fußartillerie zu einer Feldtruppe gemacht hat, das verdient in diesem Augenblick von allen gewußt zu werden; daneben auch seine Förderung der leichteren Artillerie, des Ausbaues der Festungen und des Eisenbahnnetzes, sein Verdienst um die Luftschiffahrt und die Einführung der feldgrauen Uniform. Aber das sind nur Fragmente aus der ganzen Riesenarbeit, nur einzelne Mittel zu dem gigantischen Zweck: „Den einheitlichen Willen zur Tat werden zu lassen durch das Werkzeug von Millionen von Menschen." Er schlägt die Schlachten unseres Krieges mit, obwohl er 17 Monate zuvor die Augen geschlossen hat; das bezeugt sein Schüler, der Eroberer von Antwerpen, General von Beseler: „Die Verdienste des Grafen Schlieffen um die Verbreitung wahren Verständnisses für die Kenntnis des großen Krieges und die Leitung moderner Operationen sind unvergänglich und unermeßlich."

In doppelter Form hat er der Welt sein geistiges Vermächtnis hinterlassen: In der Lehre, die im Generalstab lebendig fortwirkt, und in den Schriften, deren Grundstock jedermann zugänglich ist.

Diese Schriften sind ganz vorwiegend kriegsgeschichtlichen Inhalts; was sie bezwecken, hat der Feldmarschall bei der Jahrhundertfeier der Kriegs-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

akademie angedeutet (1910): „Vor jedem, der Feldherr werden will, liegt ein Buch, „Kriegsgeschichte" betitelt . . . Die Lektüre ist, ich muß es zugeben, nicht immer pikant. Durch eine Masse wenig schmackhafter Zutaten muß man sich hindurcharbeiten. Aber dahinter gelangt man doch zu den Tatsachen, und auf dem Grunde findet sich die Erkenntnis, wie es gekommen ist, wie es kommen mußte, und wie es wieder kommen wird." Beide Seiten der Charakteristik treffen auf Schlieffens eigene Behandlung der Kriegsgeschichte zu: Auch sie befreit sich nur selten, zumal bei Gegenständen, die ihm näher liegen, von der „Masse wenig schmackhafter Zutaten", auch von solchen nicht, welche für das Verständnis des Zusammenhanges, das sie unnötig belasten, entbehrlich wären, aber die nun einmal traditionell zur Exaktheit der Generalstabswissenschaft gehören. Das hindert oft ein wenig die sachliche Wirkung; aber freilich ist sie viel zu mächtig, um dadurch aufgehoben zu werden. Schlieffen wußte die Lehren der Vergangenheit mit unübertrefflicher Klarheit und Wucht herauszuarbeiten und in das strategische Verständnis hineinzuhämmern. Auch wer mit seiner Geschichtsauffassung nicht in allen Dingen übereinstimmt, blickt doch mit Bewunderung auf den starken und weltumfassenden Geist, der sich hier offenbart. Diesen Schriften und Reden gebührt ein vornehmer Platz in der Weltliteratur.

Die Geschichte des 19. Jahrhunderts, namentlich die Aufrichtung des Reiches, hat den führenden Köpfen des Preußentums eine unendliche Erweiterung ihres Daseins gebracht. Es ist ein reizvolles Studium, zu beobachten, wie die strenge Tüchtigkeit altpreußischen Wesens sich damit abgefunden hat, wie sie zur freien Weltbildung emporgewachsen ist, ohne sich selber aufzugeben. Graf Schlieffen ist ein Musterbeispiel solcher Entwicklung. Er war der Nachkomme jener hinterpommerschen Junker mit der nüchternen Familiengeschichte. Er hatte sein reichliches Teil von jener preußischen Herbheit und Kargheit, das mit den Jahren in ihm zu wachsen schien und durch seinen entsagungsvollen Beruf, wie durch trauriges persönliches Schicksal gefördert werden mochte: Er war 35 Jahre alt, als er nach langem Warten seine Gattin heimführen konnte, und 39, als er sie verlor. Ein Sohn war ihm nicht beschieden. So wurde er ein strenger, einsamer Mann. Aber in dieser, bei aller weltmännischen Feinheit, schwer durchdringlichen Hülle wohnten nicht nur Herzensgüte und Gemütstiefe, sondern auch der Geistesreichtum, der ihn befähigte, ein echter Fortsetzer Moltkes zu werden und unter die Führer seiner gewaltigen Nation zu treten. Seine Schriftstellerei wie seine Beredtsamkeit vereinigen die soldatische Wucht und Knappheit mit der urbanen Gedankenfülle abgeschlossener Kultur. Wie er den „Feldherrn" als solchen charakterisiert, wie er dann im besonderen etwa „Hannibal" gewürdigt oder Moltke die Gedächtnisreden gehalten hat, das wird für alle Zeiten klassisch bleiben.

Was er, auf Moltke hinweisend, von seinen Schülern verlangte, daß sie mehr sein als scheinen sollten, — das ist an seinem eigenen Wesen in edelster Weise in Erfüllung gegangen.

Graf Alfred v. Schlieffen, Gesammelte Schriften. 2 Bände. Berlin 1913.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Theodor Heuß: Luther.

Der Sohn eines einfachen sächsischen Bergmannes zerschlägt die Tafeln der Weltgeschichte. Aus einer kärglichen Kindheit, aus einer Mönchszelle, die Kasteiung und Entbehrung gesehen, bricht die wunderbare Macht und Kraft, die Völker umgestaltet. Keines Menschen Wirkung war, seit Jesus Tagen, so groß wie die Luthers. Die Staatengeschichte kennt Cromwell, Friedrich, Napoleon, Bismarck; aber ihre Leistung ist viel mehr in ihre Zeit gebunden, war Abschluß. Luthers Werk ist immer neu, immer lebendig, immer Anfang.

Wenn man von der Weltmission des Deutschtums redet, steht keiner so eindringlich vor unserem Auge. Er ist freilich, in Wesen und Temperament

Joh. Friedr. Bause Friedrich II.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz und gar deutsch, nur auf deutschem Boden eben so denkbar; aber seine entscheidende Tat hängt nicht am Nationalen. Es ist die Gegenüberstellung des Einzelnen zu Gott, Weltgeist, Sittlichkeit; der ungeheuerlichste Protest des Individuums gegen irdische, geschichtliche Gebundenheit. Der Freiheitsschein der Menschenseele, die sich aus der Fessel eines Jahrtausends reißt, um still, ernst, gläubig, dankbar zu werden. Als Luther sich gegen den Papst auflehnte, war es nicht der Protest des biederen deutschen Patrioten gegen römische Lotterwirtschaft; der Doktor aus Wittenberg war das Mittel, durch das die Idee, ein rein Geistiges in die Welt trat. Nennen wir es Rechtfertigung durch den Glauben, allgemeines Priestertum — es war das selbstbehauptete Recht der Einzelseele des Menschen.

Das kam nicht als eine geklärte Idee, sondern in einem wundervoll reichen, kämpfenden und leidenden, lachenden und weinenden Menschentum. So weltenweit sein geistiges Wirken, so aufs deutsche Erdreich gestellt sein Wesen. Wir haben die Bilder und Schnitte des Lukas Cranach vor uns. Das Behäbig-Gutmütige sitzt neben dem herrischen Draufgängertum, hinter der harten Stirne nisten die verwegenen Gedanken und der Mund hat eine gewisse milde Lässigkeit, ein Bauer und ein Gelehrter, ein Familienvater und ein kluger Staatspolitiker. Es ist keine einheitliche und klare Mischung: er beherbergt revolutionären Drang und konservative Starrheit, kühle Ueberlegenheit des ruhigen Verstandes und mystische Ergriffenheit — sein Leben und seine Lehre fließen nicht als gleiches Rinnsal. Widersprüche lauern. Aber das ist ja das Große an seiner geschichtlichen Erscheinung, die wunderbare Vielfältigkeit des Werdens.

Und dann dies: der Geist der höchsten Spekulation ruht auf dem Grunde eines praktischen Verstandes. Nachdem die große Schlacht von Seele und Geist geschlagen, denkt er nüchtern, denkt ans Erhalten und Aufbauen, an das Sorgen und Verwalten, schafft Ordnung und Ordnungen. Er ist ein zugreifender Sozialpolitiker im großen und im kleinen, ein kühler Beurteiler wirtschaftlicher und sozialer Kräfte. Wo er schöpferisch die Hand anlegt, wächst aus wunderbarer Kraft Herrliches: er überträgt mit gelehrtem Fleiß und zu praktischen Zwecken die Bibel und schafft ein Kunstwerk der deutschen Sprache, er schreibt Lieder für den Gemeindegesang und es sind Dichtungen von edelstem Gehalt.

Es ist die deutsche Tragik, daß dieser Mann einem Teil seines Volkes fremd bleiben mußte. Die fruchtbarsten Säfte unserer Art kamen in ihm zur Entfaltung: sein Zorn und Mut, seine Herzlichkeit und Milde sind die treuesten Sachwalter deutschen Wesens.

Kant.

In diesem Manne erscheint der deutsche Geist als K r i t i k e r und entfaltet sich zu seiner höchsten Kraft. Indem Kant mit unbeirrbarer Denkarbeit zwischen dem Sensualismus und Supranaturalismus hindurchschreitet, sichert er die Grundlagen der Erkenntnis. Auch in ihm das Doppelspiel zwischen Zerstörung und Aufbau: er vernichtet den naiven Glauben an das So-Sein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Dinge und gibt doch das Instrument, die Welt der Erscheinungen zu meistern. Doch diese Fragen sollen uns hier nicht bewegen.

Was das innerste Wesen des Mannes ausmachte, war das Streben nach Klarheit und Ordnung; bezeichnend ist die Rolle, die das Mathematische in seinen Denkvoraussetzungen spielt. Er war ein geordneter und stiller Mensch, von den einfachsten Bedürfnissen, heiteren, ausgeglichenen Sinns, pünktlich, fleißig und zufrieden: ‚human' mit dem leichten Reiz des liebenswürdig Altväterischen, der das gelehrte Bürgertum des späten Rokoko ziert.

Er hatte nur e i n e Leidenschaft: das Denken.

Auch er, ganz dem Zeitlosen und Absoluten zugewandt, stand in seiner Zeit gebunden. Er krönt die Vergangenheit und ebnet den Weg des Kommenden. Er schließt die Epoche des Rationalismus, des Glaubens an das Regiment der Vernunft, und eröffnet zugleich auf festerem Grunde die empirische Wissenschaft. Er vollendet in der reinsten Form das ideale Weltbürgertum und gibt dem sittlichen Willen Kräfte, die fürderhin bei dem Kampf um den nationalen Staat wirksam und fruchtbar werden.

Sein Leben verläuft in engen Bahnen; nie hat er in seinen achtzig Jahren den Fuß über die Grenzen der ostpreußischen Heimat hinausgesetzt. Und ist doch ein Bürger der ganzen Welt. Der Staat, seine Form, seine Aufgabe ist ein Gegenstand der Überlegung, keine unmittelbar wuchtige Tatsache, mehr ein Organisationsproblem als eine Sammlung geschichtlicher Kraft. Über die Verfassung des Gemeinschaftlebens spricht Kant mit großer Unbefangenheit und Freiheitlichkeit, man möchte für seine Zeit sagen: radikal; er glaubt an die Weltorganisation der Staaten, die dem ewigen Frieden dient. Sein Staatsideal ist matt; es mußte erst durch Hegel umgestaltet werden, damit der staatspolitische Beitrag der idealistischen Philosophie eine dauernde geschichtliche Prägung erhalte.

Immanuel Kant.

Und doch ist dieser mehr betrachtende als handelnde, erkennende, nicht wollende Mensch der Erwecker sittlicher Tatkraft. In diesem schmächtigen und zarten, aber zähen Körper wohnte der Geist, der nun eine Generation in den Dienst der sittlichen Idee spannte, und der Welt die tiefste Weisheit über das Wesen des Sittlichen gab. „Pflicht! Du erhabener großer Name." Es ist nicht die Formel des Grundgesetzes: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vielleicht zielt dies zu sehr auf das Formale und ist mehr ein Erwecker des Verantwortungsgefühls als eine letzte Verbindlichkeit. Aber jener kategorische Imperativ „Du sollst!", der neben der Pflicht steht, ist die Befreiung des sittlich handelnden Menschen. Es heißt nicht: „Du mußt!" Pflicht und Freiheit sind Zwillingsgeschwister, sind Einheit, leben voneinander und miteinander.

Indem Kant die Strenge des freien Willens mit der Hingabe an die Idee des Sittlichen verband, wurde er Lehrmeister und Seelsorger für das Volk, das seinen verschütteten Weg in die Geschichte erneute.

Hegel.

Die Truppen Napoleons standen bei der Thüringer Universitätsstadt. In der Nacht, ehe die blutige Entscheidung gegen das alte Preußen fiel, schrieb ein junger Philosophieprofessor die letzten Zusätze zu seinem ersten großen Werk. Das war Hegel. Er hörte von seiner Studierstube in Jena den Schlachtenlärm, dem die Ohnmacht des preußischen Staates folgte; ihn selber riß das allgemeine Schicksal aus Amt und Stellung. Er erlebte die Katastrophe des Jahres 1806 ganz unmittelbar und eindringlich in einem bedeutungsvollen Augenblick seiner inneren Entwicklung, und nach diesem Erlebnis wird er der Philosoph des Staates, des preußischen Staates.

Um Hegels Name weht die kühle Luft des reinen Denkens. Die Welt der Anschauung, der Tatkraft, des Wirkens, verwandelt sich in ihm zu Geistigkeit, zu Denkformen. Der deutsche Idealismus erfährt in ihm seine Krönung: mit ungeheurer Kraft der inneren, geistigen und seelischen Ordnung erbaut er die Welt der Idee, die sich in der Geschichte nach einer schweren Gesetzlichkeit verwirklicht. Kaum ein Denker hat wie er mit gleicher Umfassung und gleicher Strenge Sein und Erscheinung die geistige Würde gegeben.

Eine Gelehrtennatur, nie jung, Schwabe, Schüler des Tübinger Theologenstifts, nicht frei von einer gewissen nüchternen und ungelenken Schwerfällig-

Hegel vor seinen Schülern.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit. Die ungeheure Spannung seiner Gedankensystematik löst sich in einer sachlichen, vorsichtigen Sprache, der Pathos und rednerischer Glanz fehlen; hin und wieder eine Prägung, die verrät, daß er Schillers Landsmann und Hölderlins Freund gewesen.

Seit dem Jahre 1818 verwaltete er Fichtes Lehrstuhl an der Berliner Universität; 1831 stirbt er, 61 jährig. Seine Wirkung in alle Gebiete des geistigen Lebens war unermeßlich, und durch die erkennende leidenschaftslose Art seines Denkens so gestaltet, daß alle geistigen Strömungen des wissenschaftlichen und öffentlichen Lebens von ihr gespeist wurden, Dogmatik wie Empirie, konservatives wie sozialistisches Wollen. In der deutschen Geistesgeschichte ist er der größte Methodiker des Gedankens.

Der deutschen Volksgeschichte aber gehört seine reine und tiefe Klärung des Staatsbegriffs. Der Grund seines Denkens ist nicht der Einzelne, nicht das Ich, sondern die Gemeinschaft, in der gebundenen Form des Staates. Der Staat ist kein Vertrag mit Kündbarkeit und Lösbarkeit, sondern etwas Absolutes. Hegel vertritt die konstitutionelle Erbmonarchie; aber nicht auf der Staatsform, die nach dem Wesen und der Kulturhöhe eines Volkes

Max Liebermann Theodor Fontane.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Geschichte wandelbar ist, liegt der Nachdruck, sondern auf dem unbedingten Charakter des Staates an sich.

Das ist sein großer, fruchtbringender und unverlierbarer Beitrag in unsere nationalstaatliche Entwicklung, daß er die innere und äußere Hoheit des Staates einem deutschen Geschlecht gepredigt, das zwischen Staatentrümmern lebt und seiner Aufgabe ungewiß ist: „Der Staat an und für sich ist das sittliche Ganze, die Verwirklichung der Freiheit; und es ist absoluter Zweck der Vernunft, daß die Freiheit wirklich sei. Der Staat ist der Geist, der in der Welt steht und sich in derselben mit Bewußtsein realisiert, während er sich in der Natur nur als das Andere seiner, als schlafender Geist verwirklicht."

Worte mit ungelenkem Rhythmus, aber Ausdruck einer starken und zwingenden Überzeugung. Der Geist, der aus ihnen redet, hat dem preußischen Staat Kraft gegeben zu seinem Beruf; unter den Denkern Deutschlands steht keiner neben diesem ehemaligen schwäbischen Theologen, der so ein Pfleger und Erneuerer strengen Staatsgefühls gewesen.

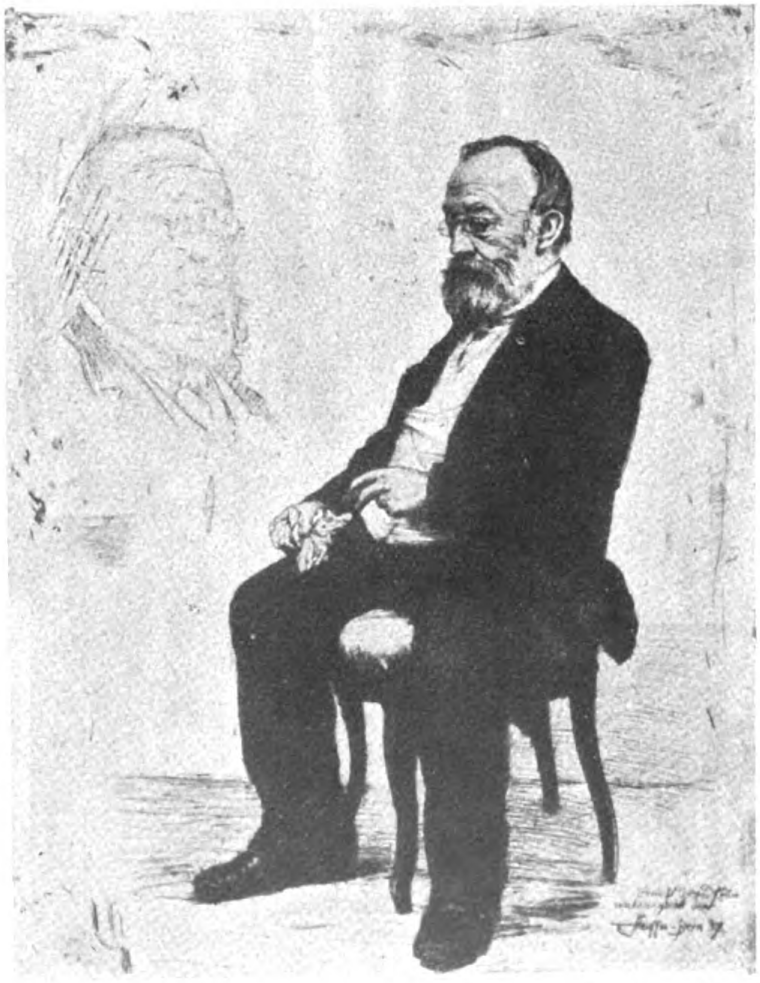
Wilhelm Leibl: Selbstbildnis.
Aus: Julius Mayr, Wilhelm Leibl (Verlag v. Bruno Cassirer, Berlin).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Liſt.

Das Jahr der großen Revolution ſchenkte Deutſchland einen ſeiner größten Revolutionäre, einen Mann, deſſen Leben ſich in Unraſt und Kampf gegen die Trägheit der geſchichtlichen Mächte verzehrte, eine Begabung, die die glücklichſte Miſchung von praktiſchem Geſchick und phantaſievoller Weitſicht war — das Schickſal wies ihn in die unglücklichſte Rolle, in die des verfolgten und verkannten Propheten. Das Erzbild, das ihn heute ehrt, iſt das Monument von ſeiner Zeiten Schande.

Der Sohn einer alten Handwerkerfamilie, der kernſchwäbiſchen Reichsſtadt Reutlingen entſtammend, ſelbſt zum Gerberberuf beſtimmt, aber dann in die dumpfe Dienſtſtube des damaligen Subalternbeamten geſteckt — das war die Grundlage, aus der einer der freieſten Köpfe Deutſchlands heraus wuchs, ein



Stauffer-Bern Gottfried Keller.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staatskritiker von höchster Unbefangenheit, ein Publizist mit lebendigem Atem und einer bewegten Frische des Ausdrucks, ein Wissenschaftler, in dem das Zeug zum großen Industriellen steckte.

Dem Philister muß sein Weg heute noch als die Bahn eines Abenteurers erscheinen, und den Philistern, die in erdrückender Wahrheit um ihn herumsaßen, war er auch nichts anderes als Demagog, Unruhestifter, Spekulant; sie nahmen ihn in ihrer unbekümmerten Bosheit als einen Geschäftemacher — wer besaß weniger Talent zum Reichtum als dieser geplagte Zeilenschreiber, dessen Ideen und Entwürfe Millionen in die Tasche derer trieben, die ihn in den Schatten drängten?

Freilich, List war kein bequemer Mensch. Dieser stark gebaute schwere Mann mit dem mächtigen Schädel hatte eine starke Leidenschaft, ein unbekümmertes Draufgängertum; er haßte mit ehrlicher Offenheit die kleine Widerwärtigkeit des Schreiberstaates, die große Feigheit des Despotentums, die Lügen der Denkfaulheit, die in der Wissenschaft festgenistet waren. Die Polizeigesinnung des Vormärz plagte und verfolgte ihn, sperrte ihn ein, trieb ihn außer Landes, verdarb die Konzepte seiner segensreichen Handels- und Verkehrspolitik. Die Tragik seines großen Planens und seines kargen Mißerfolges ruht kein Jahr.

Als er nach Amerika gegangen, fand er den Boden, der ihn erwartete. Er fand ein Echo seines Geistes, fand ein Feld der Bestellung. Aber es litt ihn nicht drüben. Keinem hat Deutschland so schlecht gelohnt, wenige liebten es so mit phrasenloser Hingabe: „Mir gehts mit meinem Vaterlande wie Müttern mit krüppelhaften Kindern . . . Im Hintergrunde aller meiner Pläne liegt Deutschland, die Rückkehr nach Deutschland . . ."

List ist der geistige Vater der einheitlichen deutschen Wirtschaftspolitik, der Vorkämpfer des modernen Verkehrswesens, der Vorahner unserer gewerblichen Zukunft. Nie hat jemand, im Praktischen und Geistigen, seiner Zeit so voran gelebt. Wir staunen und erschrecken über jenen Hellblick, der etwa Amerikas Entwicklung oder die wirtschaftliche Größe des Orientproblems nicht nur ahnt, sondern beschreibt.

In einer dunkeln Stunde fällt er, 1846, durch die eigene Hand. Seine Zeit wendet sich kaum nach ihm um. Die Enkel aber suchen die Spuren seines mächtigen Schrittes, die in die Zukunft der deutschen Größe wanderten; Beschämung und Stolz begleiten diesen Weg der geschichtlichen Gerechtigkeit.

Ulrich Rauscher: Goethe.

Während des siebziger Kriegs hat Ferdinand Kürnberger an ein Goethe-Wort erinnert, Eckermann hat es aufgezeichnet. Goethe sprach vom Donau-Rhein-Kanal, vom Suezkanal und vom Panamakanal und schloß: „Diese drei großen Dinge möchte ich erleben und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe noch einige 50 Jahre auszuhalten."

Das war im Jahre 1827, als Goethes Ministerkollegen nur einen Feind, den freien Geist, kannten, und nur eine Furcht hatten: es könne in Deutsch-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

land politisch vorwärts gehen. Da sah das Auge des fast Achtzigjährigen Veränderungen auf der Erdkugel, die die Lebensbedingungen für kaum entstandene Völker bilden sollten und eine Zusammenfassung der Erdoberfläche bedingen würden, die keinem Weltmachtsplan des 20. Jahrhunderts nachsteht. 40 Millionen Deutsche zankten sich quadratkilometerweise um winkelige Weltanschauungen und ein alter Mann umspannte in einem Satz die Neuorientierung der Welt. Wenn je das Urteil gegolten hat, daß Goethe zum großen Mann den Dichter gar nicht gebraucht habe, so ist es vor diesem Wort!

Der Nichts-als-Dichter ist eine Epigonen-Erscheinung. Wer in dem königlichen Überfluß Goethescher Hinterlassenschaft forscht, dem wird der Dichter immer mehr zu einer, wenn auch strahlenden Seite dieses Menschen. Er hat auch Gedichte hinterlassen, aber die Gesprächsaufzeichnungen, die Tagebücher, die Sammelhefte von „Kunst und Altertum", die Dokumente des täglichen Goethe in seiner schönsten Zeit, dem zweiten und dritten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, sind fast nicht mehr denkbar als Auswirkungen eines einzelnen Menschen, sondern muten wie der Chor einer ganzen Menschheit an.

Goethe, Zeichnung zum Faust: Die Erscheinung des Erdgeistes.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es gibt Leute, die Goethe aufs erbittertste sein Schweigen vorgeworfen haben, mit dem er sich abseits dem Befreiungskampf gestellt habe. Sie übersehen die Schar bedeutender Menschen, die es taten, wie er und dabei rastlos das geistige Vaterland schufen, ohne welches das politische seine innere Einheit nicht gefunden hätte. Das erste wahrhaft gemeinsame Gut war nicht irgendwelche ethnographische Stammeserinnerung, sondern der begeisterte Gemeinbesitz der Messiade, der Räuber, des Werther. Preußische Kleindeutsche und schwäbische Großdeutsche, Republikaner und Monarchisten erlebten im „Faust" die zukünftige Größe ihres Volks, so rechthaberisch sie sich auch um jeden dahin führenden Weg stritten. Aus der verrotteten Notablenrepublik Frankfurt kam Goethe in das weimarische Ländchen, an zwanzig Grenzpfählen vorbei; wie Bismarck mit beidem begnadet, Tatkraft und Phantasie, aber in seiner Zeit gehemmt, eins ins andere zu drängen. So schenkte er seine Tat dem Ilmenauer Bergbau, der Jenaer Universität, dem Weimarer Theater; und seine Phantasie, der an den Künsten nicht genug war, umfaßte die ganze Welt, schuf Möglichkeiten, denen die Praktiker vierzig Jahre später nachhinkten und spannte über das stille Haus am Frauenplan einen Himmel, soweit wie der, welchen die Erde überspannt.

Heinrich von Kleist.

Gewiß hat Hugo Wolf den Gedichten des größten Lyrikers, denen Moerikes, keine neuen Schönheiten hinzugefügt. Aber die Musik hat die Kraft des Lichts. Die alten Farben leuchten tiefer, die alten Schönheiten liegen wie in eigener Verklärung.

So habe ich Heinrich von Kleist am stärksten in der Begleitmusik Hans Pfitzners zum „Kätchen von Heilbronn" empfunden. Da waren die drei Elemente dieses lichterlohen Dichters in der strömenden und doch so exakten Sprache der Musik: das Heldenhafte und das Märchen und die Brunst. Das Lied sang und jubilierte.

Das „Kätchen von Heilbronn" enthält den Dichter am restlosesten. Dabei steht es von all seinen Werken dem rätselhaften Urstoff noch am nächsten, aus dem alle Dichtung wächst, dem Märchen. Das Fehmgericht und Kunigunde von Thurneck, deren Schwestern alle Stiefmütter aus Märchen und Sagen sind; die schreckliche Kunde, das schöne Fräulein sei in unvorbereitetem Zustand ein altes Scheusal; die Lösung endlich, die Kätchen zur Herzogin von Schwaben werden läßt und die böse Kunigunde entlarvt, all das ist Urgut des deutschen Volkes, Morgenträume seines frühesten Lebens; der Dichter hat nur wenig daran gerührt.

Aber gleich in die Fehmszene ragen die drei von ihm begnadeten Häupter: der alte, sein Recht behauptende Friedeborn, Wetter vom Strahl, der wahrste Deutsche, den ein Dichter je gezeichnet hat und Kätchen in der holden Unbewußtheit ihrer Liebe. Es gibt viele Abhandlungen über die hypnotischen Einflüsse im Kätchen. Das heißt nicht dichterisch wägen. Im letzten Grund hört dies Heilbronner Bürgerkind die unverfälschte Botschaft seines Schicksals nur deutlicher, als wir andern und läßt sich von den Gesetzen der Umwelt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht beirren, indem es dem eigenen gehorcht. Kleist hat kein Wort der Erklärung für diese bewußtlose Treue, die den andern als Bezauberung erscheint, und braucht auch keines. Kätchen wird mit verbundenen Augen vor die Fehmrichter geführt, sinkt vor Strahl in die Knie: Mein hoher Herr! — und lebt, rätselhaft, still und lieblich wie eine nie geschaute Blume. Es ist ein Zwiegespräch in dieser Dichtung, vor der Höhle, mit weitem Blick ins Land. Da steht der Vers, aus dem alle Schönheit und Gewalt gesammelt bricht:

Zuerst, mein süßes Kind, muß ich dir sagen,
Daß ich mit Liebe dir, unsäglich, ewig,
Durch alle meine Sinne zugetan.
Der Hirsch, der, von der Mittagsglut gequält,
Den Grund zerwühlt, mit spitzigem Geweih,
Er sehnt sich so begierig nicht,
Vom Felsen in den Waldstrom sich zu stürzen,
Den reißenden, als ich, jetzt, da du mein bist,
In alle deine jungen Reize mich!

Ein Pathos sinnlicher Menschlichkeit, von allem Glanz der Kunst geadelt und von der Wahrheit getragen. So hat Kleist die Volkssage nach seinem Bild umgeschaffen, ohne ihr das Märchen zu nehmen, aber er hat neben das träumende den bewußten Helden gestellt und in dem Helden Wort und Sinne entbunden. Und um diese Verse hat Hans Pfitzner eine Begleitmusik geschrieben, die alle Blüten einer deutschen Landschaft trägt, in der der Wildbach strömt und der weite Himmel leuchtet und hoch in pfingstfrohen Birken der Zeisig überm Hollunderbusch schlägt und jubiliert. Die düstere Größe Heinrich von Kleists, aus Dichtung und Schicksal gemischt, wird unserm Volk in jeder schweren Zeit vorausziehen. Aber durchspielt von Pfitzners Musik bleibt mir der Kleist vor allem lieb, dessen Werk wie ein schwäbisches Wiesental blüht, durch das ein deutscher Held reitet: die Kraft!

Gottfried Keller.

Das Folgende berichtet ein Freund von den letzten Tagen Gottfried Kellers: „Eines andern Morgens erzählte er mir, wie zwei ganz in gediegenem geschmiedetem Golde gepanzerte Ritter die ganze Nacht dort vor dem Schränkchen zwischen den Fenstern regungslos gestanden und ihn unverwandt angeschaut hatten. Die Erscheinung war ihm offenbar unheimlich gewesen wegen des Anstarrens und hatte ihn wiederum entzückt durch die prächtigen Rüstungen. Er schilderte umständlich und anschaulich, wie die Helme das obere Gesicht in tiefen Schatten gestellt und wie die Glanzlichter auf dem feinen Gold geblitzt hatten. Immer wieder kam er auf diese Erscheinung zurück und konnte sich nicht genug tun in der Schilderung des wunderbaren Glanzes."

Bis in die Dämmerung des Sterbebetts begleitet den freudigsten Dichter die Lust am Sinnlichen. Er hatte sein Leben lang unermüdlich seltsame und glänzende Dinge beschrieben, von den wundersamen Träumen der verbummelten Studienzeit bis zu den goldbewehrten Rittern, die rechts und links dem Grabeingang Wache hielten. Wenn Fontane nichts kannte als den Menschen und Landschaft und Gerät flüchtig um ihn skizzierte, so

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat die Sinnenfreude Kellers Lebendes und Totes mit gleicher Liebe umfaßt. Er zeichnet die drei gerechten Kammacher so meisterlich und ohne fatalen Skizzierschwung wie ein frommer Maler und an der gebildeten Züs fehlt keine Schleife und kein Kettchen; aber dazwischen steht der Papiertempel mit Fächern und Spiegeln und Goldflitter, bis ins kleinste abgeschildert mit allen Schnörkeln einer rührenden Geschmacklosigkeit, so ausführlich, wie es nur die Liebe tut. Und diese Schilderung trennt nicht etwa den Gang der Erzählung, wie es etwa mit ähnlichen Stücken bei Triſtam Shandy der Fall ist: nein, jedes Wort spricht zugleich von der gebildeten Züs, ihrer Vergangenheit, ihrer Hohlheit, ihrer Selbstsucht, so wie die homerischen Schilderungen von Waffen und Geräten die Erzählung ergänzen und weiterführen, nicht als hemmender Zweck gegen den Fluß der Begebnisse sich stauen. Die Schöpfung als Einheit steht in Kellers Büchern und der kleine, knorrige Mann waltet in ihr weise und liebevoll.

Jede Kellersche Erzählung ist wie ein voll erfüllter Sommertag. Ob sie ernst oder heiter verläuft und schließt: immer ist der Glaube an Erde und Menschheit wie eine Sonne über den Geschehnissen. Fast alle Novellen haben eine Fabel, die sich leicht erzählen läßt und manchmal, in merkwürdigen Voraussetzungen, oft nur Anekdote ist. Aber keine ist unwahrscheinlich, keine grotesk, um der Groteske willen, sondern alle regeln sich nach den Schlägen eines menschlichen Herzens. Was wäre „Der Schmied seines Glücks“ in den Händen eines Spaßmachers geworden! Ein Nichtstuer und Erbschleicher, der einen alten Narren beschwätzt und es dazu noch mit der jungen Frau des Alten hält. Eine peinliche, lascive Geschichte. Und Keller hat aus dem kleinen Histörchen ein einziges, helles Gelächter gemacht, hinter dem man die Tragik des Menschen ahnt, die auch im Närrischen steckt. Dieser John Kabys, der jedes Jahr einen Meisterschlag am Werk seines Glückes tut, ohne je an Arbeit zu denken, endlich den alten Vetter findet, sich von ihm an Kindesstatt annehmen läßt und zu Haus die Nachbarn vornehm mit seinem geheimen Reichtum vor den Kopf stößt, auf den Gipfel aller Wünsche steht und im letzten Augenblick fällt — weil er zur Befestigung seines Glücks auch mit der Frau des Alten zu gut stand: das ist eine tragische Burleske, auf die sich so gut wie auf den verbannten Staatengründer Heines Vers bezieht:

Der Weltumsegler kommt zuletzt
Zurück auf die alte Stelle.

Nur ist noch etwas anderes bei Keller. Sicherlich spiegelt sich die ganze Welt in der kunterbunten, verzwickten Gesellschaft seiner Schöpfung; aber ihr spaßiger Wirbel ist nicht gesetzlos. Der Vers, der sein „Schillerfest“ beschließt, steht über all seinen Büchern, so skurill sie sich gebärden. Oben bleibt, wer nach oben gehört, der Gute, der Wahre, der Aufrechte! Zum Lachen ist fast jeder, aber lachen und achten zugleich erzwingt nur der, von dem es wahrhaft heißen darf:

Seine unsichtbaren Hüter
Lehnten am Standartenschaft
In den goldnen Waffenröcken.
Das Gewissen und die Kraft!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Theodor Fontane.

Fontanes Briefe zeigen, neben sein Werk gehalten, ein seltsames Widerspiel auf. Die Romane und die Bücher beschreibenden Inhalts sind fast alle der Verherrlichung des Preußentums, enger gesagt: des Märkertums gewidmet und insbesondere wiederum dem Preise des märkischen Adels als dem Träger märkischer Geschichte und Ueberlieferung. In den Briefen aber kann Fontane sich nicht oft und nicht ironisch genug auflehnen gegen diese seine künstlerische Sendung. Er spottet über die Enge, den Hochmut, die Kulturlosigkeit, die Rückschrittlichkeit dieses Adels und fragt, wie er, gerade er zum Homer desselben werden konnte. Es gibt vielleicht nichts Deutscheres als diese Selbstverspottung, diese Auflehnung gegen die eigene Liebe. Kritik war immer Tugend und Schwäche der Deutschen, ein Anzweifeln der heimischen Götter, dem — Wunder des Widerspruchs — immer eine tiefe Ehrfurcht vor den Göttern zur Seite ging. Man hat Fontanes unvergleichliche Plauderkunst auf französische Bluteinflüsse zurückgeführt. Es mag etwas Lösendes in dieser Abstammung von einer reichen Kulturgemeinschaft gegeben sein. Rein Deutsch aber ist sein Bestes: die posenlose Menschlichkeit, die sich nach keiner Seite hin irreführen läßt, nicht von gesellschaftlichem Glanz und nicht von revolutionärer Deklamation. Er ist der tendenzloseste Schriftsteller nach Goethe, trotzdem seine Stoffe fast alle einer Schicht mit stärkster gesellschaftlicher und politischer Tendenz entnommen sind. Aber in dieser Schicht besteht eines, was allen andern, ihrer zu kurzen oder zu oft abgebrochenen Entwicklung wegen, mangelt: die Zusammengehörigkeit aller, die in der Atmosphäre dieser Schicht zusammenleben. Diese Gemeinsamkeit war Fontanes ganze Liebe, sie malte er immer wieder in den prachtvollen Junker- und Dienergestalten und für sie gilt ihm als bestes Symbol eine Fähigkeit all seiner Gutsherren, Leutnants, Frölens: daß sie mit dem einfachen Mann sprechen können und eigentlich lieber sprechen, als mit den „Gebildeten". Wenn der junge Rienäcker auf den Friedhof hinausfährt (in „Irrungen, Wirrungen"), so plaudert er, der Garde-

Joh. Seb. Bach.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

küraſſier, lebhaft intereſſiert mit dem Droſchkenkutſcher; für den alten Stechlin gibts keine beſſere Unterhaltung, als mit dem braven Engelke, ſeinem Dienerfaktotum; in „Vor dem Sturm“ ſpielt die Konverſation mit der Zimmervermieterin, den Kammermädchen und der Botenfrau eine große Rolle und die Art, wie Effi Briest mit ihren Dienſtmädchen verkehrt, iſt vorbildlich. Man kann das alles mit dem Schlagwort „patriarchaliſch“ abtun und es kann die ſchlimmſten politiſchen und ſozialen Formen annehmen. Fontane ſah es anders. Er ſchuf Kernmenſchen unten und oben, in eine Schickſalsgemeinſchaft gebunden, mit unangetaſteten Rechten und gegenſeitiger tiefer Achtung.

Der alte Stechlin, bei aller Plauderkultur, iſt ſicherlich kein Führer, kaum ein geiſtiger Menſch und nicht einmal, wie zum Beiſpiel der alte Vitzewitz, ein guter Haushalter. Aber er, dem Fontane ſoviel Züge ſeines Altersgeſichtes gegeben hat, iſt ein Menſch im ſchönſten Sinne. Wir ſind in dieſen Romanen noch nicht in der Zeit des Bunds der Landwirte und als Stechlin im Wahlkampf gegen den Sozialdemokraten Torgelow unterliegt, heißt es: „Stechlin nahm es ganz von der heiteren Seite, ſeine Parteigenoſſen noch mehr, von denen eigentlich ein jeder dachte: Siegen iſt gut, aber zu Tiſch gehen iſt noch beſſer!“ Alſo auch politiſch ſind die Menſchen noch nicht verbogen, noch weniger nach der Seite des „Hofadels“: ſie würden für das Parkett gar nicht paſſen und tun ſich außerdem was darauf zu gut, ſchon vor den Hohenzollern da geweſen zu ſein. Es ſind Menſchen, Menſchen, wie ihr Schöpfer, ohne eine Gebärde, die ihrem Inneren nicht entſpräche.

Beethoven.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paul Schlesinger: J. S. Bach.

In der musikalischen Kunst lebt nur das, was sich mit der Kraft seiner Natur das Ertönen und Gehörtwerden erzwingt. Weite Strecken der musikalischen Entwicklung sind das fast ausschließliche Gebiet der Forscher geworden, deren magere Reihen man mit den zahlreichen tiefer schürfenden Kirchenmusikern und Organisten auffüllen mag. An Wiederbelebungsversuchen fehlt es nicht, aber sie ändern nichts daran, daß der Riese Bach uns den Blick in die weitere Vergangenheit mit Strenge wehrt. Dies schafft den Eindruck, als sei der 1685 Geborene ein Anfang, und fälscht die Wahrheit, daß er ein Gipfel ist, der um so klarer leuchtet, als die kostbaren Fundamente seines Seins von den Schleiern der Geschichtlichkeit tiefer und tiefer verhüllt werden.

Und doch ist dieser Gipfel vom Eise frei, verschont von Verwitterung. Als seien seine Massen eben noch glühend aus dem Schoß der Erde hervorgequollen, kaum gekühlt vom Zug zweier Jahrhunderte.

Nicht die eherne Gesetzmäßigkeit macht ein Werk ewig. Denn die Gesetze waren vor ihm. Daß Bach die Weisheit seiner Kunst mit der unmittelbaren Frische des Kindes übte, daß er sich diese Unbefangenheit bis in sein hohes Mannesalter wahrte, läßt seine Werke blühen, wo immer wir sie aufschlagen.

Ist der Umkreis seines Schaffens gewaltig — gewaltiger noch der Kreis des gefühlsmäßigen Erlebens, das sich durch die ins Höchste gesteigerte Kunstfertigkeit zur endgültigen Form verdichtet hat. Unerbittliche Tragik, erhabene Geistigkeit, sanfte Schwermut, lockende Lust, kriegerischer Mut, unerschütterliche Religiosität, derbe Fröhlichkeit, tief versponnene Mystik — sie strömen aus dieser Feder mit einem verschwenderischen Reichtum. Diese Fülle offenbart sich mit ihren tausendfältigen Schattierungen nicht nur in den Werken des größten Formats, nein, auch alles, was der Pädagoge Bach zum Zweck der Übung verfaßte, trägt das unauslöschliche Merkmal seines Geistes. Dieser Geist aber ist von einer Weise, daß er die Kuppel schließt über alle Zeiten

W. A. Mozart.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Musik, von ihren mythischen Uranfängen, über die Zeiten der Italiener und Niederländer, der Klassiker und Romantiker bis in die jüngste Entwicklung. Und es gibt kaum etwas Ergreifenderes als den Gedanken daran, daß ein solcher Horizont sich in dem Schädel eines sächsischen Musikanten weitete, den — wenn es ihm auch nicht an zeitgenössischen Anerkennungen fehlte — Kleinbürgerlichkeit und Kargheit bis an den letzten Tag seines Lebens (28. Juli 1750) begleiteten.

Wolfgang Amadeus Mozart.

Ist es die Größe des Ingeniums, die uns Bach zeitlos macht, so erscheint uns der nur einen Monat ältere Händel ganz befangen von einem musikalischen Barock, unter dessen Formen sein großes Talent vor dem Spruch der Geschichte zu unterliegen droht. Mozart wiederum (sechs Jahre nach Bachs Tod geboren) ist das begnadete Kind des Rokoko. Aber nur formal scheint ihn diese Zeit einzuengen. Er ist es, der ihr mit einem tiefen, holden Menschentum Ewigkeitsrechte verleiht. Wiederum ist es die Formalität seiner Epoche, die seinem Schaffen den zauberhaften Reiz gibt. Schwärmerei und Ausschweifung, loses Spiel, düstere Tragik und reine Frömmigkeit finden in seiner Hand eine stilistische Gebundenheit, die ihn zu dem größten Künstler unter den großen Musikern emporhebt. Ein Weltkind, das von der Gunst der Großen frühzeitig zu naschen bekam, das die Frauen verwöhnten, das ein Weltruhm fast von der Wiege bis zum frühen Tode begleitete, und das doch dazu verurteilt war, seine höchsten Meisterwerke in einem Zustand bitterer Not hervorzubringen.

Wie Bachs Geist über die bürgerliche Enge hinausschwebte, so breitet der darbende Mozart vor uns einen Teppich der Lust, einen schwellenden Luxus, eine blühende Sinnlichkeit. Aber von welscher frivoler Intrigue (Così fan tutte) führt ihn sein Genius zur bewußt deutschen Vertiefung (Entführung), zur allgemein menschlichen Verklärung (Figaro) und schließlich zur tragischen Läuterung (Don Juan). Und dieselbe Linie führt durch das berückende Wirrsal seiner Instrumentalwerke, seiner zuweilen konventionellen Kirchenkompositionen, deren erhabenste, das Requiem, ihn der frühe Tod nicht zu Ende schreiben ließ.

Ludwig van Beethoven.

Vom Gipfel Beethoven muß sich der Blick noch einmal zum Gipfel Bach zurückwenden. So schroff dieser über seiner Geschichte zu thronen scheint, es gibt einen sanfteren Abhang, der zur Zukunft führte. Sein eigener Sohn, Philipp Emanuel war es, der einsah, daß sich die Kristallisation des polyphonen Stiles nicht weiter treiben ließ, ohne vom Erhabenen ins Lächerliche auszuarten. Und so befreite er die Welt von den lastenden Dogmen, gab der Musik die Geschmeidigkeit wieder, ließ sie die Jugend der eigenen Glieder fühlen. Mit ihnen tummelten sich Mozart und Haydn, freilich nicht ohne mit erhabenen Ahnungen dem Zukünftigen den Ausblick in sein eigenes Reich zu eröffnen. Und dieser packte mit großem Griff alles zusammen, was seine stürmende Seele an Formen und Mitteln brauchte, um sich zu offenbaren. Die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit hatte daran gearbeitet, um Gehalt und Mittel mächtiger zu machen. Napoleon ist der geschichtliche, Goethe der literarische Pol dieser Weltseele. Die Taubheit aber schließt ihn vom niederen Erleben persönlichen Glückes ab, verdammt oder erlöst ihn zur Einsamkeit, zur Zwiesprache mit dem Höchsten, dessen Stimme allein noch zu ihm dringt. Und er, der seine eigenen Worte nicht mehr hört, spricht in Tönen zur Ewigkeit, um alles, was das Leben ihm versagte, der ganzen Welt teilhaftig zu machen. Mit ihm, durch ihn, werden wir Helden und Liebende. Er macht es, daß wir es sind, die tanzen und klagen, stürmen und jauchzen, verzagen und grübeln, umfangen und verzichten und uns empor ringen zu einer eigenen leidgeborenen Größe des Bejahens. Bachs Größe bewundern wir, die Mozarts ist uns eine Labung, die Beethovens ist in uns selbst. Der höchste musikalische Ausdruck des allgemein Menschlichen — und damit das Höchste, was Musik hervorgebracht hat.

Aus: Ernst Kreowski u. Eduard Fuchs, Richard Wagner in der Karikatur.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei Beethoven dürfen wir nicht mehr die unerschöpfliche Fülle seiner Eingebungen preisen. Er schafft nicht mehr mit der unbekümmerten Leichtigkeit seiner Vorgänger. Wohl erzählt man uns, daß seine Improvisationen am Flügel von hinreißender Genialität waren. Aber wenn er den Griffel ansetzte, arbeitete er langsam und mühevoll, in dem Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit. So entstanden die Werke, deren Vollendung wir in unserer zerrissenen Zeit als unwiederholbare Wunder betrachten.

Richard Wagner.

Dicht- und Tonkunst, einst ein untrennbares Ganze, lockerten im Laufe der Jahrhunderte ihre Beziehungen, und ungleichmäßig schritten sie fort, die Musik der Dichtung um ein wesentliches voran, bis diese mit ungeheurer Anstrengung den Vorsprung der andern gutmachte und schließlich überholte. Wagner macht den Versuch, beide wieder in sich zu vereinen. Und da er gerade beim Vereinigen ist, tut er den Tanz, die Malerei, die Philosophie dazu.

Die übermenschliche Energie, mit denen er die sich-selbst gestellten Aufgaben zu lösen trachtete, die gewaltige Kraft und der durchdringende Verstand, mit der er diese Lösungen auch theoretisch vorbereitete und begründete, ließen ihn auf das schöne Vorrecht des Künstlers und insbesondere des Musikers verzichten: einseitig zu sein. Die Musik hatte ihr Kinderauge geschlossen, ihre Unschuld verloren.

Das komplizierte Gefüge dieses Geistes konnte nicht frei von Schlacken sein — aber es hat den vollen Anspruch auf Größe. Trotz und Auflehnung gegen Tradition und Schlendrian standen an der Wiege seiner Werke. Vor dem Aufbau mußte er zerstören. Den Bau selbst mußte er in allen Farben der Verführung schillern lassen. Seine Ziele waren in hohem Maße ideal, aber um zu ihnen zu gelangen, mußte er materielle Widerstände von großer Zähigkeit überwinden. Er war ein Dramatiker von höchstem Range. Seine ersten Akte (Lohengrin, Tristan, Meistersinger, Walküre) von einer Geschlossenheit, die ihm keiner der nur schreibenden Kollegen vor- oder nachgemacht hätte. Aber seine Dichtungen selbst tragen die Merkmale von Genialität und Dilettantismus, Erhabenheit und Absurdität, Innigkeit und Hohlheit dicht nebeneinander, wie ein weitgereister Brief seine Stempel.

Aus dem Vielfachen und Widerspruchsvollen erstand der große Zauberer, der sich mit ungeheurer Energie eine Welt zu Füßen zwang. Und er versetzte diese Welt in eine Ekstase ohnegleichen, er hetzte die Leidenschaften auf mit seiner eigenen Leidenschaftlichkeit, die keine Grenzen kannte. Aber er führte sie auch zu Verzückungen höchster Art. Töne erklangen, die nie zuvor gehört, Rhythmen von ungeahnter Energie, Harmonien von nie gewagter Kühnheit. Das Instrument, kein Kunstmittel mehr für sich — nur eine Farbe auf der Palette, deren Mischungen betäubend wirken mußten.

Nur in einem Werke gibt er sich ganz ohne Inanspruchnahme der Übersinnlichkeit, in den Meistersingern, und da man den Liebestrank als ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

äußeres Symbol der bereits vorhandenen Liebe betrachten darf, kann man den Tristan als das zweite der Werke nennen, in denen er sich gewissermaßen ganz auf das eigene Talent verläßt. Und in diesen beiden überschreitet er die Grenze der Unsterblichkeit, in die er nun auch das Gefolge seines übrigen Schaffens siegreich hinübernimmt.

Robert Breuer: Albrecht Dürer.

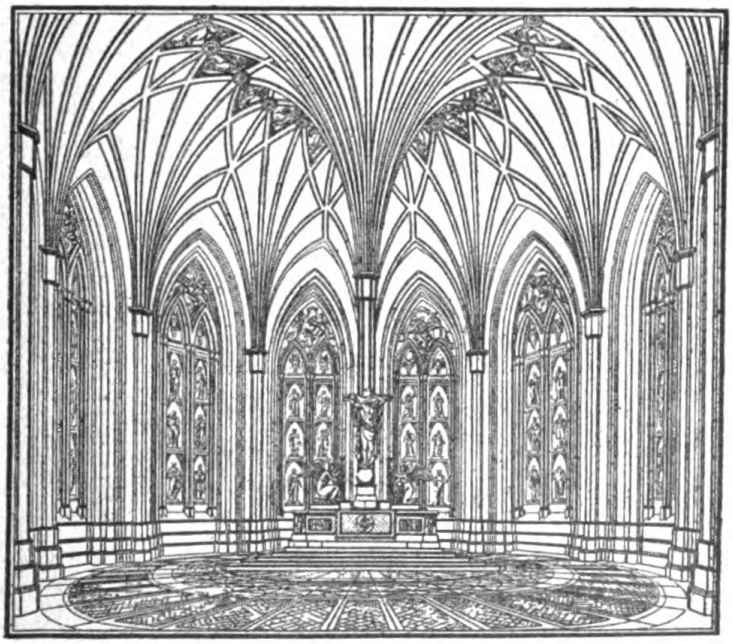
Es ist wohl möglich, daß man über kurz oder lang den Hans Holbein oder den Lucas Cranach, an Dürer gemessen, als die größeren Künstler schätzen wird. Dürer aber wird immer der bedeutendere Mensch bleiben. Er war unsinnlicher als Cranach und minder geschmeidig als Holbein; aber keiner von diesen beiden hätte einen Satz schreiben können, wie den, den Dürer nach dem Tode seiner Mutter in sein Gedenkbuch schrieb: „Diese meine fromme Mutter hat achtzehn Kinder getragen und erzogen, hat oft die Pestilenz gehabt und viele andere, schwere, bedeutende Krankheiten, hat große Armut gelitten, Verspottung, Verachtung, höhnische Worte, Schrecken und große Widerwärtigkeiten; dennoch ist sie nie rachsüchtig gewesen." Dürer sieht die Wirklichkeit mit mitleidendem Herzen. Er ist weder Augentier, noch Nervenjongleur. Er ist eher ein Spießbürger, ein redlicher Handwerker, ein getreuer Meister, einfältig und gläubig, sparsam und redlich. Als er von Italien nach Nürnberg zurückkehren will, weiß er wohl, daß ihn nach dem Süden frieren wird; aber er weiß auch, daß die winkelige, halbfinstere, enge Heimat ihm das Leben bedeutet. Vor Tizian neigten sich die Könige, Rubens war ein Fürst unter den Diplomaten Europas; Dürer gedenkt noch als Meister des St. Andreastages, da ihn sein Vater in die Lehrjahre zu Michael Wolgemut versprach. Dabei wußte er wohl von seiner Bedeutung; er wußte, daß niemand sonst so sorgfältig gefertigte und schöne Tafeln wie er herzustellen vermochte. Er hat sich als Christus, als deutscher Gott, selber gemalt. Er hat mit frommer Hingabe die Geschichten der Bibel in Holz geschnitten und in Kupfer geritzt und hat damit die harmlosen Abenteuer aus den Werkstätten, den Höfen und den Wochenstuben des schlichten Nürnbergs geschildert. Er empfand die Landschaft; das heitere Blättchen, das er von der Drahtziehmühle machte, könnte gestern und heute entstanden sein. Er hat aber auch mit knittriger, mittelalterlicher Furcht die Reiter der Offenbarung durch die Lüfte sprengen sehen. Er war voll Fabulierens. Die harmlose Leidenschaft der Deutschen, Geschichten zu erzählen und Märchen zu spinnen, ließ seinen Griffel krause und mummelige Gestalten erfinden: Ritter, Tod und Teufel. (Wie der Freiherr von Stein.) Er kommt aus der Gotik und verfällt der Renaissance. Das Schicksal der Deutschen erfüllt sich auch an ihm. Mit fünfzig Jahren schätzt er das Denken und die Methode höher, als die unmittelbare Empfindung. Er schreibt sein Buch von der „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheid, in Linien, Ebenen und ganzen Körpern." Das Streben zur

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kühlen Vollendung scheint ihm größer, als das figurenreiche Träumen und Weben. Aber noch in den ragenden Gestalten seiner vier Apostel, die wie ein Bekenntnis an Italien sind, entfaltet sich der deutsche Geist: der Kampf um Welt und Gott.

Mathias Grünewald.

Niemand weiß, woher er gekommen ist; die Gelehrten streiten sich, wer er war. Von dem Menschen wissen wir nichts; uns blieben nur einige wenige Bilder: sie reichen hin, um uns in jähe Abgründe stürzen zu lassen, oder uns auf brausenden Flügeln durch Stürme von Leidenschaften zu tragen. Grünewald ist ein Deutscher aus der Art von Luther, Kleist und Bismarck. Er ist der tragische Mensch. Einer, der, in sich zerrissen, verblutet; Einer, der mit Dämonen kämpft, weil der eigene Dämon ihn zwingt, durch alle Himmel und Höllen zu schweifen. Ganz unklassisch, ohne Ehrgeiz nach Vollendung; geschüttelt von der Sehnsucht nach Erlösung, aber ohne an sie zu glauben. Einer, der das Unglück segnet und durch den Schmerz produktiv wird. Ein Mystiker, dem die Farben mehr sind, als ein Zufall, dem sie vielmehr Ströme von Furcht und Grauen, von Rausch und Seligkeit bedeuten. Das gewaltigste Werk dieses Glühenden ist der Isenheimer Altar, der sich jetzt in Colmar befindet. Er dürfte zwischen 1493 und 1516 entstanden sein. Das Kreuzigungsbild dieses vieltafeligen Schreines ist wie ein erbarmungsloses Gesicht vom Fluche der Menschheit. Niemals ist der gekreuzigte Gott so schmerzdurchwühlt gezeigt worden, wie auf den Bildern von Grünewald; vielleicht



Karl Friedrich Schinkel — Werdersche Kirche.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber hat auch niemals ein Maler den Mann der Martern gleich maßlos geliebt. Nur der Mitleidende, der Mitgekreuzigte, kann solch eine Qual, solch ein Verzweifeln, solch eine Verwesung gestalten. Jesus hängt am rohen Holz mit ausgerenkten Armen, mit zerschlagenen Knochen, deren Splitter durch das Fleisch stoßen, mit aufgetriebenem Leib, mit verquollenen Füßen, die sich in unerhörten Schmerzen verkrampfen. Von dem Haupte, um das die Dornenkrone gespenstert, tropft blutiger Schweiß. Dieser Gekreuzigte ist wie ein endloser, wilder Aufschrei, wie das Stöhnen eines verendenden Tieres, wie ein unheilbarer Verfall der letzten Menschlichkeit. Baldurs Tod, während das Heer des unseligen Jägers durch die Lüfte donnert. Nirgend eine Lösung; alles in gewaltiger Spannung: Blöcke von Leidenschaften durch unterirdische Feuerkräfte gegeneinander geschleudert. Eine Malerei mit dem Hammer. Die Kunst Grünewalds ist weit entfernt von aller Ausgeglichenheit der Renaissance; sie ist gotisch erregt, von barbarischer Ursprünglichkeit, dem Rhythmus des Bardenchores verwandt:

Schlagt ihn tot, das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht.

C. F. Schinkel.

Franz Kugler sagt von diesem königlich preußischen Oberlandesbaudirektor: „Schinkels äußeres Leben erscheint uns einfach als das eines Geschäftsmannes." In der Tat gibt es aus dem Leben dieses Architekten, der 1781 zu Neuruppin geboren wurde und 1841 zu Berlin starb, nichts Merkwürdiges zu berichten. Er hat studiert, machte dann die üblichen Reisen und begann praktisch zu arbeiten. Die Aufträge strömten ihm zu, und bald reichte sein Einfluß über die ganze Bautätigkeit der Monarchie. Schinkel war der Architekt des monarchischen Preußens, das sich groß gehungert hatte, jenes Preußens, dem Sparta die Ethik bestimmte. Schinkels Architektur ist steingewordener Parademarsch. In ihrer Schlichtheit ist sie heroisch; dem zopfigen Schwulst, der ihr voranging, bewußt abgekehrt, dient sie mit Anmut der Notwendigkeit. Mit Schinkel beginnt die moderne Baukunst; er ist berufen, den Geist des Eisens zu entdecken. Als er das neue Schauspielhaus bauen soll, schreibt er an den König: „Es ist zu bemerken, daß die Schönheit eines Gebäudes nicht in dem vorgebrachten Schmuck zunächst besteht, sondern vorzüglich aus der Wahl der Verhältnisse erwächst, welche aber ihren ersten Grund in der Verteilung und Anordnung des Planes haben, aus dem die Verhältnisse der Profile und Fassaden erst bestimmt werden können." Die Linie, die von solcher Baugesinnung bis in die Gegenwart des Peter Behrens führt, ist deutlich. Wenn Schlüter, dem Grünewald wahlverwandt, die bis zur Mystik gesteigerte phantasievolle Leidenschaft in die Baustoffe strömen ließ, so war Schinkel der ruhige Sachwalter der gegensätzlichen Lebensart, des rechnenden Wirklichkeitssinnes. Die deutsche Kunst kreist um diese beiden Pole, um die Gotik und um die Antike. Die Geschichte der deutschen Kunst ist der Kampf dieser beiden Weltauffassungen; Schinkel strebte, aller Romantik abgewandt, nach der Klarheit einer errechneten

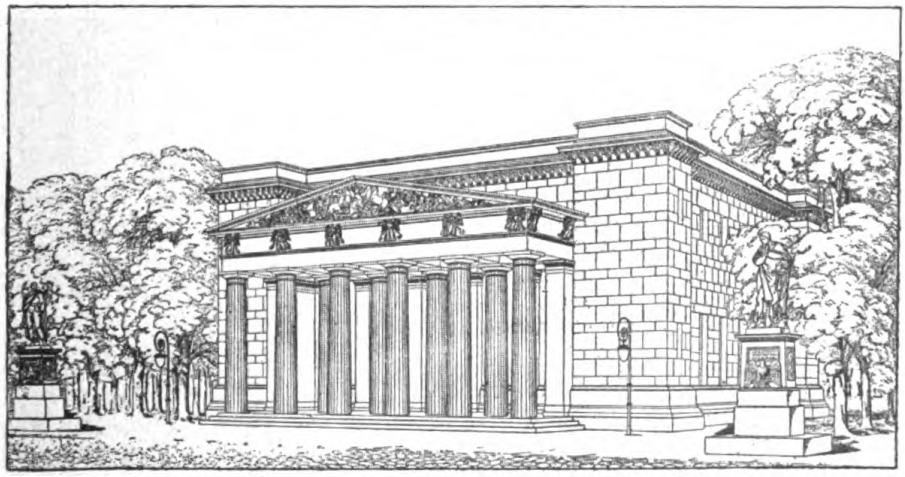
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Form, dennoch liebte er das Abenteuer. Die Heftigkeit, mit der er die vernünftige Schönheit suchte, war das Gotische in Schinkel: „Überall ist man nur da wahrhaft lebendig, wo man Neues schafft, überall, wo man sich ganz sicher fühlt, hat der Zustand schon etwas Verdächtiges. Überall da, wo man ungewiß ist, aber den Drang fühlt und die Ahnung hat zu und von etwas Schönem, da ist man wahrhaft lebendig." Auch in der herben und knappen Klassik Schinkels, in dieser dorischen (oder berlinischen) Sachlichkeit, regt sich etwas von der milden Wildheit Dürers.

Wilhelm Leibl.

Als Wilhelm Leibl sein berühmtes Kirchenbild malte, schrieb er dieses: „Am liebsten wäre es mir, wenn das Bild fertig ist, es gleich aus Deutschland wegzuschaffen, damit die .... von deutschen Künstlern und Kunstpublikum es nicht zu sehen bekämen. Noch nie habe ich eine solche Verachtung für diese .... gehabt." So zornig verstieß seine Landgenossen der Maler, den wir nach Dürer den deutschesten heißen. Das sollte allen schnell urteilenden Philistern eine Warnung sein.

Als Leibl malte, war in Deutschland die übelste Romantik im Schwunge; aufgedonnerte Theaterszenen nahm man für Gefühl und Leidenschaft, Grimassen hielt man für Tiefe und hohle Griffe für Kraft. Da verstand es sich, daß die Kunst Leibls, die nichts war, als eine unendliche Hingabe an die Wirklichkeit, ein in opferwilliger Treue meisterhaftes Gestalten des nüchternen Seins, langweilig oder gar roh gescholten wurde. Leibl, der die Städte haßte, war in die Einsamkeit der Dörfer und Wälder geflüchtet. In Berbling, Aibling und Kutterling, am Ammersee, den Voralpen zugewandt, malte er Bauern und Bäuerinnen. Er malte sie mit solch heldenhafter Willensanspannung, mit solch tief bohrender Eindringlichkeit und solch unendlichem Verstehen, daß seine Malerei, an dem dünnen Geschwätz



Karl Friedrich Schinkel — Neue Wache.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Geschichtenerzähler gemessen, und auch ohne solchen Gegenwert, wie ein Wunder der menschlichen Schöpferkraft ragt. Leibl hat an einigen seiner Bilder Monate und Jahre lang gearbeitet; er hat aber die entscheidende Gestalt zuweilen auch im augenblicklichen Erfassen zu finden gewußt. Er war gegen sich selber unerbittlich; er zerschnitt Bilder, an die er maßlose Mühe gewandt hatte. Dieser Maler der nüchternen Wirklichkeit trug in sich den Traum vom höchsten Vollkommensein. Ein Nachfahr Holbeins und zugleich ein Schüler des Franzosen Courbet wurde er ein Erzieher aller modernen Maler. Es gibt einen Realismus, der beflügelter ist, als alles Ikarusstreben, einen Realismus, der den Gott im Betrachten eines Blumenkelches oder einer Hautrunzel zu zwingen weiß. Die Wirklichkeitsmalerei Leibls war von solcher Art. Auch seine Augen hätten einen Cajetan zittern gemacht: die tiefen Augen der deutschen Bestie.

Albrecht Dürers Konterfei.

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 8.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aeußerung oder Bekenntnis.

Ein Vermerk in eigener Sache.

Man hat über das Zeit-Echo*) — ich stehe dem Unternehmen als Schriftleiter nahe — genugsam Lob, genugsam Tadel gefällt. Die Wirkung mag ganz erfreulich dünken; in Wahrheit berührt sie schief und versehentlich.

Weder zum Lob nämlich, noch zum Tadel findet sich in dieser Zeitschrift irgend eine Gelegenheit. Nur **ein** Verhalten scheint mir möglich, möchte ich, daß möglich sei: Sich angezogen oder sich abgestoßen fühlen. Derart, daß man z. B. eins der gebrachten Gedichte lieben, es vergöttern kann, wie wohl es nachweislich geringwertig ist; oder, in einem anderen Falle, ruhig zugeben: Diese Steinzeichnung da hat Feinheit, bringt Einfälle, mir, bedaure, geht sie einfach auf die Nerven! . . .

So sehr waltet statt des Wertmäßigen das Menschliche und Persönliche. Eine Person — Dichter oder Maler — gibt sich, schließt seine Brust auf; eure Person, euer zeitlos Ich, Leser und Beschauer, wird angerufen, soll aufgerührt werden. Wer wollte da, zu Lob zu Tadel, schreiten? Kann man Menschen, kann man ein fremdes Ich herabsetzen mit willkürlichen Handhabungen der Begriffe: Altmodisch, übermodern, formalistisch, unpatriotisch usw.?

Hier liegt der Unterschied zwischen Bekenntnis und Äußerung. **Äußerung** kommt aus dem Nachdenken, zu dem man sich abrichten kann; Äußerung ist unverbindlich so für den Urheber wie den zur Beurteilung genommenen Gegenstand; Äußerung wird gewechselt; je nach dem Gesichtspunkte fällt sie so oder anders aus. — Gesichtspunkt und **Bekenntnis** ist ein offener Widersinn. Bekenntnis bricht hervor aus jener tiefen Verantwortlichkeit, bis wohin kein Gescheidtsein reicht und wo, ohne sein Zutun, das Individuum sich zur Form aufbaut; Bekenntnis abgeben heißt Wagemut, auch gegen sich selber haben. Viele der Schaffenden flüchten darum so gern in die bloße Aeußerung . . .

Es ist verlockend, dieses viel gebräuchliche Manöver: Da wo man die Person einsetzen, seine Person ausdrücken sollte, nun damit sich und den anderen zu entschlüpfen, daß man sich **äußert**, daß man Meinung verzapft, daß man ein unerlebtes Referat **über** sein Denken und Wollen niederschreibt.

Aber eine andere Zeit steht vor der Tür. Leidenschaftlicher als frühere Epochen wird diese kommende gerade und nur das Bekenntnismäßige lieben und also jene Naturen, die mit Wort und Pinselstrich, statt von einem gehabten Eindruck zu berichten, Ausdruck setzen, Schöpferisches hinstellen, schrankenlos ihr Ich bekennen.

Es ist die Absicht des Zeit-Echos, Persönlichkeiten dieser durchaus metaphysischen Färbung beizeiten das Zeichen einer bestärkenden Gemeinschaftlichkeit zu geben.

Friedrich Markus Huebner.

---

*) Vierzehntags-Schrift, München, Graphik-Verlag.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

TEPPICHE
Läuferstoffe, Linoleum
FRIEDRICH DOERING
BERLIN W 35, Potsdamerstr. 40
Telephon: Lützow 1134, 5343.

Spielwaren
Sportspiele jeder Art
kauft man am besten in einem großen Spezialgeschäft. – Man verlange illustr. Preis-Liste.
Richard Renz, Berlin W., Potsdamerstr. 123
Gegründet 1886

Reiher, Straußfedern
Auswahlsendungen
Reparaturen
Spezial-Straussfedernhaus
J. PREUSS NACHF.
BERLIN, FRIEDRICHSTR. 200
Ecke Krausenstr. — Gegründet 1877

Wir bitten von den Anzeigen unserer Zeitschrift „Der Kunstfreund" möglichst ausgiebigen Gebrauch zu machen und sich bei jeder Gelegenheit auf unsere Zeitschrift zu // beziehen. //

** **Alfred Kröner Verlag in Leipzig.** **

Soeben erschienen! **Springers Kunstgeschichte** I. Das Altertum, Zehnte Auflage. Neu bearbeitet von **Paul Wolters.**

Mit ca. 1000 Abbildungen im Text, 16 Farbendrucktafeln und 1 Gravüre. / In Leinwand gebunden 12 Mark.

An Stelle des verstorbenen Professors Adolf Michaelis hat der berühmte Archäologe der Münchener Universität Professor Dr. Paul Wolters die Neubearbeitung des ersten Bandes von Springers Kunstgeschichte übernommen. Der Name dieser Autorität in seinem Fache bietet Gewähr dafür, daß das Buch auch künftig seine erste Stelle auf dem Gebiet der Kunstgeschichte des Altertums behaupten wird. / Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Empfehlenswerte Hotels, Pensionate, Kurhäuser

Arendsee Ostseebad Grand Hotel Moll u. Dep. Dir. am Strand u. Wald. Häuser vorn. Rg. Kurhaus mit Dependencen. Parkhotel und 2 Privat-Villen. Aller Komfort. Näh. P. Schulz. Tel. 65.

Bad Oeynhausen Hotel zum Pavillon. Besitzer Louis Meyer.

Berlin **Hotel Deutscher Kaiser**, zwischen Anhalter u. Potsdamer Bahnhof.
Hotel Magdeburg, vis-à-vis Bhf. Friedrichstr. Bes. P. Zimmermann

BERLIN
Krausenstr. i. a. d. Leipzig. u. Friedrichstr.
Hotel **WEISSES HAUS**
Ruhige Lage. Jed. Komfort. Zimm. v 3,- an

Hotel Helvetia u. Frankfurter Hof, Mittelstr. 5-6. Altrenommiertes Familien-Hotel. Bes. A. Brüder.
Hotel Pariser Hof, Bes. Otto Keil, Friedrichstraße 209.
Hotel Ruperti, Krausenstraße 8, nahe d. Friedrich- u. Leipzigerstr. Restaurant Pilsener Urquell.
Hotel Norddeutscher Hof, Krausenstr. 11, an der Friedrich- und Leipzigerstraße. Ruhiges, vornehmes Haus, jeder Komfort. Zimmer von 3 M. an.
Hotel Saxonia, a. Potsdamer Platz. Durchw. renoviert. Geräuschfreie Gartenzimmer. Inh. Neue Berliner Hotelgesellschaft m. b. H.

Berlin-Charlottenburg Am Zoo, Uhlandstr. 197, Ecke Steinplatz, Hotel u. Pension Steinplatz. Bes. Rud. Sendig jr.
Hotel Fürst Bismarck. Beste Lage, direkt am Knie. H. Brückner.
Hardenberg-Palast. Pens. Untergrundbahnhof Knie. Inh. Frau Dr. Kummert.

Bertrich (Bad), Bez. Coblenz, Hotel Adler. Bes. H. Thomas.

Bremen Hillmann's Hotel. Bremer Hospiz, Löningstr. 18/20.

Bremerhaven Herrmann's Hotel (H. Giermann).
Hotel Karlshof, Inh. E. Hedicke.

Brunshaupten (Ostseebad) City-Hotel. Bes. C. Krüger. Dir. am Walde, 4 Min. vom Strande. Großer kühler Speisesaal.
Zentral-Hotel. Bes. A. Albrecht. Das ganze Jahr geöffnet.

Cuxhaven Dölles Hotel „Belvedere" Aug. und Emil Dölle. Ältestes und erstes Haus am Platze.
Hotel Continental, H. B. Ohlsen. Tel. 11. Direkt am Strande.
Strandhotel. Bes. C. Bartels. Tel. 9.

Domjüch bei Strelitz (Alt) i. M. Kurhaus, Pension. Komfort. Dir. a. Wald u. See. J. Sport. P. Menge.

Dreibergen b. Zwischenahn C. Ohmstede, Hotelbesitzer.

Dresden Palast-Hotel Weber 1. Ranges, das schönste Haus am Platze, mit allem Komfort. Zimmer von 4 M. an.
Continental-Hotel, Haus vornehmsten Ranges am Hauptbhf. Mod. Komfort. Zimmer v. 3,50 an.
Hotel Hohenzollernhof im Zentrum. Zimmer von 2,50 M. an

Fürstenberg i. M.
Hotel Berliner Hof. Vorz. Pens. Sol. Pr. Dir. a. Balensee. Tel. 35.
Kurort. „Erholungsheim". Tel. 74. Vornehmstes Haus am Platze. See, Wald, Bootshaus. Sommer u. Winter geöffnet. Dir. J. Angola.
Kurort. Hotel und Pension Schützenhaus. Wald, Wasser, gr. Garten. Mod. Komfort. Tel. 85.
Kurort. Hotel und Pension „Seeschlößchen". Schönste Lage am Röbelinsee u. Wld. Bes F. Nawrod.

Graal i. M. (Ostseebad) Im herrlichen Tannen- u. Buchenwald. Steinfreier Strand. Illustr. Prospekt d. die Badeverwaltung.
„Waldschlößchen" — Pension I. Ranges. Tannenwald. Garten. Feinste Küche. Zivile Preise. Prospekt durch Frl. H. Philipp.
Hotel und Pension Kronprinz Wilhelm. Vornehm., ruhig. Haus. Prosp. durch d. Besitz. H. Grahl.

Güstrow Häckers Hotel. Tel. 391. Herrl. Lage. Garten. Mod. Haus m. Café. Tgl. Künstler-Konz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gries-Bozen Hotel u. Pension Austria. Bes. Rud. Obermüller.

Hamburg Uhlenhorster Fährhaus. Joh. Schwegler's Hotel.

Hotel und Pension Ritter, Ernst-Merckstraße 12-14, direkt am Hauptbahnhof. Tel. Gr. 4, 3199.

Harburg a. Elbe
Hotel Kaiserhof. 1. Haus am Platze

Heiligendamm
Hotel und Pension Scherpeltz am herrl. Buchenwalde nahe d. See.

Helgoland Logierhaus „Felseneck" m. Depend. „Villa Seeblick"

Helgoland Hotel Märkischer Hof. Bes. Carl Stavenhagen.

Langeoog Nordsee - Insel Kurhotel J. Falke.

Lindenfels Hessen-Darmst. Hotel Odenwald. Bes. A. Vogel.

Lübeck Hotel International. Am Bahnh. Erstkl. neues Haus, zeitgem. hygienisch eingerichtet.

Malchow i. Meckl.
Luftkurort. Herrl. a. See u. Wald. Hotels. Pens. u. Privat-Wohnung. für Sommerfrischler. Sport aller Art. Der Verkehrsverein.

Kurhaus Fleesensee. Besitzer Paul Wuthenow.

Marburg a. d. Lahn
Hotel Pfeifer. Bes. Rich. Leukroth.

Müritz (i. M.) Ostseebad
Kurort i. Hochw. Steinfr. Strand. Familienbad. 2 Dampferlandungsbrücken. Prospekt durch d. **Badeverwaltung.**

Grand Hotel Mecklenburger Hof. Dependencen: Villa Rath und Miramare. — Moderner Betrieb. Elektrisches Licht. Bes. Rob. Rath.

Hotel und Pension Bellevue. Im Walde in unmittelbarer Nähe der Seebäder. Anerkannt gute Küche. Vor- und Nachsaison ermäßigte Preise. Prosp. gr. Bes. C. Kruse.

Hotel Erbgroßherzog und Privathaus Villa Franziska. Häuser I. Ranges. Bes. Fr. Grahl.

Neusalz a. d. Oder
Münzers Hotel. Bes. Paul Münzer.

Neu-Globsow (Mark)
(Stechlinsee) Haus Brandenburg. Vorn. Pension, neu eröffn. Mitten im Laub- und Nadelwald. Frau E. Below. Tel. Fürstenbg. 45.

Luftkurort bei Fürstenberg i. M. am Stechlinsee im Walde. Jeder Sport. Frau Clara Meyer.

Neustrelitz i. M.
Pension Stübinger. Gr. Garten, direkt am Wald. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt V gratis.

Nienhagen Ostseebad
Paul Hillmann, Hotelbesitzer.

Oppeln Central-Hotel Bes. W. Moeschler

Prerow Ostseebad. Strand-Hotel. I. Haus am Platze, schön u. unmittelbar a. Wald u. See gel.

Rominten Gust. Kallweit Hotelbesitzer

Rössel (Ostpreußen)
Hotel zum König von Preußen. Bes. Hugo Parschau.

Insel Rügen (Ostsee) Wald und See vereint. Weltberühmte Kreidefelsenküste! — Prospekte durch die Badeverwalt.: Baabe, Binz, Bergen, Breege, Garz, Glowe, Göhren, Lauterbach, Lohme, Neuendorf, Neukamp, Putbus, Saßnitz, Sellin, Thiessow. Geschäftsstelle Binz. Rügen'scher Ostseebäder-Verband E. V.

Kurhaus Prora b. Binz. Erstkl. Pensionshaus, Strandpromenade u. herrl. Hochwald. Eig. Strand. Keine Kurtaxe. Dir. Dr. Weyte.

Salzungen Kurhaus Salzungen. Pächter: Gustav Boden.

Sassnitz (Rügen)
Viktoria-Hotel m. Dépend; direkt a. d. See gelegen. Bes. Aug. Funk.

Hotel u. Pension Prinz Heinrich v. Preußen. Dir. a. Meeresufer, zivile Preise. Bes. Frau Th. Reiß.

Hotel Geschwister Koch, Kurhaus, ren. Pension, a. Meer gel. Hotel des Dtsch. Offiziervereins.

Hotel am Meer. Direkt a. d. See. Bestrenomm. Haus. Otto Fieke, Hoftraiteur.

Schwarzburg-Rudolstadt
Hotel Weißer Hirsch. Kurhaus und Villen. Robert A. Huebner.

Schwerin in Mecklenburg
Hotel Nordischer Hof, am Schloß. Erstes Haus am Platze.

Stralsund Hotel Artushof Neues modern. Hotel, aller Komfort. Telefon 199. Besitzer Franz Klemm.

Travemünde Ostseebad
Park-Hotel und Dependence. Von allen Zimmern herrliche Fernsicht auf See u. Landschaft.

Tuttlingen Hotel „Zur Post" Bes. E. Keppel.

Waren i. M. am Müritzsee
Hotel und Pension „Müritzhöhe". (G. Peters). Telefon 65. Bester Aufenthalt für Sommerfrischler.

Villa Rautendelein. Vornehme Familien-Pension. Sommer und Winter geöffnet. Tel. 192.

Hotel und Pension Tannenhof Inh. P. Struck. Tel. 150.

Warnemünde
Stralendorfs Hotel. Das ganze Jahr geöffnet. Aller Komfort.

Hotels: Berringer und Pavillon. I. Ranges. Unmittelbar am Meer. Volle Pension von 6 Mark an.

Hotel Bellevue. Bes. H. Janzen (langj. Leiter des Hotel und Restaurant Kannenberg in Berlin).

Strandhotel (O. Lehmann). Vorn. ruhiges Pensionshaus in den Parkanlagen am Meer. Tel. 36.

Wiesbaden Hotel Kaiserhof und Augusta-Victoria-Bad A.-G.

Wismar i. M.
Hotel Stadt Hamburg. Theodor Martens, großherz. Hoftraiteur. Erstes Haus am Platze.

Wustrow in Mecklenburg
Nordens Hotel. Bes. Joh. Norden.

Strand-Hotel. Alt. schatt. Garten. Dir. a. Strand. Neuer Inh.: F. Doß.

Zingst Ostseebad
Stein- u. staubfreier Strand. Eisenbahn-Stat. Prosp. d. d. **Badeverw.**

Wichmann's Hotel. I. Haus am Platze, am Bodden gelegen. Besitzer Otto Lenz.

Zippendorf Kurhaus
am Schweriner See i. Mecklbg. Inh. Rich. Albrecht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fortlaufend erscheinen:

Bunte Kriegsbilderbogen

W. Trier / L. Kainer / Leo Leipziger / Ernst Liebermann
Gerhart Hauptmann / Peter Scher / Fritz Wolff / Alfred Schwarz
Ernst Heilemann / Angelo Jank / Ernst Stern / Hans Brennert
Franz Christophe / Karl Rosner / Zeno Diemer / Georg Queri
Paul Wendling / René Schickele / Rudolf Presber / Luczak
Hans Joachim Moser / Georg Müller-Heim / Otto Schneider
H. R. Schulze / Leo Wulff / Paul Harms / Manuel Schnitzer
Bogumil Zepler / Ludwig Fulda

Nr. 1. Feldgrau
Nr. 2. Der Kosake Wladimir
Nr. 3. Made in Germany
Nr. 4. Zeppelinchen
Nr. 5. Kaiser Wilhelm II.
Nr. 6. Japanischer Undank
Nr. 7. Der Kriegsfreiwillige Frank †
Nr. 8. Kronprinz Wilhelm
Nr. 9. Kronprinz Rupprecht von Bayern
Nr. 10. Unser Hindenburg
Nr. 11. Kaiser Franz Josef
Nr. 12. Waffenbrüder
Nr. 13. Der große Brummer
Nr. 14. Kreuzer „Göben"
Nr. 15. Väterchen
Nr. 16. Unser Landsturm (mit Text und Noten)
Nr. 17. Ulan Knipke
Nr. 18. Die Gefangenen v. Döberitz
Nr. 19. von Stein
Nr. 20. Bayerische Löwen
Nr. 21. Fort Malonne
Nr. 22. Dum Dum
Nr. 23. Aus dem internationalen Verbrecheralbum
Nr. 24. Ins Feld (mit Text und Noten)
Nr. 25. U 9
Nr. 26. Generalgeldmarschall Havenstein
Nr. 27. Reiterlied
Nr. 28. Vom dummen Michel
Nr. 29. Unser großer Generalstab
Nr. 30. Der Sieg von Monte Carlo
Nr. 31. Russenliedchen
Nr. 32. K. F. A. C.
Nr. 33. Die Reise nach Bordeaux
Nr. 34. Die zu Hause blieben . .
Nr. 35. Der boarische Hiasl.

Preis 10 Pf. pro Stück

Künstler-Kriegspostkarten

Serie I. 6 Karten von Prof. Carl Röchling
Serie II. 10 Karten von Prof. Hans Bohrdt
Serie III. 6 Karten von Ludwig Kainer
Serie IV. 6 Karten von Prof. Zeno Diemer
Serie V. 5 Karten von Angelo Jank, E. Thöny, O. Merte und E. Heilemann.

Preis 10 Pf. pro Stück

Vereinigung der Kunstfreunde

Ad. O. Troitzsch * Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4
Complete (?)
Jan. - Dec. 1915

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

Januar 1908

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nnc.32101041987874
Public Domain / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit-Echo
Ein Kriegs-Tagebuch der Künstler

München/Berlin,
Dezember 1914.

Graphik-Verlag München G.m.b.H.

Was an künstlerischen Äußerungen der Krieg bisher zeitigte, waren Versuche, ihn, den Krieg, irgendwie auf Formel und Urteil zu bringen. Man gab Meinungen ab, man veröffentlichte Erörterungen, die Gedichte bestanden aus Inhaltsangaben und die Kriegsbilder, auch die empfundensten, blieben schlechterdings in der Klugheit der Illustration stecken. Wo ein Volk aufwallte und sich in die höchste Gewalt des Willens und der Leidenschaft steigerte, verarbeiteten die Künstler diesen Willen und diese Leidenschaft zunächst nur zu Referaten. Darum vielleicht, weil sie in der Hauptsache auf die Zeitung angewiesen waren. Ist freilich die Zeitung der Ort, wo man das Herz entblößt und man ein zuckender Mund empordrängender Bekenntnisse sein mag? — So sei denn jetzt und hier den Künstlern eine stillere Stätte eröffnet, wo keine Scheu sie zurückhalten soll, ihre Person an die Erregung Aller hinzugeben und diese Erregung als ein beseeltes Echo an Mit- und Nachwelt weiterklingen zu lassen.

Einladung zur Bestellung.

Mitarbeiter sind: Heft I, Schriftstellerische Beiträge von Michael Georg Conrad, Eduard Graf Keyserling, Rainer Maria Rilke, Anette Kolb.

Graphische Beiträge von Willy Nowak, Adolf Schinnerer, Maria Caspar Filser, Werner Schmidt, Titel von Max Unold.

Die nächsten Hefte bringen schriftstellerische Beiträge von Regina Ullmann, Alfred Mombert, Thomas Mann, Franz Blei, Wilhelm Worringer, Theodor Däubler, Franz Werfel, Rudolf Leonhard, Max Brod, Hugo von Hofmannsthal, Erwin Metzner, Martin Buber, Paul Scheerbarth, Arno Holz, Alfred Kerr, Lucia Dora Frost u. a.

Graphische Beiträge von O. Th. W. Stein, Edwin Scharff, Renée Beeh, Willy Geiger, Richard Seewald, R. Roesten, Walter Püttner, Walter Tentsch u. a.

Preis pro Heft **50** Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den

Graphik-Verlag München, Filiale Berlin: Pariser Platz 7.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der
Kunstfreund
Zeitschrift der Vereinigung
der Kunstfreunde
1915 Januar

Adolf Wermuth: Berlin arbeitet.

Ein Vorwort für eine Veröffentlichung zu dem Thema: „Berlin arbeitet" darf getrost von dem Satz ausgehen: Arbeit ist das Element dieses jungen Weltstadt-Riesen; in ihm fühlt er sich wohl, spürt er seine Kräfte ständig wachsen. Viele unserer großen Städte zeigen in ihrem Treiben eine scharf hervortretende Prägung. Wir finden Städte, die im Zeichen des Luxus, der Eleganz, des frohen Genusses, der Gemütlichkeit, der Kunst, geschichtlicher Vergangenheit, des Klassizismus leben. Die Signatur Berlins ist und bleibt: die Arbeit. Sie ist die Basis der neuen Kultur, die sich die jüngstgeborene unter den Weltstädten schafft, schaffen muß; von alten, wohlgespeicherten Kulturschätzen kann sie noch nicht zehren.

Hier arbeitet das Hirn des großen Reichskörpers, schwingt das Nervenzentrum des preußischen Staates. Was hier an geistiger Arbeit geleistet, was hier gewollt wird, kann Welten in Bewegung setzen. Hier laufen die Fäden der größten Unternehmungen zusammen; Handel und Industrie, Wissenschaft und Technik haben sich in Berlin bedeutsame Mittelpunkte geschaffen, von denen aus sie unablässig über die ganze Erde hin wirken. Berlin ist auch der Sitz selbst einer gewaltigen Zahl großer und kleiner Betriebe, die sich bei der Betriebszählung im Jahre 1907 bereits dem zweiten Hunderttausend näherte.

Daran nun, die Volkskraft der Millionen, die sie bevölkern, zu erhalten und zu vermehren, arbeitet die Stadt ihrerseits. Das Rüstzeug, mit dem diese Aufgabe zu lösen versucht wird, besteht in mehr als fünfeinhalb Tausend Berufs- und siebzehn Tausend Ehrenbeamten*) und in nahezu acht Tausend

*) Die Gesamtzahl der in Berlin tätigen Ehrenbeamten beläuft sich auf etwa 30 000; sie begreift die (nicht ausschließlich für Gemeindeverwaltungszwecke tätigen) Mitglieder der Steuerkommissionen und die Schiedsmänner in sich.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Angestellten und fünfzehn Tausend Arbeitern, sodann in einem Gemeindegut von weitaus mehr als einer Milliarde und einem jährlichen Betriebsaufwand von mehr als 400 Millionen Mark. Diese Zahlen sprechen beredt von dem Vollmaß an Arbeit, das geleistet werden muß.

Und alle diese Kräfte, die in der Berliner Verwaltung am Werk sind, sie arbeiten und schaffen in dieser Zeit, wo der Krieg den Millionenstädten eine große Zahl neuer, schwerer Probleme gebracht hat, in einer nie gesehenen Hochspannung. Mit einem Schlage hat sich die Fürsorge für die Erhaltung unserer Volkskraft gewaltig vergrößert, intensiv und extensiv. Es wird eine Summe neuer Leistungen nötig, die, auf ein Jahr berechnet, etwa mit 100 Millionen Mark zu veranschlagen ist.

In erster Linie stehen die Unterstützungen, welche den Familien der Kriegsteilnehmer gewährt werden, um ihnen ihre wirtschaftliche Fortexistenz zu ermöglichen. Die Stadt hat es sich in dieser Richtung angelegen sein lassen, um die aus der Reichskasse fließenden Unterstützungen für die Kriegerfamilien den Lebensverhältnissen der Großstadt anzupassen, Zuschüsse von 100 Prozent aus eigener Tasche zu gewähren. Eine neue Organisation, die mit 23 über die ganze Stadt verteilten Unterstützungskommissionen arbeitet, ist für die Zwecke des Kriegsunterstützungswesens geschaffen worden.

Aber nicht nur die Kriegerfamilien sind in besondere Obhut genommen, auch den Erwerbslosen (den Arbeitslosen, den in Not geratenen Gewerbetreibenden, den Angehörigen freier Berufe) hat sich die städtische Fürsorge zugewandt; in erster Linie: durch Schaffung von Arbeitsgelegenheit bei den fortgeführten und neu in Angriff genommenen städtischen Bauten; da aber, wo mit diesen Mitteln nicht geholfen werden kann, tritt Unterstützung mit Geld ein. Besondere, den Unterstützungskommissionen angegliederte Kommissionen für Arbeitslosenfürsorge bearbeiten diesen Teil der städtischen Kriegsgeschäfte.

Sowohl den Kriegerfamilien wie auch den Erwerbslosen werden endlich, wo es notwendig ist, zum Zwecke der Erhaltung der Wohngelegenheit, und damit die Krieger bei ihrer Rückkehr keine drückenden Mietschulden vorfinden, besondere Mietbeihilfen gewährt.

Hand in Hand mit diesen Maßnahmen geht eine umfassende Speisung Bedürftiger, Erwachsener und Kinder.

Besondere Arbeitsgebiete der Stadt stellen die Kreditfürsorge und die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln dar. Die öffentlichen Ankäufe erstrecken sich auf Roggen, Weizen, Kartoffeln und die daraus gewonnenen Mehlarten, auf Hülsenfrüchte, Konserven, Heringe und Fleisch; diesem Zweig widmet eine besondere Deputation ihre Arbeit.

In engster Berührung endlich mit dem Krieg steht das, was die Stadt tut auf dem Gebiete der Flüchtlingsfürsorge, der Einquartierung und der Verwundetenpflege. In den städtischen Anstalten in und außerhalb Berlins haben zurzeit bereits nahezu viertausend deutscher Mitkämpfer Aufnahme gefunden. Auch das städtische Untersuchungsamt und die städtische Desinfektionsanstalt leisten für militärische Zwecke besondere Hilfe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In gleicher Richtung wie die städtische Verwaltung, teils mit, teils neben ihr, arbeiten in unserer Stadt zahlreiche Behörden, Angestellten- und Arbeiterorganisationen und die Vereinigungen der freien Liebestätigkeit. Ja, es arbeitet gesteigert fast jeder einzelne Bürgerhaushalt bis hinunter zu seinen jüngsten Mitgliedern, die ihre kleinen Kräfte, wo sie schon nützliches zu leisten vermögen, in den Dienst der Sorge für die Krieger und ihre Angehörigen stellen.

All die gesteigerte Arbeit aber, die die Stadt Berlin jetzt — und zwar mit einem durch Heranziehung zum Kriegsdienst erheblich verminderten Personal — zu leisten hat, dünkt jeden, der mit helfen darf, doppelt schön und befriedigend und treibt ihn, das äußerste an Kräften einzusetzen. Denn noch nie fühlte sich der Einzelne in so besonderem Maße mit dem Herzen an der Arbeit beteiligt als gerade in dieser ernsten Zeit. So hoffen wir denn, daß, was Berlin an seinem Teil an Kriegsarbeit fördert, dermaleinst wert befunden wird der Arbeit, die Deutschlands heldenmütige Wehr draußen vor dem Feinde tut.

Max Osborn: Das Antlitz der Großstadt.

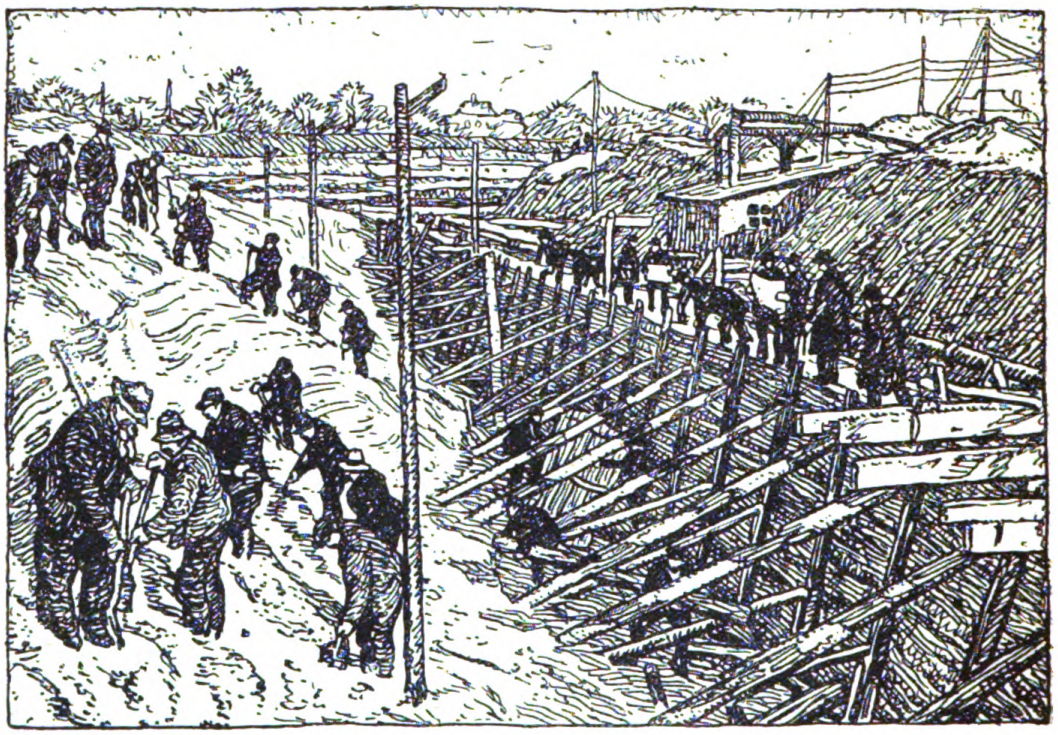
(Mit drei Zeichnungen von Walter Buhe.)

Wenn unsere Feinde doch nur einen Blick in die Hauptstadt des Landes werfen könnten, zu dessen Erdrosselung sie ihr riesenhaftes Eisen- und Giftnetz geknüpft haben! Wenn sie an diesem gewaltigen Beispiel erkennen könnten, was der Begriff und die Tatsache „Deutschland" bedeuten! Sie würden hier so gut wie auf dem Schlachtfelde einsehen, daß dieses Volk nicht überwunden werden kann, daß seine Kraft nur mit der Menge und der Wut der Feinde wächst, daß seine Lebenssäfte, aus kerngesundem Körper quellend, unversiegbar sind. Berlin hat niemals, seitdem es Sitz der Reichsgewalt ward, den Anspruch erhoben, in dem Sinne wie Paris und London Zentrum der Nation zu sein. Doch jetzt, zur Kriegszeit, bewährt es sich als ein kolossaler Brennspiegel, der alle Strahlen des deutschen Lebens auffängt.

Sein Antlitz ist nicht unverändert geblieben, gewiß nicht. Dann wäre es ja kein Abglanz dessen, was seit dem schicksalsschweren 1. August 1914 geschah. Aber diese Wandlungen haben es nur veredelt und verschönt, ohne ihm die Züge der eisernen Energie, der konzentrierten Arbeitslust und -Fähigkeit, des unzähmbaren, dauernd neue Werte schaffenden Tätigkeitsdrangs, der Entschlossenheit zur Ausschöpfung aller Lebensmöglichkeiten zu nehmen.

Wie fortgeweht ist die öde Genußsucht, der dumme Hang zu leerem Protzentum, die aufdringliche Pseudovergnügtheit, die forcierte Frivolität, die schiefgewickelte Gier nach schalem Luxus, die erzwungene Blasiertheit, die an nichts mehr Freude oder Bewunderung oder Entrüstung zu finden vorgab. Verschwunden sind die bedenklichen Symptome des Verfalls, die uns selbst fast fürchten ließen, unser Wesen beginne im Kern morsch zu werden, und die vielleicht zu den Erscheinungen gehörten, aus denen unsere Feinde den Mut schöpften, loszuschlagen, weil sie annahmen, dies Geschlecht sei

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Walter Buhe.

verweichlicht und habe nicht mehr das Blut seiner Väter von 1870 in seinen Adern. Nun ward es klar, daß alle diese üblen Dinge nichts als Äußerlichkeiten waren, die sich abstreifen ließen wie ein Mantel. Wie weit liegt heute die Tango-Überkultur hinter uns, die noch vor drei Vierteljahren alles zu überschwemmen schien! Aus dem Stahlbad ungeheurer Prüfungen ging eine Stadt hervor, die sich ohne große Worte das Muster eines Gemeinwesens der Daheimgebliebenen in der Kriegszeit nennen darf. Es ist kein sündhafter Hochmut, nur gerechter Stolz, wenn wir das bekennen.

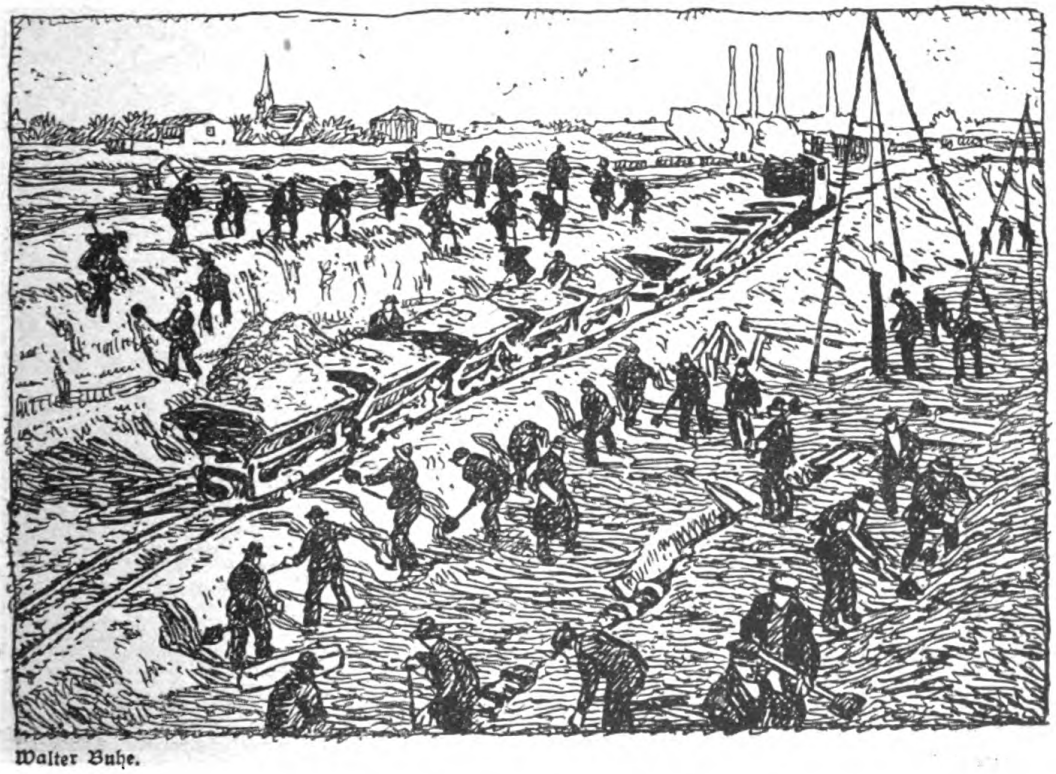
Einen Augenblick begreiflicher Verwirrung gab es. Als nach einer Woche enthusiastischer Erregung die Entscheidung gefallen war, als der 4. August zu allem anderen die Nachricht vom Eingreifen Englands, vom Widerstand Belgiens brachte, war Berlin wie vom Donner gerührt. Aber auch nur einen Augenblick. Man begriff sofort mit scharfem Blick, daß es in dieser Lage, für die die Weltgeschichte kein Gegenstück zu nennen wußte, nur einen Weg geben könne: unerbittliche Konzentration. War es ein paar Tage lang, als ständen Zeit und Leben still, so ward es nun klar, daß man sich nur dann in dem Unbegreiflichen zurechtfinden würde, wenn man sie wieder in Bewegung setzte. Zu dem Pflichtgebot derer, die hinausziehen durften, um mit ihrer Existenz für die Gesamtheit einzustehen, trat das Pflichtgebot der andern, die Werte nicht zu verkleinern, für die jene fechten wollten. Legten Millionen junger und gereifter Männer Waffen an, so blieben noch über 60 Millionen übrig, die nicht die Hände in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Schoß legen durften. Die weit ausgedehnte Wirtschaftsmaschinerie mußte in ihrem Betriebe erhalten werden, und die Gefahr leuchtet ein, daß sie stocken würde, wenn man nur ein Teilchen einrosten ließe.

So nahm die Hauptstadt, nach dem unmerklich kurzen Intervall der Verblüffung, die Linie ihres Alltags wieder auf. Mit Staunen bemerkte man, daß zwar an Zweimalhunderttausend besten Menschenmaterials fehlten, daß aber dennoch ein gewaltiges Reservoir tüchtiger Kräfte vorhanden blieb. Manche Geschäftszweige stockten wohl, aber sie suchten sich emsig andere Ventile der Betätigung zu öffnen. Der „verwegene Menschenschlag der Berliner", den schon Goethe halb ironisch, halb respektvoll so getauft hatte, war nicht zu entmutigen. Mit unerhörter Selbstbeherrschung und Anspannung brachte er es fertig, daß das Geld im Rollen blieb; war das Gold für den Staatszweck zusammengehalten, so gab es doch das klug organisierte System der Darlehnsscheine des Reiches, die man fluktuieren lassen konnte. Überall erscholl der Ruf: Gebt keiner Zweifelstimmung Raum! Erfüllt das Programm eures bürgerlichen Tages!

Die Regierung gab das willkommene Zeichen: keine begonnene Arbeit liegen zu lassen, keine beschlossene, soweit irgendmöglich, aufzuschieben. Die Kommunalverwaltung folgte. Und gerade ihre Unternehmungen zeigen uns selbst, könnten jedem fremden Besucher am deutlichsten zeigen, wie die größte Stadt des Landes ihre Aufgaben in der Kriegszeit versieht. An

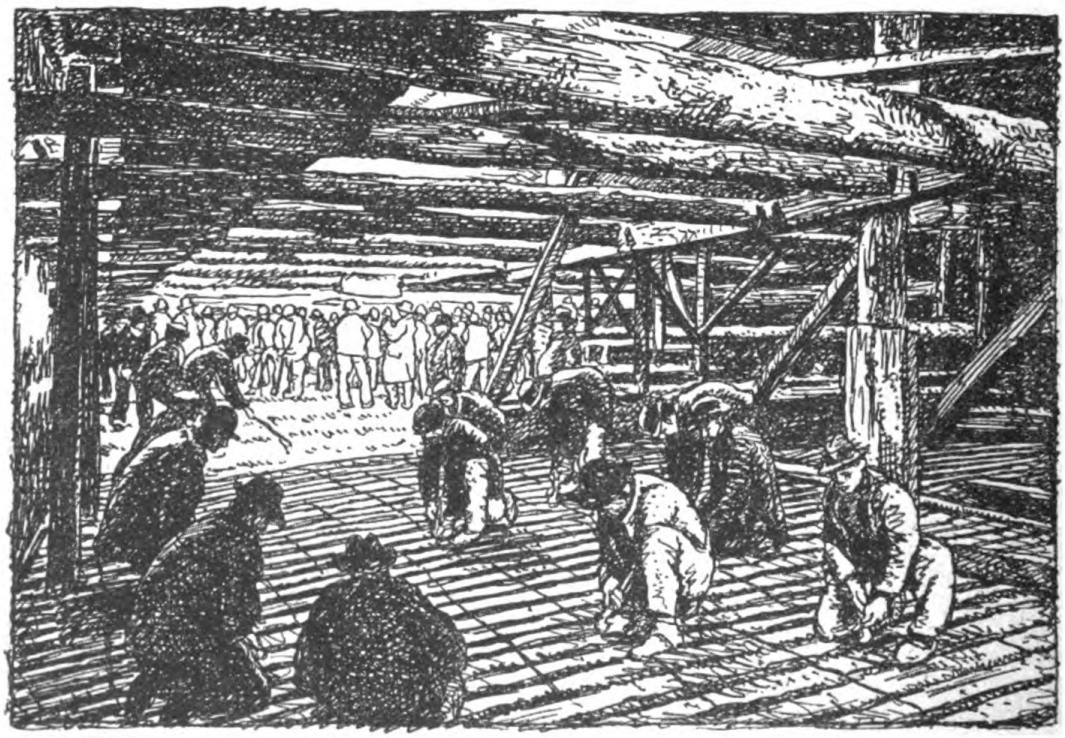


Walter Buhe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drei Stellen namentlich wird das mit so überwältigender Großartigkeit demonstriert, daß hier allein ein vollgültiger Beweis für Deutschlands von innen wirkende Kraft erbracht wird: beim Bau des Westhafens, der Nord-Südbahn und des Lindentunnels.

Kultur- und Friedenswerke von enormer Ausdehnung und Bedeutung werden hier inmitten eines Weltkrieges mit ruhiger Festigkeit gefördert. Den möchte ich sehen, der, ohne etwas vom Weltgeschehen zu wissen, bei ihrer Betrachtung glauben würde, daß unser Volk mit den mächtigsten fremden Nationen und einer ganzen Hölle losgelassener kleinerer Feinde im Entscheidungskampf auf Tod und Leben ringe. Wo ist der Krieg? fragt man unwillkürlich, wenn man das weitgedehnte Gelände des Westhafens im äußersten Nordwesten Berlins abschreitet, zwischen dem genialen Ingenieurwerk der Putlitzbrücke, die sich in mächtigem Flachbogen über ein unentwirrbares Gedränge von Schienenwegen spannt, und dem Kanalnetz beim Plötzensee. Rings breitet sich hier das Berlin der Arbeit aus. Es ist ein „schwarzes Land", wie Meunier sein belgisches Kohlen- und Bergwerksrevier nannte. Soweit der Blick reicht, Rauch und Ruß und Dampf, die sich mit den Schleiern der niederdeutschen Winternebel zu einer grauen atmosphärischen Schicht von seltsam malerischem Reiz verbinden. Eisenbahnzüge rollen fern und nah schnaufend vorüber. Die dunklen Silhouetten von Fabrikgebäuden und Schornsteinen stehen wie ein Schattenspiel gegen den farblosen Himmel. Ganz hinten, im Dunst, die Stadt selbst



Walter Buhe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit ihren Häusermassen, ins Unendliche verschwimmend. Hier entsteht der neue Hafen und Handelsplatz. Zwei breite Wasserbecken werden aus dem märkischen Sand- und Kiesboden herausgestochen. Rings ist alles aufgewühlt. Kleine Gebirge und Täler, Abstürze und Klüfte, Pfützen und bröcklige Trümmer wechseln miteinander. Dort ist eines der Becken schon halb fertig, und auf seinem Wasser schwimmen Lastkähne. Hier steigen die Betonfundamente und Sandsteinverkleidungen der Kais auf. Lokomotiven bahnen sich pfeifend ihren Weg über lose Feldschienen, einen quietschenden Zug von Loren schleppend. Ein Ungetüm von Baggermaschine frißt sich knirschend in die Erde und schlingt mit zackigen Eisenzähnen einige Kubikmeter Materie in ihren Rachen, um sie, von einem phantastischen Kranen mit fast eleganter Leichtigkeit zur Seite gedreht, am Talrand oben wieder auszuspeien. Systeme von Röhren ziehen sich hin und her. Pumpen stampfen und saugen. Zwischen Bretterverschlägen, Stützbalken, Leitern werden ganze Kolonnen von Arbeitern sichtbar, die graben und hacken, schaufeln und bauen und die Maschinen bedienen. Wohl hat sich die Belegschaft seit der Mobilmachung vielfach verändert. Sie ist auch etwas kleiner geworden. Aber einige Hunderte sind noch jetzt von morgens bis abends an dem Werke, das nicht einen Tag stillgestanden hat.

Die Nord-Südbahn, die endlos langgezogene städtische Tiefbahnanlage, die vom äußersten Norden Berlins bis zum äußersten Süden geführt werden soll, gibt daneben eine zweite, nicht minder erstaunliche Bestätigung für den unerschöpflichen Reichtum an männlichen Armen und Schultern, über den unser Volk auch während eines Krieges nach allen Seiten noch verfügt. In Bergwerkgängen bohren sie sich tief in die Erde hinein, wo halbe Helligkeit von oben her und elektrische Grubenlämpchen geheimnisvolles Zwielicht mischen. Arbeiter auf Arbeiter tauchen in den Schächten auf, in der Entfernung bis zu winzigen Punkten sich verkleinernd. Ein rätselhaftes, spukartiges Hin und Her. Oder man deckt den schon ausgebauten Stollen auf dem Niveau der Straße kunstgerecht zu. Zwischen Bauhütten, Schutthaufen, Kranen, Bretter- und Balkenmassen hantieren ganze Kompagnien handfester Burschen mit eigentümlich geformten eisernen Stangen, Drähten, Kabeln, Holzteilen. Drehen Schrauben, legen Asphaltpappe, stampfen Schichten aus Sand und Zement.

Aber während diese beiden Unternehmungen immerhin schon im Vorjahre oder im letzten Frühling in Angriff genommen wurden, jetzt also Begonnenes fortsetzen, ward die Untertunnelung der Linden just während des Krieges überhaupt erst eingeleitet. Jahrzehnte hindurch hat man an diesen Plan gemodelt. Nun, gerade in der schwierigsten Zeit, geht man an die Ausführung. Gräbt den Boden auf, baut Hilfsübergänge für die Straßenbahn, bohrt sich in die Erde, macht sich an die schwierige Herstellung offener Rampenzufahrten. Draußen tobt der Krieg? Nun wohl, so tun wir erst recht unsere Pflicht; unbekümmert um die Gefahren, die es dem Lande abzuwehren gilt, sei hier nur der einen Göttin gehuldigt, die in der Mummenschanz des zweiten Faust auf dem Rücken des Elephanten thront: „Und sie nennet sich Viktorie, Göttin aller Tätigkeiten“ . . . .

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was Staat und Gemeinde anbahnen, wird von der privaten Wirtschaftswelt weitergeführt. Mit außerordentlichem Anpassungsvermögen hat sie ihren Betrieb auf die veränderten Verhältnisse eingestellt. Mit weitem Radius ist ein Kreis um das Zentrum aller Interessen, Gedanken und Hoffnungen geschlagen: um den Krieg, der, wie sich immer deutlicher zeigte, eine große Menge von industriellen und kommerziellen Bezirken in eine besondere, neue Bewegung setzt. Die Schaufenster geben davon Kunde, um zugleich zu beweisen, daß auch die eigenen Ansprüche des Lebens der Daheimgebliebenen nicht verstummten. Auch hier ist alles nuanciert, ist bescheidener und solider geworden, wie jede Geschäftsauslage bestätigt; doch es fehlt auch nicht an den vergnüglichen Verbrämungen des Alltags, und auch das ist gut so. Denn das Leben einer großen Stadt kann so wenig wie das Leben des Individuums auf die leichte Erquickung verzichten, die zwischen Arbeit und Ruhe steht. Darum soll kein übertreibender Puritanismus walten, und es ist gerade ein Zeichen von der unverwüstlichen, fest im Erdreich wurzelnden Gesundheit der Stadt Berlin, daß ihre Bewohner nicht auf anständige künstlerische Kost und einfache Geselligkeit verzichten wollen. In der Summe aller dieser Erscheinungen spricht sich ein Kraftbewußtsein aus, das überwältigend ist, weil es auch da unter der Oberfläche waltet, wo der äußere Anschein es nicht vermuten läßt. Nicht jeder unedle und widerwärtige Mensch von früher ist in den letzten vier Monaten ein Engel geworden. Nicht jede Ecke des städtischen Lebens ist sauber. Aber im ganzen haben Stadt und Einwohnerschaft, Straße und Öffentlichkeit einen stattlichen Läuterungsprozeß durchgemacht, ihre großen positiven Werte erhalten und ihre üblen Elemente eingedämmt.

In dieser Verfassung ist Berlin der Zeit würdig geworden, hat es in Wahrheit das Recht, bei frohen Botschaften siegreicher Erfolge sich mit Fahnen zu schmücken. Daß es so bestellt ist, beweisen die klassischen Beurteiler dieser Eindrücke: die Verwundeten. Es gab eine Zeit — zu Ende August und Anfang September —, als die Verwundeten anders sprachen. Damals wollte sich im hemmungslosen Siegestaumel der ersten Kriegswochen in der Stadt eine Stimmung bilden, die bedenklich zu werden drohte. Vielleicht ist die Prüfung der langen Kampfmonate, die uns auferlegt ward, für Berlin, wie für unser ganzes Volk, eine bessere Schule, als ein Hineilen von Triumph zu Triumph sie je hätte liefern können. Und vielleicht ist nicht zuletzt aus diesem Grunde nun das Antlitz Berlins so geworden, wie es heute vor uns steht: ernst und vom Gefühl schwerer Verantwortung, pflichttreuer Energie gezeichnet, von unablässiger Arbeit gefurcht, von Selbstzucht gefestet, doch auch voll Zuversicht und Vertrauen, gestempelt von einem frohen Mut, der an Stelle von Finsterkeit und Trauer heitere Tätigkeit setzt und einen offenen Sinn für alle Realitäten dieser Welt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Georg Reicke: Sinnbild.

Im Nebel ragt, ein majestätischer Schweiger,
Des Rathausturmes stumpfer Säulenschaft.
Im Dunst verschwinden Zifferblatt und Zeiger,
Die Stunden klingen, fern und feierhaft.

Doch unten wogt des lauten Lebens Hasten,
Im ewigen Gleichmaß rollt der Wagen Heer,
Die Pferde dampfen vor den schweren Lasten
Und Menschenstimmen schwirren kreuz und quer.

Hier ist kein Feiern, keines Nebels Dämpfung,
Der schattenhaft die Sinne uns umfängt,
Hier gilt nur eine Losung: die Erkämpfung
Des goldnen Ziels, nach dem der andre drängt.

Und wer beglückt von neblichten Gehegen
In seine Träume sinkt, der steh beseit'!
Hier ist nur Platz für Arme, die sich regen —
In Tat und Wettkampf wirkt der Stunde Streit.

Hier will ein Volk, verdienend seine Größe,
Die Jahre doppeln, die ihm spät geschenkt,
Und jeder scheut vorm andern sich der Blöße,
Daß er zu früh vielleicht des Feierns denkt.

Die Straße braust von tausendfältigem Leben,
Die Schlote qualmen und das Eisen dröhnt —
Noch darf vom Hammer sich die Hand nicht heben,
Im Traum erst winkt, was auch dies Mühen krönt.

Und immer mahnend ragt, ein Riesenschatten,
Des Rathausturmes stumpfer Säulenschaft —
Und Millionen stählt noch im Ermatten
Das stolze Sinnbild freier Bürgerkraft.

August Döppner: Die Professoren.

Glücklich vielleicht die Menschen, die Völker, deren Charakter von einheitlicher Art oder doch so geformt ist, daß ein Trieb, gleichviel welcher es sei, von vornherein überlegene Macht führt. Selig aber die, denen die zwei Seelen zu gleichen Teilen gegeben sind, die an zwei Welten in gleichem Maße teilhaben. Ihnen wird nicht das Widerspiel lüstern-heiliger Wünsche zu appetitreizender Beikost, der Wirbel revoltierender Grundelemente ist

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihnen nicht Mahnung, sich mit noch dichterer Hülle zu umkleiden, sie finden ihren Frieden weder in der Sattheit des Kleinegoistischen — trotz ästhetischer Reinlichkeit und unterhaltsamer Ausflüge —, noch in der träumerischen Verschwommenheit des Pangedankens, sie sind dem Kompromiß so fern wie der Resignation, überall stehen sie am Scheidewege.

Sie glauben nur, was sie erleben. Und so prüfen sie ihre Phantasie an der Tat, und die Tat muß sich ihnen rechtfertigen an den Möglichkeiten der Phantasie: das Produkt ist nicht selten ein gerüttelt Maß gerechter Wahrheit.

Und sind sie einer Periode der Zerfahrenheit, der Schwäche unterlegen, so kommt die Stunde, die Person, die in der Macht unerhörter Konzentration zerstört und aufbaut. Aber vor allem zerstört, der Neubau ist nicht so eilig, an ihm mag sich die Funktion eines der beiden Triebe erfüllen, je nach der geschichtlichen Lage.

Solche Zweiseelennaturen werden selten reinrassige Exemplare sein. Die Mischung schafft sie, und die Mischung muß glücklich sein, sonst ist sie nicht lebensfähig. Oft mag es an einer Kleinigkeit liegen —

Die Mischung ist getan in dem Volke, das sich das deutsche nennt. Und vielleicht erbringt diese Zeit den Beweis, daß sich kein Fehler eingeschlichen hatte, der uns jetzt ans Leben geht.

Nicht die Frage, ob wir siegen oder unterliegen werden. Der Sieg ist ja schon durch unsere Zuversicht erfochten. Aber anderes.

Seltsame Entwicklung seit Ausgang des Mittelalters. Luther setzt sein Volk in den Sattel. Das folgende Jahrhundert ist zum großen Teil noch etwas lau. Der entfesselte Geist übt sich, vieles wird geklärt. Das Bürgertum wächst in die Probleme hinein. Lessing, Empfindsamkeit, Sturm und Drang: der freiheitbewußte Geist wird toll. Und der Scheidewege sind so viele. Der Einfluß der Antike, der westeuropäischen Kultur, die scheinbar anationale Philosophie. Es kann nicht anders sein: das Ideal des Kosmopolitismus wird erkannt und fordert Gefolgschaft. Aus solcher Bereicherung konnte die nervöse — durchaus nicht dekadente — Zeit zur Klassizität aufsteigen, zu einer Klassizität, die etwas später Fichte in anderem Zusammenhang feststellen ließ, daß „das aller Erscheinung zugrunde liegende göttliche Leben niemals als ein bestehendes und gegebenes Sein eintritt, sondern als etwas, das da werden soll“: die typische Stellung des Zweiseelenmenschen, zwar schon mit leisem Hinweis zu der auf überlegener Stufe möglichen Einigung beider Mächte.

In diese Zeit fällt die Zertrümmerung des Preußenstaates. Der alte politische Einheitswunsch der Deutschen gebiert sich neu, aber er ist jetzt auch Kulturwunsch. „Uns ist die gesamte Oberfläche der Erde recht wohl bekannt, und alle die Völker, die auf derselben leben. Kennen wir denn nun ein solches, dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich fassen ließen? . . . Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit.“ (Fichte.)

Hier beginnt das Deutschtum, sich in der Welt umzusehen. Immer allgemeiner wird die Anteilnahme des Volkes am Geiste, die Wissenschaft und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Demokratie wird klarer und stärker, das Ganze wächst in äußerer und innerer Kultur über die Landesgrenzen hinaus, es kommt zu 1870. Es ist müßig, zu überlegen, ob jener Krieg seinen zureichenden Grund in solcher Entwicklung hat. Die Richtung war jedenfalls gegeben. Deutschland war auf dem Weg zur Weltmachtstellung.

Dieser Weg ist folgerichtig gegangen worden. Unser ungeahnt aufblühendes Geistesleben bedeutete uns das Rechtssiegel.

Wie ist die Menschheitslage? Das Gesamtbewußtsein unserer Erde wird doch immer einheitlicher. Jede Wissenschaft, alle Kunst, alles Geschehen wird dem Zusammenklang eingeordnet. Und jedes Volk gibt seine eigentümliche Klangfärbung. Sind die Werte, die das Deutschtum erschafft, berechtigt, dominierend zu sprechen, leitendes Motiv zu sein für die Menschheit? Maßstab ist der Geist des nächsten Jahrhunderts. Und wir, heute?

Für uns gibt es Überzeugung, gibt es — Glauben. Aber wir müssen uns klar sein darüber, daß wir bislang unser Recht aus dem nahmen, was Rudolf Eucken, der Fichtefortsetzer, Wesensbildung rennt: „Immer von neuem gilt es eine Scheidung zwischen Kern und Schale, eine Vertiefung und Schärfung der Probleme dahin, daß schließlich nicht um unser Verhältnis zur Außenwelt, nicht auch um das zur Gesellschaft, sondern um das zu uns selbst, um die Überwindung eines unerträglichen Zwiespalts, um die Einigung unseres Daseins und unseres Wesens gekämpft wird."

Für solche schöpferische Wesensbildung aber ist kein Zustand gefährlicher als der kommende wirtschaftlichen Wohlergehens. Es tut wohl, Alois Riehl fragen zu hören: „Werden wir die Aufgaben erfüllen, die schwere Verantwortung zu tragen vermögen, die uns der endgültige Sieg auferlegen wird? Wir brauchen Männer des Friedens!"

Nicht alles ist der Verantwortung heischenden Schwere der Zeit gewachsen, was dieser Tage in der Reichshauptstadt geschrieben und gesprochen wurde. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die großen Individuen der Fichtezeit und aller Zeit den Abstand der Masse als Gegenspiel und als Rahmen hatten, daß aber heute diese Masse sich selbständig zu überraschender Höhe des Handels erhoben hat. So ist von vornherein die Aufgabe unserer legitimen wie illegitimen Professoren eine bescheidenere. Sie werden mahnen, klären, politische und wirtschaftliche Fragen in populärer Weise rationalisieren.

In diesem Sinne ist viel Gutes geschehen. Eucken, Riehl sind erwähnt. Wilhelm Kahl sprach vom „Recht zum Kriege und vom Siegespreis". Adolf Deißmann, „Der Krieg und die Religion": „Die Religion Jesu ist ein Dennochglaube, sie verlangt ein Einsetzen der ganzen Persönlichkeit". Gustav Roethe betont: „Es war Zeit, daß wir unseres besseren Selbst uns wieder bewußt wurden," denn es gab „viel häßliche, enge Selbstsucht, fatales Selbstbehagen, schlaffe Genußfreude, viel widerwärtige Erwerbsgier, viel parteiische Zerklüftung". Friedensarbeit ist es schon, wenn Südekum in sehr sachlicher Rede zugibt, daß die Autonomie im Innern bedingt ist durch Autonomie nach außen, und daß auch die andern Parteien Deutschlands bis hin zur äußersten Rechten ihr historisch begründetes Daseinsrecht haben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Helene Simon: Kriegshilfe.

„Jeder Deutsche ist dienstpflichtig."

Freiwilligendienst im Innern, Kampf gegen Hunger, Erwerbslosigkeit, Obdachbedrohung, Schutz der Mütter und Kinder vor Verkümmerung und Verderb: Um diesen Ruf scharen sich die dem Heer nicht eingereihten Männer, sammeln sich Millionen Frauen. Alle Stände, alle Richtungen. Die Heimat, der unserer Soldaten Blut fließt, gilt es gesund erhalten. Wir waren am Werk! Das soll unsere Wehrmannschaft sehen, empfinden, wenn sie (wir hoffen zuversichtlich) siegreich wiederkehrt. Siegreich. Allein auch wund wird sie sein, erschöpft, ins Innerste getroffen vom erlebten Kriegsentsetzen. Tausendfältig lindernd will sie die heil, wohnlich und markig gebliebene Scholle umfangen.

Den Wundern der Mobilisierung, die wir in lichten Sommertagen schauten, kann die Wohlfahrtspflege nichts zur Seite stellen. Das eigenste Kind der Kultur, erwuchs sie in langen Friedensjahren doch nicht zur Vollkraft einheitlicher Organisation. So blieb sie auch als Kriegshilfe zersplittert. Allein trotz aller Rückstände umschließt sie gewaltige Errungenschaften an Opferwillen, Intelligenz, Tatkraft.

Staat und Gemeinde, Gewerkschaft und Genossenschaft, Rotes Kreuz, Nationaler Frauendienst, bewährte Zentralisationvorkämpfer, wie die Zentrale für private Fürsorge und die deutsche Zentrale für Jugendfürsorge, die Organisationen der freien Berufe, Schriftstellerschutzverband, Pressevereine, Bühnenverein, zuletzt nicht zumindest die großen Tageszeitungen: Sie alle arbeiten fieberhaft. Bauen Dämme gegen die Fluten der Verarmung, die das gestörte Wirtschaftsleben heranwälzt.

Berlin steht im Zeichen dieses Ringens. Das Stadtbild, verkehrslebendig wie im tiefsten Frieden, gibt doch beredte Kriegskunde. Nicht nur durch die Feldgrauen und Lazarette. Nicht nur durch die getürmten Wollsachen und „Liebesspenden" der Schaufenster, durch die scheußlichen Auslagen von Schokoladenbomben, sondern namentlich auch durch die Riesenplakate der Aufrufe und Hilfseinrichtungen. Hier das blutrote Kreuz im weißen Felde; dort schwarz-weiß-rot gerändert der Nationale Frauendienst. Hier Kriegsküche, Teestube; dort Kriegsnäh- und Strickstube, Kriegskindergarten.

An den Stätten, wo sonst Reichs- und Landesvertreter die Staatsgeschäfte besinnen, zuerst im Reichstag, jetzt im Abgeordnetenhaus, rüstet das Rote Kreuz seine Sanitäts- und Wollzüge. Zweige der ihm angegliederten Vaterländischen Frauenvereine bevölkern das Herrenhaus. Bevölkern auch das weiträumige Staudthaus, in jenem Teil der Königgrätzer Straße, der zu Ehren unserer Verbündeten zur Budapester Straße umgetauft ist.

In 23 auf die Steuerbezirke verteilten Hilfskommissionen wirkt als Ehrentruppe der Stadt der Nationale Frauendienst. Hilft bei der Beschaffung der Kriegsunterstützung für die Wehrmannsfrauen, der Erwerbslosen- und Mietsunterstützung. Verteilt Lebensmittel, Speisegutscheine, Kleidungsstücke. Vom frühen Morgen bis zur späten Abendstunde widmen sich Leiterinnen und Helferinnen Hunderten von Bedürftigen; müssen auch Schwindlern und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsmardern das Handwerk legen. Namentlich im äußersten Osten und Nordost, wo in engen, unwirtlichen Räumen Männer, Frauen und Kinder andrängen, geschieht in Stille hingebende Arbeit.

Kriegsküchen, Tee- und Kakaostuben, Speisung in Nachmittag- und Abendheimen, von der unentgeltlichen, der 2, 5 und 10 bis zur 30 Pf.-Mahlzeit: in jeder Abstufung nach Stand und Beruf durchziehen sie Berlin in allen Himmelsrichtungen. Schützen Tausende vor dem nackten Hunger, bedeuten für Tausende den Rettungsgürtel, der sie seit Wochen, seit Monaten über Wasser hält. An 30 000 Schüler, das Vier- und Fünffache der Friedenszahl, speist die Stadt Berlin durch den Verein für Kindervolksküchen. Wer um die Mittagsstunden die Peripherie durchstreift, sieht lange Reihen dürftiger kleiner Geschöpfe und große wilde Rangen zwischen 6 und 13 Jahren unter Polizeiaufsicht auf den Straßen sich stauen: Die 40 Küchen können den Strom nur mählich aufnehmen.

Neben der Ernährung ist das wichtigste und schwierigste Kriegshilfsproblem: die Arbeitbeschaffung. Heilloses Durcheinander aller möglichen und unmöglichen Hilfsgerinsel hier, wie überall. Hier aber ist der „Wettbewerb" am schädlichsten. Hier sind die „Unentgeltlichen" am verhängnisvollsten. Peinvoll drücken sie mit den Unterbietern Gehalt und Lohn.

Tolle Mißwirtschaft herrscht auf dem Gebiet der Notstand-Lohnarbeit in ungezählten kleinen Arbeitstätten. Da es nicht glückte, sie unter zuständiger Führung zu ordnen, erschweren sie den ihrerseits getrennt tätigen wertvollen Hilfsschöpfungen den Betrieb.

„Der Krieg ernährt den Krieg." Zivilkonfektion und Luxusgewerbe liegen brach, überschwemmen den Markt mit Arbeitslosen. Der Milliardenbedarf an Heeresbekleidung bietet Ersatz: Wolljacken, Hemden, Beinkleider, Leibbinden, Helmbezüge, Patronentaschen und Gürtel, Brot- und Zwiebackbeutel, Socken, Puls- und Kniewärmer, Kopf- und Ohrenschützer, Schawls, Handschuhe und tutti quanti. Mit der Herstellung all dieser und anderer Erfordernisse des Winterfeldzuges befaßt sich die Berliner Notstandsarbeit. An erster Stelle der staatliche „Ausschuß für Konfektionsarbeit". Unter hoher Protektion, der Leitung zweier Staatsbeamten und zweier Großkaufleute beschäftigt er bis 3000 Heimarbeiterinnen. Umkehrung aller Werte in Flagranti: Ausscheidung des Unternehmergewinns bei Sicherung der Unternehmerintelligenz, bei freien Räumen, günstigen Einkaufs- und Verkaufsbedingungen ermöglichen so hohe Stücklöhne, daß der Sozialpolitiker ob dieser Prämie auf Arbeitlosigkeit Bedenken hegt. Der geschäftsführende Geheimrat aus dem Handelsministerium, der mit ganzer Seele und Tatkraft bei der Sache ist, freut sich, wenn er Werk und Löhne schildert, des eifrig zustimmenden Nickens dankbarer Arbeiterinnen.

Der Zentralarbeitsnachweis hat zum Teil aus Stadtmitteln für 2000 bis 3000 Arbeiter eine Konfektionsfabrik mit 300 Innenarbeitern aus der Erde gestampft. Hier verfolgt man die Entstehung der Militärunterkleidung vom Zuschneiden bis zur letzten Naht, zum letzten Knopfloch.

In vier Strickstuben, Tagesheimstätten mit Mittagskost betreut der Nationale Frauendienst ungelernte, namentlich jugendliche Arbeiterinnen, halbe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kinder darunter von 13 und 14 Jahren. Die Leiterinnen möchten sie den im Krieg mit der Abwesenheit der Väter vermehrten Gefahren der Straße fernhalten, erstreben auch den reiferen, oft schon durch lange Not entmutigten Arbeiterinnen Trost und Halt zu bieten.

Berlin arbeitet. Arbeitet angespannt wie nie zuvor. Von den höchsten Staats- und Stadtbeamten, von den Organisationsführern aller Schattierungen bis zu den verschwiegenen Helfern in Reih und Glied wirkt es an der Überwindung der Kriegsnot im Landesinnern.

Ernst Lissauer: Krögelsage.

Zu Berlin, am Krögel,
In den mürben, welken
Bögen, Gebälken,
Auf dem zersprungenen Brunnenhause,
Nisten die Altezeit-Vögel,
Ein gotisch Geflügel, schmalspitzig Gefieder,
Grau niedergefallen die breitlichen Lider,
An ihren Schlummer tost wirres Gebrause,
Trambahnen, Kraftwagen,
Fabriken pfeifen, Schleppdampfer heulen,
Daß sie manchmal schwerträumend die Flügel schlagen,
Jahrhunderteulen,
Die schlafen an den Jahralltagen,
Doch in den Wendenächten
Aufschwirrn aus Winkeln, Höfen und Schächten —
Sie ziehn,
Langgereiht,
Wandervögel, kommend aus ferner Zeit,
Über den Molkenmarkt, über die Spree,
Über Berlin,
Wie über steinern rauschende See,
Von grellen Schimmern der Häuserschriften umzuckt,
Über Stadtbahn- und Hochbahnviadukt,
Sie rasten
Auf Blitzableitern und Leitungmasten,
Die Nachtaugen blendet der Lichterschein,
Sie horchen, sie staunen,
Die Schnäbel raunen, —
Strandlos Meerflut aus Lärm und Stein,
Müder und müder
Stockt ihr Flug, sie wenden,
Über die Linden, über die Schleuse
Kehren sie wieder,
Ins Krögelgemäuer, ins Brunnengehäuse, —
Altezeit-Vögel.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anton Jaumann: Deutsche Mode.

Wünsche und Bedenken, ideales Streben und nüchterne Berechnung hatten sich bisher die Wage gehalten. Die Sache kam nicht in Fluß. So oft und reichlich über die deutsche Mode geschrieben und debattiert wurde, die Wirklichkeit sah nichts als unbedeutende Versuche, die stets den Keim des Siechtums in sich trugen.

Der Krieg hat nun einen neuen Ansturm gebracht, die Umstände scheinen so günstig wie noch nie. Was erst der unklare Traum einzelner Schwärmer war, wird heute heftig und bestimmt von der Allgemeinheit gefordert. Man erwartet das Erscheinen des deutschen Kleides mit unzweifelhafter Gewißheit. So denkt ein Volk, daß von deutscher Wissenschaft, deutscher Technik, deutscher Energie verwöhnt ist.

Vielleicht kommt es ganz anders. So günstig die Zeitstimmung wäre, eine Reihe anderer bedeutsamer Umstände macht die Schaffung einer deutschen Mode schwieriger als je.

Alle Luxusindustrie leidet im Kriege. Sie wird von der allgemeinen Verwirrung und Verängstigung am meisten betroffen. Wer wird nun mitten in einem so schweren Kriege eine Schmuckfabrik gründen? Und hier könnte man immer noch an einen bestehenden Geschmack, eine Arbeitsweise, ein fertiges Gewerbe anknüpfen. Die Schaffung „deutscher Modelle" aber bedeutet einen Sprung ins Dunkle. Wer soll die enormen Unkosten wagen unter Verhältnissen, die eine Verzinsung nahezu ausschließen? Die ernste Stimmung läßt kein Interesse aufkommen für die Äußerlichkeiten der Kleidung. Wenn die Männer im Schützengraben frieren und darben, ziemt es der Frau nicht, in teurem Kleid zu strahlen. Billige Modelle aber, das weiß jeder Eingeweihte, sind eine geschäftliche Unmöglichkeit. So wichtig das einfache Kleid für die Konfektion sein mag, ein Modellhaus kann davon nie und nimmer existieren.

Wohlbegründete und zahlreiche Bedenken waren es also, die jene Berliner Geschäftsleute, die es zunächst anging, bewog, der Begeisterung der Außenstehenden eine starke Skepsis entgegenzusetzen. Am stärksten wirkte freilich in allen die Erinnerung an das unselige Reformkleid. Einer solchen Mode wollten sie ihre Räume unter keinen Umständen öffnen. Ob unsere Schneider und Künstler aber inzwischen soviel gelernt haben, um wirklich elegante Kleider aus eigenem zu schaffen, das bezweifelten die meisten in ihrem Innern sehr.

Verschiedene der letzten Jahrgänge hatten so vortreffliche Pariser Modelle gebracht, daß der Abstand gegenüber dem damaligen Reformkleid desto unüberbrückbarer erscheinen mußte.

Trotzdem bleibt der Anreiz groß, den das Zukunftsbild einer deutschen Mode ausübt. Die alljährlich mehrmals wiederholte Wallfahrt nach Paris, um dort die Vorbilder für unsere Kleidung der nächsten Monate zu holen, mußte auf den Deutschen, der etwas von nationaler Würde empfindet, peinlich wirken. Man erkannte damit die Unerreichbarkeit französischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschmacks, französischer Kunstfertigkeit an, man opferte bei jedem Mal Millionen und Millionen dem Ausland, die unserem Gewerbe, unseren Künstlern verloren gingen. Ein Schaden, der durch anderen Export nach Frankreich nie ganz auszugleichen war. Die Millionen, die für Höchstleistungen der Feinindustrie gezahlt werden, wiegen mehr, als die Ausgaben für Rohstoffe und Halbfabrikate. Dem Volk, das uns die Vorbilder für die weibliche Kleidung liefert, erkennen wir ohne weiteres eine gewisse kulturelle Ueberlegenheit, wenn auch nur in diesem Punkt, zu. Um so peinlicher muß das für uns sein, als wir in Dingen des Geschmacks, der Lebensführung, der künstlerischen Gestaltung unserer Umgebung so gewaltige Fortschritte gemacht haben.

Die weibliche Mode hatte sich der allgemeinen künstlerischen Beeinflussung noch entzogen, aber immer enger zog sich der Kreis um sie und man glaubte schon, ohne den Ansporn des Krieges den Einbruch der Künstler in die Festung der Mode bald erwarten zu dürfen. Nationale, wirtschaftliche Wünsche vereinigten sich mit dem Ungestüm der Künstler, um auf das Unternehmen einer deutschen Mode hinzudrängen.

Alles erblickte in der tiefen Erregung dieses Krieges einen nie wiederkehrenden Glücksumstand. Der Deutsche will seinen ererbten Fehler der Fremdtümelei nun endgültig abstreifen! Das sollte auch der französischen Mode den Todesstoß versetzen. Was eine laute Propaganda in all den Jahren nicht fertig brachte, den Geschäftsmann für die deutsche Mode zu interessieren, das erzwingt jetzt die rauhe Hand des Krieges. Der kräftigste Anlauf wurde gleich in den ersten Kriegswochen genommen und in dem „Reichsausschuß für deutsche Form" eine Stelle geschaffen, die die Richtlinien festlegen, die Kräfte sammeln und bereits auch einige Erfolge zeitigen konnte. Der wichtigste ist unstreitig die Gründung eines „Versuchs-Modellhauses", der sich „Kleiderkasten" nennt. Hier haben die Berliner Geschäftsleute einen sehr klugen Schritt getan, der über die vielen geschilderten Bedenken und Hindernisse noch am leichtesten hinweghelfen könnte. Geführt von Frau Mitford und Herrn Dr. Blei, sowie ausgestattet mit reichlichen Geldmitteln und gutem Willen ist dieses Laboratorium der deutschen Mode wohl geeignet, alles Risiko, alle Fährnisse einer dem Einzelnen etwas unbehaglichen und unsicheren Neuerung auf sich zu nehmen. Hier wird experimentiert und sondiert, die Künstler lassen ihre Ideen prüfen und umarbeiten, in vorsichtigem Tasten entstehen die ersten Modelle, die nachher den beteiligten Geschäftsleuten vorgeführt werden, damit sie wählen und erwerben, was sie in ihrem Laden glauben verkaufen zu können. So wird die Organisation des bisherigen Berliner Modebetriebes nicht im geringsten geändert. Es gab ja schon bisher Vermittler, die in Paris aufgekaufte Modelle in den Ausstellungssälen der Hotels zeigten. So einzelne Pariser Häuser kamen ab und zu mit ihrer Kollektion nach Berlin. Neu beim „Kleiderkasten" ist nur, daß die Modelle in Berlin selbst entstanden sind.

Man konnte in diesen Tagen bereits die erste Kollektion sehen. Räume, Art der Vorführung, das ist alles sehr hübsch und beweist

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsere Erfahrung in allem, was Aufmachung heißt. Nur ist der Ton um vieles gemütlicher und natürlicher, als bei den oft beredeten Poiret-Paraden. Und die Modelle? Um diese Frage dreht sich im Grunde der ganze Streit. Können wir elegante, gefällige, schöne Kleider aus eigenem ersinnen oder nicht? Es gab und gibt nicht wenige Fachleute, die uns die Gabe hierzu rundweg absprechen. Nun, die erste Kollektion des „Kleiderkastens" — weicht einer klaren Antwort aus. Und das war vielleicht, wie die Dinge einmal liegen, gar nicht unklug. Unsere Kräfte sind doch für die Aufgabe noch zu ungeschult, es liegt alles und jedes so im Dunkeln, daß es verständlich ist, erst Gehversuche zu machen, ehe man zum großen Sturm ausholt. Der „Kleiderkasten" bringt zum allergrößten Teil Varianten französischer Modelle der letzten Jahre. Man kann ihm das Lob nicht weigern, daß er auch in den mehr selbständigen Versuchen die Pariser Note gut getroffen hat. Man wird aber bei aller Anerkennung der gezeigten Sicherheit im Einfühlen ins Pariserische doch den Gedanken nicht los, ob die Nachahmung, und wäre sie noch so talentvoll, die richtige Vorschule für schöpferische Arbeit ist. Von den vorgeführten Modellen gefallen jedenfalls am meisten die, welche in den französischen Stil etwas von deutscher Herbheit, Frische, Empfindung mischen. Eine resolute Abkehr von Paris ist nirgends gewagt. Trotz des Mangels an Schlagern kann aber schon eine Reihe von Aktivwerten gebucht werden: Von Geschmacklosigkeiten, wie beim verflossenen Reformkleid, ist keine Spur zu finden. Alles Theatralische ist vermieden. Was man sieht, sind keine Bühnenkleider, wie die meisten Schöpfungen von Poiret. Die Dame kann diese Kleider unbedenklich und bei jeder besseren Gelegenheit tragen. Freilich, niemand wird zum Bewußtsein kommen, daß sie deutscher Abkunft sind. Von anderen Modeversuchen in Berlin, in der Provinz, in Wien ist wenig zu erzählen. Die Patriotenhüte, die feldgrauen Blusen und Kostüme übergehen wir am besten mit Stillschweigen.

Noch eins: den Schneider als Künstler und Glied der feinen Gesellschaft, den haben wir noch nicht. Und nur dieser ist imstande, das Kleid der feinen Gesellschaft zu gestalten. Die Pariser Mode erwarb ihren Ruhm durch Rasse, Wagemut, Sinnlichkeit und weibliche Delikatesse. Heißes Blut gehört dazu und lächelnde Kühnheit. Diese kraftvollen Männer, die mitten im Leben stehen, die weder einsame Phantasten noch ängstliche Geschäftsleute sind, die fehlen uns noch, bei aller persönlichen Tüchtigkeit unserer Schneidergilde. Nur längere selbständige und schöpferische Arbeit wird solchen Mut, solche Großzügigkeit schaffen helfen. Der neue Geist muß dann auch auf die Arbeitskräfte übergreifen. Feinfühligkeit ist hier anzustreben, nicht schnelle Akkordarbeit. Die grobe Naht muß allmählich zu einem Leckerbissen für Feinschmecker werden. Die Sicherheit und Feinheit des Gefühls wird dann bald auch unsere deutsche Schwerfälligkeit überwinden, die überall die Konstruktion wie bei einer Schmiedearbeit aufzeigen muß, statt einen diskreten Schleier darüber zu decken als über eine leidige Notwendigkeit.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bruno Schoenlank: Leipziger Platz.

London, Dezember 1914.

Eine neue Verfügung ist erlassen worden, die von jetzt ab jede äußere Schaufensterbeleuchtung und elektrische Lichtreklame verbietet. Alle Wagen müssen jetzt auf der Rückseite ein rotes Licht aufweisen, damit in der ägyptischen Finsternis, die in London herrscht, Straßenunfälle verhütet werden.

Dämmergrau. Der trübe Tag will enden.
Schon greifen mit den schwarzen Händen
Die kahlen Linden in das frühe Dunkel. —
Da flammen Bogenlampen,
Großstadtsonnen,
Und Glanz ergießet sich aus tausend Bronnen,
Die Häuser schimmern, Lichtreklame kreist,
Und selbst der Himmel borgt sich neuen Schein . . .
über Blumenständen, wie in Wundergärten,
tanzen zitternd rote Wellen,
ihren Duft zu blauen Schleiern tragend.

Autos rasen
Feueräugig durch die Straßen.
Tramways klingeln, Fuhrwerke dröhnen.
Straßenhändler überschreien sich
Und die Menge wogt.
Männer, Frauen, Kinder.
Witwenschleier wehen . . .
Verwundete.
In ihren Augen ist ein Glanz zu sehen
ewig geheimnisvoller Frage.
Werft ihnen Rosen zu,
Blutrote Rosen . . .

Das Warenhaus erleuchtet seine Fenster wie ein Dom.
Durch seine Pforten rauscht der Menschenstrom.
Die Untergrundbahn lockt zu ihren Tiefen —
Potsdamer Bahnhof, Budapester Straße,
Leipziger Platz. Du blendend Straßennetz
verwegner Melodien,
entfesselnd Kraft und Rausch
und Siegeswillen,
groß wie deine Stadt,
Berlin . . .

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paul Westheim: Sinn für Wirklichkeiten.

Ein Jahr, wahrlich nicht mehr als ein Jahr ist es her, da war in Berlin das gewaltige Lärmen wegen der Ansichtskarten, der Friseurbüsten und all der anderen Anzeichen der angeblichen Sittenlosigkeit und des angeblichen Volksverfalls. Wie des öfteren schon entlud sich ein fanatischer Haß gegen das von fortschrittlicher Energie strotzende Berlin. Mit Jeremiaden und apokalyptischen Verdammungsworten wurde es als die neue Babel verketzert. In Moabit mußte eine eigene Kammer eingerichtet werden, um alle die Klagen und Anklagen abzuurteilen . . .

Und heute, wo ist der, der noch den Mut hätte, die Lästerzunge zu erheben? Im ganzen Reich hat es sich gezeigt, daß das Gefasel von dem drohenden, oder bereits festzustellenden sittlichen Verfall unseres Volkes eben nur — Gefasel war. Berlin hat die Stunde der Feuerprobe nicht weniger bestanden als irgendeine Stadt, irgendein Bezirk des Reiches.

Berlin als die Hauptstadt des Reiches kann natürlich nicht ein Leben führen wie ein Garnisonörtchen an der Grenze. Es konnte das um so weniger, je mehr wir zum Weltvolk heranreiften. Das ergab eine Vielfältigkeit der Beziehungen, der Geschäfte, der Aufgaben, der Kraftentfaltungen, eine Zusammenballung von Menschen, die das Tempo der Lebensführung oft bis zur Maßlosigkeit steigerte. Das tobte und tollte sich manchmal aus in schlemmerigen Vergnüglichkeiten ohne Art, ohne Zahl, ohne Anmut. Das ließ Pfropfen knallen und Mädchen juchzen. Da war Tango und Tauentzienstraße und Tanzbars und war alles doch nur als eine blenderische Oberfläche auf einem ruhelos wogenden Meer. Dem Meer der großen Arbeitsanspannungen und der verwegenen Unternehmungslust, die für Berlin so viel charakteristischer sind als das bißchen Vergnügungstaumel, mit dem man die überhatzten Nerven beruhigen zu können vermeinte.

Berlin, die nimmermüde Arbeitsstadt, die Stadt des unerschütterlichen Unternehmungsgeistes, die „Stadt der reinen Vernunft", wie sie auch sonst gern genannt wurde, hat sich in diesen fünf Kriegsmonaten so bewährt, wie wir, die wir weniger die Nachtseiten als das bei Tag zielstrebig schaffende Berlin vor Augen gehabt haben, erwarten durften. Das Leben in dieser Stadt ist heute so ruhig, so wohl geordnet, so vertrauensvoll unternehmend, als ob die Mobilmachung nur ein Signal zu neuer Arbeit und neuen Anspannungen gewesen wäre.

Daß es bei uns keinerlei Panik gegeben hat, ist ja bekannt genug. Vielleicht fehlt uns sogar dazu das Pathos. Natürlich war in den ersten Tagen der Mobilmachung, als das völlig Unerwartete wie ein Katarakt über uns herniederbrauste, ein bißchen Kriegspsychose zu beobachten. Aber doch eigentlich nur bei den Weibern, die die Kolonialwaren- und Grünkramläden stürmten, um sich über die Kriegszeit hinweg mit fünf Pfund Mehl und zwei Pfund Salz zu verproviantieren. Mit dem Bäcker und dem Milchmann gab es Mißhelligkeiten, wenn er Papiergeld nicht annehmen oder nicht wechseln wollte. Man überlegte, ob man das Depositen-Guthaben auf der Deutschen Bank stehen lassen sollte und hätte am liebsten das Gold

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in den Schubladen gehäufelt. In den Bier- und Kaffeehäusern tauchten vor andächtig lauschenden Gemeinden strategische Privatgenies auf, die über den Feldzug Bescheid wußten, als ob sie bei der Vorsehung angestellt wären. Unter den Linden wurde gelegentlich gesungen, vor dem Kronprinzenpalais einmal Hurra geschrien. Vormittags sah man in der hellen Augustsonne Leute, die um diese Zeit sonst in ihren Büros oder Läden eifrigst tätig waren, über den Kurfürstendamm spazieren. Aber das alles doch nur acht, allenfalls vierzehn Tage. Dann hatte Berlin sich selbst wieder gefunden.

Neue Arbeit, andere als gestern, war zu tun, das bedeutete neues Leben für ein in allen Gliedern so produktiven Organismus. Die Straßenbahnschaffner stürmten belgische Festungen oder hielten Grenzwacht gegen Rußland, so zogen die Frauen ihre Uniformen an und knipsten die Fahrscheine. Die Kaufleute und Fabrikanten, die die ersten Augusttage ohne rechte Tätigkeit herumspaziert waren, hatzten auf einmal wieder in ihre Geschäfte, telephonierten, telegraphierten, hatten Sitzungen, Beratungen und Besprechungen: schnell den Betrieb umorientieren für den Bedarf, der für die nächste Zeit vorauszusehen war, das war das Gebot der Stunde.

Da wurden die Bestände durchgesehen nach Dingen, die fast unbeachtet im Winkel gelegen hatten. So manche Ware, die ganz in Vergessenheit geraten war, kam zu neuen Ehren. Der „komfortabelste" Schrankkoffer, das entzückendste Handtäschchen, was galten sie noch neben dem handfesten Koffer, der mit der Habe des ausrückenden Soldaten geschmissen und gestoßen werden kann, ohne aus den Fugen zu gehen. Aus den Schaufenstern verschwanden Tango-Schuhchen und Strandsandalen, Pumpe und Pyamas, Partituren und Grammophonplatten der Kinokönigin, in die hintersten Winkel der Buchläden wanderte die Schundliteratur der besseren Leute: das Tanzbrevier, die Lexikons, die Auskunft gaben, wie der Gent sich anzuziehen habe, die von Bayros illustrierten Romanpikanterien und was es an derlei „Kulturgütern" noch gab. Militärstiefel mit derben Sohlen, wollene Hemden, Hosen und Strümpfe, Feldstecher, Taschenlampen, Kriegskarten und an Literatur Moltke, Schlieffen, Bernhardi, Bismarck, Kleist, Fichte, der dreißigjährige Krieg der Ricarda Huch, das Debacle von Zola, deutsche Klassiker füllten die Auslagen. Und dann die neue Produktion für die, wie man am Hausvogteiplatz sonst gesagt hätte — Kriegs-Saison.

Das erste, woran natürlich alle dachten, waren die Heereslieferungen. Leute, die bis jetzt Lampen hergestellt hatten, machten jetzt Helmspitzen, statt Heizgitterverkleidungen stanzte man Säbelscheiden und statt der Ballkleider für den Winter nähten die Schneiderinnen Leibbinden. Pianofortefabriken machten Patronenhülsen, Unternehmungen für Karusselbauten stellen Baracken her. Und wo man den Betrieb auf diesen Bedarf nicht einstellen konnte, wurde ruhelos gearbeitet, um auf irgendeine Weise die eigenen Waren dem Soldaten im Felde handgerecht zu machen. Da gibt es eine ganze Kücheneinrichtung zum Zusammenklappen, die man wie ein Notizbuch in der Tasche tragen kann. Kaffee, der nicht gemahlen, nicht filtriert, nicht gezuckert zu werden braucht, hat man in Tablettenform gepreßt, wie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überhaupt alles, was den Gaumen reizen mag, in Tablettenform für den Feldpostbrief zurechtgestutzt wurde. Sogar Tee und Kakao, die man ja auch so nur mit heißem Wasser zu übergießen brauchte, hat die Kopflosigkeit in die Modeform der Tablette bringen zu müssen geglaubt. Und es bleibt ein Wunder, daß man nicht auch Schlackwürste und Frühstückskäse als Tabletten zu kaufen bekam. Aus Flüssigkeiten wurden Extrakte, die der Soldat sich aus Tuben herauspressen mag. Oder, wenn das nicht gelang, füllte man sie aus dem zerbrechlichen Glas in leichte Aluminiumflaschen um, die schon einmal einen Puff vertragen können. Parfümeriegeschäfte, die sonst nur die sündhaft schönen Dinge, phantastische Odeurs, Schminken und Creme feil hatten, überboten sich an großartigen Zusammenstellungen für die Toilette in den Schützengräben. Für die schwierigsten Fälle sogar, für die Leute, die sich ohne Wasser und Handtuch waschen wollten, gab es hurtig erfundene Tuben. Die einzige Frage, die einem jetzt noch verbleibt, wenn man durch die Kaufhäuser streicht, ist eigentlich die, was für Waren diesen kaufmännischen Erfindergeistern bei dem Zurechtmachen für das Feldpostformat wohl erfolgreich widerstanden haben mögen.

Diese Tüchtigkeit der kaufmännischen und gewerblichen Bevölkerung, die ihren bezeichnenden Ausdruck wohl darin findet, daß jetzt, während ich diese Zeilen niederschreibe, die Arbeitslosigkeit in Berlin mit Ausnahme einiger Zweige wie des Baugewerbes oder der Holzindustrie beinahe geringer ist als in den vorhergehenden Jahren, wird man die Anerkennung nicht versagen dürfen. Wenn auch einzelne das Profitmachen wieder einmal schamlos betrieben haben, so gehört doch auch diese tätige Zuversicht, diese geistige Beweglichkeit, dieser oft bewährte Berliner Sinn für Wirklichkeiten zum Gesamtbild dieser großen Zeit.

Siegfried Jacobsohn: Die Arbeit des Theaters.

„Genießen die Schauspieler noch die alte Achtung? Besucht man sie ebenso wie früher? Wie werden sie besoldet?" Hamlet.

Davon waren am zweiten August 1914 fast alle Theaterleute Deutschlands überzeugt: daß sie verhungern müßten, künstlerisch und körperlich. Denn wer würde Sinn, und, namentlich, wer würde Geld fürs Theater haben? In welchem Winkel der Welt, die plötzlich von der härtesten Notwendigkeit beherrscht schien, würde es statthaft sein, Luxusgeschöpfe wie Sänger und Schauspieler, Tänzer und Orchestermusiker, Regisseure und Dramaturgen unter- und durchzubringen? Die Direktoren würden nichts zu dirigieren, die Dramatiker nichts zu dichten und die Kritiker gar . . . Nur wer vermöge eingeborener Skepsis nicht daran glaubte, daß sich der Mensch von gestern auf heute verwandeln kann, daß er plötzlich nicht mehr aus Gemeinem gemacht ist, daß er auf einmal von einer andern Amme als von der Gewohnheit genährt wird — nur dieser unbequeme Mitbürger ließ sich teils auslachen, teils beschimpfen, aber von keinem hindern, seine

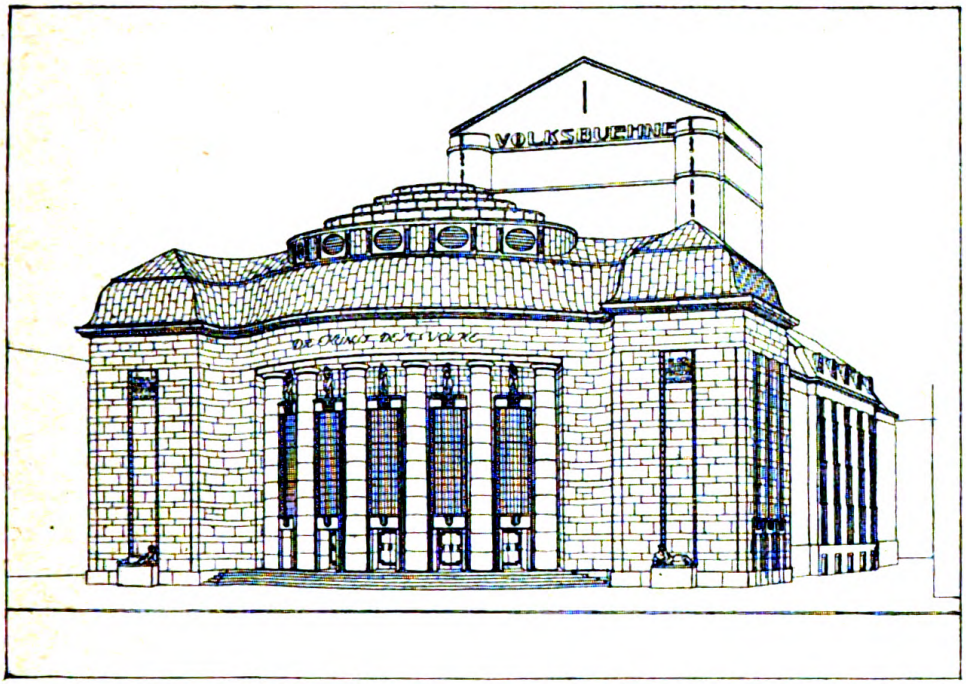
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

völlig abweichende Meinung etwa folgendermaßen auszusprechen: Paßt auf, wie schnell das Volk samt seiner Wirtschaft sich den jäh veränderten Bedingungen angepaßt haben wird! Der Umlauf der Waren wird kurze Zeit stocken und sich dann nach neuen, nach Not-Gesetzen genau so lebhaft vollziehen wie vorher. Was für die Dauer des Krieges entbehrlich ist, wird ausscheiden; was halbwegs entbehrlich ist, wird einen Kurssturz erleiden. Keinesfalls aber wird die Ware, die das Theater verschleißt, als entbehrlich empfunden werden. Im Gegenteil. Ins Theater wird man flüchten, um die Gemeinsamkeit mit Anderen zu führen, um sich von den Grauenhaftigkeiten des Tages ablenken, um sich erheitern, erheben, entzücken zu lassen. Bis heute waren wir Luxusgeschöpfe: von heute an sind wir was mehr!

Darüber sind viereinhalb Monate vergangen, und wenn auch nicht alle Blütenträume reiften — eins steht doch fest: In Groß-Berlin spielen dreißig Theater. Keins ist seit Kriegsbeginn verkracht. Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert, weiß man nicht. Aber man weiß ebensowenig, welche verzweifelten Anstrengungen ein bedrohtes Theater machen wird, um das Publikum anzulocken, und wie weit diese Anstrengungen von Siegen des Heeres begünstigt sein werden. Es ist durchaus möglich, daß unsre dreißig Theater sämtlich durch den Krieg kommen; und es wäre keine von den geringsten Leistungen dieses erstaunlichen Deutschland, bei Friedensschluß vorweisen zu können, daß es nicht bloß für die Erhaltung der Daheimgebliebenen, sondern sogar für ihre Unterhaltung gesorgt hat, nicht bloß für ihre leibliche Notdurft, sondern für den geistigen Überfluß, den zu genießen ja für viele Menschen ebenso wichtig ist, wie zu essen und zu trinken. Es geht bei uns so weit, daß wir mehr als einfach Überfluß, daß wir Überfluß in allen Arten und Abstufungen haben: Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Komödie, und was Polonius sonst aufzählt. Seneca kann für uns nicht zu traurig noch Plautus zu lustig sein; nur daß wir für Seneca Calderon und für Plautus Kotzebue zu setzen haben. Was fehlt? Die Ausländer, mit deren Staaten wir Krieg führen. Auch sie fehlen nicht alle. Die Frage, ob man Shakespeare spielen dürfe, hat niemand ernst genommen, sondern als erlaubtes Manöver der Direktion, die für ihren Shakespeare-Zyklus eine kostenlose Reklame brauchte; Tolstoi würde keinen Theaterskandal hervorrufen; Auber ist eben erst ohne Widerspruch bewundert worden; und der Mann, der Carmen verpönt wissen wollte, weil diese wälsche Dirne den deutschen Frauen unmöglich länger als weibliches Ideal hingestellt werden könnte, ist mit Recht ein kunstfremder Banause genannt worden. Wie sieht nun aber das Kriegsrepertoire oder der Kriegsspielplan aus?

Zuerst schien es fürchterlich werden zu sollen. In richtigen deutschen Leutnantsuniformen tanzten Chormädels kesse Couplets. Bei violetter Abendbeleuchtung behauptete der Erste Operettentenor mit seinem ganzen Schmalz, daß „auf dem Kampfesfeld mancher bleiche Held . . .". Worte wie „Freiheit", „Ehre", „Vaterland" wurden in Mäuler genommen, die zwei Minuten zuvor eine Frau zum Ehebruch zu überreden versucht hatten. Deutsche Fahnen wurden von Friseuren geschwungen, die soeben eine Zofe frech

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Oskar Kaufmann: Das Theater der Neuen Freien Volksbühne.

beläſtigt hatten. Kurz: der Markt hatte, wie immer, die Konjunktur gewittert, durchtränkte die angeſtammte Friedensdumpfheit mit hurtig beſchafftem Patriotismus und wurde von keiner Zenſur gehindert, dies anrüchige Handwerk ſo lange zu treiben, bis das Publikum ſeine Gier geſättigt hatte. Wer hätte zu hoffen gewagt, daß das ſo fix gehen würde! Anfang Oktober ſpielten über zwanzig Theater, und darunter ein paar der beſſern, nichts als dieſe klebrigen Kriegspoſſen, Anfang Dezember taten es kaum noch ſechs, von denen das bedeutendſte das Theater am Nollendorfplatz war und iſt. Die übrigen haben ſich für eine der beiden anſtändigen Möglichkeiten entſchieden oder wechſeln zwiſchen beiden ab: teils ſuchen und finden ſie einen klaſſiſchen Ausdruck für die Sorgen und Intereſſen der Gegenwart; teils bemühen ſie ſich, uns für einen wolkenloſen Abend den blutigen Tag vergeſſen zu machen. Nicht weniger als drei Bühnen geben den ganzen „Wallenſtein“, gegen deſſen Pſychologie Der nichts einwenden wird, dem Schillers Rhetorik die Schlag- und Stichworte für 1914 von den Lippen nimmt. Nicht weniger als drei Bühnen wenden ſich, und offenbar mit Erfolg, an Menſchen, denen in der Hölle dieſes Krieges der Sinn durchaus nicht nach einer bedingungslos bejahenden, wohl aber nach einer anklagenden, aufrühreriſchen, bitter-ironiſchen Betrachtung der Dinge ſteht, und denen deshalb Strindberg mehr ſagt als Schiller. Manche ſind für Operetten. Viele halten es mit den braven Theaterhandwerkern, mit toten und mit lebendigen, mit ernſthaften und mit ſpaßhaften, mit deutſchen und mit fremdländiſchen: mit Björnſon und Bahr, mit Heyſe und Wied, mit Fulda und Angely. Ein Theater, allerdings das Theater an der Weidendammer Brücke, hat ſich völlig dem Kultus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sudermanns und seiner verschollensten Erzeugnisse geweiht und kann vielleicht sogar davon existieren, da den winzigen Eintrittspreisen die Gagen entsprechen.

Denn dies war beim Kriegsausbruch das nationalökonomische Problem: die nötigen Ausgaben mit den möglichen Einnahmen einigermaßen in Einklang zu bringen. Kein Zweifel, daß der Theaterbesuch leiden würde. Für den Spielplan würden nur die toten Ausländer bleiben; für die Kasse nicht einmal diese. Die deutschen Provinzler würden ihre Reisen einschränken und auf den Reisen die Spesen. Zahllose Familien würde Trauer vom Theater fernhalten, zahllose andre das Gefühl, daß es sich nicht schicke, über Situationsscherze zu lachen, während draußen . . . Diesen Ausfall hieß es decken. Man mußte denjenigen entgegenkommen, die kein solcher Grund, sondern nichts als der hohe Eintrittspreis vom Theaterbesuch abschreckte. Wahrscheinlich war selbst im Krieg ein Theater, das den Geschmack seines Publikums traf, an mehreren Abenden der Woche imstande, tausend Plätze für den Durchschnittspreis von anderthalb Mark zu verkaufen. Damit aber kam es durch, wenn es ungefähr im gleichen Verhältnis seinen Etat herabsetzte. Alle Angestellten waren zu „drücken": der Primo amoroso von zehntausend Mark im Monat auf fünfzehnhundert, der Direktor von fünftausend Mark auf tausend, der Komiker von tausend Mark auf dreihundert. Wo Hunderttausende Leben oder Gliedmaßen oder Gesundheit opferten, war es nicht zuviel verlangt, daß ein paar Hundert sich künftig versagten, die Hälfte ihres Einkommens zu verpokern, daß ein paar Tausend sich Einschränkungen aller Art auferlegten. Es wurde verlangt, und siehe da: es geht. Da die Schauspieler für die verminderte Gage genau so gut spielen, unterhält sich das Publikum für den halben Eintrittspreis doppelt so gut. Gar nicht ausgeschlossen, daß der Krieg, von dem man befürchtet hatte, er werde auch gegen das Theater geführt werden, umgekehrt das Theaterinteresse frisch belebt. Es wäre nicht das erste Mal, daß einem Betrieb insgesamt zustatten kommt, was jeden einzelnen Betriebshelfer schädigt.

Die neue Situation wird nämlich über den Friedensschluß hinaus Geltung behalten. „Im Krieg ists Sitte, jeden Vorteil nutzen." Die Direktoren haben von der Kriegsklausel Gebrauch gemacht und sämtliche Verträge gelöst. Sie leiten ihre Theater während des Krieges nur weiter, wenn die Schauspieler sofort mehrjährige Verträge zu wesentlich leichtern Bedingungen mit ihnen abschließen. Da die Schauspieler auch während des Krieges nicht hungern wollen, und da ihr Angebot zurzeit unvergleichlich üppiger ist als die Nachfrage nach ihnen, so müssen einmal sie sich die Bedingungen diktieren lassen. In den meisten andern Berufen könnte man unter solchen Umständen von wucherischer Ausbeutung einer Notlage reden. Hier aber steht es so, daß sich allmählich ein groteskes Mißverhältnis zwischen Leistung und Entlohnung herausgebildet hatte. Ein beliebter Schauspieler verdiente im Jahr zwei- bis dreimal so viel wie ein preußischer Staatsminister, und selbst ein verwendbarer Schauspieler doppelt so viel wie ein Landgerichtsdirektor. Wer 1898 zehn Monate für achttausend Mark gespielt hatte, spielte 1914 fünf Monate für vierzigtausend Mark. Wahrhaftig kein Unglück, daß er 1915 wirtschaftlich ins Jahr 1898 zurückversetzt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird. Hier werden einfach soziale Zustände wieder gesund, die jahrelang krank gewesen waren. Es ist aber ganz klar, daß nicht die Theaterdirektoren von diesem Wandel profitieren werden, sondern die Theaterbesucher, deren Zahl sich nach dem Kriege nicht so schnell erhöhen wird, daß die Eintrittspreise wieder nennenswert erhöht werden dürften. Wir werden weiter vortreffliche Aufführungen zu bürgerlichen Preisen und infolgedessen Menschen im Theater sehen, die von jeher hineingehörten und hineinverlangten, aber sich den Einlaß nicht erkaufen konnten. Das bessere Publikum wird allgemach das Niveau der Theaterkunst heben. Und wenn der Krieg noch einen großen deutschen Dramatiker hervorbringt, so wird das deutsche Theater für sein kleines Teil keine Ursache haben, diesen Krieg zu verfluchen.

Adolf Weißmann: Musik im Weltkrieg.

Der Weltkrieg traf die Musik in ihrem Sommerschlaf. Er schreckte den Musiker auch aus seinem politischen Schlummer. Mehr als jeder andere Künstler ungewohnt, sich der Wirklichkeit und ihren Zusammenhängen zuzuwenden, spürte er plötzlich die Erschütterung seines bürgerlichen Daseins, fühlte er den Boden unter sich wanken, begriff er auch sich als entferntes, aber nicht minder abhängiges Glied des Staatskörpers. Es galt, für die nächste Zukunft vorzusorgen. Konnte die große, rätselvolle Gegenwart im schaffenden Tonkünstler anklingen? Musik, die wortlose Kunst, ist beredt, ausdruckstief, vieldeutig. Sie kann begeistern, trösten, erheben. Hat sie aber dem Krieg den treibenden, unverzweigten Rhythmus geschenkt, dann zieht sie sich scheu vor der furchtbarsten aller Wirklichkeiten zurück. Diese gewaltige Kulturlücke mit Neuem zu füllen, vermag auch sie nicht. Leo Blech und einige andere beeilen sich, dem Gebot der Stunde liedertafelnd zu entsprechen. Sonst verstummt der Schaffende. Um so rühriger ist das Heer der Ausübenden. Sie sind in die Hauptstadt zurückgeflutet, soweit sie Deutsche sind. Die Ausländer beginnen zu flüchten. In der allgemeinen Verwirrung lösen sich Verträge von selbst. Amerikaner, die sich als Musikstudierende in Berlin heimisch fühlten, werden trotz allen behördlichen Freundschaftsversicherungen für die Vereinigten Staaten aufgescheucht und von ihrem Botschafter zu hastiger Abreise gemahnt. Konservatorien leeren sich; Meister sehen ihre Schüler in Scharen abziehen. Sie werden diesen Ausfall überwinden. Was aber werden die Geringeren, die Vielen, Vielzuvielen tun? Längst sind sie zum Vermittler geeilt und haben ihr „Konzert", das ihnen in der Regel nur Reklamemittel war, abgesagt. Eine Saison, meinen sie, wird es nicht geben, weil das Publikum fehlen wird. Die Mehrzahl von ihnen darbte in Friedenszeiten nicht minder und benutzt den Augenblick, um anständig bankerott zu machen.

Ob die Musik der Gesellschaft mehr gibt oder von ihr nimmt, das ist die Frage. Gewiß aber ist, daß sie nun als Kriegshelferin zuerst aufgerufen wird. Man hört ihr vorderhand mit halbem Ohr zu. In jenen ersten Wochen, wo wir uns auf einen Weltkrieg einzustellen hatten, fühlte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ja ein jeder von uns eine ungeheure Leere, ein Chaos, das ihn rat- und beschäftigungslos machte. Aber die Musik gewann die Fassung am allerfrühesten wieder. Als Helferin entboten, stand sie, wie alljährlich Anfang Oktober, stark da. Stark insofern, als die Eckpfeiler öffentlicher Musik bleiben und die Vielzuvielen, die das Musikleben nur belastet hatten, ohne es zu bereichern, im Hintergrunde schweigen. An sie denkt ein Hilfsverein für Musiker und Vortragskünstler, eine Frucht des Krieges, der nun auch Frieden gestiftet und einen einheitlichen „Verband konzertierender Künstler" zu Nutz und Frommen künftiger Vermittlerarbeit zusammengeschweißt hat. Noch durchkreuzt freilich unkünstlerische Nützlichkeit den Plan eines ungestörten Musikbetriebes. Die vaterländische Tendenz und die Absicht des Wohltuns verbünden sich, sie lieben kräftige Ladungen und bekämpfen mit einer bunten Vielheit von Personen und Nummern den Stil im Programm. Als ob nicht gerade dem unvergleichlichen Besitz an echter Kunst, dessen wir uns rühmen dürfen, auch die echteste Stimmung entströmte. — Wenn uns Musik als Mittel der Entspannung von den Ereignissen hinweg zu Wesen und Zweck unseres Daseins zurückführt, erfüllt sie in dieser Stunde ihre Sendung. So hat sie sich in den philharmonischen Konzerten, deren wir diesmal sechs zählen werden, in denen des philharmonischen Chors, der Singakademie, in den vollzählig vertretenen Sinfonieabenden der königlichen Kapelle, an den Kammermusikabenden des Rosé-Quartetts, der Böhmen, Schnabels und Fleschs, des Klingler-, des Heß-Quartetts auf sich besonnen. An den großen Abenden scheint das Bild des Saales kaum verändert; nur daß die Menschen gieriger, gesammelter genießen, dankbarer hinnehmen und feiern. Bach, Beethoven, Brahms, auch Mozart, Schubert, Schumann wiederholen, häufen sich, ohne müden Sinnen zu begegnen. Und daß auch den Minderbemittelten der Segen dieser Kunst zufließt, zeigt ein Beethovenabend, den die „Freie Volksbühne" im Zirkus Schumann einer beglückten Menge spendet. Noch immer ist es das Ethos der deutschen Meister, das sich schließlich über alle Romantik hinweg durchsetzt und für die Zuhörerschar die Brücke zwischen Kunst und Gegenwart bildet.

Virtuosen pflegen sich gegen diesen Geist zu versündigen. Sie leben von Zugeständnissen. Auch sie sind spärlicher und ein wenig ernster geworden. Aber sie wirken, mögen sie sich nun, wie in den Elitekonzerten, in bunter Reihe an ein weltliches, schausüchtiges Publikum wenden, oder, wie Ferruccio Busoni, einen bis aufs Podium gefüllten Saal mit ihrer abseitigen Kunst in Atem halten. Draußen aber, weit draußen tobt der Weltkrieg. Die deutsche Musik bleibt unerschüttert.

So verwandelt sich „Kunst", je weiter die Saison vorrückt, wieder ganz in Kunst zurück. Am Bußtag zwang Brahms' „Deutsches Requiem" und Beethovens „Missa" die Gedanken zu den Toten, zu den Gefallenen hin, aber das Gefühl, daß wir Lebenden weiter bauen, verließ uns nicht. Schuberts klangselige C-Dur-Sinfonie bei Nikisch, Haydns witziges Es-Dur-Quartett bei den Roséleuten verführen, durch gleichgestimmte Temperamente gesehen, zur Weltlust. Mürrisch aber mahnt der und jener an vaterländische Pflicht, das heißt, auch an die angebliche Pflicht, jetzt zwischen der eigenen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der fremden Kunst eine unübersteigbare Schranke aufzurichten. Wir haben, sagen manche, den Ausländern, den Franzosen, den Russen, zuviel gehuldigt. Nun ist es an der Zeit, nur Deutsch zu sein. Im Konzert, scheint mir, mögen wir uns einen Winter lang über die Abwesenheit der Fremden trösten. Wir halten uns ohnehin nur an unbestrittene, geschlossene Werke und wollen für kurze Zeit auch des heimischen zukunftsträchtigen Experiments entraten. Aber dieses Zugeständnis an den Geist, der auch in der Kunst keine Parteien, keine Unruhe, keine Zersplitterung der Gefühle wünscht, mag genügen. Es geht nicht an, es ist unwürdig, uns mit einer chinesischen Mauer die Aussicht auf neue Wege der Kunst zu sperren. Man rede uns nicht ein, daß unsere zeitgenössische Musik den Franzosen nichts, nur artistische, literarische Spielerei dankt, und daß wir national sind, wenn wir eng sind. Soweit Kunst Geschäft ist und Gewinnanteil abwirft, mag der Krieg uns zu harter Ablehnung lebender Ausländer verpflichten. Diese länger oder weiter auszudehnen, als unbedingt geboten, hieße unserer Musik die Zufuhr an neuen Ausdrucksmitteln entziehen. Daß blinde Nachahmung am Mark unserer deutschen Tonkunst zehrt, werden die Besten unter uns schon zu verhüten wissen. Und es ist nicht zu befürchten, daß verbissene Rückschrittler die Musik zum Rückschritt, daß neidische Landsleute uns zu geistiger Selbstgerechtigkeit zwingen. Kunst läßt sich nicht biegen und nicht brechen.

Solche Betrachtungen führen von selbst zur Bühnenmusik, die den Angriffen kurzsichtiger Vaterlandsverteidiger am meisten ausgesetzt ist. Denn hier hört die Musik auf, wortlos zu sein; hier ist sie an einen greifbaren weltlichen Stoff gebunden. Selbstverständlich stockte der Geschäftsoperette der Atem sofort. Da aber ihr Geist nicht abgeschieden war, paßte er sich den Verhältnissen an und machte sich durch patriotische Tugendheuchelei nicht eben angenehmer. „Immer feste druff" ist die Mißgeburt, die also in die Welt gesetzt wurde. Kann man aus Anstand das Taktgefühl mehr verletzen? Auch hier entschloß man sich, um endlich mit Anstand heiter zu sein, von altem Operettenbesitz zu zehren: Strauß, Millöcker werden aus Not geehrt.

Brennender wurde die Frage „Was ziemt sich?" in der Oper. Daß sie allabendlich spielen würde, war bald entschieden. Die großen Bezüge werden gekürzt; dem Deutschen Opernhause gar wird von der Stadt Charlottenburg die Pachtsumme erlassen, so daß es seine Arbeit für den Mittelstand ruhig fortsetzen kann. Im Hause am Opernplatz wie hier hat der Krieg Lücken gerissen; man hilft sich, man hilft einander aus, so gut es geht. Die Charlottenburger Bühne aber, als moralische Anstalt gedacht, muß sich vorsichtig vorwärts tasten, um nicht anzustoßen. Auch hier zunächst eine Unsicherheit des Taktgefühls: die Oper, die von Natur vaterländisch ist oder gewaltsam dazu gemacht wird, scheint allein zeitgemäß. Humperdincks „Marketenderin", Zöllners „Überfall" bezeugen den unnützen Kraftaufwand im Dienste der Tendenz; Millöckers liebenswürdiger „Feldprediger" kann trotz allen Zusätzen, die Raum und Zeit vergewaltigen, die Stirn der Fanatiker des Ernstes nicht entrunzeln. Aber auch hier merkt man, daß der gerade Weg

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Kunst der kürzeste zum deutschen Ziel ist. Wagner rückt mit der „Walküre" einen Schritt weiter; das läßt sich zum Teil mit eigenen, zum größeren mit erborgten Kräften leisten, und ein Rest von Nüchternheit ist nicht zu bannen. Die Leitung wird kühner: Aubers „Fra Diavolo", Perle der Spieloper, bringt ein Häuflein Unentwegter in Harnisch. Ist der nationale Gedanke in Gefahr? Hier und da wird dies heftig bejaht. Noch mehr: man spürt die Absicht, „Carmen" aufzuführen, die herrliche, an der deutsche Kunst mehr mitgearbeitet hat, als Laien ahnen, und man möchte sie vereiteln. Theaterfremdheit, die sich den Notwendigkeiten eines alltäglichen Bühnenbetriebes verschließt, Biederheit, die in allem Fremden Unheil wittert, (angebliche) Begeisterung für eine deutsche Spieloper, die selten zündet, wollen uns auf magere Kost setzen. Selbst im guten, alten Preußenstaat hat man sich ohne Schaden für den nationalen Sinn an der gallischen, der romanischen Spieloper vergnügt, weil man sie als Muster der Gattung nicht entbehren konnte. Übrigens wird auch der deutschen von der königlichen Oper, die sich auf Leo Blechs hübschen Einakter „Versiegelt" besinnt, der schuldige Tribut gezahlt.

Man sieht: schon werden Kunstkämpfe ausgefochten. Und bald wird eine gleichmäßige Stimmung gestatten, alles, was geschlossene Kunst bedeutet, unbekümmert um seine Abkunft, zu lieben. So handeln deutsche Weitherzigkeit, deutsche Weitsichtigkeit. Nie, scheint mir, war Musik in Berlin stärker, tröstlicher, beredter als jetzt. Ihre Entwicklung ist ungefährdet. Wir wissen, daß sie auch künftighin locken wird.

Robert Breuer: Auch die Künstler arbeiten.

Die Kunst braucht Abstand von den natürlichen Dingen und den tatsächlichen Ereignissen. Die Kunst kommt nicht aus dem Rausch, sondern aus der klaren Einsicht in das Wesentliche der Erscheinungen. Der Künstler, auch wenn er Flammen lodern lassen will, muß kühlen Geistes wählen und bauen. Wohl mag es geschehen, daß die Kunst gedeiht, während die Schlachten toben; selten aber wird die Kunst den Krieg gestalten, während noch die Helden fallen und die Trümmer rauchen. Erst Schiller (von der balladenhaften Chronik des Grimmelshausen abgesehen) fand dem dreißigjährigen Krieg die künstlerische Form; erst Menzel entklärte aus den Taten des zweiten Friedrichs die knappe, preußische Linie. Und war doch nur ein Vollender Cholowieckis, war nur ein Vorfahr Liebermanns. Die Kunst hat ihre eigene gesetzmäßig ablaufende Geschichte; die Kunst ist die Verewigung, zuvor aber die Überwindung der Wirklichkeit. Darum: so wahrscheinlich es ist, daß der Krieg, den wir durchleben, auf die Zeugungskraft und den Arbeitsrhythmus der Künstler einen spürbaren (vielleicht einen fruchtbaren, vielleicht einen lähmenden) Einfluß übt, so wenig darf man erwarten, daß das gewaltige Geschehen des Anstürmens, des Sterbens und des Siegens draußen auf den Feldern und den Meeren von heute auf morgen seinen künstlerischen Ausdruck finden wird. Nicht durch die zufällige Herleihung eines neuen Themas, vielmehr durch das Vorbild

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer ungewöhnlichen, an das Übermenschliche ragenden Kraftäußerung kann der Krieg die Kunst fördern. Zwar ist von solcher Förderung, wie sie etwa Beethoven für die Eroica empfing, bisher noch nichts zu spüren gewesen; indessen, man möchte meinen, daß es fürs erste genügt, festzustellen, wie wenig die über die Welt gekommene Katastrophe die empfindsamsten Güter des neuen Deutschlands störte oder gar aufhob.

*

Nur weniges ist über die Spezialität der kriegerischen Kunst zu berichten. Es war zu erwarten, daß flinke Hände daran gehen würden, bildliche Schlachtenberichte herzustellen. Solche Illustrationen beanspruchen keine künstlerische Eigenschätzung; sie verdienen zumeist nicht einmal als redlich gesehene Natur beachtet zu werden. Fast alle diese grell realistischen Theaterszenen sind hilflose Notgeburten ungeschliffener Phantasie. Der Photograph ist für die Zwecke der objektiven Berichterstattung den meisten dieser Pinselreporter vorzuziehen. Bis heute haben wir nur ganz wenige Blätter, die, vor der Natur entstanden, wahrhaft Kunst sind, zu sehen bekommen. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die im Atelier ersonnenen Schildereien, Pathetetiken und Allegorien besser wären. Für deren Unzulänglichkeit sind die Blätter Max Liebermanns ein typisches Beispiel. Alles Meisterhafte — die große Selbstverständlichkeit — ist aus diesen Zeichnungen, die uns jenen klassischen Polospieler plötzlich als Gardereiter maskiert zeigen, gewichen. Es ist dem Künstler schädlich, wenn er sich um der Aktualität willen zwingt, anderes zu geben, als ihn die eingeborene Natur von jeher zu geben trieb.

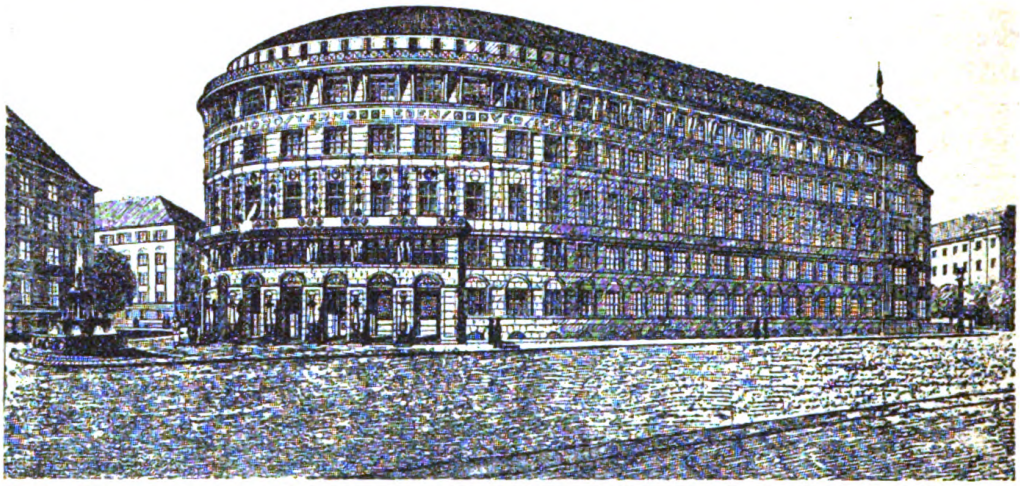
Die einzige Form, in der die kriegerische Kunst bisher Erträgliches hervorbrachte, ist die Karikatur. Es flatterte ein ganzer Schwarm witziger und bissiger Kriegsbilderbogen auf den Markt. Wenn uns dabei bis heute auch kein Daumier entstand, so haben doch Th. Th. Heine, Walter Trier, Ludwig Kainer und andere humorige Stiftführer manche laugige Analyse unserer Feinde und manchen kecken Skalp geliefert. Die bürgerliche Wohlerzogenheit, die überängstlich an der einen oder der anderen dieser Witzboldereien Anstoß nahm, vergaß, daß die Karikatur (nicht die offenbare plumpe Roheit) von jeher eine geistige Waffe gewesen ist.

*

Die Berliner Kunstsalons haben sich von dem Kriegsschrecken schnell erholt. Sie laden schon wieder zu monatlich wechselnden Ausstellungen. Es wäre töricht, diesen Vorführungen keine Aufmerksamkeit zu schenken, weil da doch nur dieselben Sachen, wie vor dem Kriege zu sehen sind. Im Gegenteil, wir sollten dafür dankbar sein, daß sich der führende Kunsthandel bisher von allen Sensationen fernhielt.

Bei Gurlitt sah man ein Bildnis, das Lovis Corinth von Ludwig Frank, dem bald darauf gefallenen Sozialistenführer, gemalt hat. Das Bild hat wenig Beifall gefunden, weil es mit rastloser Heftigkeit mehr einen keifenden Fanatiker, als einen geistigen Organisator zeigt; es ist eine charakteristische Arbeit des berlinischen Rubens, der, obgleich er zu den Führern der Modernen zählt, eigentlich ein Akademiker und ein Nachkömmling ist. Tapfer war

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Paul Mebes: Haus der Versicherungsgesellschaft „Nordstern"

es, daß der geschmeidige Wolfgang Gurlitt sich nicht scheute, gleichzeitig die letzten Bilder Max Pechsteins aufzuhängen. Pechstein, der jetzt wahrscheinlich als englischer Kriegsgefangener auf einer der Südseeinseln sitzt, gehört zu den Stürmern, die, unbekümmert um den banalen Wahrheitsdurst des Publikums, nach einer neuen, zunächst selbstverständlich verblüffenden Form suchen. Auch die Kunst ist ein Kampf. Daran wird Gurlitt gedacht haben, als er in Kriegszeiten den kriegerischen Pechstein zeigte. Daß außerdem einige Tafeln von Edward Munch ausgestellt waren, spricht für die Achtung, die der deutsche Kunstfreund auch während des Völkerringens dem Genie des Auslandes entgegenbringt.

Von solcher Großzügigkeit des deutschen Wesens zeugte auch eine kleine, sehr gewählte Ausstellung, die Richard L. F. Schulz, ein Vorbild des modernen Handwerkers, veranstaltet hat. Er weiß sich frei von aller ästhetischen Schönrednerei; aber er ist ebenso feindlich der empfindungslosen und am Herkömmlichen haftenden Gleichgültigkeit jener Werkstattmeister, die in dem Künstler den Gegner ihrer armseligen Selbständigkeit sehen. Schulz macht die besten deutschen Beleuchtungskörper; seine Arbeiten, für deren Formgestaltung er berufene Talente zu gewinnen weiß, sind so sorgfältig, so geschmackvoll und so selbstbewußt, daß sie bedingungslos neben englische Fabrikate gestellt werden können. Wenn nun ein Mann von solch gehobenem Qualitätsgefühl es für richtig und notwendig hält, selbst in diesen Zeiten, da wir England soviel wie möglich zu schädigen suchen, englische Waren, Metall, Keramik, Glas und Weberei, zu zeigen, so wird man das nicht unpatriotisch schelten dürfen, sondern wird es vielmehr als wahrhaftigen Willen zur höchsten Vollkommenheit und als einen besonderen Grad der Wahrheitsliebe zu begreifen haben. Man kann den Vorrang Englands auf vielen Gebieten der handwerklichen Leistung nicht dadurch bekämpfen, daß man ihn leugnet; das „made in Germany" wird erst dann endgültig ausgetilgt sein, wenn die deutsche Ware die geschmackvolle Leistungsfähigkeit höher achtet als den Rekord in Billigkeit. Solche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erkenntnis, in Friedenszeiten oft genug gepredigt, kann durch den Krieg nicht fortgedeutet werden. Im Gegenteil: Der Krieg muß uns erst recht ein Sporn sein, den Vorsprung Englands auf diesen Gebieten der Produktion einzuholen. Aus solchem Grunde verdient die kleine Ausstellung in dem Schulzschen Musterlager (Bellevuestraße) die besondere Aufmerksamkeit aller Freunde deutscher Arbeit. Aber auch von solchem Problem der Werkerziehung abgesehen, gab es bei diesem ausgezeichneten Praktiker des guten Geschmackes viel Schönes. Die neuesten Meißner Porzellane, kecke Lichtspiele des Paul Scheurich, und vor allem die unvergleichlichen Silberarbeiten von Emil Lettré.

Welch Abstand, wenn man von Schulz in die Ausstellung für Holzbildhauerei geht. Es ist gewiß lobesam, wenn die Schönheit der deutschen Holzplastik (sprich: Veit Stoß) erneuert werden soll. Indessen, dazu bedarf es anderer Anstrengungen, als der, schlechte Gipsmodelle aus verstaubten Professorenateliers zufällig in Holz zu wiederholen. Jedes Kunstwerk muß aus seinem Material heraus gedacht sein; Holzplastik ist hölzern, oder sie ist dumm. Glücklicherweise haben wir unter uns Holzplastiker der hölzernen Art: Taschner, Barlach, Metzner.

*

Metzners Holzplastiken können in dem soeben fertig gewordenen Theater der Neuen Freien Volksbühne bewundert werden. Sie helfen (gemeinsam mit den steinernen Bildhauereien) vortrefflich dazu, das Haus, das Oskar Kaufmann mit erprobter Meisterschaft aufrichtete, mit lebendigem Klang zu füllen.

Es verdient gewiß Beachtung, daß dieses angeblich verhungernde Berlin erst fertigbrachte, in Kriegszeiten ein Theater für zweitausend Zuschauer neu zu eröffnen. Zumal: Ein Theater, das aus Arbeitergroschen zusammengespart worden ist. Das stattliche, in seinen Kurven mit Empfindung geladene, durch seine geschliffene Rhythmik im reinen Sinne monumental wirkende Haus wird für alle Zeiten ein Denkmal von der Leistungsfähigkeit und der Geistigkeit des deutschen Volkes bleiben. Von nun an wird niemand, der nach Berlin kommt, versäumen dürfen, nach dem Bülowplatz, dem einstigen viel verrufenen Scheunenviertel, zu fahren, um Kaufmanns Theater, besonders den in Mahagoniholz musizierenden Zuschauerraum, anzuschauen.

Auch sonst wird in Berlin gebaut. Einer dieser Neubauten ist laut zu nennen: Das Haus, das Paul Mebes für die Versicherungsgesellschaft „Nordstern" geschaffen hat. Eine Erinnerung an das Kolosseum wird wach. Zugleich aber fühlt man die Energie eines Bauwillens, der das Tempo der Gegenwart zu meistern weiß. Ein Haus, aus Sachlichkeit geboren, ein Bureauhaus und zugleich ein stolzes Dokument für die Macht des Geldes und der weltumspannenden Organisation: ein steinernes Bekenntnis von dem industriellen Idealismus Deutschlands, der vor keiner Armada die Segel streicht.

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 8.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Feldpostbrief eines Mitglieds vom 26. 8. 1914:

Vor Sedan, auf den Höhen östlich der Maas, 26. August 1914, morgens.

Geliebtes Martelchen! Das letzte große Kesseltreiben steht nahe bevor. Die schweren Kanonen von Sedan brummen und wir haben den „Rüdewechsel" nach Belgien besetzt. Also könnte es doch noch mal höllisch dazwischenhageln und so bringe ich drum meine Erlebnisse in der Schlacht von M. A. am 28. 8. 1914 hier zu Papier für Dich, unsere Kinder und Freunde. Schon am frühen Morgen lagen wir bei einem Dorf Cl. bereit, da die Nachbardivisionen herankommen sollten und wir allein weit vor der Front der Armee waren. — Im Vorgelände krabbelten feindliche Reiter herum, eine Kürassierschwadron zog mit ihren hellen Panzern über eine weitentfernte Höhe — kurz, man ahnte wohl, daß etwas in der Luft lag. — Die Kirchtürme der von uns besetzten Dörfer zeigten belgische Fahnen, das verabredete Zeichen für den Gegner, das wir uns gutmütig gefallen ließen. Plötzlich gegen Mittag tauchten auf etwa 1500 m feindliche Schützen auf, kleine Kerls in langen, dunklen Gehröcken und recht miserabler Ordnung. Sie zogen hin und her und verschwanden dann wieder im Hafer. Weiter entfernt zogen Infanteriekolonnen der Franzosen einen Hang herab in den Wald und die Nachbarbrigade geht ihnen entgegen. Endlich kommt auch für uns der Befehl zum Vorrücken. Die vierte Kompagnie hat die Fahne. Ehrfurchtsvoll werden ihre seidenen Falten enthüllt und im leichten Herbstwinde des strahlenden Augusttages flattert das alte Feldzeichen meinen Jungens voraus. Wir erstiegen die Höhe westlich A., durch Haferfelder und über Drahtzäune. Ich setzte mich schließlich wieder auf meinen Hengst und galoppierte mit Gruß voran auf die Höhe, um Umschau zu halten. Major B., der Adjutant Baron R. und einige Dragoner folgten. Plötzlich erhielten wir auf etwa 200 bis 300 m von feindlicher Infanterie eine Salve und gleich darauf Schnellfeuer. Die Geschosse heulten und pfiffen um uns herum, man glaubte ihren Luftdruck zu spüren. Instinktiv jagten wir durch hohen Hafer einem Waldstückchen zu und die Kerle hatten wahrhaftig so erbärmlich gezielt, daß nur das Burschenpferd des Majors verwundet war und verendete. — Inzwischen war mein erster Zug mit Leutnant von W., Fähnrich von Sch. und Feldwebel H. auf der Höhe und trat sofort gegen die Franzosen ins Feuer. Ich begab mich in die Schützenlinie und wir pfefferten auf 500 m so höllisch dazwischen, daß wir bald zum Angriff schreiten konnten. Leider wurden W. und Sch. sofort schwer verwundet. — Der Gegner wurde geworfen, gleich darauf stürmten wir ein dahinter liegendes Waldstück und gingen durch die Dickung bis zum gegenüberliegenden Wiesenrand an der Straße M.-S. vor. — Hier war der Teufel los; von vorn, von der linken Flanke, leider auch von hinten, von eigener Infanterie pfiff und hagelte es hinein.

Der Gegner lag unsichtbar im Walde, ich ließ also zurückkriechen und volle Deckung aufnehmen, trotzdem hatten wir hier starke Verluste. Neben mir, in einer kleinen Luke am Waldrand, fielen 3 oder 4 Mann, einer Arm an Arm mit mir, sodaß er über mich rollte. Das Stöhnen und Klagen einzelner Verwundeter war nicht gerade anregend — aber an Zurückgehen dachte keiner. Und die Ernte kam! Plötzlich sprangen links von uns in Gruppen französische Infanteristen über die Wiese zurück, aus unserem Walde nach den gegenüberliegenden Waldstücken. Es waren etwa 70 Mann. Keiner von ihnen hat den anderen Rand der Wiese lebend erreicht. Ich selber hatte Weidmannsheil. Ohne Jägerlatein darf ich mir fünf Rothosen persönlich anrechnen. Dann hieß es wieder down machen, denn auch die Maschinengewehre der Franzosen schickten uns aus der linken Flanke ihre singenden Boten. — So vergingen die Nachmittagsstunden, wir erhielten Verstärkung vom Bataillon, dessen Kommandeur mir schließlich befahl, vorzugehen. — Na, also Sprung — auf marsch, marsch. Der Herr Hauptmann natürlich als erster aus dem Wald auf die Wiese und sie kamen mit, meine lieben Jungens, Alle — keiner blieb liegen! Wie durch ein Wunder erreichten wir alle den gegenüberliegenden Wald und nun wurde erst mal eine anständige Schützenlinie formiert und dann ging es langsam die Höhen hinauf.

Die Fahne wehte voran. So näherten wir uns, ziemlich solo alleine, einer Haferhöhe, an der ein kleines Häuschen stand. Hinter der Höhe hörte ich das Krachen von charakteristischen 4 Schüssen einer französischen Feldbatterie, die auf die Nachbarbrigade schoß. — Also die Stellung mußte ich haben, daß war mir sofort klar. Sie konnte garnicht weit stehen. — Ich ließ meine Schützen auf Wink halten, krabbelte im Hafer mit einem Feldwebel H. und dem braven Entfernungsmesser Sp. vor, und wir suchten den Wall ab und ich fand die Batterie. Im Abendnebel kaum sichtbar griesegrau sah man in den Kiefern die beiden rechten Flügelgeschütze. Ich winkte die Züge heran, zeigte allen erreichbaren Leuten, Gruppenführern pp. die grauen Rohre, die Gottlob wieder eine rafale abschossen und sich durch den leichten Mündungsrauch verrieten. Und als alles schönstens vorbereitet war wie bei einer Kompagniebesichtigung, als die Entfernung mit unserm guten Goerz gemessen 650 m zeigte, prasselte unser Feuer von halb rückwärts in die Batterie. Die Garte liegt gut, meldete vergnügt mein Entfernungsmesser Gefreiter Sp. Wie die Flöhe sprangen die dunkel angezogenen Artilleristen in den Geschützen umher, aber da nützten die schönen Schilderungen nichts und nach kaum 5 Minuten meldete Sp.: Es ist keinerlei Leben mehr zu sehen. Aber ich sah mit meinem Glase noch ein helles Blinken und Blitzen in den Büschen, es waren die Kochgeschirre auf den Sätteln der Bespannung, die weiter rückwärts in der Dickung stand. Also d a r a u f jetzt das Feuer, damit die Bewegungsunfähigkeit auf jeden Fall sicher war. Die Kochgeschirre versanken nach und nach in den Büschen — nun war die Sache reif. — Ich sammelte in der Dickung meine Leute, ging links herauf in den Wald und formierte dort auf einer Schneise eine anständige Kompagniefront von 2 Gliedern mit aufgepflanztem Seitengewehr. Hier kam der Regimentskommandeur Oberstleutnant von O. mit seinem Adjutanten Obl. von K. zu mir, billigte meine Anordnungen und begleitete den Sturm. Schritt für Schritt ging es durch die Büsche. Endlich dicht vor uns sah ich die Batterie und mit Hurra ging es hinein. Wir fanden nur Leichen zwischen den Geschützen, alle Pferde der Bespannung bis auf wenige lagen verendet oder im Verenden in den Geschirren. — Den Jubel unserer Kerls werde ich nicht vergessen, ein Hurra nach dem anderen, Händedrücken. Umarmen und dazwischen die alte Fahne in der Abendsonne. — Aber noch war keine Zeit zur Freude. Aus dem Walde stürzten Leute zu mir und meldeten französische Infanterie. Gleichzeitig hörte ich überall das Schmettern der französischen „clairons". Der Feind wollte sich seine Geschütze wiederholen. Da gab es nur eine Möglichkeit, alles hinter die Geschütze, unter die Räder, hinter die gepanzerten Munitionswagen und Protzen und abwarten. Keiner durfte schießen. So ließen wir die Franzosen dicht heran, daß auf 10 Schritt die Bajonette aus den Kieferbuschein auftauchten, dann Schnellfeuer, was herauswollte aus dem Gewehr in die sich bewegenden Kieferbüscheln hinein. — Auf der Jagd unwaidmännisch, hier bei der Massenwirkung richtig, denn wenn nun auch die Franzosen auf nächste Entfernung blind zwischen uns schossen und mancher auf den Geschützen zusammenflog, so war nach kurzer Zeit Ruhe vor uns. Die clairons entfernten sich — der Gegenstoß war abgewiesen. Alles freilich, was nicht mehr zu den Geschützen zurückgefunden hatte, war tot oder gefangen — Der Oberstleutnant von O. war vorher auf ein herumlaufendes Geschützführerpferd gestiegen und vorgeritten, um sich zu orientieren. Auf drei Schritte wurde ihm der Kopf zerschmettert. Leutnant d. R. Sch. und 21 Leute meiner Kompagnie sind vermißt, vielleicht gefangen, wahrscheinlich tot. Unser netter Nachbar Sch. ist auch darunter. Der Zahnarzt D., Schwiegersohn des Zahnarztes K. auch. Er hat einen Herzschuß bekommen. Ich hatte ihm vorher versprochen, ihn als e r s t e n zum Kreuz vorzuschlagen, da er sich heldenhaft benahm. Sage es seinem Schwiegervater. — Aber wir haben alle diese Braven furchtbar gerächt. Vor uns in den Büschen lagen in hohen Haufen etwa 200 Tote. Nun war die Batterie erst wirklich unser. — Und plötzlich wie aus einem Munde scholl es durch die abendliche Dämmerung: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt." — Allmählich verlosch das Licht und mit ihm das Gewehr- und Geschützfeuer. Nur die brennenden Dächer M. und A. leuchteten durch die Nacht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hilfe gegen Magenschwäche und allgem. Körperschwäche

durch ein altbewährtes, hochreelles Digestivum u. Kraftgetränk.

Hofrat Dr. Schramm, Oberarzt am „Carola"-Krankenhaus, Dresden, schrieb uns: „Ich möchte Ihnen doch nicht die günstigen Erfolge verschweigen, welche ich mit dem mir gütigst übersandten Quantum auf meiner Abteilung bei neurasthenischer **Verdauungsschwäche** und nervöser **Dyspepsie** erzielt habe. Auch in der Privatpraxis habe ich **fast täglich** Gelegenheit, das Präparat zu verordnen, dessen **schnelle Wirkung** in einzelnen Fällen ich **ganz überraschend** fand."

Dieses Mittel ist zur schnellen Kräftigung der durch Verwundung geschwächten Krieger vorzugsweise geeignet. Es wird z. B. im Reservelazarett München B. dauernd angewendet.

Verlangen Sie **sofort** kostenlose Auskunft u. weitere ärztliche Gutachten von

KLEWE & Co., Nährmittelfabrik, DRESDEN, P. 597.

TEPPICHE

Läuferstoffe, Linoleum

FRIEDRICH DOERING

BERLIN W 35, Potsdamerstr. 40

Telephon: Lützow 1134, 5343.

Nicht billig und schlecht

sondern billig und geschmackvoll sind unsere Gartenmöbel, Tische, Bänke, Gartenhäuser,

Bezirks-Anstalt Muldenhütten (Sa.)

Alfred Kröner Verlag in Leipzig.

Soeben erschienen! **Springers Kunstgeschichte** I. Das Altertum, Zehnte Auflage. Neu bearbeitet von **Paul Wolters.**

Mit ca. 1000 Abbildungen im Text, 16 Farbendrucktafeln und 1 Gravüre. / In Leinwand gebunden 12 Mark.

An Stelle des verstorbenen Professors Adolf Michaelis hat der berühmte Archäologe der Münchener Universität Professor Dr. Paul Wolters die Neubearbeitung des ersten Bandes von Springers Kunstgeschichte übernommen. Der Name dieser Autorität in seinem Fache bietet Gewähr dafür, daß das Buch auch künftig seine erste Stelle auf dem Gebiet der Kunstgeschichte des Altertums behaupten wird. / Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Holzplatten * Werkzeuge * Farben

für den modernen Holzschnitt

LEOPOLD HESS

Spezial-Geschäft für Mal- und Zeichenutensilien

BERLIN W 35 * * GENTHINER STR. 29

Preisliste kostenlos!

Die Mitglieder der Vereinigung der Kunstfreunde

erhalten per Post die

diesjährigen Neuheiten

als Sammelmappenblätter. Man versäume nicht, die Blätter in die bereits in Händen befindliche Mappe nach Nummern geordnet einzuheften. Die Einrichtung unserer Sammelmappe hat in den Kreisen unserer Mitglieder, wie wir aus zahlreichen Zuschriften entnehmen dürfen, großen Anklang gefunden. Verloren gegangene Mappen erhalten die Mitglieder gegen Voreinsendung von M. 1.— zuzüglich M. 0.20 Porto ersetzt.

Künstlerisch ausgestattete Einbanddecken nebst Titelblatt

für den ersten Jahrgang des Kunstfreunds

können zum Preise von M. 1.— zuzüglich M. 0.30 für Porto und Verpackung durch jede Buch- und Kunsthandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden.

Vereinigung der Kunstfreunde Ad. O. Troitzsch

Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fortlaufend erscheinen:

Bunte Kriegsbilderbogen

W. Trier / L. Kainer / Leo Leipziger / Ernst Liebermann
Gerhart Hauptmann / Peter Scher / Fritz Wolff / Alfred Schwarz
Ernst Heilemann / Angelo Jank / Ernst Stern / Hans Brennert
Franz Christophe / Karl Rosner / Zeno Diemer / Georg Queri
Paul Wendling / René Schickele / Rudolf Presber / Luczak
Hans Joachim Moser / Georg Müller-Heim / Otto Schneider
H. R. Schulze / Leo Wulff / Paul Harms / Manuel Schnitzer
Bogumil Zepler / Ludwig Fulda

Nr. 1. Feldgrau
Nr. 2. Der Kosake Wladimir
Nr. 3. Made in Germany
Nr. 4. Zeppelinchen
Nr. 5. Kaiser Wilhelm II.
Nr. 6. Japanischer Undank
Nr. 7. Der Kriegsfreiwillige Frank †
Nr. 8. Kronprinz Wilhelm
Nr. 9. Kronprinz Rupprecht von Bayern
Nr. 10. Unser Hindenburg
Nr. 11. Kaiser Franz Josef
Nr. 12. Waffenbrüder
Nr. 13. Der große Brummer
Nr. 14. Kreuzer „Göben"
Nr. 15. Väterchen
Nr. 16. Unser Landsturm (mit Text und Noten)
Nr. 17. Ulan Knipke
Nr. 18. Die Gefangenen von Döberitz
Nr. 19. von Stein
Nr. 20. Bayerische Löwen
Nr. 21. Fort Malonne
Nr. 22. Dum Dum
Nr. 23. Aus dem internationalen Verbrecheralbum
Nr. 24. Ins Feld (mit Text und Noten)
Nr. 25. U 9
Nr. 26. Generalgeldmarschall Havenstein
Nr. 27. Reiterlied
Nr. 28. Vom dummen Michel
Nr. 29. Unser großer Generalstab
Nr. 30. Der Sieg von Monte Carlo
Nr. 31. Russenliedchen
Nr. 32. K. F. A. G.
Nr. 33. Die Reise nach Bordeaux
Nr. 34. Die zu Hause blieben . .
Nr. 35. Der boarische Hiasl
Nr. 36. Der Kreuzer „Emden"
Nr. 37. Die deutschen Stämme
Nr. 38. Der Türke

Preis 10 Pf. pro Stück

Künstler-Kriegspostkarten

Serie I. 6 Karten von Prof. Carl Röchling
Serie II. 10 Karten von Prof. Hans Bohrdt
Serie III. 6 Karten von Ludwig Kainer
Serie IV. 6 Karten von Prof. Zeno Diemer
Serie V. 5 Karten von Angelo Jank, E. Thöny, O. Merte und E. Heilemann.

Preis 10 Pf. pro Stück

Vereinigung der Kunstfreunde

Ad. O. Troitzsch * Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

Februar 1908

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Folgende Buchhandlungen

sind Werbestellen der Vereinigung der Kunstfreunde.

Allenstein, Arthur Krause
Altenburg, S. A., Th. Körner
Altona, F. L. Mattigsche Buchh.
Anklam, Fr. Krüger
Apolda, Fr. Lauth's Buchh.
Arnsberg, J. Stahl's Buchh.
Aurich u. Umgebung, D. Friemann
Bergedorf, Köster & Wobbe
Berlin C., Erdmannsdorf. Möbelind.
Bernburg, R. Schilling's Buchh.
Beuthen O.-Schl., Carl Rudolph
Bielefeld, A. Helmich's Buchh.
Bocholt, J. u. A. Temming's Bh.
Bochum, O. Hengstenberg's Buchh.
Borken, Westf., Jean Bläser
Brandenburg a. H., Willy Schultze
Braunschweig, Schulbuchhandlung
Bremen, Gustav Winter's Buchh.
Bremerhaven, R. Petermann
Breslau I, Theodor Lichtenberg
Breslau I, Trewendt & Granier
Brieg, Rudolf Wirwalski
Bromberg, Erich Hecht Nachf.
Bützow i. Meckl., Buchh. S. Berg, Inh. E. G. Zabel
Cuxhaven, Helgold., A. Rauschenplat
Danzig, L. Saunier, Buchhandlung
Delmenhorst, Carl Otto, Buchh.
Dessau, Bernh. Ohme, Buchh.
Detmold, Hinrichs'sche Hofbuchh.
Dirschau, Walther Kranz. Buchh.
Dt. Krone, A. Schapler's Buchh.
Dortmund, Max Thomas, Buchh.
Dresden-A., Emil Richter, Buchh.
Duisburg-Ruhrort, J. Grandjean, K.
Düsseldorf, Ernst Ohle, Buchh.
Eckernförde, K. Heldt'sche Hofb.
Eisenach, H. Jacobi's Buchh.
Elberfeld, Wick & Jannsen, B. u. K.
Elbing i. Westpr., L. Saunier, Bh.
Elmshorn, D. Feddersen jr., Buchh.
Emden, J. Röling
Erfurt, Keyser'sche Buchhandlung
Essen, Ruhr, G. D. Baedeker, Bh.
Eutin, W. Struwe's Buchh.
Flensburg, Huwald'sche Buchh.
Frankenstein i. Schl., E. Philipp
Frankfurt, Oder, L. Massute's Bh.
Geestemünde, J. H. Henke, Buchh.
Gelsenkirchen, Westerhove's Bchh.
Genthin, H. P. Ehrich, Buchh.
Glatz, Max Adam's Buchh.
Gleiwitz, A. Lonczyk Nachflg., Buch- und Papierhandlung
Glückstadt, Max Hansen's Buchh.
Gnesen, Otto Pabst, Buchh.
Görlitz, M. Wartner's Buchh.
Goldingen (Kurl.), F. Besthorn's Bh.
Göttingen, Akad. Buchh. G. Calvör
Greifswald, Bruncken & Co.
Gumbinnen, Gebr. Reimer. Buchh.
Güstrow i. M., Johannes Schneider
Hagen, Westf., Emil Rath, Buchh.
Halberstadt, J. Schimmelburg
Halle, Saale, Dr. P. Münter
Hamburg 11, I. W. Basedow
Hamburg St.-P., Crone & Martinot
Hamburg 19, Eimsbüttel, O. Kaven
Hameln, Schmidt & Suckert
Hamm, Westf., Dietrich'sche Bchh.
Hannover, Richard Kollmann
Hannov. Münden, Hans Augustin
Harburg a. E. u. Umgeb., Danckwerts'sche Buchhandlung
Heide i. Holst., J. Nagel, Buchh.
Herford, W. Menckhoff, Buchh.
Hildesheim, Gerstenberg'sche Bh.
Hirschberg i. Schl., Kuh'sche Bh.
Hoexter, Otto Buchholz, Buchh.
Hohensalza, A. Alt, B.- u. Papierh.
Holzminden, Fr. Wiegand, Buchh.
Husum, L. Thomsen's Buchh.
Insterburg, Fr. Roddewig's Buchh.
Iserlohn, Ernst Bischoff, Buchh.
Itzehoe u. Wilster, Bachmann & Petersen
Jena, Akad. Buchh. Rassmann
Kalbe, Saale, H. Bähr's Buchh.
Kassel, E. Roettger's Buchh.
Kattowitz O.-Schl., Georg Hirsch
Kiel, Walter G. Mühlau, Buchh.
Kolberg, Dietz & Maxerath, Buchh.
Königshütte O.-Schl., M. Hautzinger's Nachfolger, Buchh.
Köslin, C. G. Hendess Nfl., R. Ludwig
Krefeld, Albert Fürst Nachf.
Krotoschin i. Posen, U. Friede's Bh.
Landsberg a. W., Fr. Schäffer & Co.
Landshut i. Schl., Paul Schulte's B.
Langensalza, Stockstrom Nachf.
Langfuhr b. Danzig, Schwarz-Akad. Buchh. m. b. H.
Leer i. Ostfrld., W. J. Leendertz
Lehe i. Hann., Fritz Brüning
Leobschütz, Adolph Rölle Inh. Osw. Erbrich, Buchh.
Lippstadt, A. W. Doenne's Nachf.
Liegnitz, Th. Kaulfuß'sche Buchh.
Lissa in Posen, Osc. Eulitz, Buchh.
Lübeck, Bernhard Nöhring
Ludwigslust, Hinstorff'sche Hofb. (C. Kober)
Lüneburg, Herold & Wahlstab
Magdeburg, Julius Neumann, Bchh.
Malchow i. M., H. Winckler, At. f. Ph.
Marburg, Elwert'sche Buchh.
Marienburg i. W., H. Hemmpel
Marienwerder, Franz Böhnke
Memel, Robert Schmidt's Buchh.
Merseburg, Friedr. Pouch, Buchh.
Minden, Westf., Chr. Bachmann
Mölln i. Lauenburg, Herm. Krüger
Mühlhausen, Thür., C. Albrecht's B.
Mühlheim, Ruhr, Max Roeder
München, Alfred Schmidt Nachf.
München, Chr. Kaiser, Buchh.
Münster, Westf., Borgmeyer & Co.
Nauen, Eckstein, Phot. Atelier
Neisse, Robert Hinze, Buchh.
Neubrandenburg, Brünslow'sche Hofbuchhandlung
Neumünster, R. Hieronymus, B. u. K.
Neustettin, F. A. Eckstein, Buchh.
Neustrelitz, G. Barnewitz'sche Hfb.
Norden, Herm. Braams
Oberhausen, Rhld., G. Kühler
Oeynhausen, E. Scherer, Buchh.
Oldenburg i. Gr., G. Stalling'sche B.
Oldeloe, Bad., L. H. Meyer, Buchh.
Oppeln, Eugen Franck's Buchh.
Osnabrück, H. Meinders Buchh.
Ostrowo i. Posen, Hermann Hayn
Paderborn, Th. Hense, Buchh.
Pasewalk, A. Schnurr, Inh. F. Scharfe
Plön-Malente-Gremsmühlen, Hahn'sche Buchh., Hugo Lüders
Posen, Philipp'sche Buchh., Buchdr.
Prenzlau, C. Vincent, Buchh.
Pyrmont, E. Schnelle, Buchh.
Rathenow, Paul Rensch, Buchh.
Ratibor, Eugen Simmich, Buchh.
Ratzeburg u. Herzogt. Lauenburg, Gerh. Schetelig, Buchh.
Rawitsch i. Posen, Jul. Urbitsch
Remscheid, Gottl. Schmidt, Buchh.
Rendsburg, Ernst Reichel, Buchh.
Rheydt, Gustav Pilgrim. Buchh.
Rinteln, W. Droste, Buchh.
Rostock i. Meckl., Stiller'sche Hof- u. Univ.-Buchh.
Rüstringen i. Old., L. Rauchenberger
Rybnik O.-Schl., M. Bartels Buchh.
Salzuflen, Georg Schade, Buchh.
Schleswig i. Holst., Karl Liesegang
Schneidemühl, Chr. V. Wieck
Schweidnitz, Reichenbach, L. Heege
Schwerin i. Mecklb., Stiller'sche Hofbuchhandlung
Segeberg i. Holst., J. F. Meier
Stade, Fr. Bacheratz, B.- u. Musikh.
Stargard i. Pom., Otto Plath
Stendal, Rob. Fehse, Buchh.
Stettin, Frd. Nagel's Buchh.
Stolp i. Pom., H. Hildebrandt'sche B.
Stralsund, Wilhelm Zensch, Buchh.
Tarnowitz O.-Schl., A. Adolph, B. u. K.
Tilsit, Hans Kaptuller, Buchh.
Treptow a. d. Tollense, Gall's Bh.
Varel i. Old., J. W. Acquistapace
Verden a. d. Aller, Joh. König
Waldenburg i. Schl., Curt Seibt
Wandsbeck-Marienthal u. Eilbeck, R. Sauermann, Buchh.
Waren i. Meckl., Thaden'sche Bh.
Wattenscheid, O. Hengstenberg's B.
Weimar, L. Thelemann, s Hofbuchh.
Weißenfels, M. Lehmstedt's Buchh.
Wesel, B. Schmithal's Buchh.
Wismar i. Meckl., Hinstorff'sche Hofbh. (C. Witte)
Würzburg, J. Kellner's B.- u. Kh.
Zabrze, H. J. Sobotzik, Buchh.
Zittau, E. Oliva's Buchh.
Zwickau, Sa., E. Walter Marx, Bh.

Die Werbestellen nehmen Neuanmeldungen zur Mitgliedschaft entgegen, zeigen gerahmte Probebilder und geben bereitwilligst jedermann Auskunft über die Vereinigung der Kunstfreunde.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der
Kunstfreund
Zeitschrift der Vereinigung
der Kunstfreunde
1915 Februar

Robert Breuer: Wandlungen der Gotik.

Dieser Aufsatz soll ganz anspruchslos sein. Er will einige Überlegungen mitteilen, die einem besinnlichen Kunstfreund kamen, als er in den Zeitungen von der Entrüstung der Franzosen über die Zerstörung der Kathedrale von Reims las. Es war gar zu seltsam, die Deutschen des bewußten Frevels an Heiligtümern der Gotik beschuldigen zu hören; es war seltsamer, als solche Ankläger Leute auftreten zu sehen, die seit Jahrhunderten ihre seelischen Beziehungen zu den Ausdrucksweisen der Gotik aufgegeben und damit den lebendigen Besitz an den Denkmalen jener erregten Zeiten verloren haben. Für Frankreich ist die Gotik seit langem tot; sie starb an der Renaissance und der zähen Folge der Varianten, die man als die Ludwigstile zusammenfaßt. Diese sind es, die bis auf den heutigen Tag konservativ und akademisch die französische Baukunst beherrschen. Wenn die Franzosen angesichts der tosenden Steindramen von Amiens und Reims, von Rouen und Chartres ehrlich sein könnten, so müßten sie eigentlich alle diese genialen Verhöhnungen des Ebenmaßes als Fremdkörper empfinden. Die Gotik, die in der Ile-de-France um die Mitte des 12. Jahrhunderts, während die christianisierte, byzantinisch durchsetzte Römerkultur noch ihre bedeutendsten Werke (zu Périgueux und Aachen) schuf, sich wie ein dämonisches Wunder erhob, aufstieg und mit revolutionärer Urkraft die Gewöhnung der ausgeglichenen Vollkommenheit zerriß, bedeutet den selbstgewissen Söhnen der zwar enthaupteten, aber durchaus lebendigen Ludwige kaum mehr als eine Kuriosität.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist kein Zufall, daß die Gotik nach einem kurzen, aber heftigem und von Flammen zuckendem Ausbruch durch die Schulweisheit der Renaissance für Frankreich endgültig überwunden wurde; während die Deutschen, wenngleich sie sich den Verführungen der vollkommenen Laugelehrsamkeit, wie sie von jenseits der Alpen herüber kam, nicht zu entziehen vermochten, doch immer wieder zu der Phantastik der drängenden Türme, zu dem Märchenknospen der Kreuzblumen, zu dem wilden Rittertum der steilen Bogen und zu der übersinnlichen Raumdramatik der Gotik zurückkehrten. Die Deutschen sind die Urgotiker; schon in der früheſten nordischen (von der eigentlich gotischen zu schweigen) Ornamentik, in diesen geheimnisvollen Wirrnissen und Zauberformeln der Tierbilder, webt ungeborene Gotik. Und wiederum: Gotik ist das eigentliche Wesen der neuen deutschen Baukunst, des Pfeilervertikalismus, den Messel für die Schöpfung des Warenhauses nutzte, der klirrenden Rhythmen, in die Behrens die Eisenkonstruktion hineinzwingt, der mystischen Kurven, die Van de Velde (der gleichfalls aus französischer Umwelt kam, um erst in Deutschland produktiv zu werden) seinen Häusern, seinen Möbeln und seinen silbernen Geräten als ein ehernes, aber Erlösung bringendes Joch auferlegt. Wenn die Deutschen die gotischen Kathedralen böswillig in Schutt und Asche legen würden, so zerstörten sie damit Gefäße, aus denen ihnen, und eigentlich nur ihnen seit Jahrhunderten immer wieder Jungbrunnen strömen. Gewiß, es gab Zeiten, da auf die Deutschen die seeligen Chöre der Gotik nicht hörten, und statt dessen, sich selber verleugnend, den Rattenfängern der Renaissance folgten, den kalten Errechnern des Absoluten, den herzlosen Götzendienern des unverrückbaren Maßes. Aber immer wieder wurde die klassische Fessel zerbrochen, immer wieder begann die deutsche Sehnsucht den Schwertkampf mit den Gesetzen und den Überlieferungen. Die Gotik ist Sturm und Drang, Romantik und Glaube, Wagemut und Überwindung der Erdenschwere. Die Kathedrale von Reims wird auch, als sie von Granaten durchbohrt werden mußte, den Deutschen ein Symbol der eigenen und heiligſten Art gewesen sein.

Es ist gewiß nicht uninteressant, solcherlei Gedanken durch die Schriftsteller zu belegen. In dem „Dictionnaire d'Architecture", der 1755 in Paris erschien, liest man über die Gotik: „Das ist eine Architektur, die, obgleich weit entfernt von der Vollkommenheit antiker Proportionen und ohne das Ebenmaß der Profile, auch bar jeglichen guten Geschmackes in ihren wesenlosen Ornamenten, immerhin viel Solidität und Anerkennungswertes in der Geschicklichkeit ihrer Arbeitsweise aufweist." Solche französische Auffassung der Gotik wird vollkommen bestätigt durch das, was Goethe in seinem unvergänglichen Traktat „Von deutscher Baukunst" unter dem Eindruck des Straßburger Domes geschrieben hat. „Es ist im kleinen Geschmack, sagt der Italiener, und geht vorbei. Kindereien! lallt der Franzose nach und schnellt triumphierend auf seine Dose à la Greque. . . . Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte auf Hörensagen neidischer Nachbarn seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverstandenen Worte Gotisch verkleinert, da

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können: das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos'." Unter den lauen Winden einer jugendlichen Romantik wurden solche Worte Goethes prophetisch empfunden; noch bevor die Nazarener eine zärtliche Gotik, wenn auch nur dünn und zerbrechlich malten und dichteten, hatten die Dome von Ulm und Cöln eine Gemeinde gefunden. Wie man in dem „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816" wohl lesen kann. Für das Gefühl der Naiven war die Gotik zurückgewonnen, es fehlte aber nicht an Fachleuten, die, wie die schon von Goethe getadelten, die klassischen Vorbilder der Antike auch für die deutsche Baukunst als unverbrüchlich hielten. Man wird sie darob kaum arg schelten dürfen, wenn man weiß, daß schwächliche Geister bald nach dem Wiederentdecken der deutschen Baukunst darauf verfielen, sie ängstlich zu kopieren. Darum verdient es Beachtung, wenn Gottfried Semper, dieser Schwurzeuge der modernen Zweckmäßigkeit, fast höhnisch von dem mittelalterlichen sogenannten gotischen Baustile spricht. Semper hat sich in dem, was er von der Gotik sagte, geirrt. Schon Schinkel, der scheinbar Klassizist war, konnte sich ihren unsterblichen Kräften nicht entziehen. Die modernen Theoretiker aber haben noch einen Schritt weiter getan. Bei einer Betrachtung des Dresdener Zwingers sagt Karl Scheffler (Gesammelte Essays): „Man fühlt sich versucht, vor den Gebäudekomplexen des Zwingers ähnlich zu fühlen und zu denken, wie der junge Goethe es einst vor dem Straßburger tat: Von deutscher Baukunst!" Und Wilhelm Worringer schließt sein bohrendes Buch über die „Formprobleme der Gotik" mit diesen Worten: „Im Barock ist der gotische Charakter ja trotz der ungotischen Ausdrucksmittel noch ganz offenkundig ... naturgemäß werden die Verkleidungsprozesse dieser geheimen Gotik immer differenzierter und raffinierter, und wer weiß, ob sich nicht bei einer solchen neuen, bis zu den innersten Zellgeheimnissen der Stilerscheinungen vordringenden Untersuchung zuletzt sogar manche nordische Klassik neuerer Zeit auch nur als eine verkleidete Gotik entpuppt."*)

*

Die Gotik ist unsterblich. Wir Deutschen sind dazu berufen, solche Tatsächlichkeit immer wieder neu zu erweisen. Wir waren stets dann genial, wenn der Kampf tobte, die Geister gegeneinander rannten, und aus tiefsten Nöten glühende Wünsche schlugen. Die deutsche Kunst erschöpft sich nicht in rechnendem Naturalismus, noch in lehrbarer Akademie. Deutsche Kunst ist in besonderem Grade Ausdruckskunst. Wer der Zukunft der deutschen Kunst dienen will, muß das beharrende Gleichmaß der Renaissance zerbrechen und durch die brünstige Kraft der Gotik sich vorwärts treiben lassen. Die neue deutsche Kunst, wie sie in Malerei und Dichtung, in der Architektur und in der Musik schon vor dem Kriege anhob, war in solchem Sinne Marienmaß

*) Man lese auch die vortrefflichen Aufsätze von Karl Scheffler und Walter Curt Behrendt im Februarheft 1914 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arthur Silbergleit: Kathedralen.

Mit himmelan gereckten, hohen Pfeilen
Und Speeren sind sie kriegerisch behängt,
Von Lanzenspitzen scharf und hart bedrängt,
Die sich aus Steinen steigend ewig steilen.

Entriß der Herr sie Christus' Wundenmalen
Und pflanzte er sie mahnend außen auf,
Daß jedes heiligen Kämpfers Siegeslauf
Nicht hemmen Speere, Spender herber Qualen?

In ihrem Innern aber wohnt der Friede.
Nur durch die farbenvollen Fenster kämpft
Sich still der Mond. Der Nischen Dämmer dämpft
Mild seinen reinen Glanz, der sich beim Liede

Der Luft verjüngt in himmlischer Verklärung.
Will sie im Nachschwung ihrem Lauscher weihn
Die Lobgesänge und die Litanein
Und Worte voller Paradiesgewährung?

Und hallen nicht die Fliesen von den Schritten
Der Pilger wieder, die das Domportal
Durchwogten, um das heilige Abendmahl
Für ihre letzte Wallfahrt zu erbitten?

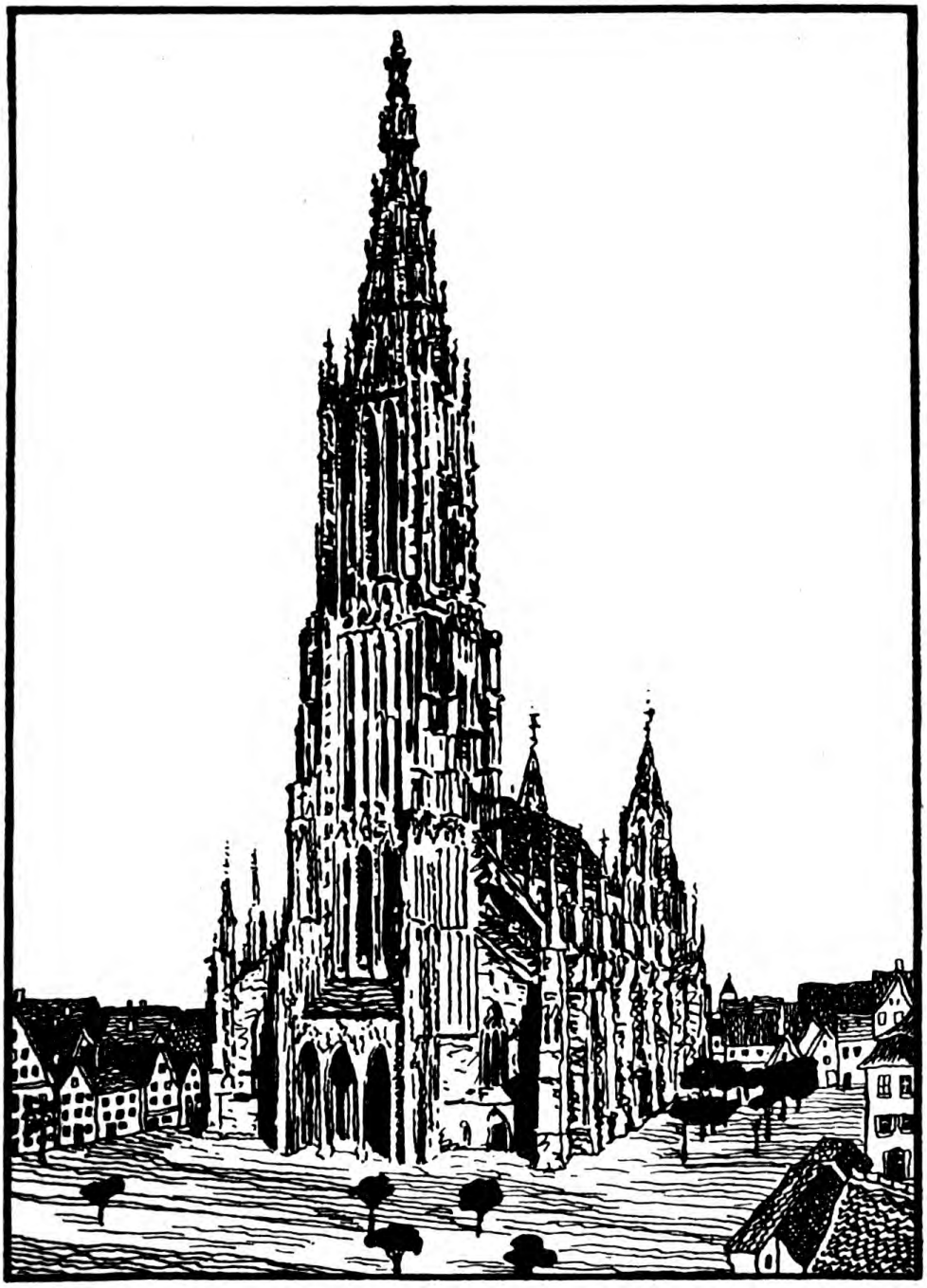
Erwächst nicht allen ewig Sturmverwehten
In diesem starren, hohen Pfeilerwald
Ein Friedensheim und finden sie nicht Halt
In den in Stein gebeteten Gebeten

Der Meisterhände, die die Säulen schufen?
Schwang Inbrunst nicht die stolzen Bögen aus?
Und baute sich die Andacht nicht ihr Haus
Vom Hochaltar bis zu den tiefsten Stufen

In hehren Formen, in der Künste Sprachen?
Und sammelte nicht Tempelschiff an -schiff
Die Seelen, die der Meere Sturm umpfiff,
In ihren sanftgewölbten Friedensnachen?

Und doch liebt Ihr auch Kampf, o Kathedralen,
Daß Ihr mit Speeren Himmelsstillen stürmt.
Seid Ihr auch nah dem Ewigen, hochgetürmt,
Gottnäher ist ein Mensch voll Wundenmalen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



ULM.

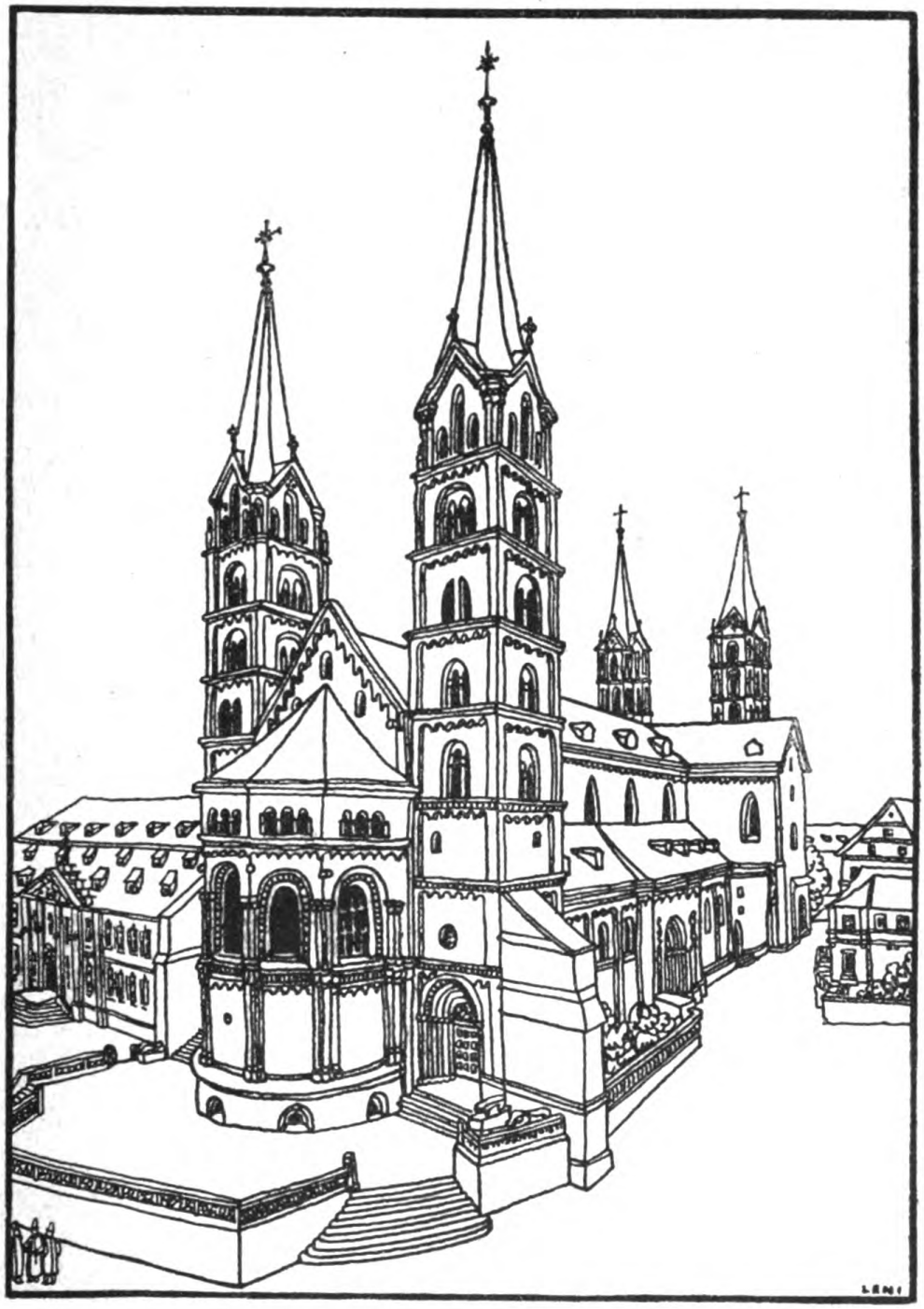
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Samuel Saenger: Carl Jentsch.

In den grünen Heften der „Grenzboten" bin ich wohl zuerst dem Manne begegnet, den ich unbedingt zu dem Handvoll von Leuten rechne, durch deren Publizistik ich mich stets angeregt, befördert, über Augenblickswirkungen hinaus beschenkt fühlte. Es waren Stücke seiner Lebenserinnerungen, die mich damals fesselten. Wie wohltätig wirkten, mitten im Gespreize pathetischer Bekenner und großmäuliger Weltverbesserer, die schlichten Darstellungsmittel, die doch nichts Geringeres darboten, als die Geschichte des Kulturkampfes, durch das Temperament eines peinlich sauberen Kopfes und eines religiös gestimmten Gemütes gesehen. Dem Aufmerkenden blieb der Klang dieser bescheidenen aber kernigen Sachergebenheit im Ohre, und das Vertrauen übertrug sich schnell auf Jentschs Arbeiten über wirtschaftliche, sozialpolitische und allgemein kulturelle Gegenstände. Ohne Originalität zu suchen, waren seine Ansichten originell; und wenn der Publizist die Aufgabe hat, zwischen den Klippen parteiblinder Befangenheit und leichtfertiger Entflammbarkeit für neueste Modemeinungen den Acker edler Überzeugungen zu bestellen und daraus die Masse der leicht Be- und Verirrten zu nähren: so gehört Carl Jentsch zu den würdigsten, kenntnisreichsten deutschen Publizisten des letzten Vierteljahrhunderts. Ich danke es Maximilian Harden, daß er Jentsch in seiner „Zukunft" das unbeschränkteste Heimatsrecht geschenkt, seiner Wirksamkeit die größte Resonanz gegeben und, neben den „Grenzboten", wohl das meiste dazu beigetragen, den alternden Schriftsteller als deutschen Wert bekannt zu machen.

In den „Wandlungen" (2 Bde., bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, der fast alle Werke unseres Autors verlegt hat) erzählt Jentsch, der Sohn eines protestantischen Buchbinders in Landshut in Schlesien und einer hingebend katholischen Mutter, wie der dreizehnjährige Knabe aus eigener Entschließung 1846 zum Katholizismus übertrat, um Geistlicher der Papstkirche zu werden. Ihn trieb nicht die sengende Flamme der Mystik, nicht die Glaubensinbrunst einer Träumerseele, die den Maschen des Rationalismus entfliehen will; im Gegenteil: seiner hellen, fast nüchternen Verständigkeit stellte sich die Papstkirche zunächst als ein Gebäude von eherner Logik dar. Ihr wollte er dienen. Und das geschah, in kleinen Pfarreien, bis zum Jahre des deutsch-französischen Krieges, des Syllabus und der Unfehlbarkeitserklärung von Pio Nono. Sie konnte vor seiner gereiften Lebenserfahrung und seiner außerordentlichen Geschichtskenntnis nicht bestehen; und sein mit Philosophie durchtränktes Christentum fühlte sich von diesem Vorgang ebenso gekränkt wie sein deutscher Sinn. So wurde er, zu seinem Schmerz, exkommuniziert; er amtierte dann noch ein paar Jahre in altkatholischen Gemeinden, bis er schließlich in den Ozean der Schriftstellerei glitt: durch intensives Studium der Wirtschaftsgeschichte und der Nationalökonomie vorbereitet, durch seine Liebhabervertrautheit mit der Antike in Geschmack und Anschauung gefestigt, geläutert durch seelische Kämpfe und vielfache materielle

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



BAMBERG.

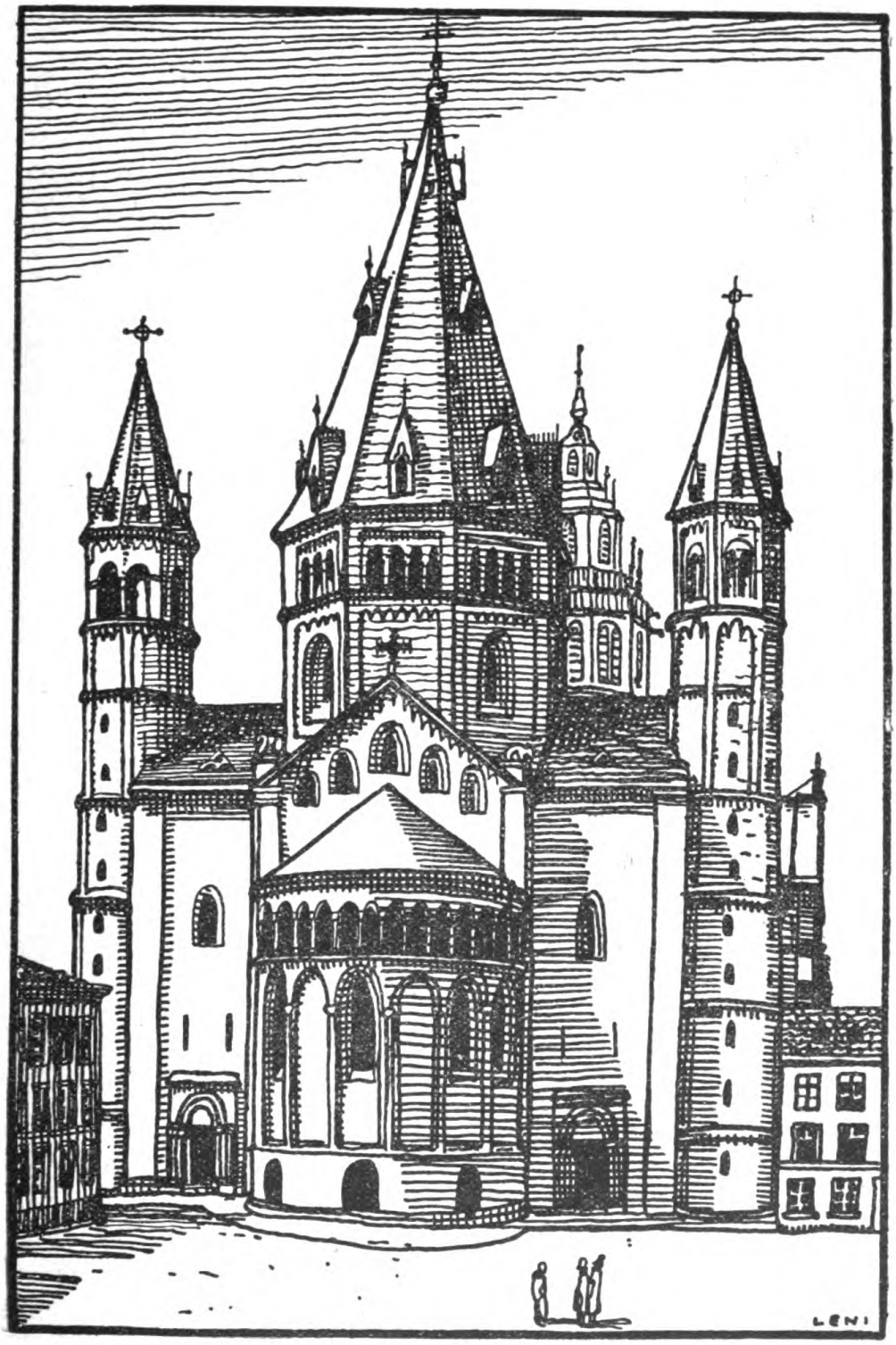
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nöte, die aber seinen Hang zur Unabhängigkeit und seinen Willen zu freier Selbstbestimmung nicht zu brechen vermocht hatten.

Heute, wo, nach des Psalmisten Wort, ein Abgrund dem andern zuruft (abyssus abyssum invocavit) kann ich dem Leser nur dringend raten, an Jentsch' Werken über das Wesen des Christentums und das Verhältnis zwischen „Hellelentum und Christentum" nicht achtlos vorüberzugehen: Die Gestalt Christi wird zwar als eine kausaler Deutung gar nicht zugängliche Einmaligkeit, in den Mittelpunkt von Weltgeschehen und Geschichte gestellt, aber im übrigen doch allen theologischen und polemisch-kirchlichen Apparats entkleidet, und wie vom Lichte kantischer Vernunftreligion vergoldet. Da ist Katholizismus in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes: da wird der Ort stillen Friedens aufgezeigt, der Ruhe gibt und Sicherheit des Urteils im Handeln und Wandeln, ein Fels, an dem die Widersprüche von Wissenschaft und Philosophie sich brechen, und angesichts dessen alle Überheblichkeiten der Aufklärer und Magister schweigen. Jentsch meint mit Hilty: das Christentum sei nicht für die große Masse; es habe ein für diese Welt zu feines Lichtwesen; die christliche Religion sei darum auch nicht lehrbar, da sie im Vertrauen auf etwas nicht Wißbares bestehe; höchstens lasse sich eine Disposition dafür erzeugen. Darum stifte die Überfütterung der Jugend mit biblischem Lehrstoffe Schaden. Ich kann Jentsch hier nicht folgen, weil ich auf anderem Boden stehe und auch seiner Kritik berühmter Antichristen, wie Nietzsche und Ibsen, nicht beistimme; aber jedes Wort ist, besonders wo er die Jesuiten gegen den allgemeinen Unglimpf in Schutz nimmt und die Überlegenheit der katholischen Seelsorgerpsychologie vor der protestantischen rühmt, beachtenswert.

Weit wichtiger noch scheint mir sein Einfluß in ökonomischen und politischen Fragen: es ist der Einfluß eines edlen Popularisators und eines Mannes, der Instinkt für das Mögliche besitzt und den Radikalismus des gesunden Menschenverstandes vertritt, also den, der zwar weniger interessant, aber gangbar ist. Seine Bücher über Adam Smith und Friedrich List, der, als erster, für Deutschland die Formen eines Agrikultur- und Industriestaates praktisch und theoretisch gesucht hat, sind bekannt; aber seine wertvollsten Ansichten finden sich in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" (1893) und den Aufsätzen über die Agrarkrisis. Ich möchte seinen Standpunkt den eines Bauernliberalismus nennen: kleiner und mittlerer bäuerlicher Besitz neben dem Großgrundbesitz über ganz Deutschland verbreitet, die Agrarzölle abgebaut, die übersteigerte und ungesunde Entwicklung zur Exportindustrie wenn nötig durch Zerschlagen der Latifundien und Domänen aufgehalten, die Maschinenökonomik in eine Handwerksökonomik zurückgeleitet, freie Selbstverwaltungen in Stadt und Land, überall das denkbar geringste Maß von Polizeigewalt und Zentralregierung, überall Schranken gegen das Überwuchern der Staatsgewalt, die das freie Mannestum und dessen Initiative lähmt. Das Ganze, sehr sorgsam in Kritik und Aufbau ausgeführt, ließe sich etwa als Kommunismus — mit Privateigentum bezeichnen; und der Weg dahin ist mit diktatorischen Maßregeln der inzwischen staatssozialistischen Regierung gepflastert. Das deutsche Volk braucht Land, es lebt auf zu engem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



MAINZ.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Raum; den aber gibts nur im Osten und darum scheint Jentsch seit Jahrzehnten (ähnlich Lagarde) nur ein Krieg vernünftig und gerechtfertigt: der gegen Rußland; nur eine koloniale Ausdehnung möglich: diejenige nach der Türkei und Syrien. Das klang wie Utopien, ist nun aber Wirklichkeit geworden.

In rüstiger Beschaulichkeit lebt der fast Zweiundachtzigjährige in Neiße. Die philosophische Fakultät der Universität Breslau verlieh dem bescheidenen Greis die Würde eines Ehrendoktors.

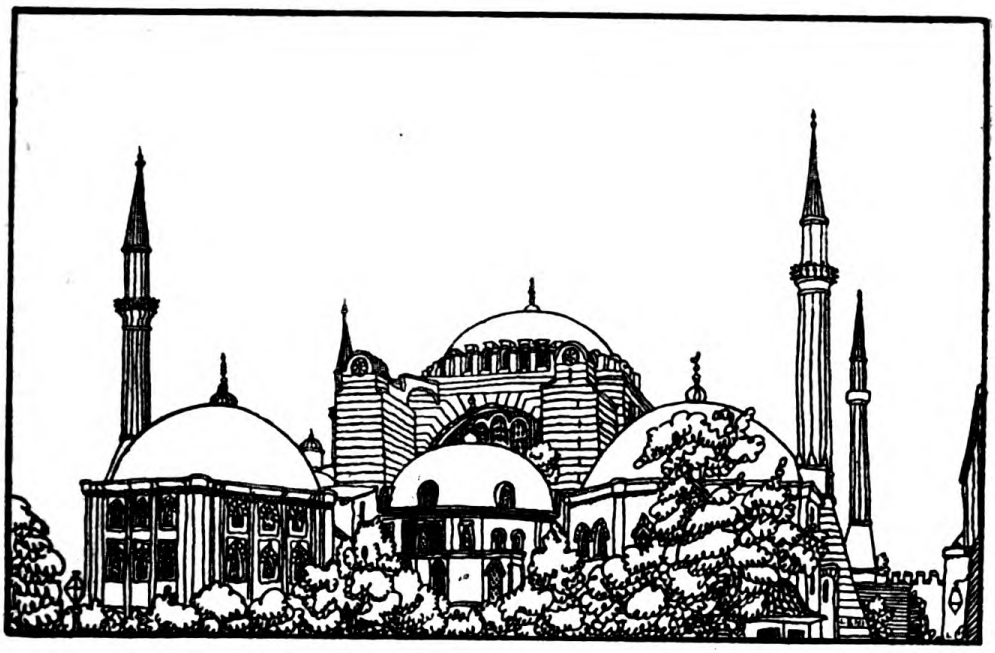
Dr. Anselm Rueſt: Heinrich Hansjakob.

Ist es angebracht, in dieser Stunde blutigen Ringens an den Freiburger Stadtpfarrer und Dichter Hansjakob, den Sänger engumhegten Schwarzwaldfriedens, dörfischer Menschen, andächtigen Naturschwärmens — wie es seit Deutschlands idyllischen Tagen sich selten mehr hervorgewagt hat — zu erinnern?

Doch vergessen wir nicht: Die Söhne Rousseaus waren von je nicht bloß Träumer, sie waren immer auch streitbare Kämpfer, wo Gefahr für ihre geliebte „Natur" zu fürchten schien, „Unnatur" und Verkünstelung das Gerade zu verzerren, Kränklichkeit und Schwulst das Gesunde zu ersticken drohten. Wir müssen nicht einmal notwendig an die wenig zimperliche Jugend Hansjakobs, an den trotzigen Protestler und gefürchteten Streithahn im badischen Kulturkampf (bis 1880 etwa) denken; das Derbfrische und Unverblümte ist dann auch den zahlreichen Bauernstudien und -geschichten — ohne die beliebte sentimentale Fälschung — verblieben, tapferes, unermüdliches Einstehen für manche originale und selbst paradox überraschende Ansicht in den historischen Schriften, in Predigten und Kanzelreden, die stets das Pastorale gründlichst vermeiden, zu finden. Solch ein bei aller tiefinnerlichen Religiosität scharfäugig der Welt zugekehrter Sinn hat sich endlich in der Autobiographie und in den von feinster Geistigkeit zeugenden „Reiseerinnerungen" selbst das schönste Denkmal gesetzt. Man stellt sich wohl manchmal den biertrinkenden, grobknochigen Schwarzwälder Bauer in der südlichen Landschaft Italiens ein wenig deplaciert vor; aber Hansjakob hat das seiner Natur Entgegengesetzte doch immer feinnervig-gerecht behandelt, das Extrem-Andere erstaunlich geschmeidig zu sich hingebogen. Der von manchen besonders scharf betonte Gefühlsgegensatz zwischen dem Süd- und Norddeutschen existiert keineswegs für den bewußten Intellekt Hansjakobs: er „habe vor den Preußen als Schulmeistern und Soldaten unentwegten Respekt", sagt er einmal — aber viel weitere Welt- und Menschenperspektiven eröffnet erst ein anderer Ausspruch von ihm, worin er die „drei für ihn größten Preußen" zusammennennt: nämlich den Gymnasialdirektor Schraut (seinen eigenen Lehrer in Rastatt), den Kanzler

Die Erzählungen, Geschichten, Erinnerungen etc. Hansjakobs sind meist bei Bonz Verlag in Stuttgart, erschienen. (Einiges: Verlag Herder, Freiburg.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



KONSTANTINOPEL.

PÉRIGUEUX.

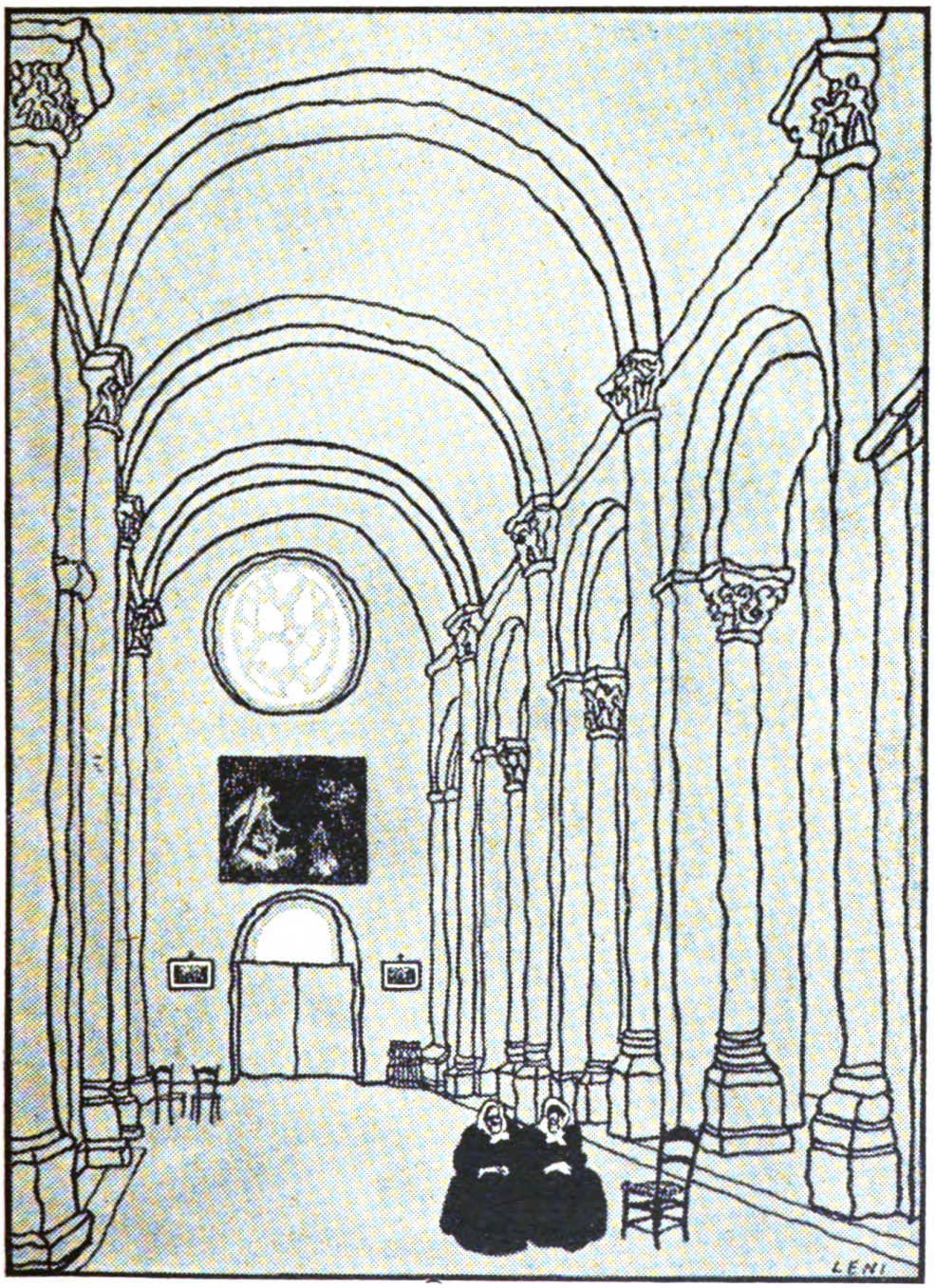
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bismarck, und „Fräulein Wilck, welche des armen Schneiders Matthä Weib treu verpflegt hat". Ohne Bedenken und allen Ernstes stellt hier ein wirklicher Weltweiser und Menschenfreund einen Charakter, in dessen Lauterkeit ihn nur wie zufällig sein persönliches Seelsorgeamt hat blicken lassen, neben eine Gestalt der großen Geschichte . . .

Wie Zeppelin mit seinen Luftschiffen von Friedrichshafen weit über die ländlichen Grenzen, so ist auch dieser „Seeschwabe" — er ist nicht fern davon, zu Haslach an der Kinzig 1837 geboren — meist vorurteilslos und weltfreudig in viele geistige Lager und Schichten vorgedrungen. Anfangs ultramontaner Katholik, hat er, da alles noch blind im Kulturkampf wütete, das Tischtuch zwischen sich und den Extremen zerschnitten, und geurteilt, politischer Katholizismus verderbe nur den religiösen. „Wir nehmen die Wahrheit, wo wir sie finden", wurde alsbald sein Leitsatz, von dem aus er nicht selten auch Protestanten, wie Karl Friedrich von Moser, zu Vorbildern religiöser Verinnerlichung wählte. Obwohl es ja meist „kleine Leute", Volk und Bauern seiner geliebten Heimat, gewesen sind, die er in all seinen Erzählungen — wir nennen nur die „Schneeballen", „Dürre Blätter", den „Vogt auf Mühlstein", „Afra" usw. — geschildert hat, so verstand er doch niemals Heimatskunst in jenem kargen und kümmerlichen Sinne, der jeden reicheren subjektiven Schmuck der inneren Erfahrung abweist als der Schlichtheit des Gegenstandes gleichsam fremd. Im Gegenteil: seine Bücher wollen ausdrücklich immer auch „er selbst" sein, damit verraten sie aber auf jeder Seite zugleich den Blick eines durchaus weltwurzelnden Mannes von außerordentlicher Bildung, Belesenheit, ja Gelehrsamkeit. Wie Fischart, wie Geiler von Kaisersberg, wie Abraham a Sta. Clara — annähernd Vorgänger seiner berühmten Art — so lehnt auch er die tollste, buntsinnliche Fülle der irdischen Dinge keineswegs ab, verwendet sie vielmehr unterhaltsam für allerlei Bilder und Gleichnisse, für gemütvolle Belehrung und Nutzanwendung, manchmal auch für geistreiche Bosheiten und Spitzen. Und scheinen ihm endlich weitere Bekräftigungen vonnöten, Autorität und Anschaulichkeit noch zu steigern, so werden gewiß nicht bloß Kirchenväter und Heilige als Zeugen gerufen, sondern mit ihren tiefsten und schönsten Sätzen müssen Pascal so gut wie Schopenhauer, Balmes so sehr wie Leopardi, „Ketzer" ebenso wie Gläubige ihre Weisheit und Gründe in die Wagschale werfen. Denn er nimmt „Wahrheit, wo sie zu finden . . ."

Gewiß sind die beiden Ideale Hansjakobs: Volkstum und Naturschwärmerei, in einer von der ländlichen Scholle sich mehr und mehr ablösenden, nicht mutwillig, sondern sozial-notwendig anderen Kulturzielen unaufhaltsam zugedrängten Welt nicht mehr jedermanns Sache. Aber eben der feine, kultivierte Geist dieses katholischen Priesters und Dichters macht es möglich, mindestens ihm selbst sich in mancher modernen Anschauung näher zu fühlen, als immer der engeren von ihm geschilderten Zone. Wir bewundern es jedenfalls an ihm, und erkennen gerade etwas wie romantische Sehnsucht nach der — dennoch also unwiederbringlich! — verlorenen Natur heraus, wenn der fromme und religiöse Mann, der geistliche Hirte und Seelsorger sich in einer besonderen Schrift (1896) „für die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



BUSSIÈRE-BADIL.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erhaltung der Volkstrachten" einsetzt, weil sie dem Bauernstande so geziemenden Stolz wie die Uniform dem Soldaten verliehen; wenn er in seinem Wettern gegen die „Wibervölker" sich schließlich nur dem Kampf Schopenhauers gegen die „europäische Dame" verbündet und so im Grunde auch mit Ibsen und Strindberg in der allermodernsten Verurteilung der „Emanzipierten", der Suffragette, zusammentrifft. Und wir alle werden, als der lautersten und sichersten Bestätigung seines Dichtergefühls und Antiphilistergewissens, jedenfalls der ehrlich-abgründigen Feindschaft zustimmen, die sich einmal in herrlichsten Haßworten gegen allen Bureaukratismus entlädt: „Wahrlich, der schrecklichste aller Schrecken und die Quintessenz aller Borniertheit ist der Bureaukratismus" (sagt Hansjakob), „sei er nun geistlicher oder weltlicher Natur. Er ist der Herr und Vater aller Knechtsseelen, der Tod alles wahren Lebens, der Untergang des Volkswohls in jeder Hinsicht, der Henker aller Poesie, und der Fluch aller Institutionen, die unter seinem Zeichen stehn."

Dr. Paul Lerch: Enrica von Handel-Mazzetti.

Vor mir aufgetürmt liegt ein ganzer Stoß von Besprechungen und Betrachtungen über das Geisteswerk der Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti. Die Lektüre ist sehr unterhaltsam. Sie läßt erkennen, daß das Charakterbild dieser Künstlerin mehr als das irgendeiner anderen literarischen Persönlichkeit im Urteil der Zeitgenossen schwankt. Den einen ist sie zu katholisch, den anderen zu protestantisch gefärbt. Der findet, sie habe nicht viel weniger getan, als Verrat an ihrem katholischen Glauben geübt, dem sie doch mit so großer Überzeugungstreue und Innigkeit zugetan ist. Jener beehrt sie mit dem allerschwersten Mißtrauen, dieweil unter dem Mantel des ehrlichen Strebens nach Objektivität in der Stellungnahme den Konfessionen gegenüber der katholische „Pferdefuß" allzu deutlich hervorschaue. Leute, die vor „Jesse und Maria" in Ehrfurcht schaudernd erstarben, möchten die Handel-Mazzetti nach der „Stephana Schwertlein" kreuzigen. Andere wieder, die die Verfasserin von „Jesse und Maria" steinigten, rufen im Angesichte der „Stephana Schwertlein" verzückt: Denn sie ist unser. Denn sie war unser . . . Man erwarte nicht von mir, daß ich mich in diesen wild tobenden Kampf einmische. Das Einrennen von Mauern liegt mir nicht — weder hüben noch drüben. Ich habe es und will es mit nichts anderem zu tun haben, als mit der Künstlerin Enrica von Handel-Mazzetti und mit ihrem Werk. Mit nichts anderem! Und da finde ich, daß alle Propheten rechts und links trotz allen Haders in einem einig sind: In der Achtung vor der poetischen Gestaltungskraft, vor dem mitreißenden Seelenflug, vor dem Reichtum an schöpferischer Fülle einer Dichterin, in deren Herzen die Güte und die Liebe in überlebensgroßen Dimensionen zum Himmel emporloht. Diesen Glanz vermögen nur große Naturen auszustrahlen. Und sie sind selten, wie Diamanten im afrikanischen Wüstensande.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

REIMS.

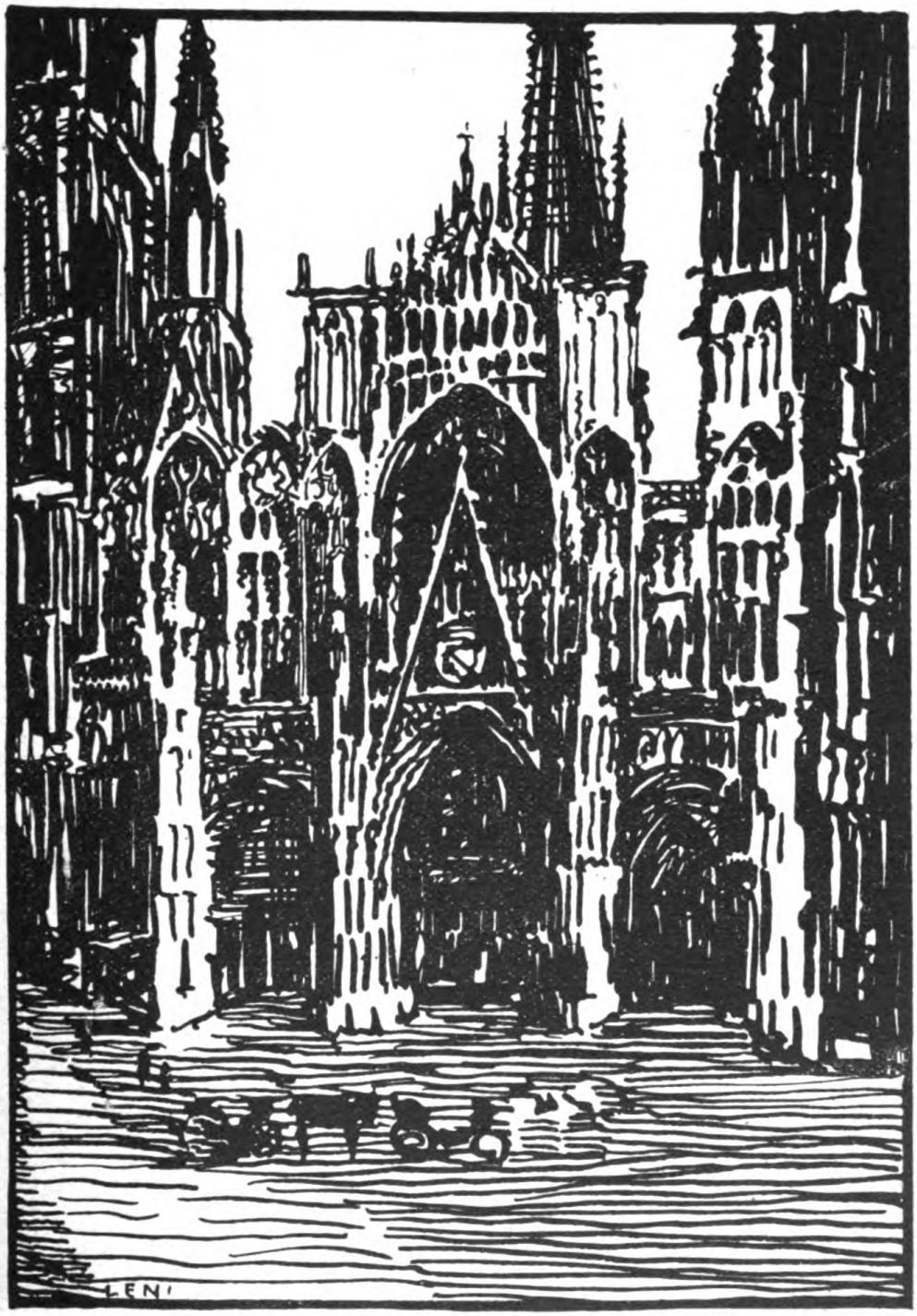
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist der Handel-Mazzetti vorgeworfen worden, daß sie als Katholikin ihre Stoffe aus der Zeit der Gegenreformation schöpfte, aus einer Zeit, da tiefe Schatten, wie freundliche Lichter auch auf Vertreter des katholischen Bekenntnisses fallen. Dies schien manchen wie eine Anklage gegen die eigene Konfession. Sie hätte das füglich anderen überlassen können. Die Welt ist ja so groß und weit, und die Geschichte der Menschheitsentwicklung so reich an Problemen! Wer so denkt, verkennt das Wesen der Kunst und das Recht des Künstlers von Grund aus. Das Recht des Künstlers, die Blumen seiner Intuition auf jedem Wiesenrain, in jedem Walde, auf der Höhe oder in der Tiefe zu sammeln und zum harmonischen Ganzen zu ordnen, stammt nicht von Menschensatzung. Es stammt aus höheren, der Sterblichkeit der Tage weit entrückten Gefilden. Die Frage — im künstlerischen Sinne — bleibt nur: Wie weit der Künstler sich durch die Beimischung tendenziöser Mixturen unfrei macht, erniedrigt. Sie ist für die Handel-Mazzetti keine Frage mehr. Ihre Kunst ist nicht voraussetzungslos. Ist nicht geschlechtslos — gewiß nicht. Aber daß sie tendenzlos ist, kann nur von bornierter Einseitigkeit bestritten werden.

Das Verlangen von einem Dichter, der „historische" Romane schreibt, daß er Geschichte schreiben soll, empfinden wir als absurd. Und doch ist es der Handel-Mazzetti übel angerechnet worden, daß sie — nicht Geschichte schreibt. Soviel steht freilich fest, daß Gustav Freytag, daß Victor von Scheffel, daß die Ricarda Huch mehr Geschichte geschrieben haben, als die Handel-Mazzetti. Denn sie, die ganz und gar ein Kind ihrer steyrischen Heimat ist, wurzelt mit allen Fasern ihres Seins in der Heimat, die für sie die Welt ist. Aus dem heimatlichen Boden quillt ihre Lebenskraft, ihre Phantasie, ihre Schöpfung. Sie wandelt am Donaustrom entlang, und aus seinen blauen Wellen rauscht ihr die Vergangenheit entgegen. Sie ergeht sich in dem Schatten der friedlichen Klostergänge von St. Pölten, wo sie als Fünfzehnjährige von einer frei gesinnten Mutter den gütigen Ordensschwestern zur Erziehung anvertraut war. Und vor ihrem Auge tauchen auf die Gestalten einer Zeit, da ihre Heimat durch Haß und Unduldsamkeit zerklüftet, aber auch durch milde Lichterscheinungen verklärt war. Und sie hält vertrauliche Zwiesprache mit ihnen allen: Mit den Rittern, aus deren Geschlechte sie selbst hervorgegangen, und mit den Knappen. Und gleichermaßen mit den Leuten des Volkes. Und in dem tosenden Lärm fanatischer Verfolgungssucht sucht sie das Menschliche, allzu Menschliche — bei den Vertretern dieser Konfession und jener. Wühlt in dem brandenden Meer der Leidenschaften, in der roten Glut widerstreitender Empfindungen und Wallungen. Greift nach den grell aufzuckenden Blitzen, die aus den schwarzen Gewitterwolken konfessioneller Wirrnisse hervorschießen. Um dann endlich den Regenbogen ihrer unsagbaren Liebe und Güte darüber zu spannen. Und all dies Tun ist geboren aus dem stärksten Heimatempfinden, das je ein Poet besessen, quillt aus einem wahren und wahrhaftigen Naturdrange. Ecce poeta!

Die am 10. Januar 1871 geborene Dichterin begann schon frühzeitig zu fabulieren. Sie schrieb Novellen und Theaterstückchen, über die man

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



ROUEN.

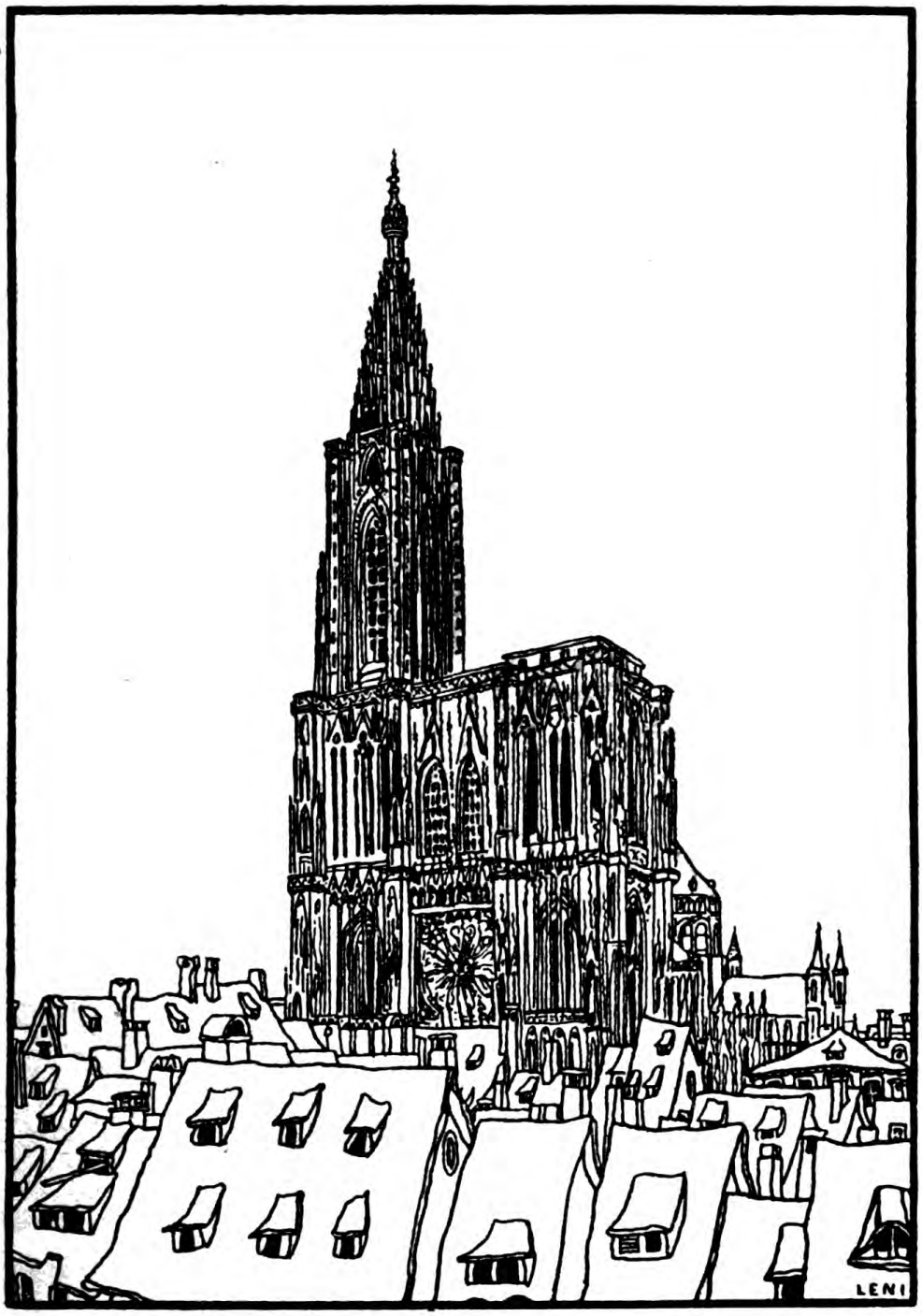
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vom Standpunkte der ernsten Kritik lächelnd hinwegsehen kann. Sie fand sich und ihre Eigenart zuerst in dem Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr". (1900). Es ist die Bekehrungsgeschichte des englischen Knaben Edwin Mac Endoll, der im Kloster Kremsmünster mit aller Gewalt katholisch gemacht werden soll. Was einseitigen, starren Führern nicht gelingt — die Saat des Glaubens in des Kindes Herz zu streuen — das gelingt dem einfältigen Mönche Meinrad durch die werktätige Liebe. Wohl sträubt sich der Kleine gewaltig dagegen, der ihm von der Mutter überkommenen Religion zu entsagen. Als aber der Vater, an dem er mit innigster Liebe hängt, wegen seines atheistischen Ketzerbuches „ratio crucifixa" von der preußischen Orthodoxie in Berlin verdammt und zu Tode gefoltert ist, da geht der Same des guten Paters Meinrad in Edwin herrlich auf, und die unbeschreiblichste Sehnsucht nach dem Frieden, den die Welt nicht zu geben vermag, führt ihn in dessen Arme zurück. Wenngleich dieser Roman nicht frei ist von Breiten, ja von künstlerischen Schwächen, so mußte doch die frappante Zeichnung kulturhistorischer Vorgänge, durch tiefstes Hineinleben und gründlichste Studien erreicht, Aufsehen erregen. Allein nicht das ist es, was den Wert der Leistung im Kerne ausmacht. Wir begegnen, außer dem Philosophen Leibniz, keiner geschichtlichen Persönlichkeit. Die Gestalten des Romans wollen unhistorisch aufgefaßt sein. Das Kind, der kleine Edwin, steht in seinen seelischen Erlebnissen außerhalb der Geschichte. Die reine Menschlichkeit ist die Plattform, von der aus die Dichterin zu uns spricht. Und was sie kündet, ist der Sinn jener Worte des Thomas von Kempen: „Großes ist es um die Liebe, sie ist in Wahrheit ein köstliches Gut. Denn ohne die Last trägt sie die Last, und alles Bittere macht sie süß. Sie strebt aufwärts, läßt sich nicht fesseln. Nichts ist süßer, als die Liebe, nichts stärker, nichts erhabener, nichts besser im Himmel und auf Erden. Gleich einer brennenden Fackel flammt sie empor trotz aller Mühsal und Hindernis."

In „Jesse und Maria"*) (1904) wogt die schöpferische Kraft noch freier, die künstlerische Disziplin wird straffer, die Gestalten wachsen mehr aus sich selbst heraus, so daß die Künstlerin hinter ihnen zurücktritt. Jesse von Velderndorff, der in die steyrischen Lande zieht, um die letzten Wurzeln des Katholizismus auszuroden, ist in seiner Art ein Held, der für seine Überzeugung lebt und stirbt. Er bedient sich aber unreiner Mittel, und daraus wächst die Tragik seines Geschicks hervor, die auch in dem Widerstrebenden das Mitleid weckt. Er besticht den Förster Schinnagel mit Geld, um das Gnadenbild von Maria Taferl in seine Hand zu bekommen. Maria aber, das Eheweib des Försters, zeigt ihn bei der Reformationskommission an, vor der er sich nun verantworten muß. Der Abt Matthäus, der strenge Vorsitzende der Kommission, verurteilt ihn zur Ausweisung; da Jesse aber hört, daß auch sein Weib, das vor der Geburt eines Kindes steht, hinausgestoßen werden soll, was ihren Tod bedeuten würde, da reißt

*) Die Romane der Enrica von Handel-Mazzetti sind erschienen bei Josef Kösel, Verlagsbuchhandlung in Kempten und München.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



STRASSBURG.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihn seine Leidenschaft hin, und er schießt den grausamen Abt nieder. Er ist dem Schaffott verfallen. Maria aber, in der Erkenntnis, sein Schicksal verursacht zu haben, sucht es durch ihre werktätige Liebe zu mildern. Sie geht hin und nährt das eben geborene Knäblein der sterbenden Frau Jesses; sie sucht mit aller Kraft den Verurteilten zu trösten und das Schicksal von ihm abzuwenden. Das letztere gelingt ihr nicht, wohl aber das erstere. Und Jesse scheidet versöhnt und geläutert. Wenn hier gesagt wird, die Person des fanatischen Priesters sei zu kraß geschildert, Licht und Schatten nicht gleichmäßig genug verteilt, so daß für das katholische Empfinden ein verletzender Rest übrig bleibt, so kann dem kaum widersprochen werden. Allein man tut der Dichterin unrecht, wenn man ihr irgendwelche Absichtlichkeit, sei es auch nur aus Gründen eines übermäßig peinlichen Objektivitätsstrebens, nachsagt. Um so mehr Veranlassung hat man auch diesem bedeutenden Werk gegenüber, dem zeitlosen, ewig Menschlichen, ewig Weiblichen nachzuspüren, das uns in dieser Maria und ihrem süßen Mutterempfinden so herrlich kristallklar offenbar wird und uns hinanzieht.

Das ewig Weibliche! Wir finden es auch in dem von der Dichterin Volksroman genannten Werke „Die arme Margaret", in dem die Motive aus „Jesse und Maria" erweitert, vervollkommnet werden. Hier ist der Held, Ernst Herliberg, der Leutnant aus dem Pappenheimer Regiment, der Katholik, der beauftragt ist, alles, was von protestantischem Ketzertum noch in Steyr besteht, zu verdrängen. Es ist aber nur noch ein hilfloses Weib mit einem Kindlein da, dessen Vater als Ketzer hingerichtet wurde — die arme Margret. Herliberg will sie zwingen, foltert ihre Seele, ihren Leib. In seine Wut über die Unbeugsamkeit des Weibes mischt sich das Begehren ihres schönen Leibes. Im Weinrausch versucht er sie zu vergewaltigen. Sie aber reißt ihm das Skapulier, das ihm einst seine Mutter mitgegeben, von seiner Brust und appelliert an seine Kindesliebe zur Mutter und an seinen Glauben zur ewig keuschen, jungfräulichen Gottesmutter Maria. Da fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. Er ist besiegt und schämt sich seines ehrlosen Beginnens. Die Tat wird offenbar und er muß den Tod unter den Lanzen seiner Reiter im Spießrutenlauf erleiden. Und, wie in Jesse und Maria die Försterstrau, erscheint Margret als Engel der Barmherzigkeit, des Vergebens. Geläutert, in tiefer Reue stirbt Ernst, das Haupt in ihrem Schoß gebettet. Und sie, die Protestantin, hängt ihm das Skapulier wieder um, das dem Unwürdigen entrissen war. Auch in diesem Roman finden sich manche Überzeichnungen, manche Übertreibungen. Auch das Stoffliche erscheint zu eng gefaßt. Allein die Gestaltung und Schilderung der leidenschaftlichsten Momente, daneben die reine Darstellung seelischen Empfindungslebens hat etwas unmittelbar Hinreißendes.

Wenn trotzdem, was den künstlerischen Wurf anlangt, dies Buch hinter „Jesse und Maria" zurücksteht, darf man den dreibändigen Roman „Stephana Schwertner" als die reifste Schöpfung ansprechen, die der Dichterin bisher gelungen ist. Hier ist es wieder ein Protestant, der Eisenherr und Ortsrichter Joachim Händel, der den Katholiken zu Leibe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

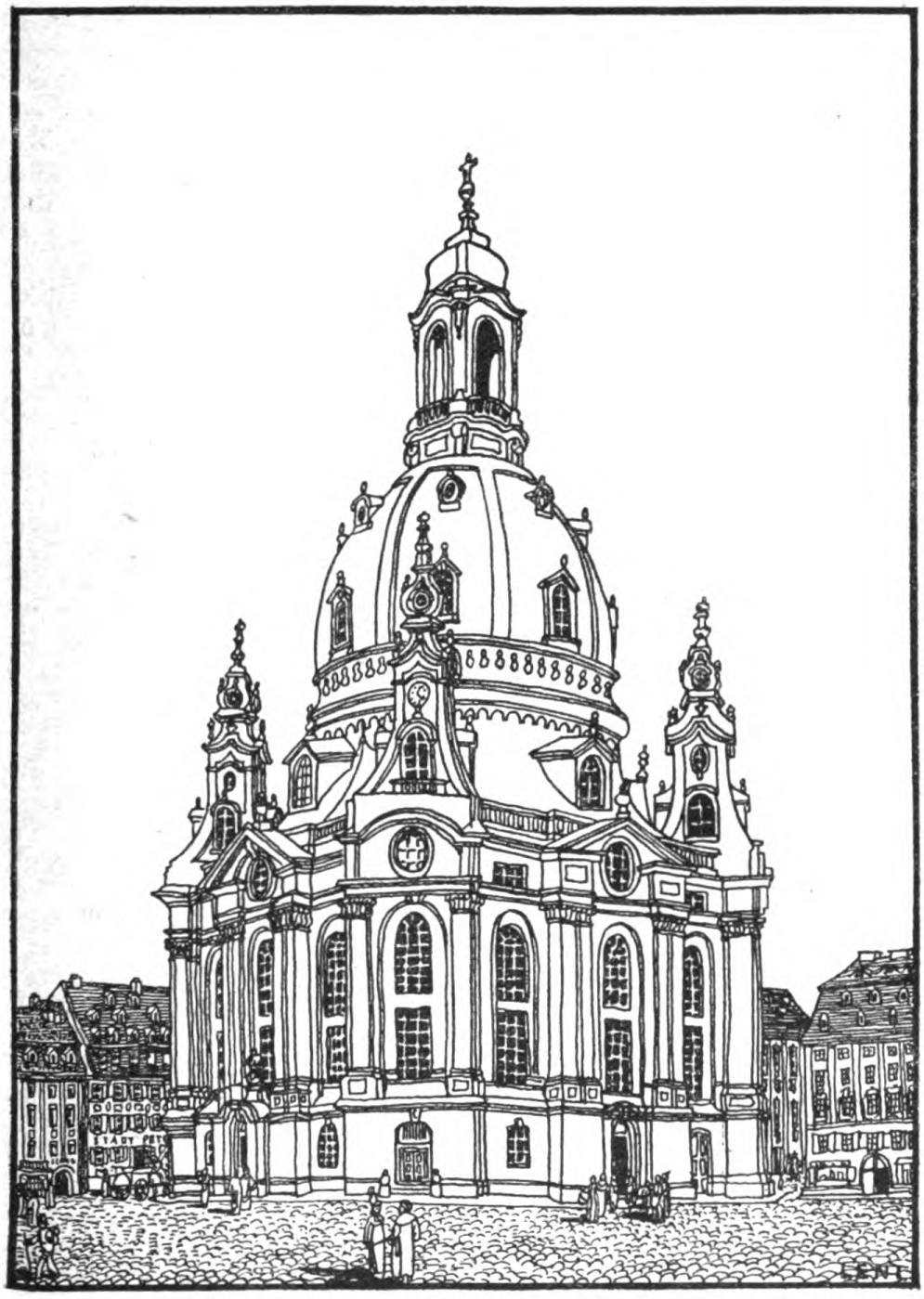
CÖLN a. RH.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehen und ihnen ihre Kirchen rauben will. Allein der Gewaltmensch scheitert an der keuschen Jungfrau Stephana Schwertner, die im Verein mit ihrem Beichtvater Pater Albert aus Garsten, die Fahne des katholischen Bekenntnisses hochhält. Der Sohn des Allmächtigen, Heinrich Händel, liebt sie, befreit sie aus dem Pranger, wirbt vergeblich um sie. Da sie aber nächtlicher Weile das Sakrament in den Turm zu Pater Albert trägt, um einen pestkranken Krieger zu trösten, wird sie als Hetze verdächtigt, und in dem namenlosen Schmerz der Enttäuschung von Heinrich Händel erstochen. Der eigene Vater muß ihn nun als Richter zum Tode verurteilen. Und der Zusammenbruch dieses Fanatikers wird noch tragischer durch die Erkenntnis, daß der Sohn sich im Angesichte des Todes zum Glauben der Geliebten bekehrt. Hier wird nun wieder von protestantischer Seite der Dichterin zum Vorwurf gemacht, daß sie Licht und Schatten zu ungunsten des Protestantismus ungleich verteilt habe. Ich habe mich darum nicht zu kümmern. Ich sehe in diesem Werke, dessen künstlerische Größe und Kraft die höchste Potenz verrät, den Triumphgesang der Keuschheit, das Hohe Lied der Herzensreinheit. „Weibes Ehre ist Gottes Ehre", das klingt auch hier durch, wie durch die arme Margaret. Und schließlich kommt die Dichterin hier zu Resultaten, wie sie Tolstoi in seiner Kreuzersonate gegeben hat. Nur daß Tolstoi dazu kam im bewußten Gegensatz zum geoffenbarten Christentum, die Handel-Mazzetti gerade durch die Grundelemente des geoffenbarten Christentums. Aus dem Leitmotiv, das Christus der Menschheit gegeben, als er verhieß: Selig sind, die da reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen.

Noch ein Wort über die formelle Struktur der Werke der Handel-Mazzetti. Sie ist gewiß nicht einwandfrei. Ohne künstlerisches Bedürfnis verwebt sie hie und da Motive ineinander, von denen das eine nicht notwendig aus dem anderen herauswächst, so daß das erstere verblaßt. Ihre langatmigen Breiten haben oft etwas Pedantisches, die Schilderung von Einzelzügen, wenn auch noch so liebevoll gedacht, etwas Kleinliches. Wer aber könnte sich der Kraft und Wucht entziehen, mit der Liebe und Leidenschaft, Haß und Güte in vielfach stärkster dramatischer Steigerung vor uns veranschaulicht werden! Und wer wollte die Gabe der Dichterin, in meisterlich plastischer Weise zu charakterisieren, so daß alle ihre Gestalten bis zu den kleinsten Nebenfiguren unmittelbar Leben vor unseren Augen gewinnen, durch einseitige Kritik verkleinern! Und wer wollte tapfer schmälen, da diese Dichterin vor aller Welt mutig das Bekenntnis ablegt: Nihil humani a me alienum! Ich höre fragen: Hat die Handel-Mazzetti eine Zukunft? Und ich sage überzeugt: Ja. Vielleicht findet sie sie noch auf anderem Gebiete. Wenn sie, in deren Werken der dramatische Nerv so heiß und lebhaft pulsiert, sich an ein Drama großen Stils heranwagen würde, dann hätte das neuzeitige katholische Schrifttum vielleicht das Drama — das es bislang leider noch entbehrt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



DRESDEN.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Turm

Das erste Buch Moses: **Elftes Kapitel.**

Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache. Da sie nun zogen gen Morgen, fanden sie ein eben Land im Lande Sinear, und wohneten daselbst, Und sprachen untereinander: Wohlauf, laßt uns Ziegel streichen und brennen! Und nahmen Ziegel zu Stein, und Erdharz zu Kalk, Und sprachen: Wohlauf, laßt uns eine Stadt und Turm bauen, des Spitze an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen! denn wir werden sonst zerstreut in aller Länder.

Da fuhr der Herr hernieder, daß er sähe die Stadt und Turm, die die Menschenkinder baueten. Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und haben das angefangen, zu tun; sie werden nicht ablassen von allem, das sie vorgenommen haben, zu tun. Wohlauf, laßt uns hernieder fahren, und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme! Also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder, daß sie mußten aufhören, die Stadt zu bauen. Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirrt hatte aller Länder Sprache, und sie zerstreuet von dannen in alle Länder.

Henrik Ibsen: **Baumeister Solneß.**

Ragnar: Fräulein — sehen Sie alle die jungen Leute draußen auf der Straße?

Hilde: Gewiß.

Ragnar: Es sind die Kameraden, die gekommen sind, um sich den Meister anzusehen.

Hilde: Warum wollen sie ihn denn ansehen?

Ragnar: Sie wollen mit ansehen, wie er sich nicht getraut, auf sein eigenes Haus hinaufzusteigen.

Hilde: So, das wollen die grünen Jungen!

Ragnar (mit höhnischem Grollen): Der hat uns jetzt so lange unten gehalten. Nun wollen wir uns ansehen, wie er auch einmal gefälligst unten bleibt.

Hilde: Das bekommen Sie nicht zu sehen. Diesmal nicht.

Ragnar (lächelt): So? Wo bekommen wir ihn denn zu sehen?

Hilde: Hoch — hoch oben an der Wetterfahne werden Sie ihn sehen!

Ragnar (lacht): Der! Wer's glaubt, wird selig!

Hilde: Er will auf die Turmspitze und folglich werden Sie ihn dort auch sehen.

Ragnar: Er will, jawohl! Das glaub ich sehr gern. Er kann aber einfach nicht. Es würde ihm wirr im Kopfe werden, lange bevor er halbwegs käme. Er müßte herunterkriechen auf allen Vieren!

Herdal (hinüber zeigend): Sehen Sie! Da klimmt der Werkführer die Leitern hinauf.

Frau Solneß: Und dann hat er wohl auch noch den Kranz zu tragen. Ach, wenn er sich doch jetzt nur in acht nähme!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ragnar (ſtarrt ungläubig hin und ruft): Aber das iſt ja —!

Hilde (in Jubel ausbrechend): Es iſt der Baumeiſter ſelber.

Frau Solneß (ſchreit entſetzt auf): Ja, es iſt Halvard! Ach! du lieber Gott —! Halvard! Halvard!

Herdal: Still! Rufen Sie ihn nicht!

Frau Solneß (halb von Sinnen): Ich will zu ihm hin! Er muß herunterkommen!

Herdal (hält ſie feſt): Niemand darf ſich rühren! Keinen Laut!

Hilde (unbeweglich, folgt Solneß mit den Augen): Er ſteigt, ſteigt. Immer höher. Immer höher. Sehen Sie! Sehen Sie nur!

Ragnar (in atemloſer Spannung): Jetzt muß er umkehren. Da iſt nichts anderes möglich.

Hilde: Er ſteigt, ſteigt. Jetzt iſt er bald oben.

Frau Solneß: O, ich vergehe vor Angſt. Ich halte den Anblick nicht aus!

Herdal: Dann ſehen Sie doch nicht hin.

Hilde: Da ſteht er auf den oberſten Brettern! Ganz oben!

Herdal: Niemand darf ſich rühren. Hören Sie!

Hilde (jubelt in ſtiller Innigkeit): Endlich! Endlich! Jetzt ſehe ich ihn wieder groß und frei!

Ragnar (faſt ſprachlos): Aber das iſt ja —

Hilde: So habe ich ihn vor mir geſehen alle die zehn Jahre lang. Wie ſicher er daſteht! Entſetzlich ſpannend iſt es trotzdem. Sehen Sie! Jetzt hängt er den Kranz um die Turmſpitze!

Ragnar: Das iſt, wie wenn man etwas ganz Unmögliches mit anſähe.

Hilde: Ja, das iſt ja eben das Unmögliche, was er jetzt tut! (Mit unbeſtimmbarem Ausdruck in den Augen.) Sehen Sie jemand anderen bei ihm droben?

Ragnar: Es iſt kein anderer da.

Hilde: Doch, da iſt einer, mit dem er Worte wechſelt.

Ragnar: Sie irren ſich.

Hilde: Und den Geſang hoch oben, den hören Sie auch nicht?

Ragnar: Es muß der Wind in den Baumwipfeln ſein.

Hilde: Ich höre den Geſang. Einen gewaltigen Geſang! (Sie ruft in wildem Jubel.) Da, da! Jetzt ſchwenkt er den Hut! Er grüßt herunter! Ach, ſo grüßt ihn doch wieder! Denn jetzt, jetzt iſt es vollbracht! (Sie entreißt dem Doktor den weißen Shawl, ſchwenkt ihn und ſchreit aufwärts.) Er lebe der Baumeiſter Solneß!

Herdal: Hören Sie auf! Hören Sie auf! Um Gottes willen —!

Die Damen (auf der Veranda ſchwenken die Taſchentücher).

(Von der Straße her ertönen Hochrufe; plötzlich verſtummen ſie, und die Volksmenge bricht in einen Schrei des Entſetzens aus; zwiſchen den Bäumen ſieht man deutlich, wie ein Menſchenkörper mit Brettern und Holzſtücken zuſammen herunterſtürzt.)

Frau Solneß und die Damen (gleichzeitig): Er fällt! Er fällt!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau Solneß (schwankt, sinkt ohnmächtig nach rückwärts und wird unter allgemeinem Rufen und Wirrwarr von den Damen aufgefangen).

Die Menschenmenge (auf der Straße durchbricht den Zaun und stürmt in den Garten hinein).

Herdal (eilt gleichfalls hinunter).

(Kurze Pause.)

Hilde (starrt unverwandt aufwärts und sagt wie versteinert): Mein Baumeister.

Hermann Kurz: Das Arkanum.

„Es muß doch etwas Apartes sein," hob ein anderer an, „wenn man so hoch über den Häusern und Dächern sitzt im engen Turmstüblein."

„Ja, ja," versetzte der Türmer und schaute lange in die Kanne; sein Gesicht hatte einen eigentümlichen Ausdruck, es war schlau und träumerisch zugleich. „Wenn man abends so durch das einzige kleine Fensterlein auf das Meer von Lichtern drunten sieht, so ist's, als säße man auf einem umgekehrten Felsen und hätte die Sterne unter sich. Oder," fuhr er abgebrochen fort, „man steht draußen unter dem Glockenstuhl im hohen Turmfenster zwischen den heraufragenden Türmlein, Zacken und Löwenköpfen, die Lichter löschen eins ums andere aus, die Stadt liegt tief unten und tut keinen Atemzug, der Nachtgeist streicht durch die offenen Fensterbogen, haucht leis über die Glocken hin, endlich entschläft er, nun lebt nichts mehr in der Welt als unter den Füßen die Unruhe der Uhr mit ihrem Ruck-Ruck, Ruck-Ruck, und dann und wann rasselt's wie ein plötzliches Zusammenschrecken in den großen Rädern und Gewichten, so daß es einem vorkommt, der Turm sei ein lebendig Wesen mit Herz und Puls im Inneren, und oben im Kopf da wohnt die metallene Stimme, und neben ihr das lichte Ding, das über allem diesem brütet und simuliert — versteht ihr, das ist der Wächter selbst, denn er sitzt recht dem alten Riesen im Kopf, wie der Gedank' im Kopf des Menschen sitzt. — Hast's immer noch im Zahn?" fragte er unversehens den Trübsalbläser, der sich bei den letzten Reden aufgerichtet hatte.

„Wie du's im Hirngehäus hast," brummte dieser, ohne jedoch die Hand mit dem Läppchen von der Wange zu entfernen.

„Ich glaub', ich tät mich fürchten," sagte einer, „wenn's bei stiller Nacht im Turm so ruckt und lebt."

„Contrari," versetzte der Türmer blinzelnd, „da droben ist man sicher wie in Abrahams Schoß und hört nichts von dem, was drunten vorgeht, tief unter der Uhr und unter dem Kreuzgewölb. Denn dort möcht' ich nicht jede Nacht sein."

„Was? wo?"

„Nun, in der Kirche selber."

„Woher wisset Ihr das, Ulrich?" riefen die andern, indem sie näher zusammenrückten.

„Vom Sehen. Ich bin einmal dazu gekommen, es war am Bürgermeisterstag, die Herren feierten die Wahl mit einem Bankett und Tanz

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf dem Rathaus, und weil meine Glocken am Morgen so lustig zur Ratsprozession geläutet hatten, so meinte ich am Abend, mir könnte wohl auch einiges Türkenblut springen bei meinem Kasper da. Nun, es war spät geworden, aber eine glanzhelle Julinacht, der Vollmond stand am Himmel, und wie ich den steinernen Schnecken wieder heimsteige, schlägt's eben Mitternacht über mir. Nachdem es aber ausgeschlagen hatte, da war mir's, als hört' ich neben drunten ein Geräusch. Ich bleibe stehen, und richtig hör' ich ein Klopfen und Poltern von der Kirche her, daß ich gleich denken muß: da gibt's etwas. Ich steige also vollends hinauf bis zur Sommerlaube, gehe weiter, bis wo die Glockenseile durchs Gewölb ins Paradies hinabhängen, in die Vorhalle der Kirche, lege mich auf den Boden und gucke durch eins der Löcher hinunter. Aber was sehen meine Augen? Es war so hell drunten, daß man jede Fuge in den Bodenplatten unterscheiden konnte. Und da erlustierte sich eine Gesellschaft, wie man nicht leicht eine schauen wird, lauter Knochen und klapperdürre Gebeine ohne Haut und Fleisch. Sie wackelten an den Wänden und Nischen hin, klopften mit den beinernen Fingern an die Grabsteine, daß es hallte, und da kamen immer noch mehr, bis die ganze Vorhalle von ihnen erfüllt war. Man konnte nicht anders denken, als sie seien dem Wahltag zu Ehren aus dem Bett geschlupft, um geziemendermaßen als Ratsverwandte auch ihre Festivität zu haben."

Die Gerippe haben insgesamt ihre Leichentücher abgelegt. Auch der lange Assas, um deßwillen der Türmer einst hatte fliehen müssen. Nun reitet den Türmer der Teufel; er nimmt dem Assas das Laken. Der Lange sucht wild umher . . .

Auf einmal aber, ich weiß nicht, hab' ich vielleicht das Lachen nicht recht verhalten können oder hat er's sonst gemerkt, auf einmal mit einem Affensprung hängt er am Glockenseil und schießt dran herauf wie ein Pfeil, ich hab' mich kaum noch zurückwerfen können, da fährt schon sein beinerner Arm durch das Loch und flügelt nach allen Seiten umher, kriegt aber nichts, und fort ist er wieder. Nun aber überlief's mich wie geschmolzenes Blei, denn es fiel mir ein, daß ich die Tür unten offen gelassen hatte. Mein einziger Trost war, daß er mit seinem Gliederspiel nicht so rasch den Schnecken heraufspringen werde, aber trau schau wem? Das Leintuch um den Arm gewickelt, das ich um keinen Preis hergegeben hätte, lief ich Sturm die Stiegen empor, und ein Wunder war's, wie sicher das in dem stockfinstern Turme ging. Aber so sehr ich auch eilte, denn zehn Batterien im Rücken hätten mich nicht stärker gejagt, so kam es mir doch wie eine Ewigkeit vor, und erst als ich die oberste Stiege hinter mir hatte und wieder unter meinen Glocken stand, wagte ich Atem zu schöpfen. Da oben war's auch wieder hell und freundlich, wie am Tag, der Mond sah zum Bogenfenster herein. Dreiviertel schlug's, wie ich oben angekommen war. Jetzt: kommt er, oder kommt er nicht? Ich horchte hinab, hörte aber nichts als den schweren Gang der Uhr. Halt, was war das? Zwischenhinein ein hölzerner Ton, etwa wie wenn ein Fensterladen oder so etwas anschlägt. Es kommt näher, wird immer deutlicher. Manchmal ist's wieder still, dann schwingt aber ein's von den Glockenseilen, zum Zeichen, daß

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er sich dran heraufzieht, bis er dem Gebälk oder sonst einem Hindernis begegnet und wieder den beschwerlicheren Weg auf den Stiegen machen muß. So geht es abwechselnd fort, aber unverdrossen, und immer lauter wird das Geklapper, und jetzt ist's kein Zweifel mehr: er kommt, kommt richtig."

„Hu!" riefen die Zuhörer.

„Was tun?" fuhr der Erzähler fort. „Mich in meinem Stüblein verschanzen? Was sind dem Riegel und Blockwerke? Der kommt hinein und erwürgt mich schmählich zwischen den niedrigen vier Wänden! Mich auf den Umlauf hinaus flüchten? Da kommt er nach und wirft mich elendiglich über die Brustwehr hinab. Besser also, hier, unter meinen Glocken, auf meinem Posten bleiben und mich halten wie ein ehrlicher Soldat. Ich nahm mir nicht Zeit, meine Hellebarde aus dem Stüblein zu holen, den Stundenhammer machte ich aus Riemen und Nagel los, und so stand ich mit hochgehobenem Arm am Stiegenrand unter der großen Glocke, die halb dort über der Stiege hängt. Und jetzt kam's an diese oberste Stiege. Bei jedem Tritt brachen ihm die Knie ein, aber er krallte die weit vorauslangenden Hände in die Staffeln und zog sich nach, wie ein langer, langer Schnak', so daß es schneller ging, als ich ihm zugetraut hätte. Und während es noch weit unten auf den Staffeln klapperte, fuhr auf einmal mit einem mächtigen Schwung ein Kopf und ein Arm unter der Glocke weg aus dem Dunkel hervor, und der Arm tut einen langen Griff nach mir —"

„Jesus!" schrien die Zuhörer.

„Schüttelt's dich doch endlich, Hanngeorg?" sagte der Wirt.

„Ein Laut ging durch den Turm, als ob ihn der Schreck durchzuckt hätte, aber es war die Uhr, sie hatte gewarnt. Ich war drei Schritte zurückgesprungen und bereitete mich zum Schlag — da, denket euch, wie mir zu Mut wird, als ich den Kerl erkenne! Schier wär' mir der Hammer aus der Hand gefallen. Denn wer war's?"

„Wer anders als der lang' Assas!" sagte der Wirt.

„Geschwätz!" bemerkte der Patient, der zum erstenmal freiwillig den Mund auftat. „Wie sollt' an einem Totenkopf etwas zu erkennen sein? Der hat ja kein Gesicht."

„Und ich sag' euch," rief der Türmer, „es war der lang' Assas, ich sah ihn so deutlich, wie ich euch alle da vor mir sehe. Es war, als ob die Knochen sich zu einem Gesicht verzögen, das im weißen Mondlicht einen Schein von Leben angenommen hätte. Er grinste mich mit einem grimmigen Lachen an, und ob er gleich keinen Laut von sich gab, so verstand ich doch, was er sagen wollte: Gelt, ich hab' dich bis nach Belgrad und Schlankement gejagt, und nun will ich dich vollends ins Bockshorn jagen. — Probier's! dachte ich und wollte ihm eines zwischen die Ohren geben, das mir wohl wenig geholfen hätte, da rasselt's mit aller Macht, und holt aus, und auf der kleinen Glocke schlägt es eins. Meine alte Susanna über mir wurde unruhig und hätte gleichfalls gern geschlagen, aber sie konnte nicht, weil ich ihr den Hammer genommen hatte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun weiß ich nicht, wie es mich überkam: war mir's in die Glieder gefahren, als guter Turmwächter meiner Glocke beizuspringen, oder ist's eben in der Verwirrung meiner Sinne geschehen, kurz, statt dem Assas geb' ich der Glocke den Streich, und das mit beiden Händen, einen Streich, wie wenn man einen Ochsen schlägt. Sie hat aber auch Laut gegeben, die gute Susanna mit ihrer tiefen Stimme, einen zornigeren Baß habe ich keine Kartaune jemals singen hören. Und siehe da, ich hatte in meinem Unverstand das rechte Mittel getroffen. Der Donnerschlag, der mich selbst schier zu Boden geworfen hätte, fuhr dem Gesellen auf den Kopf, und zusammen bricht er, und krach, krach, klatsch, klatsch, geht's die Stiegen hinunter, immer ferner, immer dumpfer aufschlagend, bis endlich nichts mehr zu hören ist. Es blieb auch still, und ich will nicht leugnen, daß mir's wohler war als zuvor."

„Das glaub' ich," sagte einer der Zuhörer.

Otto Ludwig: Zwischen Himmel und Erde

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinauf sahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampf, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühen schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Ebenso oft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und schlug mit eigenen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen, und warf sie mit seinem Schneegerieſel, das in dem Schein der Blitze wie glühender Funkenregen an ihnen herniederstäubte, als wollte er sie's büßen lassen, daß er vergeblich an den steinernen Rippen sich wund stieß. Und wie die Menschen bald erschienen, bald verschwanden, so wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und vom Donner überbraust und überrollt.

„Wo hat es hingeschlagen?" fragte Apollonius, der eben daherkam. „In die Seite nach Brambach zu," antworteten viele Stimmen. Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsameren Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Gesell, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälk, um sie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte nicht mehr unter seinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen am Dachgebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Augenblicke zuckte es blau zu allen Turmluken herein und unmittelbar rüttelte ein prasselnder Donner an dem Turm. Apollonius stand erst wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er sprang nach der nächsten Dachluke, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schlage ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den obersten Treppenstufen stehen geblieben. „Herauf!" rief ihnen Apollonius zu. „Schnell das Wasser! die Spritze! In diese Seite muß es geschlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Wasser und Spritze an die Ausfahrtür." Der Zimmermeister rief, schon auf der Leitertreppe, hustend: „aber der Dampf!" „Nur schnell!" entgegnete Apollonius. „Die Ausfahrtür wird mehr Luft geben, als uns lieb ist." Der Maurer und der Schornsteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug, so schnell als möglich, mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Gesell einen Topf heißen Wassers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In solchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Tätigen unterordnen sich die andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrtür war schmal; durch die verständige Anordnung Apollonius nach der Türe stand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war so gewendet, daß die beiden Männer die Druckstangen vor sich hatten. Zwei starke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer stand der Schieferdeckergeselle, um über dessen Schulter, so oft es nötig, von dem heißen Wasser zuzugießen. Andere betrieben des Gesellen vorheriges Geschäft; sie schmolzen Schnee und Eis, und behielten das gewonnene Wasser in der geheizten Türmerstube, damit es nicht wieder zu Eise fror. Andere waren bereit, als Zuträger zwischen Dachstuhl und Türmerstube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raschen Worten und Winken den Plan dieser Geschäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter schon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrtür. Die Leute hatten die beste Hoffnung; aber als durch die geöffnete Tür der Sturm hineinpfiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Massen feinen Schneestaubes gegen das Gebälk warf und heulend und rüttelnd den Dachstuhl auf- und abpolterte und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigste die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte sich mit dem Rücken gegen die Türe kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verschalung oberhalb der Türe gestemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußeren Dachfläche hinaufzusehen. „Noch ist zu retten," rief er angestrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochenen Rollen des Donners ihn verstehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzesten Schlauches, dessen unteres Ende der Zimmermann einschraubend an der Spritze befestigte, und wand sich den oberen Teil um den Leib. „Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meister, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt!" Die rechte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hand gegen die Verschalung gestemmt, bog er sich aus der Ausfahrtür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um sie an dem nächsten Dachhaken über der Türe anzuhängen. Den Werkleuten schien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich war's, er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zustatten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und, vom Dache herabrollend, in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er, die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hinaus. Er mußte sich mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen, als dem sichern Tritt seiner Füße, als er hinaufklomm; denn der Sturm schaukelte die Leiter samt dem Mann wie eine Glocke hin und her.

Und jetzt begannen schon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang und sie rollten sich schmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgestreift in die Tiefe. Nun übersah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; seine Zuversicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Die Spritze bewies sich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpften zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende Gewalt, als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen.

Die Menge unten schrie noch immer Wo? Wo? und drängte sich durcheinander, als der zweite Einschlag geschah. Alles stand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. „Gott sei Dank! es war wieder kalt!" rief eine Stimme. „Nein! Nein! diesmal brennt's! Erbarme sich Gott!" entgegneten andere, scharfe Augen sahen, wenn zuweilen zwischen den Blitzen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie suchten sich und lohten, wenn sie sich fanden, zuckend in einer größeren Flamme zusammen auf; dann flohen sie sich tanzend und schlugen wieder zusammen. Der Sturm bog und dehnte sie hin und her, zuweilen schienen sie zu verlöschen, dann züngelten sie noch höher auf, als vorhin. Sie wuchsen, das sah man; aber rasch war ihr Wachstum nicht. Viel schneller und gewaltiger schwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angstvoller Spannung bohrten sich alle Blicke auf der kleinen Stelle fest. „Jetzt Hilfe, und es ist noch zu verlöschen!" Und wieder klang angstvoll der Ruf: „Nettenmair! Wo ist Nettenmair?" durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: „Er ist auf dem Turm." Alle Gemüter fühlten das wie eine Beruhigung.... „Was soll er?" rief einer. „Helfen! Retten!" riefen andere. „Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagt's keiner." „Der Nettenmair gewiß!" Im tiefsten Herzen wußten auch die Vertrauendsten, er wird's nicht wagen. Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöscht werden konnte, wenn sie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die stumpfe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ergebung hinderte, wozu die unausweisliche Not mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrtür sich öffnete und die herausgehaltene Leiter sichtbar wurde, als es schien, es wagt es dennoch einer, wirkte das so erschreckend, als der Einschlag selbst. Und die Leiter hing und schaukelte hoch oben mit dem Manne, der daran hinaufklomm, von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt; die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geschnitten schien, und wie eine Glocke mit ihm schaukelte, in der entsetzlichen Höhe. Jeder Atem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starrte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und sie sahen den Wagenden doch. Es war wie Etwas, das ein Traum wäre, und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf; und doch, wenn der Mann stürzte, dann waren sie's, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich krampfhaft an ihren eigenen Händen, an ihren Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch war's nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigene über die Gefahr des Menschen da oben, die ja doch ihre eigene war. Sie sahen, der Brand war getilgt . . .

Eine alterszitternde Stimme begann zu singen: „Nun danket alle Gott." Als der alte Mann an die Zeile kam: „der uns behütet hat", da erst stand alles vor ihrer Seele, was sie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdesten Menschen fielen sich in die Arme, einer umschlang in dem andern die Lieben, die er hätte verlieren können, die ihm gerettet waren. Alle stimmten ein in den Gesang, und die Töne des Dankes schwollen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menschen standen, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuser hinein bis in das innerste Gemach und stiegen bis in die höchste Bodenkammer hinaus. Der Kranke in seinem einsamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, sang von ferne mit; Kinder sangen mit; die das Lied nicht verstanden und die Gefahr, die abgewendet war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche, und Sturm und Donner die riesige Orgel darin. Und wieder erhob sich der Ruf: „Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Wo ist der Helfer? Wo ist der Retter? Wo ist der kühne Junge? Wo ist der brave Mann?" Sturm und Gewitter waren vergessen. Alles stürzte durcheinander, den Gerufenen suchend; der Turm von Sankt Georg wurde gestürmt.

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 8.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gries-Bozen Hotel u. Pension Austria. Bes. Rud. Obermüller.

Hamburg Uhlenhorster Fährhaus. Joh. Schwegler's Hotel.

Hotel und Pension Ritter, Ernst-Merckstraße 12-14, direkt am Hauptbahnhof. Tel. Gr. 4, 3199.

Harburg a. Elbe
Hotel Kaiserhof. 1. Haus am Platze

Heiligendamm
Hotel und Pension Scherpeltz am herrl. Buchenwalde nahe d. See.

Helgoland Logierhaus „Felseneck" m. Depend. „Villa Seeblick"

Helgoland Hotel Märkischer Hof. Bes. Carl Stavenhagen.

Langeoog Nordsee - Insel
Kurhotel J. Falke.

Lindenfels Hessen-Darmst.
Hotel Odenwald. Bes. A. Vogel.

Lübeck Hotel International. Am Bahnh. Erstkl. neues Haus, zeitgem. hygienisch eingerichtet.

Malchow i. Meckl.
Luftkurort. Herrl. a. See u. Wald. Hotels, Pens. u. Privat-Wohnung. für Sommerfrischler. Sport aller Art. Der Verkehrsverein.

Kurhaus Fleesensee. Besitzer Paul Wuthenow.

Marburg a. d. Lahn
Hotel Pfeifer. Bes. Rich. Leukroth.

Müritz (i. M.) Ostseebad
Kurort i. Hochw. Steinfr. Strand. Familienbad, 2 Dampferlandungsbrücken. Prospekt durch d. **Badeverwaltung.**

Grand Hotel Mecklenburger Hof. Dependencen: Villa Rath und Miramare. — Moderner Betrieb. Elektrisches Licht. Bes. Rob. Rath.

Hotel und Pension Bellevue. Im Walde in unmittelbarer Nähe der Seebäder. Anerkannt gute Küche. Vor- und Nachsaison ermäßigte Preise. Prosp. gr. Bes. C. Kruse.

Hotel Erbgroßherzog und Privathaus Villa Franziska. Häuser I. Ranges. Bes. Fr. Grahl.

Neusalz a. d. Oder
Münzers Hotel. Bes. Paul Münzer.

Neu-Globsow (Mark)
(Stechlinsee) Haus Brandenburg. Vorn. Pension, neu eröffn. Mitten im Laub- und Nadelwald. Frau E. Below. Tel. Fürstenbg. 45.

Luftkurort bei Fürstenberg i. M. am Stechlinsee im Walde. Jeder Sport. Frau Clara Meyer.

Neustrelitz i. M.
Pension Stübinger. Gr. Garten, direkt am Wald. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt V gratis.

Nienhagen Ostseebad
Paul Hillmann, Hotelbesitzer.

Oppeln Central-Hotel
Bes. W. Moeschler

Prerow Ostseebad. Strand-Hotel. I. Haus am Platze, schön u. unmittelbar a. Wald u. See gel.

Rominten Gust. Kallweit
Hotelbesitzer

Rössel (Ostpreußen)
Hotel zum König von Preußen. Bes. Hugo Parschau.

Insel Rügen (Ostsee) Wald und See vereint. Weltberühmte Kreidefelsenküste! — Prospekte durch die Badeverwalt.: Baabe, Binz, Bergen, Breege, Garz, Glowe, Göhren, Lauterbach, Lohme, Neuendorf, Neukamp, Putbus, Saßnitz, Sellin, Thiessow. Geschäftsstelle Binz. Rügen'scher Ostseebäder-Verband E. V.

Kurhaus Prora b. Binz. Erstkl. Pensionshaus, Strandpromenade u. herrl. Hochwald. Eig. Strand. Keine Kurtaxe. Dir. Dr. Weyte.

Salzungen Kurhaus Salzungen. Pächter: Gustav Boden.

Sassnitz (Rügen)
Viktoria-Hotel m. Dépend; direkt a. d. See gelegen. Bes. Aug. Funk.

Hotel u. Pension Prinz Heinrich v. Preußen. Dir. a. Meeresufer, zivile Preise. Bes. Frau Th. Reiß.

Hotel Geschwister Koch, Kurhaus, ren. Pension, a. Meer gel. Hotel des Dtsch. Offiziervereins.

Hotel am Meer. Direkt a. d. See. Bestrenomm. Haus. Otto Fieke, Hoftraiteur.

Schwarzburg-Rudolstadt
Hotel Weißer Hirsch. Kurhaus und Villen. Robert A. Huebner.

Schwerin in Mecklenburg
Hotel Nordischer Hof, am Schloß. Erstes Haus am Platze.

Stralsund Hotel Artushof
Neues modern. Hotel, aller Komfort. Telefon 199. Besitzer Franz Klemm.

Travemünde Ostseebad
Park-Hotel und Dependence. Von allen Zimmern herrliche Fernsicht auf See u. Landschaft.

Tuttlingen Hotel „Zur Post"
Bes. E. Keppel.

Waren i. M. am Müritzsee
Hotel und Pension „Müritzhöhe". (G. Peters). Telefon 65. Bester Aufenthalt für Sommerfrischler.

Villa Rautendelein. Vornehme Familien-Pension. Sommer und Winter geöffnet. Tel. 192.

Hotel und Pension Tannenhof. Inh. P. Struck. Tel. 150.

Warnemünde
Stralendorfs Hotel. Das ganze Jahr geöffnet. Aller Komfort.

Hotels: Berringer und Pavillon. I. Ranges. Unmittelbar am Meer. Volle Pension von 6 Mark an.

Hotel Bellevue. Bes. H. Janzen (langj. Leiter des Hotel und Restaurant Kannenberg in Berlin).

Strandhotel (O. Lehmann). Vorn. ruhiges Pensionshaus in den Parkanlagen am Meer. Tel. 36.

Wiesbaden Hotel Kaiserhof und Augusta-Victoria-Bad A.-G.

Wismar i. M.
Hotel Stadt Hamburg. Theodor Martens, großherz. Hoftraiteur. Erstes Haus am Platze.

Wustrow in Mecklenburg
Nordens Hotel. Bes. Joh. Norden.

Strand-Hotel. Alt. schatt. Garten. Dir. a. Strand. Neuer Inh.: F. Doß.

Zingst Ostseebad
Stein- u. staubfreier Strand. Eisenbahn-Stat. Prosp. d. d. **Badeverw.**

Wichmann's Hotel. I. Haus am Platze, am Bodden gelegen. Besitzer Otto Lenz.

Zippendorf Kurhaus
am Schweriner See i. Mecklbg. Inh. Rich. Albrecht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als illustrierte Kriegschronik

erscheinen

Bunte Kriegsbilderbogen

in Buchform zum Preise von Mark 3,—

Künstlerisch ausgestatteter Einband mit
Titelzeichnung von Oscar Michaelis

Mitarbeiter:

W. Trier / L. Kainer / Leo Leipziger / Ernst Liebermann
Gerhart Hauptmann / Peter Scher / Fritz Wolff / Alfred Schwarz
Ernst Heilemann / Angelo Jank / Ernst Stern / Hans Brennert
Franz Christophe / Karl Rosner / Zeno Diemer / Georg Queri
Paul Wendling / Rudolf Presber / Luczak / H. R. Schulze
Hans Joachim Moser / Georg Müller-Heim / Otto Schneider
Leo Wulff / Paul Harms / Manuel Schnitzer / Bogumil Zepler
Ludwig Fulda

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung

2. Band erscheint Anfang Februar

in geprägtem Leineneinband mit farb. Titelzeichnung v. Lucian Bernhard

Vereinigte Kunstinstitute A. G.

vorm. Otto Troitzsch / Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 59

Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

März 1908

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schaubühne

Wochenschrift politischen und künstlerischen Inhalts

Herausgeber: Siegfried Jacobsohn

Urteile:

Deutsche Tageszeitung vom 25. September 1914: Wir können diese Zeitschrift bestens empfehlen. Grade neuerdings verdient sie besondere Beachtung um ihres ungewöhnlichen Freimuts willen.

Neue Badische Landeszeitung vom 13. Oktober 1914: Die „Schaubühne" geht aufrecht und wohlgerüstet in die Feuertaufe dieser Zeit: mitfühlend, großzügig deutend und patriotisch. Die würdige, im besten Sinne anständige Zeitschrift ist auch ein Führer durch diese Zeit und daneben, oder vielleicht grade deshalb, ein zäher Verteidiger echter deutscher Kultur.

Neue Zürcher Zeitung vom 15. Oktober 1914: In der so tapfer und temperamentvoll geleiteten „Schaubühne", die nun schon ihren zehnten Jahrgang durchmißt und sich weit herum Beachtung errungen hat, wird natürlich den heutigen Verhältnissen und Ereignissen ein aufmerksames Auge gewidmet; und es berührt sehr wohltuend, daß in allen den Ausführungen, die sich auf den Krieg beziehen, über dem Krieg auch die Kultur nicht übersehen wird. Die „Schaubühne" handelt durchaus nicht nur vom Theater, sondern steckt ihr theatrum viel umfassender und tiefer ab.

Hamburger Nachrichten vom 17. Oktober 1914: Dieses Blatt hat so manches Jahr auf treuer Wacht gestanden. Daß es nicht einseitig nur dem Rampenlicht dient, zeigen die Hefte der letzten Monate, in denen die „Schaubühne" zu einer kritischen Bühne der Weltvorgänge sich mit gutem Geschick erweitert hat.

Königsberger Allgemeine Zeitung vom 23. Oktober 1914: Die „Schaubühne" setzt auch in der Kriegszeit ihre Kulturarbeit verdienstlich fort.

Bohemia vom 28. Oktober 1914: Die „Schaubühne" unternimmt den anregenden Versuch, die Kriegsereignisse unter besonderen Gesichtspunkten zu betrachten, und führt dies in vielen ausgezeichneten und gehaltvollen Artikeln durch.

Basler Nationalzeitung vom 14. November 1914: Diese angesehene Wochenschrift gehört zu den Blättern, die sich trotz Krieg und Kriegsgeschrei ihren kritischen Sinn und das Verständnis für wahre Werte bewahrt haben. Haben wir in Friedenszeiten so oft die Lektüre der „Schaubühne" empfohlen, so tun wir es jetzt als Dank für ihren mannhaften Kampf gegen jede, auch die patriotische Phrase.

Breslauer Zeitung vom 29. November 1914: Man lese diese vortreffliche Zeitschrift, die seit geraumer Zeit aufgehört hat, eine pure Theaterzeitschrift zu sein. Sie sammelt unsre besten und jüngsten Talente für den Krieg, der nach dem Friedensschluß entbrennen wird — für den Krieg um das geistige Gut.

Dresdner Anzeiger vom 11. Dezember 1914: In freier und unverzagter Weise führt der Herausgeber die „Schaubühne" auch durch die Kriegsläufte. Die Zeitschrift hat sich in diesen Monaten mehr denn je zu einer allgemeinen Uebersicht der großen geistigen Bewegungen unsrer Zeit entwickelt, und der Reichtum an Talenten, der ihr unter den Mitarbeitern zur Verfügung steht, hat diese Umbildung gefördert.

Die Zukunft: Die „Schaubühne" ist eine der am würdigsten redigierten Zeitschriften, die wir besitzen. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus.

Berliner Tageblatt: Eine ernsthafte Zeitschrift, die als Ganzes ihren Kulturwert hat.

Preis: Vierteljährlich M. 3.50, jährlich M. 12.—, Einzelnummer 40 Pf.

Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko durch den

Verlag der Schaubühne/Charlottenburg, Dernburgstr. 25.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

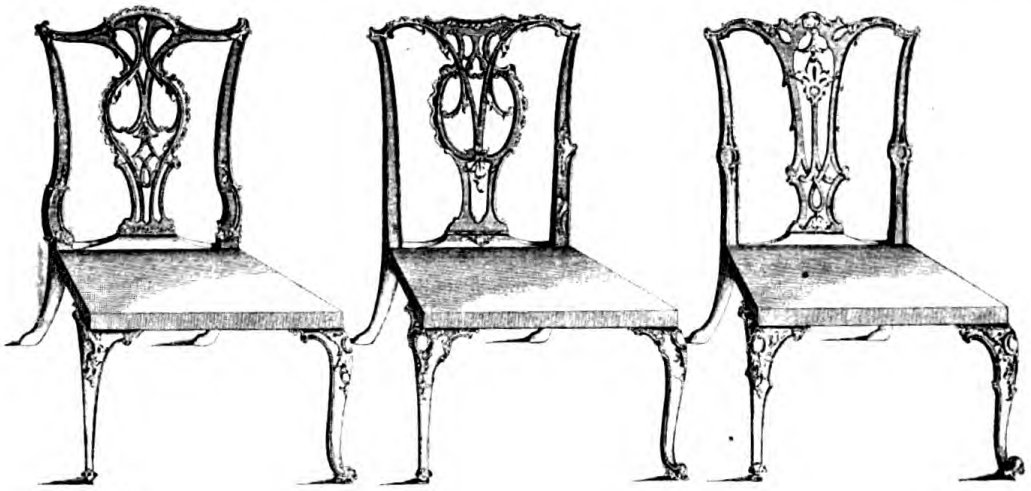
Der
Kunstfreund
Zeitschrift der Vereinigung
der Kunstfreunde
1915 März

Karl Scheffler: Vom Wechselverkehr der Nationen in der Kunst.

Wenn der Krieg beendet ist, werden sich alle Grenzen gleich wieder dem Austausch der Güter öffnen. Denn auf diesen Austausch ist heute, wo die ganze bewohnte Erde fast ein einziges großes Wirtschaftsgebiet geworden ist, jedes Land angewiesen. Mag auch starker Groll überall nachschwingen, der Handel von Land zu Land ist wichtiger als die Empfindungen; denn er sichert erst die Existenz. Es zeigt sich, auf den Handel angewandt, die Wahrheit jenes paradoxen Merkworts, die Schiffahrt sei nötig, das Leben nicht. Das eine Land bringt Korn hervor, das andere Wein, ein drittes hat Kohlen und Erze; hier werden vorzugsweise Rohprodukte gewonnen, dort werden sie kunstvoll verarbeitet. Der Austausch läßt sich gar nicht vermeiden. Das moderne Gesetz der Arbeitsteilung fordert sein Recht in ganz Europa; selbst ein Krieg wie der, den wir erleben, kann es nicht umstoßen. Dieser Krieg wird vielmehr auch geführt, damit der internationale Handelsverkehr der europäischen Völker unter sich und nach andern Weltteilen, in einer neuen, dauernden Weise geregelt werde.

Was so für die Welt der materiellen Güter gilt, das ist auch ein Gesetz für die Welt der geistigen Güter. Da es Patrioten gibt, die in der überhitzten Atmosphäre dieser Zeit zu der Überzeugung kommen, die deutsche Kunst müsse in Zukunft nur zu sich selber Bezug haben und von fremden Einflüssen ganz unabhängig gemacht werden, und da diese Patrioten ihre Überzeugung bei jeder Gelegenheit diktatorisch zum Programm erheben, so kann ihnen nicht früh genug mit Ernst und Nachdruck gesagt werden, daß ihre Meinung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

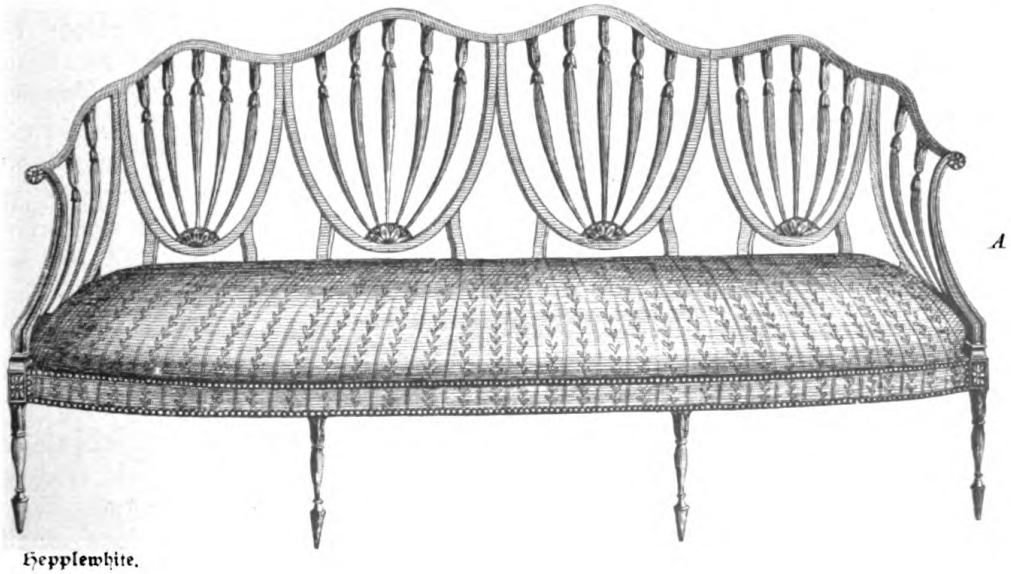


Chippendale.

falsch ist. Es gibt kein Volk, das im Geistigen, im Künstlerischen nur mit der eigenen Kraft auskommen könnte. Die Natur hat jedem Volke bestimmte künstlerische Fähigkeiten gegeben und andere versagt, sie erteilt jedem Volke seine Rolle, seine Aufgabe im Haushalt der Menschheitsgeschichte zu und will es, daß die national determinierten Fähigkeiten miteinander in einen fruchtbaren Wechselverkehr treten. Auch auf Völker, statt auf Individuen, angewandt, kann man in diesem Sinne sagen, die Kunst sei lang, das Leben aber kurz. Goethe hat es einmal ausgesprochen, die ganze Wahrheit sei bei keinem Einzelnen und sei er der Genialste, sie sei vielmehr unter alle ausgeteilt. Das gilt auch von der Kunstwahrheit oder, was dasselbe ist, von der Kunstschönheit. Diese ist in einem Volke mehr, in einem anderen weniger heimisch, aber sie ist verteilt über alle Kulturvölker. Und darum eben tritt sie, ohne alles Zutun, mit sich selber in Verkehr und schafft dadurch Beziehungen zwischen den Nationen. Es handelt sich gar nicht um etwas, das man wollen oder nicht wollen kann, es handelt sich um ein Gesetz, das sich als ein innerer Zwang offenbart und wogegen es dauernde Auflehnung gar nicht gibt. Der Einfluß der Künste von Volk zu Volk, der hier in Frage steht, äußert sich nicht so, daß unselbständige Künstler eklektizistisch fremden Kunstwerken gewisse Teile entnehmen und sich aneignen. Nachahmung hat nie entwickelnde Kraft; fremde Krücken machen den Gang weder sicherer noch schneller. Der wirklich lebendige und verlebendigende Einfluß von Kunst zu Kunst wirkt stets im übertragenen Sinne, zuweilen ohne daß die Künstler es groß merken; und er hat stets nur mit den selbständigsten und talentvollsten Persönlichkeiten zu tun. Der Vorgang ist so, daß irgendwo, dort, wo die Bedingungen dafür am günstigsten sind, eine neue Formidee, eine neue Anschauungsweise erfunden, entdeckt, offenbart wird — wie man es nun nennen will — und daß diese Offenbarung nun ihren Weg durch Herz und Hirn der Menschheit nimmt, ohne vor den Grenzen, vor den Stammesunterschieden Halt zu machen. Eine solche neue Formidee, ein solches neues Stilgefühl ist wie eine fällige Notwendigkeit,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

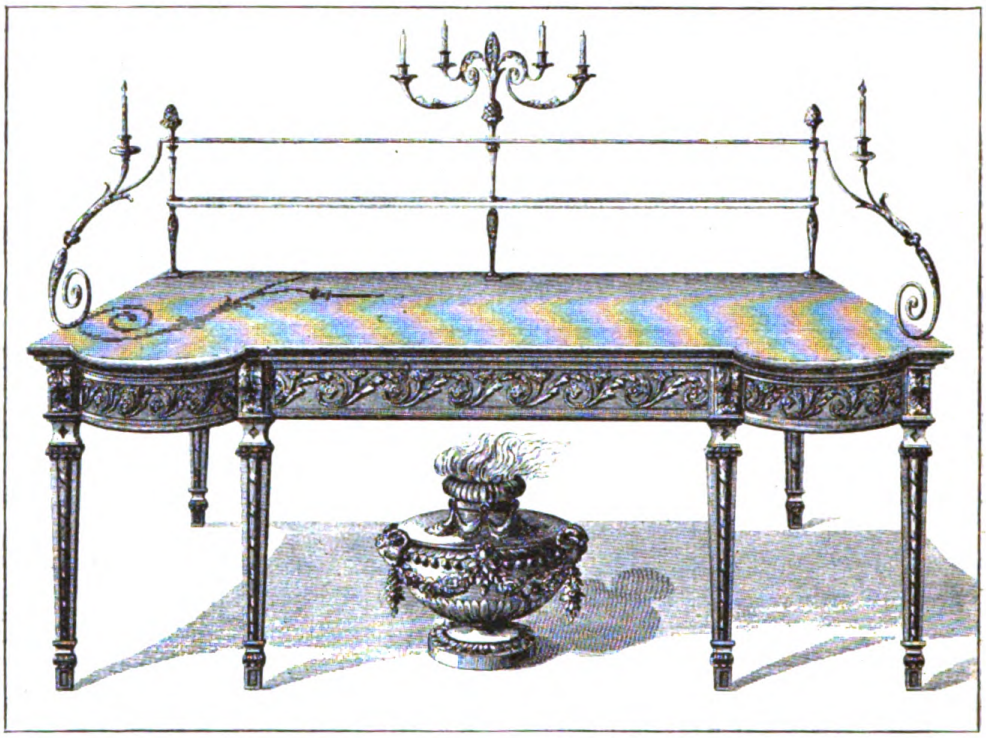
womit die ganze Zeit sich auseinandersetzen muß, weil nur so Bewegung, Entwicklung, Leben erzeugt und der Tod verhindert werden kann. Keine national abschließende Kraft hätte sich, um ein Beispiel aus der Wissenschaft zu nennen, dem Gedanken des Darwinismus entgegenstemmen können. Diese wertvolle Banalität mußte von der ganzen Kulturmenschheit verdaut werden, sie war für die Geistesgeschichte der neueren Zeit notwendig. Die Künstler der italienischen Frührenaissance konnten sich in keiner Weise vor der hereinströmenden orientalischen Formenwelt verschließen; was die Brüder van Eyck Neues in die Malerei gebracht haben, das mußte, über weite Räume hinweg, Gemeingut werden; das Rokoko ist in allen europäischen Ländern zeitweise heimisch gewesen und der Klassizismus, den Winckelmann und Goethe den Deutschen predigten, wurde ein europäischer Stil. Es ist in allen Künsten dasselbe. Ibsen ist nicht ein norwegischer Dramatiker gewesen, sondern ein europäischer; Dostojewskij, der Stockrusse, gilt in Deutschland ebensoviel wie in seiner Heimat; Richard Wagner hat auf dem ganzen Kontinent gewirkt wie ein Zeitschicksal; und der Name Goethe ist in Nord und Süd ein Kulturbegriff geworden. Aber das alles ist noch zu grob ausgedrückt; die Einflüsse sind viel mannigfaltiger, leiser, weiter verzweigt, und oft kaum mit Worten zu bezeichnen. In diesem Sinne ist aber auch der Malstil, der von Frankreich ausging und den man Impressionismus nennt, für die Malerei ganz Europas eine Offenbarung geworden. Trotz der vielen Einsprüche gab es dagegen kein wirkungsvolles Wehren. Und weil es sich auch hier um Notwendigkeit handelte, wurden zumeist die selbständigsten und besten deutschen Künstler davon befruchtet und durch den fremden Einfluß erst wahrhaft zu sich selbst geführt. Dem jungen Menzel ist die Berührung mit Constable und den Franzosen zum Segen geworden Leibl hat sich in Paris bei Courbet und Manet die Bestätigung seiner Meisterschaft geholt; und Liebermann ist, nächst den alten Holländern,



A

Hepplewhite.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



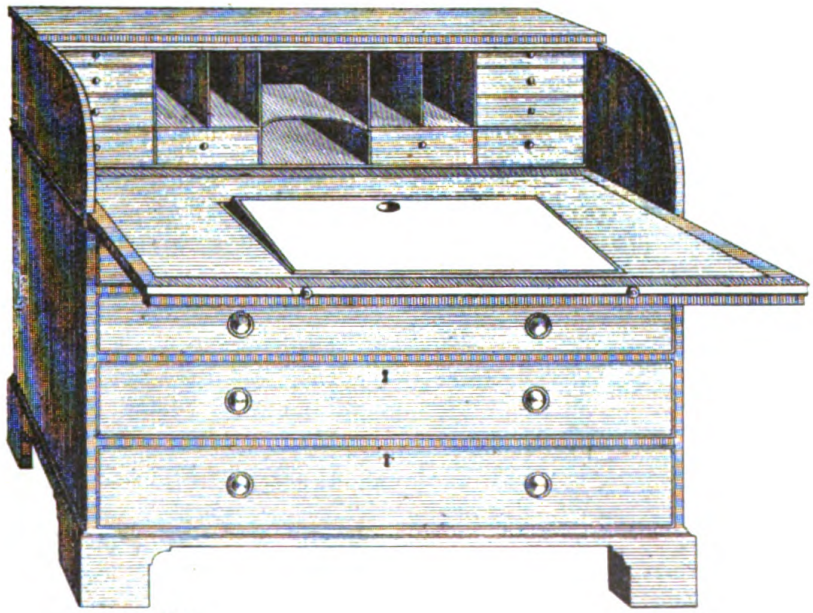
Chippendale.

den Impressionisten das meiste schuldig geworden. Neben ihnen könnte man noch viele andere nennen. Sie alle sind durch den Einfluß aus der Fremde nicht schwächer geworden, sondern stärker. Niemals, seit Hunderten von Jahren, ist die deutsche Malerei deutscher gewesen als damals, wo ihr am heftigsten Unselbständigkeit und Abhängigkeit vorgeworfen wurde. Während sie von Frankreich empfing und das Empfangene gleich verarbeitete und vollständig nationalisierte, empfing die französische Musik von der deutschen etwas Wesentliches und verarbeitete sie ihrerseits die Anregungen in nationaler Weise. Solche Wechselwirkungen finden fortwährend statt, ob die öffentliche Meinung sie nun sanktioniert oder nicht; ein Krieg kann sie wohl stören aber nicht unmöglich machen, wie die Geschichte um 1870 zur Genüge beweist. Wie die Wolken über Land und Meer dahinschweben, wie die Blütensamen über weite Räume vom Wind dahingetragen werden, ohne sich um nationale und politische Grenzen zu kümmern, so stäuben die Samenkörner der Kunst, getragen vom Wind und oft auch vom Sturm der Zeit, über große Gebiete hin und schlagen Wurzel, wo immer sie günstigen Boden finden.

Was die Zeit jetzt mit unserer Kunst vor hat, ist noch nicht abzusehen. Es ist möglich, daß Frankreichs bildende Kraft für längere Zeit erschöpft ist und daß von anderer Seite ein neuer großer Impuls kommt. Es ist sogar möglich, daß das Erbe an Deutschland übergeht und daß diese zweite,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese innere Einigung, die uns erst wahrhaft weltmächtig machen soll, so wichtige neue Werte bei uns entstehen läßt, daß sich die Feinde von heute ihnen nicht verschließen können, wie sie sich in Groll und Gram auch dagegen sträuben. Prophezeiungen dürfen aber nicht gewagt werden; dazu sind die Verhältnisse noch zu unklar. Es bedarf auch keiner Prophezeiung. Zu seiner Zeit wird kommen was notwendig ist; und es wird immer früh genug kommen. Wessen unsere Kunst aber schon jetzt, in der erzwungenen Pause der Produktion, bedarf, das ist jenes Selbstgefühl, das gar nicht fragt, woher eine entwickelnde Kraft kommt, sondern das begierig jede wichtige Offenbarung der Zeit ergreift und sich einverleibt, wie der Körper die Speisen verarbeitet. Die bildende Kunst ist ganz sicher auf dem Wege in einer neuen Weise europäisch zu werden; der Krieg geht auch ein wenig um diese europäische Geistesherrschaft, Kunstherrschaft. Um diese Herrschfähigkeit großer Art zu gewinnen, ist es nötig, daß die Wurzeln einer solchen europäischen Kunst tief und fest im Nationalen wurzeln, daß dieses Nationale aber ganz frei und reich begriffen werde, damit die fremden Völker darin das allgemein Menschliche, und darin wieder sich selbst erkennen können. Diese nationale Kraft einerseits und die übernationale Freiheit andererseits werden nicht gewonnen durch eine starr sich abschließende Selbstbeschränkung, sondern nur dadurch, daß ein ganzes Volk in der Kunst das vornehmste Mittel sieht, die lebendigen und entwickelnden Zeitempfindungen auszusprechen und zugleich auch das ewig Gültige, dadurch, daß es mit genialer Rezeptivität neue Notwendigkeiten erkennt und diese vom Künstler naiv darstellen läßt. National im höchsten, im weltbedeutenden Sinne wird die Kunst am ehesten dann, wenn sie die Furcht, sie könne unnational sein, nicht einmal kennt.



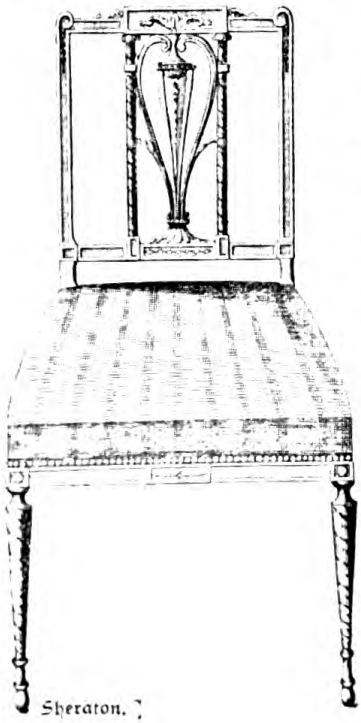
Hepplewhite.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Robert Breuer: Frankreich, England, Deutschland.

Jedes architektonische Gebilde ist der sinnliche Ausdruck für den politischen, sozialen und kulturellen Zustand einer abgegrenzten Lebensgemeinschaft. Eine eigentlich individualistische Architektur ist darum undenkbar. Es gibt kein Haus und keinen Stuhl, die nicht die Materialisation der Daseinsführung einer bestimmten Wirtschaftsklasse eines bestimmten Volkes zu einer bestimmten Zeit wären. In jedem Bauwerk, ob es dem täglichen Bedarf oder der festlichen Würde dient, offenbart sich ein Stück Volksseele. Es ist selbstverständlich, daß die drei großen Staaten, Deutschland, Frankreich, England, deren Geschichte tief ineinander greift und deren Blutmischung immerhin einige Übereinstimmung aufweist, in ihren architektonischen Leistungen untereinander nicht unabhängig blieben. Es ist nicht weniger selbstverständlich, daß die französischen, die deutschen und die englischen Architekturen, sei es die einer Teekanne oder die eines Stadtplanes, genau so verschieden voneinander sind, wie dies für die drei Nationen gilt. Es muß also ein Vergleichen französischer, englischer und deutscher Landhäuser, Speisezimmer oder Schreibtische beachtenswerte Aufschlüsse über das Wesen der Franzosen, der Engländer und der Deutschen ergeben.

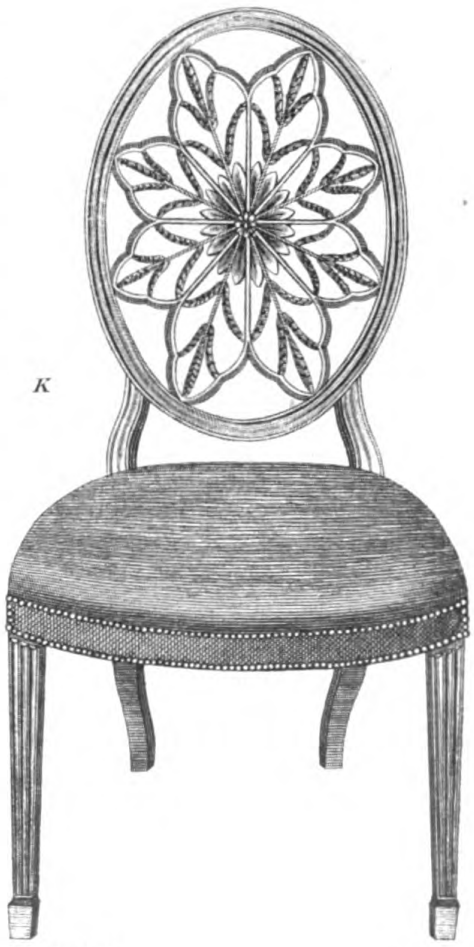
In dem ausgezeichneten Buch, das Karl Scheffler (von dem wir einen Aufsatz absichtlich an die Spitze dieses Heftes setzen) über Paris geschrieben hat, stehen diese beiden Sätze: „In England, Amerika, und auch in Deutschland schon bemüht man sich mit jedem Jahr energischer um das Großstadthaus, als um ein soziales Problem, um die innere Organisation seines Wesens, während wenig für eine würdige Außenarchitektur geschieht; Paris besitzt dagegen eine bewunderungswürdige uniforme Fassadenarchitektur, während vom Interesse an einer inneren sozialen Regelung des Wohngedankens sehr wenig zu spüren ist . . . Der moderne kunstgewerblich architektonische Stil gewinnt in Paris so schwer an Boden, weil die englisch-germanische Heimidee darin dem Wesen des Parisers widerspricht. Er bleibt bei seinem Louis Quinze, das die übrige Welt längst wieder hat fahren lassen, weil dieser Stil seiner konservativ ruhigen Art heute noch gemäß ist, weil ihm das Rokoko zum Sinnbild seiner bürgerlichen Wohnungskunst überhaupt geworden ist." Solche kluge Erkenntnis von der Architektur der Franzosen ist nur eine Bestätigung der Merkmale, die den französischen Volkscharakter kennzeichnen.



Sheraton.

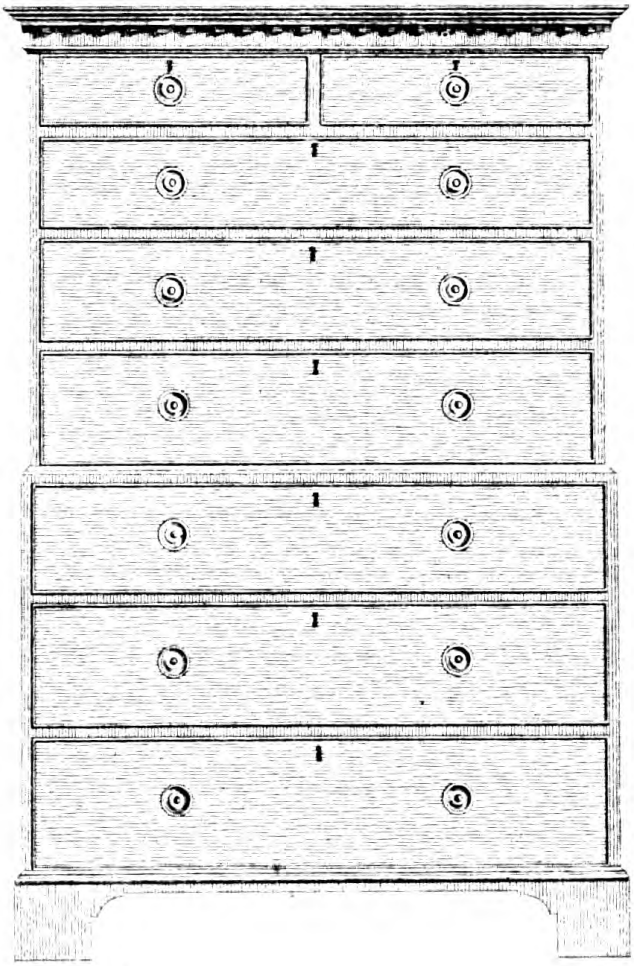
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dazu gehört zunächst der Nationalismus. Während die Deutschen mit rührendem Eifer, oft zu ihrem Schaden, sammeln, was der Erdkreis hervorbringt, kennt der Pariser (und Paris ist Frankreich) nur die eigene, große Nation. Deutschland ist das Land der Übersetzer, Frankreich das Land der eigenen Gloire. Selbst die heutigen Republikaner wärmen sich noch am Ruhm der Sonnenkönige. Solche Beharrung ist das zweite, für den Franzosen charakteristische Element. Er ist konservativ. Übernommene Zustände möchte er unberührt weiter vererben. Er liebt wohl das Abenteuer; er scheut es aber, systematisch Stollen in eine unbekannte Zukunft zu treiben. Der Franzose meidet das Opfer des Glaubens; er ist Positivist, das heißt, er sieht nur das Sichtbare, er genießt das Gegenwärtige und im Gegenwärtigen die gesicherte Vergangenheit. Er freut sich des Augenblickes. Das Leben ist ihm ein Fest, darum vergißt er lächelnd, daß die Guillotine mit den Schäferspielen der Ludwige ein Ende machen wollte. Frankreich blieb royalistisch; das ist das Dritte. Selbst der Pariser Lumpensammler fühlt sich als Aristokrat. Der den Franzosen eingeborene Royalismus läßt es verstehen, daß sie von den schönen Dingen der vergangenen Königsherrschaft nicht lassen möchten; der Fauteuil, das goldene Menuett der schwingenden Beine und die stolze Schönheit des Seidendamastes ist im Franzosen ein immer noch gegenwärtiges Symbol. Ein jeder Franzose hat etwas vom Operettenkönig. Der Franzose hat keinen Instinkt für die soziale Grundlage, auf der allein heute ein Volk wachsen kann. Die eherne Disziplin, die in Deutschland selbst die Persönlichkeiten in Reih und Glied zwingt, scheint dem gallischen Individualisten von unangenehmster Kasernenluft getränkt zu sein. Solch Haß gegen Ordnung und System enthüllt sich notwendig in den architektonischen Leistungen. In den Franzosen überwiegt das weibliche Prinzip. Die Rolle, die die Dame und die ihr verbündete Mode in Frankreich spielen, kennzeichnet den Feminismus der Nation. Dem Franzosen mangeln alle jene robusten Lebensbedürfnisse, die beim Deutschen immer noch rückwärts auf Bärenfell und Methorn weisen. Der Franzose trinkt Wein, der Deutsche Bier. Der Franzose ißt Muscheln, der Deutsche Eisbein mit



Hepplewhite.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



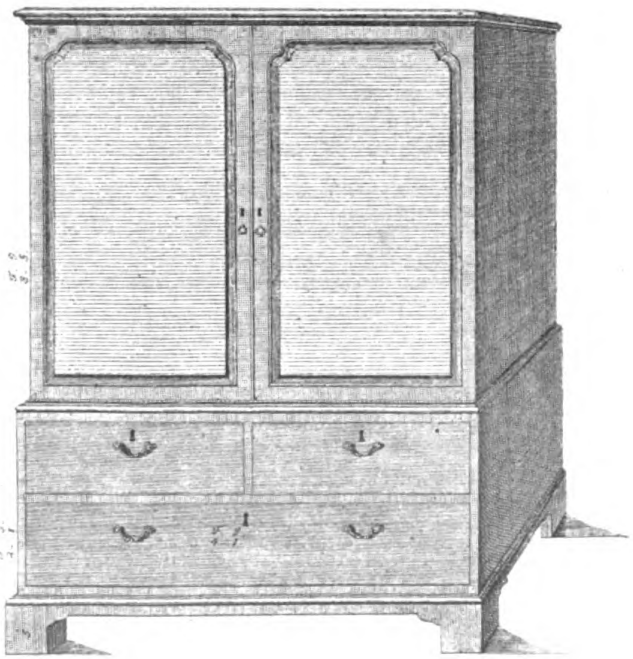
Hepplewhite.

Erbsen und Sauerkohl. Der Franzose kennt nicht die animalische Kraft des Sitzens, dadurch bestimmt sich die Form seiner Sitzmöbel, aber auch die des ganzen Zimmers. Der Franzose freut sich am Delikaten; er verzückt sich an Halbtönen, an Zwischenfarben, er schmeckt handwerkliche Akuratesse. Der Franzose ist noch heute ein großer Handwerker. Die Ludwigstile, an die er gebannt ist, zwingen ihn, die Sinnlichkeit seiner Finger rege zu halten. Der Franzose hat Gefühl für Qualität; er hat es durchschnittlich in höherem Maße als der Deutsche. Am meisten schätzt er die Equilibristik des Handwerks, die Virtuosität, die Feinmechanik der Nerven. Den Franzosen genügt es, die in die Ludwigstile umgewandelte Renaissance mit gewählten Verfeinerungen zu liebkosen; sie haben kein Bedürfnis nach einer neuen Architektur. Vereinzelt fanden sich wohl einige Artisten, die sich damit vergnügen, Bijous als Möbel zu gestalten. Gallé, Plumet, Lalique und Poiret sind zu nennen. Es ist dies aber mehr ein blumiges Gaukeln, als ein Bauen aus nationalem Drang. Den Franzosen fehlt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Trieb zur sozialen Organisation des neuen Stils. Der Eifelturm blieb innerhalb der französischen Architektur ein Fremdkörper; während in Deutschland der Geist des Eisens der Baukunst zu einem neuen logischen System, zu einer intellektuellen Dogmatik und zu einem Fanatismus der Wahrheit verhalf. Der eiserne Rhythmus, der in Deutschland selbst für den hölzernen Stuhl erstrebt wird, bleibt dem Franzosen unverständlich. Ihm ist die Einheitlichkeit der Weltauffassung (die mit banalem Monismus nichts zu tun hat) kein begehrenswertes Ideal. So konnte es kommen, daß Frankreich die moderne Malerei von Revolution zu Revolution führte, während es architektonisch in den Ausdrucksformen einer wirtschaftlich, politisch und kulturell längst überwundenen Zeit stehen blieb.

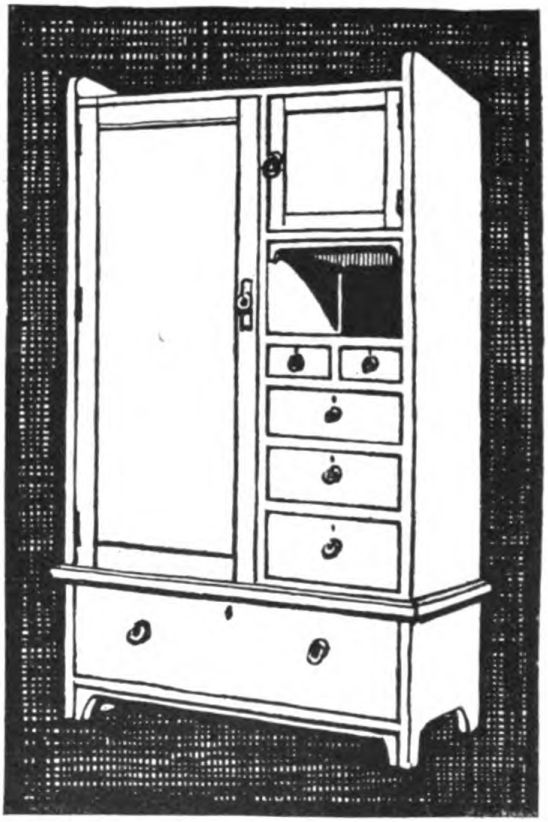
Auch England ist konservativ. Es kann es sein, weil es seit mehreren Jahrzehnten die architektonische Ordnung, die Frankreich nicht sucht und um die Deutschland ringt, bereits besitzt. England hat eine stolze Geschichte der Wohnarchitektur. Wer darüber sich auf das beste unterrichten möchte, der lese in dem dreibändigen, weit umherblickenden und durchaus übersichtlichem Buch von Hermann Muthesius „Das englische Haus". Die Blüte dieser Entwicklung gehört der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Die stolzen Namen Chippendale, Adam, Sheraton und Hepplewhite sind gemeint, wenn Muthesius sagt: „Die Innenkunst jener Zeit ist unstreitig die Höhenmarke der englischen Innenkunst überhaupt, sie bietet ein Bild der Vollendung in jeder Beziehung. Im Gegensatz zu den hochausgebildeten französischen Stilen hat sie einen großen Vorzug: Sie gibt schon damals Fingerzeige für die Zukunft, in ihr liegen die Keime einer neuen, ganz ausgesprochen modernen Kunst verborgen. Die Stile Frankreichs verkörperten bis zum Louis Seize, ja bis zum Empire eine durchaus aristokratische Kunst. Das englische Möbel des endenden achtzehnten Jahrhunderts ist ein bürgerliches. In ihm äußert sich der schlichte grade Sinn, der die englische Kunsterzeugnisse von dem Augenblick an ausgezeichnet hat, von dem an sie überhaupt selbständig auftraten. Trotz höchster Verfeinerung sehen wir schlichte Sachlichkeit und hohe Zweckmäßigkeit mit gesunder Konstruktion in einem seltenen Maße vereinigt." Wenn nun auch während späterer, nach-



Chippendale.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassender Jahrzehnte die englische Zweckarchitektur sich den schlimmen Einflüssen eines falschen Historizismus nicht zu entziehen vermochte, und genau so wie es in Deutschland geschah, in einen Hexensabbat gedankenloses Stilgemisches versank, so muß doch bedacht werden, daß solcher Verirrung fünfzig Jahre früher als in Deutschland die Erlösungsstunde schlug. Es ist dies eine überaus interessante, die Verwandtschaft der beiden Völker kennzeichnende Parallele: wie aus romantischem Irrtum durch gotisches Erinnern die Vernunft einer neuen und lebendigen Gegenwart sich entwirrt. Nicht viel anders, als ein Menschenleben später die deutsche, begann die englische Reformation der Gebrauchsarchitektur: durch ethische Predigt und durch ein Besinnen auf die handwerkliche Qualität. Ruskin und Morris waren die Propheten der neuen englischen Bürgerkunst. Der nach Potsdam gerichtete Geist Carlyles stand ihr zur Seite. Nachdem sie sich von einigen Sentimentalitäten, so von der Verachtung der Maschine und der bleichen Mystik der Präraffaeliten befreit hatte, entfaltete sich die neue englische Baugewöhnung auf der breiten Basis des zur Ruhe gekommenen englischen Weltbürgertums. Eines Bürgertums, das (siehe Muthesius) „weit mehr altfränkisch als modern ist und überall die Anzeichen einer überlieferten Kultur weist, als deren Untergrund ein alt ansässiger Wohlstand wirkt. Dieser Wohlstand hat das Parvenüstadium, durch den jeder Reichtum zu gehen pflegt, und durch den ein Teil des deutschen Reichtums jetzt (also vor etwa 15 Jahren)



Normaler englischer Schrank.

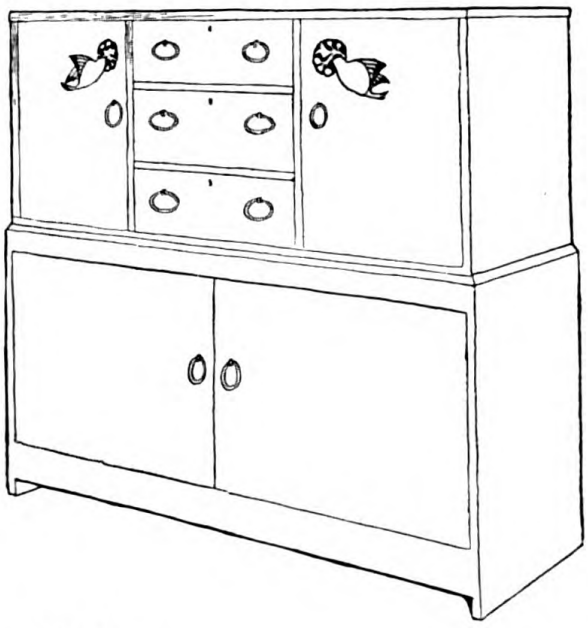
Moderner englischer Typ.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu gehen scheint, längst überwunden. Das englische Haus zeigt eine prunklose, ja bescheidene Ruhe der Lebensauffassung, die Lebensauffassung des gereiften Mannes."

Es ist in der Tat nicht zu bestreiten, daß das Wohnhaus, die Zimmer und das Möbel des gut erzogenen Engländers bereits vernünftig und wohlgefällig gestaltet waren, als in Deutschland noch die Renaissancevilla und das romanische Büfett sich wild gebärdeten. Inzwischen ist es bei uns anders geworden: wir haben den großen Irrtum, der uns durch das Phantom des malerischen Stils von Schinkel losriß, überwunden. Wir haben es gelernt, einem Geschlecht von schlichten Tatmenschen Wohnungen, Häuser und Städte, Fabriken und Bahnhöfe, Straßen und Gärten zu bauen. Wir haben England erreicht und sind zu einem Teil, nach dem Gesetz der Art, der wir zugehören, darüber hinausgewachsen. Wir haben die irdische Zivilisation des englischen Vorbildes zu einer auf das Kosmische gerichteten Kultur erweitert. Die uralte Seele der Gotik wurde auf eine mehr dramatische Weise in uns lebendig: man vergleiche Peter Behrens mit Morris. Was aber wichtiger ist: Wir haben über der Neugestaltung des Nützlichen nicht die Kraft verloren, das höhere Leben in neuer Form zu gebären. Was England, das Land ohne Musik und Malerei, nicht vermochte, beginnen wir zu ersehnen: die Synthese zwischen der Menschheitsoffenbarung der großen französischen Malerei und dem Gesetz des Eisens, das dem architektonischen Schaffen der Gegenwart zwar nicht den Inhalt bestimmt, ihm aber doch ein Leitmotiv ist.

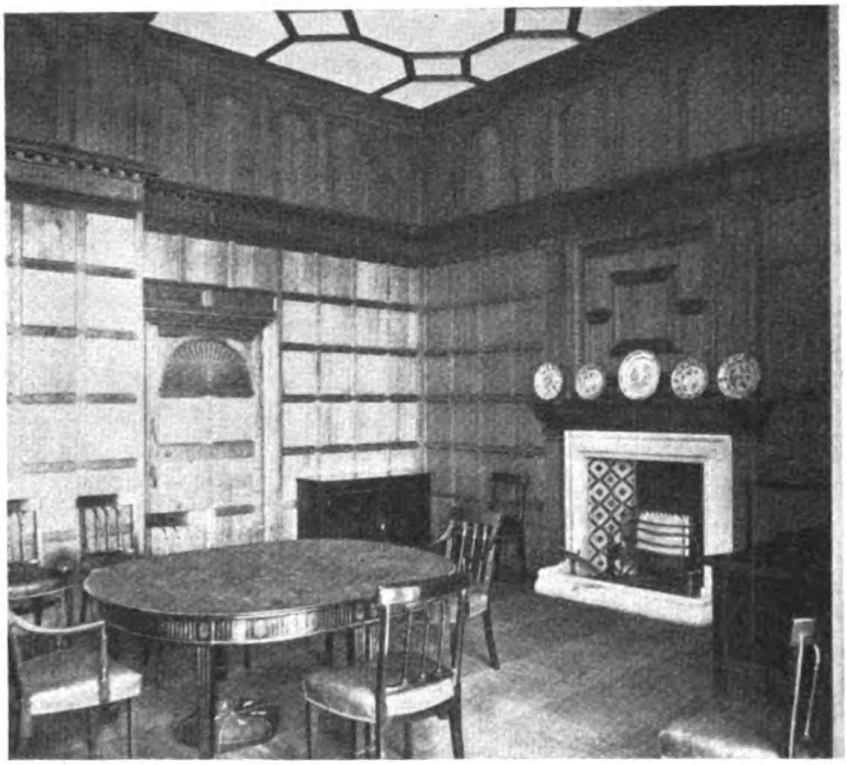
Baillie Scott.



Baillie Scott.

Was England hervorgebracht hat, ist eine ausgeglichene Zivilisation; aber auch die höchste Zivilisation ist nur höchst organisierter Naturzustand. Deutschland will durch den Gesang des Rhythmus in Kunst und Religion die Natur überwinden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Englisches Speisezimmer. Aus: H. Muthesius, Das englische Haus (Verlag Wasmuth, Berlin).

August Döppner: Kriegsliteratur.

Wir können nicht erwarten, daß es gelingt, Wucht und Fülle der Geschehnisse in die Kunstform kristallisieren zu lassen, solange diese Geschehnisse noch andauern. Die Kunst „verlangt Abstand von den tatsächlichen Ereignissen". Dieser Satz, der jetzt verschiedentlich zu hören ist, und der natürlich seine prinzipielle Berechtigung hat, verbirgt immerhin ein bißchen Resignation, die den anwandelte, der gehofft hatte, daß hier oder da schon deutlichere Gestaltung zu schauen sein würde. Soweit man zu solchem Schauen Zeit und Gelegenheit fand.

Zeit und Gelegenheit. An ihnen mangelt es heut manchem Schaffenden, der vielleicht die siegenden Formkräfte in sich trägt. Zum großen Teil sind es wirtschaftliche Faktoren, die die Kunsttätigkeit teils belasten, teils völlig unterbinden. Dazu kommt, daß Werke, die diese Zeit in sich aufnehmen wollen, auf breitester Basis gebaut sein müssen. Diese Zeit in sich aufnehmen — das kann heißen: In zusammenraffender Anschauung sie vor uns darstellen, daß wir begreifen und erlöst sind, es kann aber auch heißen: In einen Punkt, in eine Menschenseele diese Zeit eingehen und einen Quell der Zukunft aufbrechen lassen. Und für solche Arbeiten sind, rein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

äußerlich genommen, noch zu wenig Monate vergangen. Das gilt vielleicht für Bildner, Maler, Musiker, es gilt gewiß für die Dichter.

Und der eine Zweig, der seinem Wesen nach im Augenblick, im Rausch, seinen besten Geburtshelfer hat, die Lyrik? Man war bereits fleißig am Werk und hat gesammelt, so daß man sich wohl ein Bild machen kann. Unter der Spreu ist ein gut Teil echtes, frisches Korn. Freilich ist die Lyrik immer einstimmiges Instrument und kann deshalb nicht Orchesterwirkung geben.

Und dann — diese eine Stimme verschwindet rettungslos in dem Getöse der schweren Batterien. Da spricht nun wirklich Quantitatives mit. Es braucht nicht unzeitgemäßes Ästhetisieren zu sein, wenn wir uns nötigen, mit einem Liede hinter die schalldämpfende Stubenwand zu gehen, um seiner Stimme zu lauschen. Denn das ist notwendig, wenn wir es überhaupt hören wollen. Ich glaube auch, daß manches von diesen Gedichten, das wir heut als farblos zurückweisen, in ruhigerer Stunde wieder hervorgeholt und voll empfunden werden wird.

Die deutschen Gedichte aus vergangenen Kriegszeiten, die einige Verleger neu zusammengestellt haben (Albert Langen: Standarten wehn und Fahnen, Insel-Verlag: Deutsche Kriegslieder, Axel Juncker: Lieder unserer Soldaten, Erich Reiß: Wenns die Soldaten durch die Stadt marschieren —), geben uns bequeme Handhabe zu einer belehrenden Feststellung. Es zeigt sich wieder, welch großer Reichtum nicht nur an Formen, sondern auch an Inhalten

Deutsches Speisezimmer um 1890.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hermann Muthesius: Speisezimmer.
Aus Muthesius, Landhaus und Garten (Verlag von Bruckmann & Co, München).

aus dem individualistischen Strom geflossen ist, und es zeigt sich außerdem, daß es auch den uniformierenden Einflüssen des strengen Heute nicht gelungen ist, die persönliche Art zu unterdrücken, ohne daß darunter die Einheitlichkeit, die durch Thema und innersten Willen gegeben war, im geringsten gelitten hätte.

So ist es nicht Willkür, sondern Bedeutung, wenn wir aus den neuen Gedichten drei getrennte Gattungen herausfühlen. Da sind zunächst die, deren Schöpfer von dem eigentlichen Sinn des Sturmes unergriffen blieben, ihrer Natur zufolge unergriffen bleiben mußten. Sie spüren die hinreißende Gewalt, schaudern vor den Abgründen und Höhen des Gewoges, aber sie spüren es nicht als eigene Tat, sie registrieren nur. Ich nehme aus der schon recht bekannt gewordenen Sammlung von Julius Bab (Morawe und Scheffelt, Berlin) eine Stimmung von René Schickele:

Unterwegs.

Was ist gestern? Was ist heute?
Was ist Wahrheit? Was ist Trug?
Sind wir nicht die eigne Beute
Und uns selbst genug?

Wo ich fühle, steigt die Erde Mal um Mal,
Fällt und glitzert leise singend,
Steigt, durch Licht und Schatten schwingend,
Wie die bunte Kugel auf dem Springbrunnstrahl.

Was ist Sterben? und was Leben?
Tanz aus Dunkel, Ruhe, Licht und Schall!
Allem Sein zutiefst ergeben,
Lausch' ich ferner Tode Widerhall.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber diese Hartnäckigen erscheinen ganz und gar in der Minderzahl. Man druckt sie nicht, weil man sie nicht zu brauchen glaubt. Man wirft ihnen ihre Art sogar vor, und tatsächlich gibt es eine ganze Anzahl Wesensgenossen, denen es gelingt, sich mit ihrem ganzen Seelenvermögen in den Strudel zu stürzen, die bewußt ihre heiße Subjektliebe — die letzten Endes immer im Kosmischen ihr Wurzelleben hat — hineinwerfen, nicht um sie aufzugeben, sondern um sich mit dem unerhörten Ereignis zu verschmelzen, Segnender und Gesegneter in einem zu sein. Das ist die zweite Gattung, Richard Dehmel ist mit einigen Stücken ihr extremer Vertreter. Sein „Lied an Alle" (Sammlung Julius Bab) singt in den beiden letzten Strophen:

Feurig wird nun Klarheit schweben,
Über Staub und Pulverdampf;
Nicht ums Leben, nicht ums Leben
Führt der Mensch den Lebenskampf —
Stets kommt der Tod,
Der göttliche Tod!

Gläubig greifen wir zur Wehre,
Für den Geist in unserm Blut;
Volk, tritt ein für deine Ehre,
Mensch, dein Glück heißt Opfermut —
Dann kommt der Sieg,
Der herrliche Sieg!

Und dann mit Übergängen bis zu den Vielen, die nur Stimme sein mögen und von dem Wollen der Zeit, von ihrer Tat, von ihrem Fühlen sprechen.

Norman Shaw: Herrenzimmer.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsches Herrenzimmer um 1890.

Da ist dann buntes Leben — und Sterben — zu sehen. Ernst Lissauer brachte die „Worte in die Zeit“ (Otto Hapke), darin seinen bekannten „Haßgesang“, Karl Rosner gelang ein Heft volkstümlicher Balladen („Wir tragen das Schwert!“ Cotta). Aus den Sammlungen „Neue Kriegslieder“ (Axel Juncker), „Deutsche Vaterlandslieder“ (Insel) entnehme ich die Namen Richard Dehmel (auch hier: Sein „Fahnenlied“ ist ein herrliches, sangbares Stück), Alfred Kerr, beide Hauptmann, Hermann Hesse, Albrecht Schaeffer (von diesem außerdem bei Julius Bab „Zwei Kriegslegenden von ewiger Liebe“), Klabund. Von letzterem setze ich die Schlußstrophe des „Liedes der Kriegsfreiwilligen“ her:

Brüder, schlägt dann früh genug
Meine graue Stunde,
Deckt ein deutsches Fahnentuch
Auf die Todeswunde.
Gebt mir einmal noch die Hand –

Letzter Schrei im Dunkeln
Soll wie Sonne funkeln:
Freies deutsches Land!
Hebt das Schwert empor!
Kriegsfreiwillige vor!

Dann Hermann Kienzl: „Auf bebender Erde“, Zeitgedichte, mit einer Klage um Maeterlinck: „Trauert, Freunde, trauert um einen Toten . . .“ Ganz auf Fröhlichkeit gestimmt ist der von Felix Schloemp prächtig zusammengestellte Band „Liebe und Trompetenblasen“,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der mit besonders gelungenen Zeichnungen von Fritz Wolff versehen ist (Georg Müller, München, Leipzig).

Teils noch in der lyrischen Dimension, teils schon körperlicher, sind die persönlichen Dokumente aus dem Feldzuge, die jetzt allenthalben zu erscheinen beginnen. Die neue Rundschau brachte schon in ihrer Novembernummer einen anonymen umfangreichen Bericht „Aus den Kämpfen um Lüttich", aus den neuesten Veröffentlichungen ragt das ausgezeichnete Buch: „Am Feinde. Der Augustfeldzug in Ostpreußen" von Wilhelm Mießner (Salzer, Heilbronn) hervor. Manches seiner Bilder läßt schon einen Schimmer von jenem erlösenden Begreifen aufleuchten. „Als wir trotz siegreicher zweitägiger Schlacht in der Nacht darauf das schöne Ostpreußen verließen und den Feind hereinließen — weil er von Süden mit vielfacher Übermacht heranrückte und weil wir ihn an anderer Stelle abwarten sollten — da zogen irrend und brüllend die Rinderherden ins Land hinein. Die Fohlen rasten mit jedem Pferde mit, bis sie sich die Beine brachen. Die Natur war erfüllt von einem großen, schrecklichen Wehklagen, das aus Armeen von Vieh herausscholl wie aus einer gepeinigten Unterwelt. Nur die Hunderte, Tausende von Leiterwagen, die Hunderttausende Menschen darauf, jung und alt, in äußerster Armut; nur das Heer, das zurück mußte, ohne besiegt zu sein — wir Menschen, wir haben nicht gemurrt."

Peter Behrens: Bibliothek.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englisches Haus, London 1885.

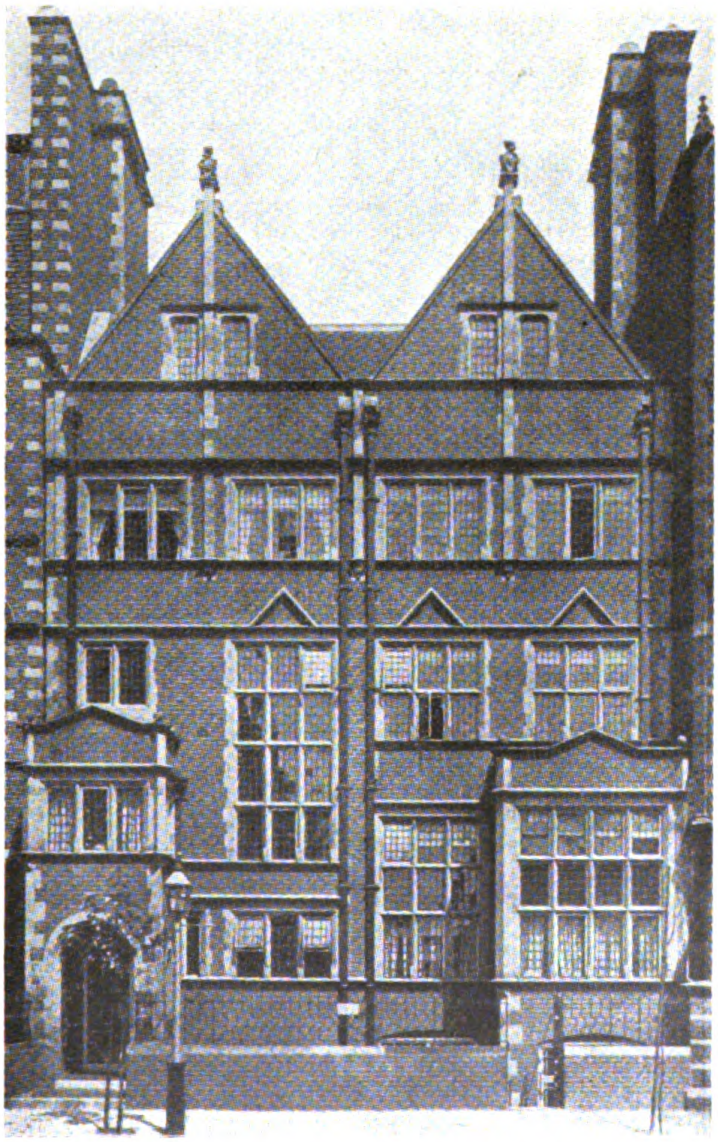
Auch Satyre und Scherz haben ihr Plätzchen gefunden. Der Verlag Ad. O. Troitzsch gibt Kriegsbilderbogen heraus, Eberhard Buchner hat in dem bei Albert Langen erschienenen Büchlein „Kriegshumor" Anekdoten gesammelt, die überraschende Wirkung zeigen. Besser als durch allen Spott, den wir heut dafür aufbringen könnten, werden die innigen Beziehungen unserer Feinde zueinander von ihnen selbst illustriert: „Unsere Feinde, wie sie einander lieben" (Delphin-Verlag, München, hrsg. von Werner Klette) nennt sich das Buch, das uns „Kritische Äußerungen berühmter Franzosen, Engländer, Russen, Belgier, Japaner über ihre Verbündeten" vorführt.

Wer außer den Politikern von Beruf wußte zu Beginn des Krieges etwas von den wirklichen Zusammenhängen? Der Vorwurf, wir seien eine unpolitische Nation, hat seine augenscheinliche Rechtfertigung bekommen. Vielleicht beginnt heute, nachdem wir mit der Nase darauf gestoßen wurden, die notwendige Entfaltung dieses Interesses. Ich denke, es ist nicht zu befürchten, daß wir damit sogleich auch der charakterlosen Gier verfallen, die unter dem Deckmantel der Realpolitik auf Raub ausgeht. Es bleibt eine Tatsache, daß für uns alle fast der Krieg ganz unerwartet kam, noch am 1. August gab es Leute, die nicht daran glauben wollten. Ein unglaublich wirres Gefrage ging damals um; besonders bezeichnend ist,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß man die Neutralität Englands noch für möglich hielt. Deshalb ist es wünschenswert, daß alles, was uns jetzt an aufklärenden Schriften auf diesem Gebiet vorgesetzt wird, möglichste Verbreitung findet. Sehr verdient um diese Erziehungsarbeit machen sich die „politischen Flugschriften" (Herausgeber Ernst Jäckh, Deutsche Verlagsanstalt), die mit etwas mehr Gründlichkeit, als an anderer Stelle zu finden war, die einzelnen Fragen nacheinander vornehmen und abhandeln.

Graf Reventlow zitiert (Heft 16 dieser Flugschriften) die preisgekrönte Arbeit eines englischen Seeoffiziers: „Wir (Großbritannien) ziehen nicht



Englische Wohnhäuser, London 1887. (Aus: Muthesius, Das Englische Haus)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

J. Gedon: Palais Schack, München.

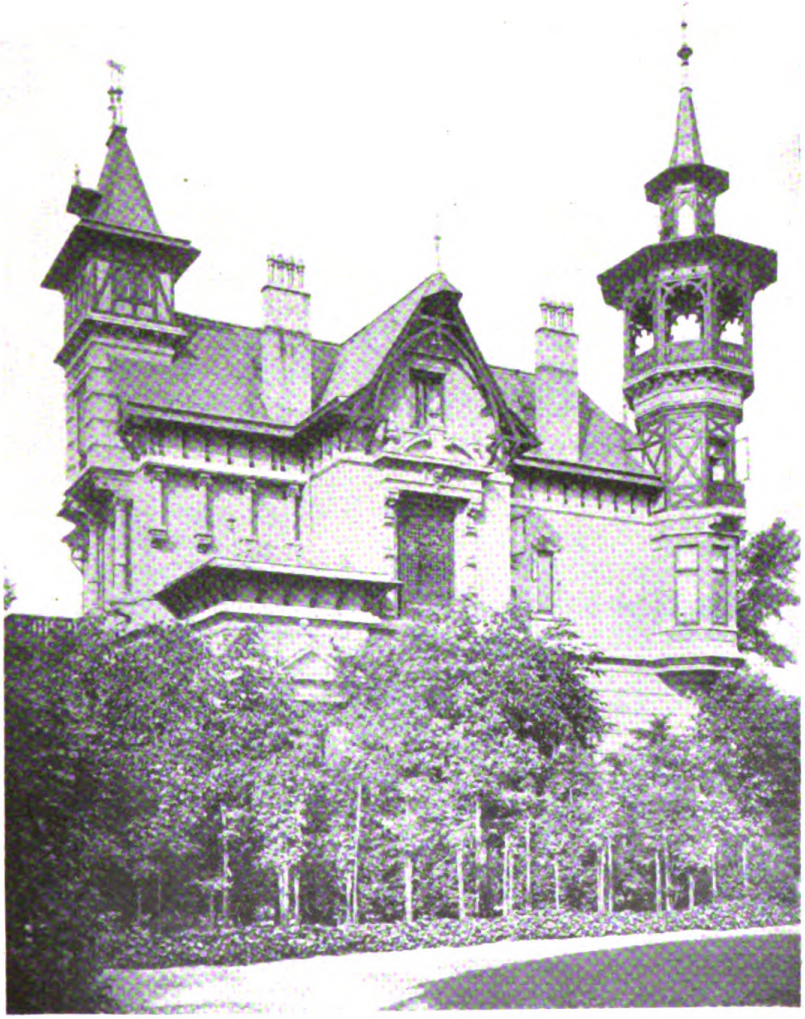
aus sentimentalen Gründen in den Krieg. Ich bezweifle, daß wir das jemals taten. Krieg ist das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten; sein Ziel ist, unsern Gegnern mit dem Schwerte diejenigen wirtschaftlichen Bedingungen aufzuzwingen, welche wir für notwendig erachten, um uns kommerzielle Vorteile zu schaffen. Wir bedienen uns aller denkbaren Vorwände und Anlässe für den Krieg, aber zugrunde liegt allen der Handel. Ob als Anlaß die Verteidigung oder Erringung einer strategischen Stellung vorgegeben wird, ob der Bruch von Verträgen, oder was sonst noch, — alle diese Anlässe und Vorwände begründen sich letzten Endes auf dem Handel, aus dem einfachen und maßgebenden Grunde, daß der Handel für uns das Lebensblut bedeutet."

Der letzte Satz soll Rechtfertigung bedeuten, und er würde es auch, wenn dieses Prinzip nicht die Überspannung der Forderung nach Weltherrschaft

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

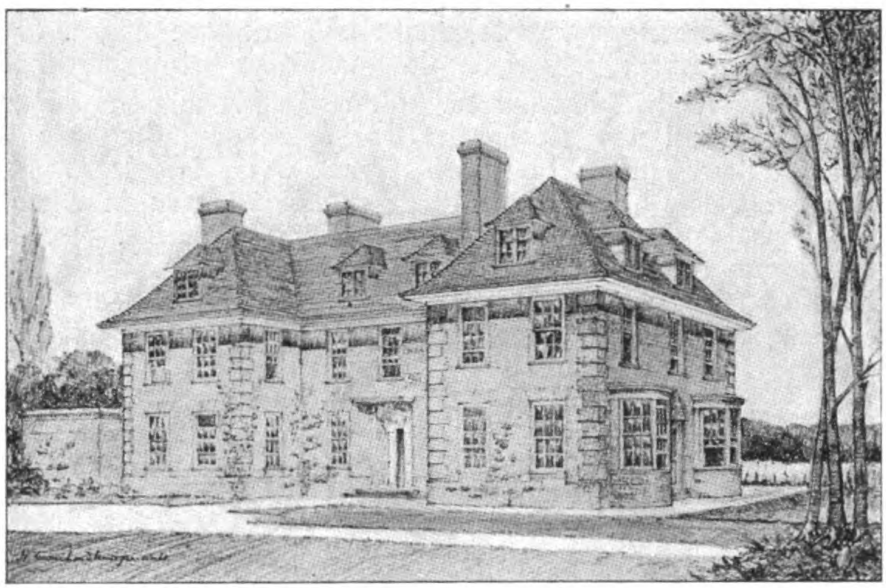
erlitten hätte, wodurch es zu Unrecht und Unverschämtheit wurde. So orientiert, entwickelt Reventlow in kurzen und kräftigen Zügen an Hand der Ereignisse der letzten Jahrzehnte die planmäßige Feindschaft Englands.

Den Einfluß der englischen auf die russische Politik und das Zusammenwirken mit ihr weist noch einmal der sehr lehrreiche Aufsatz von Paul Rohrbach „Warum es der deutsche Krieg ist" (Heft 1) nach. Er setzt auseinander, daß wir die russischen Bestrebungen in Ostasien zu unterstützen genötigt waren, um den Balkan und die Türkei zu entlasten, daß der Ausgang der russisch-japanischen Auseinandersetzung für England das Signal war, die alten Angriffe Rußlands auf Konstantinopel und Österreich-Ungarn zu ermutigen, und daß so der Ausbruch des Kampfes



Deutsche Villa um 1890.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Englisches Landhaus.

mit uns — bei der Wichtigkeit eines ungeschwächten Österreich für unser Bestehen — nur eine Frage der Zeit war. Diese Ausführungen werden ergänzt durch das siebente Heft: Axel Schmidt: „Die russische Sphinx", das sich mit dem Wesen des russischen Volkes beschäftigt. Es erklärt den in der Tat vorhandenen Deutschenhaß aus der byzantinisch-mongolischen Seele des Russen, die sich eigentlich den Einflüssen der ihr fremden gesamten westeuropäischen Kultur widersetzt, und durch die Millionen deutscher Ansiedler, die fast allein ihr diese verhaßte Kultur vermitteln, in Deutschland nur ihren Angriffspunkt findet. Auch auf die Geld- und sonstigen inneren Kalamitäten Rußlands wird eingegangen. Über unser Verhältnis zu den übrigen Gegnern, zu Neutralen und Freunden berichtet eine stattliche Zahl weiterer Hefte.

In diesen Zusammenhang gehört auch ein Buch, das unsere Feinde in außerdeutscher Beleuchtung zeigt. Karl Strecker läßt uns „England im Spiegel der Kulturmenschheit" sehen und kommt aus diesen der europäischen (auch englischen) Literatur entnommenen für England wenig günstigen Aussprüchen zu dem Schlusse, „daß sich eigentlich alle Menschen von Urteil und gesundem Gefühl seit Jahrhunderten völlig einig über England sind."

Zu unserm Heer in recht großer Exemplarzahl ins Feld geschickt zu werden, erwartet und verdient das sehr unterhaltsame „Deutsche Soldatenbuch" (Deutsche Bibliothek, Berlin), um das sich R. Breuer, H. Landsberg und U. Rauscher zum Besten des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller bemüht haben. Nach einführenden, an unsere Krieger gerichteten Worten unseres früheren Generalstabschefs Moltke bringt es Aufsätze aus vielen Gebieten von Gottfr. Traub, Wolfgang Heine,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oberstleutn. Frobenius, Th. Heuß, Carl Peters, Vizeadmiral Kirchhoff, Graf Reventlow (das Buch steht also bewußt im Zeichen des Burgfriedens), außerdem Gedichte, Geschichten und Anekdoten aus vergangener und neuester Zeit in gut gewählter Mannigfaltigkeit, von der die Namen Hebel, Kleist, Liliencron, Hermann Kurz (mit dem wundervollen Bericht über den Span der Beutelsbacher mit den Bopfingern: den Galgen! sagt der Eichele), dann Thoma, Börries Münchhausen, nur Beispiel sind.

Ich wies im Januarheft dieser Zeitschrift darauf hin, daß es sich nach unserm Sieg erst erweisen wird, ob wir den veränderten, erhöhten Anforderungen der neuen Lage gewachsen sein werden. Daß wir dazu alle Kräfte zusammennehmen, fordert in handfester Körperlichkeit die Broschüre von Ulrich Rauscher „Die Kriegspflicht der Daheimgebliebenen“: „Nicht nur unglückliche, vor allem glücklich geführte Kriege verlangen das Höchstmaß der Anspannung aller Kräfte eines Volkes. Denn nach dem Kampf beginnt die schwere Arbeit“ — „Die Armee der geistig Arbeitenden muß lückenlos erhalten werden, damit sie auf den ersten Wink marschieren kann.“ „Wer aus dieser heroischen Hölle zurückkommt, der will kein innerlich verarmtes, verrohtes Volk finden, sondern Menschen, die sich menschlich zu erhalten wußten.“ Ferner: „Mit den Ladenhütern unserer inneren Politik, als da sind Reichsfinanzreform, sozialdemokratische Vaterlandslosigkeit, konservativer Patentpatriotismus, darf nicht mehr gehandelt werden. Die Regierungen müssen lernen, Enteignungsgesetze, Dänenschikanen und die Gewerkschaftshatz im Sinne Cavours zu betrachten, dem wir das Wort danken: „Mit dem Belagerungszustand (und seiner Friedensform: den Ausnahmegesetzen) kann jeder Esel regieren.“ „Wir würden die Totgeweihten draußen im Feld zu armen, irregeleiteten Narren machen, wenn wir nicht unsere ganze Seele an dies Schöpferwort setzten, dem auch heute noch neue Welten erstehen: Werde!“

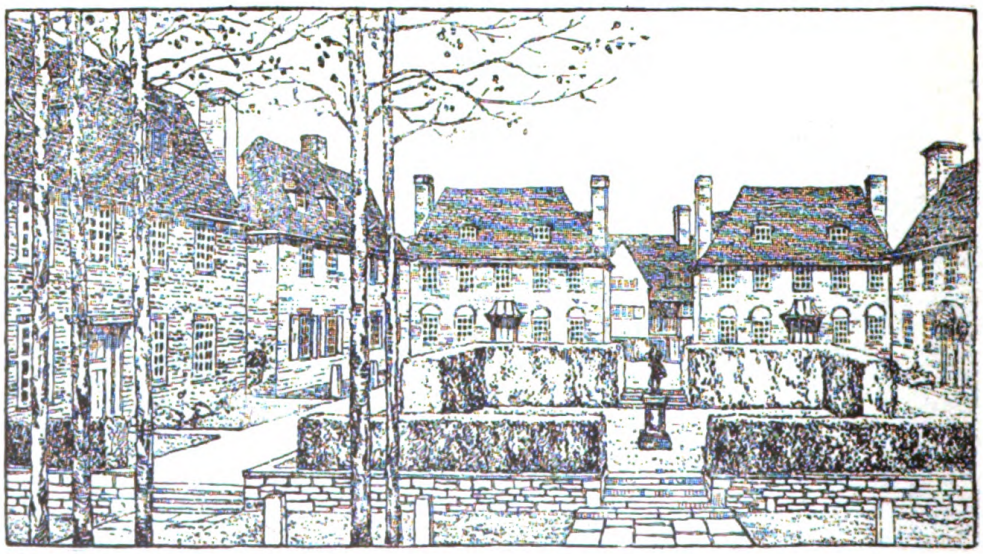
Alfred Messel: Haus Oppenheim.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Octave Mirbeau: Über Brüssel und die Belgier.

Es sind dies einige Stellen aus einem sehr geistreichen und nicht wenig boshaften Buche, das den merkwürdigen Titel „La 628 E 8." trägt. Mirbeau schildert darin eine Automobilreise, die er mit dem so numerierten Wagen durch Holland und Belgien gemacht hat.

Alles in Brüssel reizt die Lachmuskel. Doch ist dies nur ein trockenes Lachen, ein Gelächter ohne Musik, ein peinigendes und eisiges Lachen, das traurig macht und tötet . . . Niemals vermochten die Brüsseler, einem edlen Typus bei sich Asyl zu gewähren. Nur Verfehmte, Genossen ihres eigenen traurigen Wuchses, wußten sie zu beherbergen, arme unbedeutende Flüchtlinge, Nichtsnutze. Boulanger, der General Boulanger war ihnen hochwillkommen. Sie haben ihn wie eine Kirmeß genossen. Ihre bewundernden Blicke spiegelten sich stolz in dem Glanz seiner Stulpenstiefel, in seiner schneeweißen Hutfeder, auf der die Schlammspritzer des Nationalismus saßen. Blumen wurden ihm gesandt; man brachte ihm patriotische Ständchen. Dennoch konnte der Bedauernswerte nach einigen Brüsseler Wochen es vor Ueberdruß und Langeweile nicht mehr aushalten, gebrochenen Herzens richtete er den Pistolenlauf auf den unscheinbaren Rest Gehirn, der ihm verblieben war . . . Ich habe einen Kassierer gesprochen. Er sagte: „Schon mehrere Male, mein Herr, dachte ich daran, mit der Kasse mich davon zu machen. Es wäre mir ziemlich leicht geworden, so von Sonnabend zu Montag. Aber noch immer hielt ich rechtzeitig Einkehr und sagte mir, daß man dann künftig in Brüssel leben müßte. Da bin ich doch lieber ein anständiger Mensch geblieben." . . . Die Belgier haben auch Revolutionen



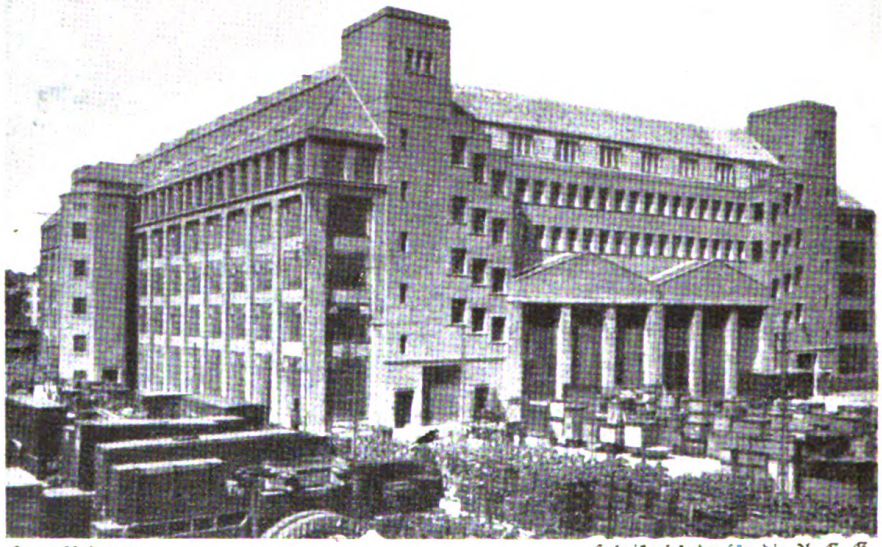
Aus einer englischen Gartenstadt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ludwig Hoffmann: Die Stadt der alten Leute in Buch.

gemacht. Ungefähr im Genre der unsrigen. Hernach aber beeilten sie sich, eine Dynastie von Zaunkönigen anzuschaffen. Drollige Käuze! Noch ulkiger ist ihr Unterfangen, aus den Resten vieler durchaus nicht zusammenpassender Rassen eine nationale Selbständigkeit zu schaffen und aus den Brocken ihres Patoisgestammels eine repräsentative Nationalsprache auferstehen zu lassen. Sprecht doch in Flandern flandrisch, bleibt in der Wallonei bei eurem Wallonisch . . . Brüssel ist belgisch, unrettbar belgisch. Nirgend sonst in der Welt trifft man solche Bataillone von Standbildern aus Marmor, aus Granit, aus Bronze, aus Schweineschmalz, aus Pfefferkuchen. Wie göttlich ist doch der belgische Löwe, nicht heraldisch, aber auch nicht mehr der Zoologie angehörend. Ein Löwe, der nicht bösartig, ist überhaupt kein Löwe, nicht mal ein Karnickel. „Einigkeit macht stark" liest man allerorten. Aber gewiß doch; nur ist dies die Einigkeit im Nachahmen und die Stärke des Komischen . . . Ich bin im Justizpalast gewesen. Da haben sie aus den Trümmern aller möglichen Stilepochen ein Monstrum von unaussprechlicher Häßlichkeit zusammenbuchstabiert, haben das Assyrische auf das Gotische geschleppt, dann wieder das Gotische auf das Tibetanische, das Tibetanische auf den Ludwig den Sechszehnten und den guten Ludwig den Sechszehnten auf seinen Herrn Vater. Ein Stilgemisch, so häßlich, daß es fast schön zu werden beginnt . . . Das Komischste — solchen Superlativ verdient alles in Belgien — ist die belgische Armee. Sie ist viel schrecklicher anzusehen, als etwa die Germaniens; zwar nicht durch ihre Zahl, wohl aber durch das Regenbogenmuster ihrer Uniformen. Namentlich ihre Reiter erinnern an die pompösesten Sekunden des napoleonischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Peter Behrens: Fabrikgebäude für die A. E. G.

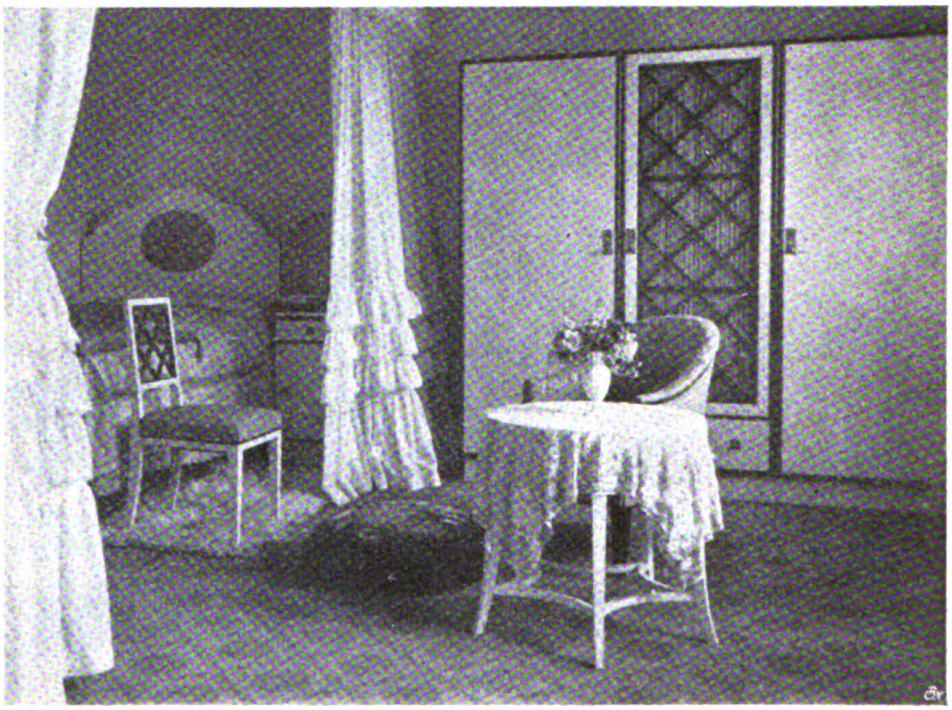
Epos. Davon hat die belgische Armee viel, nur nicht von den Schlachten Napoleons, noch von seinen Siegen. Soweit wagten die Belgier nicht zu gehen . . . Auf dem Marktplatz standen heute morgen sechs Reiter; massig, gepolstert, schwer. Wie war ihr Bart so heldenhaft; ihr Rumpf wölbte sich unter dem grünen Dolman, die Brust, die Flanken und alle Rückenteile waren mit grellen Stickereien orange beklatscht. Man konnte sich kaum einig werden, ob es Korporale oder Generale waren. Ihr Beinkleid war zitronenfarben und am Oberschenkel sehr anliegend, kurz über den Stiefeln aber gepfropfenziehert. Schon glaubte ich, daß vor mir die Überlebenden der unsterblichen kaiserlichen Garde ständen. Es waren ihrer sechs. Die Menge drängte sich, sie zu sehen. Ich hörte, daß die grünzitronige Pracht erst die kleine Uniform, nur so eine Art Drillichanzug sei. Ein Bürger, der einen Fremden zu führen schien, sagte: Oh! wenn du sie erst einmal in Gala sehen würdest! Denke mal, wenn wir erst hunderttausend solcher Helden zusammen haben . . . Antwerpen ist eine ganz beträchtliche Stadt; wäre es nicht längst ein deutscher Ort, so könnte man es die Hauptstadt Belgiens heißen. In allen leitenden Stellungen der bedeutenden Reedereien sitzen Deutsche, Deutsche sind die befehlenden Bankiers, die entscheidenden Großhändler, die Herren der Technik; deutschen Ursprungs sind die Seeversicherungsanstalten, die Börsen- und Schlichtungsinstitute, deutsch ist alles, was sich mit der Schiffahrt und mit der Auswanderung abgibt. Wer irgendwie an einer wertvollen Sache erfolgreich arbeitet oder sich an irgendein aussichtsreiches Unternehmen mutig wagt, wer einen Plan zeichnet, eine Kalkulation aufstellt oder irgendeinen Gewinn errechnet,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist deutsch, bis auf die Ritzenschieber . . . Leopold I. hat es erreicht, daß man ihm Millionen überwies, Antwerpen zu befestigen. Die Wall- und Fortsanlagen wirken in der Tat ungemein imponierend. Die Belgier brüsten sich ihrer Wälle und sind überzeugt, daß ihre Stadt für alle Zeit uneinnehmbar und gesichert sei. Die Sache hat nur einen Haken; Antwerpen ist nämlich bereits eine eroberte Stadt. Gewiß, die Ulanen werden nicht ohne weiteres dort eindringen. Doch wozu sollten die Deutschen Energie vergeuden. Ihre Familien vermehren sich wimmelnd; sie sitzen bereits als Sieger in Antwerpen . . . Ich habe die Kongoausstellung gesehen; ich sah den Kautschuk. Ich sah ihn in allen Zuständen seines Werdens und in allen seinen Anwendungen. Hinter solchem Triumphzug dieses kostbaren Stoffes aber schaute ich Bilder von erschütternder Fürchterlichkeit. Ich sah die Händler, die die Sklaven mit der Peitsche antrieben, ich sah Ketten, Fäuste, Revolver. Ich sah die Armseligen, von der Arbeit in giftigen Urwald zurückwanken, die Haut zerrissen, an Zahl geringer, als sie fortgezogen waren. Ich sah die Hinrichtungen, die Foltereien, einen blutigen Haufen gefesselter Athleten, die Kreuzigungsqualen von Greisen, Weiber, deren Torturen den Henkern ein brünstiges Schauspiel bereitete. Ich sah die Kinder, mit dem Schwert durchschlagen, zur Erde fallen. Ich mußte meine Augen schließen. Zu heftig stürmte das Schreckbild all dieser Greuel auf mich ein, während ich die Kautschukproben betrachtete, die da unbeweglich und unbekümmert herumlagen. Jedes Gramm Kautschuk, das in Antwerpen ankommt, riecht

Bruno Paul: Haus Schuppmann.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Bruno Paul: Schlafzimmer.

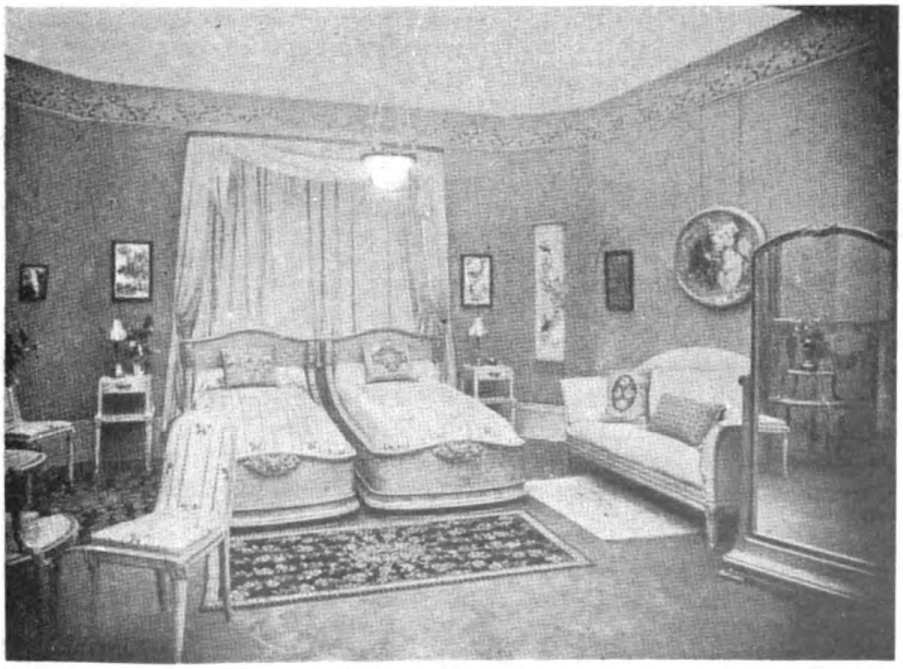
nach Blut. Denn es kommt vom Kongo . . . Die Belgier sind eine lächerliche Gesellschaft. Aber eine Tugend besitzen sie, eine Gabe, die vielen Völkern abgeht, und die ich von Herzen den Franzosen wünsche, meinen Landsleuten, die so stolz sind auf ihre Frivolitäten und ihre Klassik. Die Belgier sind Arbeitstiere; sie verstehen es, selbst die mittelalterlichen Städte aus ihrem Starrkrampf zu rütteln. Sogar dieses Brügge erwacht nach den langen, langen Pausen seines mystischen Schweigens. Heute morgen wurde das Gesinge seiner Glockenspiele und das Leichengeflüster der Beguinen durch das Gehämmer der Ambosse und das schrille Pfeifen der Fabriken übertönt . . . Bei alledem darf ich nicht vergessen, meine liebevolle Bewunderung dem Maurice Maeterlinck zu zollen; auch liebe ich Emile Verhaeren, dann den weichen und zärtlichen Rodenbach und Franz Servaes. Besonders nach dieser letzten Brüsseler Fahrt und alledem, was mir da die Augen beizte, liebe ich sie noch inbrünstiger und mein Glaube an sie hat die Form einer noch höheren Bewunderung angenommen. Diese Männer schulden Frankreich nichts; im Gegenteil, dieses hat durch ihre Aufnahme sich beglückt. Als es sie nach Gebühr ehrte, ehrte es sich selber. Brüssel aber, aus dem sie nicht stammen, wo sie nicht wachsen konnten, das sie nur schnell zu durchlaufen sich bemühten, vermochte ihnen nichts zu rauben, vermochte ihrem Genius keinen Abbruch zu tun.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau.

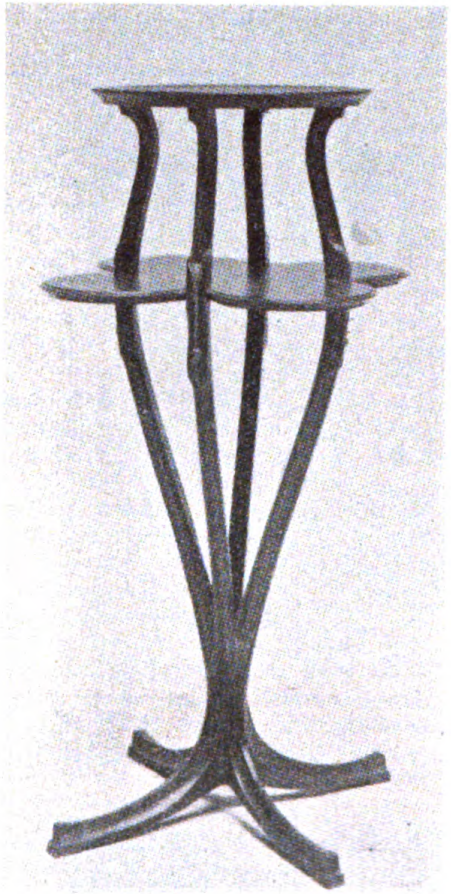
Justus Brinckmann †. Das war der Ahnherr eines neuen Geschlechtes von Museumsleuten. Ein Pionier und Eroberer, ein Sammler, nicht aus verstaubter Gier, sondern um des Lebens willen, das er in den Denkmalen der Vergangenheit witterte und eifersüchtig zu erhalten versuchte, um dadurch sein eigenes Leben und das der Landgenossen zu bereichern. Für Brinckmann sollte das Museum nicht eine Rumpelkammer sein, sondern ein Reich besonders schöner und lebenskräftiger Dinge. Mit dem Vorbild des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe, dessen Leiter Brinckmann anfangs der Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde, schuf er eine ganze Schule von Fachgelehrten, die, ledig alles Professorendünkels, sinnlich empfindende und tatkräftig wirkende Menschen blieben. Der Leuchtendste unter diesen Schülern war Alfred Lichtwark, der deutsche Ruskin.

Anfangs war Brinckmann Naturforscher; aus solchem Berufe des nüchternen Erkennens und der klaren Darstellung brachte er die gesundesten Eigenschaften in das scheinbar phantastische Reich der Künste. Mit klaren Augen sah er die Werke der Völker und Vergangenheiten; er nahm nur einwandfreie Stücke und höchste Qualität. Mit schlafwandelnder Sicherheit entdeckte er das Gute, auch wenn es verborgen und bisher unbekannt war. So fand er Japan. Er war einer der ersten Deutschen, der die geschliffene Schönheit in den Bronzen, den Waffen, den Korbflechtereien und den Töpfen der handwerklich raffinierten Ostasiaten erfühlte. Wo hatte er das gelernt? Darauf hat Lichtwark eine herrliche Antwort gegeben: „Er lernte es überhaupt nicht, sondern bildete Kräfte aus. Er konnte garnicht lernen durch Aufspeicherung, wie die Gelehrtennatur der unfruchtbaren Art, sondern nur durch Einverleibung, denn er nahm den Stoff zu sich, wie eine nährende Speise und wandelte ihn in sein Fleisch und Blut. Solche Art Brinckmanns ist die rechte, um die Geheimnisse der Kunst zu lösen. Möchte der eisbärtige, ewig junge, in Gelassenheit Beute machende Weltreisende uns ein Führer zu der großen Versöhnung der Schönheit sein.



Paul Follot: Schlafzimmer.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Charles Plumet.

Gotthard Kuehl. Vierundsechzig Jahre alt ist der Dresdener Maler Gotthard Kuehl gestorben. Er stammte aus Lübeck. Das unverwundet erhaltene Stadtbild der damals noch mittelalterlichen Stadt wird den Jüngling zur Malerei verführt haben. Die gotisch träumenden Backsteinkirchen, die pausbackigen Barockhäuser der Patrizier, die tiefmäuligen Einfahrten der Kaufhöfe mit ihren Wolken von Gerüchen aus Nelken und Zimt, Hanffasern, und geteertem Holz, und dann die kleinen, blanken Häuschen der Kapitänswitwen mit den zärtlich gepflegten Blumennäpfen hinter immer frisch gewaschenen Gardinen: solche Poeterei aus runzeliger Harmlosigkeit und schnurrenden Behagen, solch Erinnern an stolze Vergangenheit und solche Gegenwart des Hindämmerns verstrickten den Gotthard Kuehl in derbe Melancholie, aber auch in heitere Empfindsamkeit. So vorbereitet, mit altdeutschen verliebten Augen ging Kuehl, das Malhandwerk zu erlernen. Erst nach München, dann nach Paris. Hier begegnete er den Impressionisten, den Meistern der Luft und ihrer Musik, der Bewegung und ihrer Dramatik, der Farbe und ihrer leidenschaftlichen Zauberei. Kuehl aber war derbknochig, schwerfällig, zähfingrig. Er vermochte es nicht, die Natur nur als eine Sensation der Nerven zu empfinden; er konnte sich die Bilder nicht ohne einen geistigen Inhalt, ohne irgendeine kleine Sentimentalität, einen Scherz oder ein Bekenntnis vorstellen. Er blieb malend immer ein wenig Illustrator, Geschichtenerzähler, Berichterstatter. Aber: er hatte Paris gesehen und geliebt. Er wußte, was Malerei ist und strebte darum eifersüchtig danach, das Gebot der Sinnlichkeit zu erfüllen. Zunächst an Erinnerungen aus der Heimat: er malte Lübeckisches, die Gassen, die Giebel, die bartbefransten Veteranen des Salzwassers. Dann, an die Dresdener Akademie berufen, malte er diese Stadt, wohl die malerischste aller großen Städte Deutschlands. Er malte die graualte Augustusbrücke, die im Jesuitenbarock jauchzende Hofkirche, die ernste Frauenkirche, die Brühlschen Terrassen. Er malte die weiche Schönheit dieser Steinlandschaften zu allen Zeiten des Tages; bald schlägt helle Sonne auf das mürrische Heldenantlitz der Augustusbrücke, bald taucht es in Nacht, in Regen, in Schneegestöber.

Kuehl war daneben ein ausgezeichneter Ausstellungsorganisator; er verstand es, die großen Dresdener Kunstausstellungen ungemein interessant und anregend zu gestalten. Wie oft haben wir den Berliner Glaspalast durch das Dresdener Vorbild strafen müssen.

Deutsche Maler. Allenthalben regen sich jetzt Theoretiker, die der Kunst geographische Grenzen ziehen möchten. Da tut es gut, durch eine Ausstellung von deutschen Meistern an die unzerbrechliche Verwandschaft der Malerei von Land zu Land erinnert zu werden. Das geschieht durch die Ausstellung im Salon Gurlitt. Die beiden großen Stämme, wie sie während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts als die Sucher der Wirklichkeit (Menzel und Leibl) und als die hellenisch sehnsüchtigen Idealisten (Feuerbach und Böcklin) sich machtvoll erhoben, wuchsen aus Wurzeln jenseits der deutschen Grenzen. Menzel und Leibl hatten in Paris ihre besten Lehren empfangen. Böcklin und Feuerbach hätten ohne Italien nicht zu leben vermocht. Und sie und alle in ihrem Gefolge waren dennoch Deutsche geblieben. Viele schöne und seltene Bilder hängen bei Gurlitt. Von den Feuerbachs werden mehrere zum ersten Male gezeigt. Von Menzel ist da ein Kakadu, der von Leben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprüht und gestern mit japanischem oder durch Dürer begeistertem Pinsel niedergeschrieben zu sein scheint. Von Leibl das Bildnis einer Dame, ganz grau und doch von einer fanatischen Farbigkeit.

Frühgermanische Kunst. In dem Berliner Kaiser-Friedrich-Museum, im Saale der Raphael-Teppiche, ist eine sehr interessante Ausstellung frühgermanischer Altertümer zu sehen. Es handelt sich um Metallarbeiten, um Gewandnadeln und Waffen, um Schmuck für Hals und Arme, um Salbengefäße und dergleichen Gegenstände mehr; auch einige Gläser stehen daneben. Die Funde sind ostgotischen Ursprunges und gehören dem 4. bis 7. Jahrhundert der nachchristlichen Zeit an; sie stammen aus katakombenartigen Gräbern in Südrußland, die bis zu 7 Meter unter der Erdoberfläche liegen. Es ist sehr merkwürdig, angesichts der Meisterwerke der Hochrenaissance, deren ruhige Größe den Saal erfüllt, angesichts der vollkommenen Ausgeglichenheit raphaelischer Kompositionen, die ersten, tastenden Anfänge einer Kunst zu sehen, die ihrem innersten Wesen nach der Antike und allen deren Wandlungen, der Renaissance und deren Gefolgschaften, feindlich ist. So unangemessen es auch scheinen mag, die Erzeugnisse menschlicher Kindheit mit den reifen Dokumenten einer gealterten Rasse zu vergleichen, so richtig ist es dennoch, dem Instinkt zu vertrauen, der Gegensätze schon im Keime wittert.

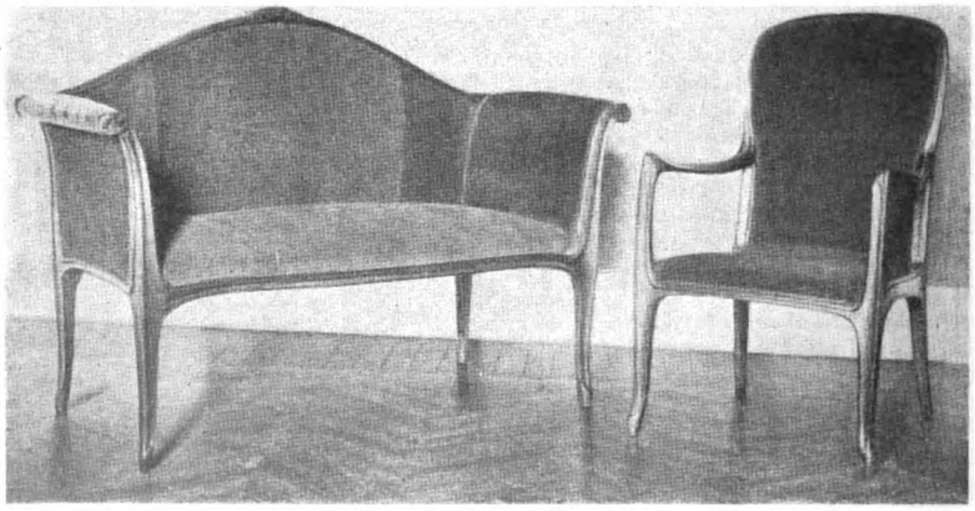
In den hier beieinander liegenden frühgermanischen Bronzen pulst spürbar jene geheime Gotik, von der Worringer in seinem geistvollen Buch „Formprobleme der Gotik" spricht. Noch hat es Jahrhunderte gedauert, ehe die gotische Welle nach Gallien gelangte, um dort wiederum in jahrhundertelanger Entwicklung schließlich die gewaltige Offenbarung der gotischen Dome zu zeugen; aber schon in den Embryonen, die, von skytischen Elementen und manchen anderen unbekannten Einflüssen östlicher Zonen durchsetzt, bisher in russischen Felsgräbern ruhten, rekelt sich die gotische Freude an der Unregelmäßigkeit, an der Tierphantastik, an einer runenhaften Wirrnis, die zugleich sinnlich und mystisch wirkt. Diese Ornamente waren zu einem Teil Beschwörungsformeln, zum anderen Umdeutungen der Natur. Solche Wandlung läßt sich an Adlerköpfen, die irgendwann einmal naturalistisch übernommen sein müssen, an Ebergestalten, auch an einigen Blattformen gut verfolgen. Man sieht, wie das Ornament eine Verkürzung der Wirklichkeit leistet, eine Verkümmerung, die künstlerisch eine Klärung bedeutet. Aus dem Adlerkopf wird schließlich ein runder Akzent, eine Eckbetonung, ein Leuchtpunkt. Auch technische Notwendigkeiten wandeln sich solchen Weges zum ornamentalen Spiel. Die Endstellen einer über die Fibelplatte hinausragenden Federung bleiben formal erhalten, auch nachdem die Federung selbst überflüssig wurde und verschwand; es gesellen sich sogar nach und nach zu den ornamental in Kugeln verwandelten Nadelendungen noch zwei und mehr Schmuckkugeln. Schmuck ist Spieltrieb. Einige der ausgestellten Stücke sind von großem dekorativen Reiz, so eine Halskette aus Gold und blauen Emailleperlen, eine andere aus Chalcedonperlen und schlanken Goldröhrchen. Es dürfte wenige Goldschmiede geben, die gegenwärtig solch ausdrucksstarkes Kunstgewerbe hervorbringen können. Auch die Art, wie Goldplättchen weich gehämmert wurden, berichtet von begabten Fingerspitzen.

Maurice Dufrène.

Heldengräber. Es versteht sich, daß geschäftstüchtige Patrioten schon rüstig bei der Arbeit sind, die Heldengräber dekorativ

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auszunutzen. Die Denkmalsfabrikanten bereiten ihre Kataloge. Da gilt es auf der Hut zu sein, um die peinlichen Katastrophen, die nach den Siegen von Siebenzig die Kirchhöfe, die Dorfauen und Marktplätze der Städte befielen, rechtzeitig abzuwehren. Solcher Vorsicht diente eine Veranstaltung des Berliner Vereins für Deutsches Kunstgewerbe: zwei Referenten und eine ganze Schar von Diskussionsrednern waren sich darin einig, daß die Heldenehrung besser durch soziale Arbeit, durch die Gründung von Wohnheimen für Gesunde und Kranke, von Erziehungsanstalten und dergleichen mehr, als durch die Aufstellung toten Gesteins geschehen kann. Jede, einen Sieg ehrende Siedelung wäre eine neue, sieghafte Förderung des Volkes. Will man aber bestimmte Kultstellen für das Gedächtnis der Gefallenen aussondern, so kann das am redlichsten dadurch geschehen, daß gewachsene Baumgruppen oder ganze Wälder (dadurch der Bauspekulation entzogen) der Erinnerung geweiht werden. Soll darüber hinaus ein steinernes Mal den späteren Geschlechtern von der großen Vergangenheit Kunde geben, so muß ein Künstler berufen werden, daß er mit Ehrfurcht Maß und Rhythmus wecke. Die Gewissenlosen, die Siegespalmen, Triumphbläser, eiserne Kreuze und Eichenlaub in Stein, Bronze, Gips und Pappe zentnerweise liefern, dürfen nicht beschäftigt werden. Die Denkmalspest soll Deutschland nicht wieder befallen Auf den Kirchhöfen aber, wo in langen Reihen die Kameraden liegen, soll die Monumentalität der Einheit walten. München hat für seine Kriegerfriedhöfe in diesem Sinne bereits ein einheitliches, schlichtes, hölzernes, farbiges Kreuz vorbereitet. In der gleichen Gesinnung, in der sie einst stritten und fielen, werden die Männer schlafen: einer wie der andere. Durch solche, eherne Einfachheit wird der Geist von 1914 am besten geehrt werden. R. Br.



Charles Plumet:

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 8.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gries-Bozen Hotel u. Pension Austria. Bes. Rud. Obermüller.

Hamburg Uhlenhorster Fährhaus. Joh. Schwegler's Hotel.

Hotel und Pension Ritter, Ernst-Merckstraße 12-14, direkt am Hauptbahnhof. Tel. Gr. 4, 3199.

Harburg a. Elbe Hotel Kaiserhof. 1. Haus am Platze

Heiligendamm Hotel und Pension Scherpeltz am herrl. Buchenwalde nahe d. See.

Helgoland Logierhaus „Felseneck" m. Depend. „Villa Seeblick"

Helgoland Hotel Märkischer Hof. Bes. Carl Stavenhagen.

Langeoog Nordsee - Insel Kurhotel J. Falke.

Lindenfels Hessen-Darmst. Hotel Odenwald. Bes. A. Vogel.

Lübeck Hotel International. Am Bahnh. Erstkl. neues Haus, zeitgem. hygienisch eingerichtet.

Malchow i. Meckl. Luftkurort. Herrl. a. See u. Wald. Hotels. Pens. u. Privat-Wohnung. für Sommerfrischler. Sport aller Art. Der Verkehrsverein.

Kurhaus Fleesensee. Besitzer Paul Wuthenow.

Marburg a. d. Lahn Hotel Pfeifer. Bes. Rich. Leukroth.

Müritz (i. M.) Ostseebad Kurort i. Hochw. Steinfr. Strand. Familienbad. 2 Dampferlandungsbrücken. Prospekt durch d. **Badeverwaltung.**

Grand Hotel Mecklenburger Hof. Dependencen: Villa Rath und Miramare. — Moderner Betrieb. Elektrisches Licht. Bes. Rob. Rath.

Hotel und Pension Bellevue. Im Walde in unmittelbarer Nähe der Seebäder. Anerkannt gute Küche. Vor- und Nachsaison ermäßigte Preise. Prosp gr. Bes. C. Kruse.

Hotel Erbgroßherzog und Privathaus Villa Franziska. Häuser I. Ranges. Bes. Fr. Grahl.

Neusalz a. d. Oder Münzers Hotel. Bes. Paul Münzer.

Neu-Globsow (Mark) (Stechlinsee) Haus Brandenburg. Vorn. Pension, neu eröffn. Mitten im Laub- und Nadelwald. Frau E. Below. Tel. Fürstenbg. 45.

Luftkurort bei Fürstenberg i. M. am Stechlinsee im Walde. Jeder Sport. Frau Clara Meyer.

Neustrelitz i. M. Pension Stübinger. Gr. Garten, direkt am Wald. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt V gratis.

Nienhagen Ostseebad Paul Hillmann, Hotelbesitzer.

Oppeln Central-Hotel Bes. W. Moeschler

Prerow Ostseebad. Strand-Hotel. I. Haus am Platze, schön u. unmittelbar a. Wald u. See gel.

Rominten Gust. Kallweit Hotelbesitzer

Rössel (Ostpreußen) Hotel zum König von Preußen. Bes. Hugo Parschau.

Insel Rügen (Ostsee) Wald und See vereint. Weltberühmte Kreidefelsenküste! — Prospekte durch die Badeverwalt.: Baabe, Binz, Bergen, Breege, Garz, Glowe, Göhren, Lauterbach, Lohme, Neuendorf, Neukamp, Putbus, Saßnitz, Sellin, Thiessow. Geschäftsstelle Binz. Rügen'scher Ostseebäder-Verband E. V.

Kurhaus Prora b. Binz. Erstkl. Pensionshaus, Strandpromenade u. herrl. Hochwald. Eig. Strand. Keine Kurtaxe. Dir. Dr. Weyte.

Salzungen Kurhaus Salzungen. Pächter: Gustav Boden.

Sassnitz (Rügen) Viktoria-Hotel m. Dépend; direkt a. d. See gelegen. Bes. Aug. Funk.

Hotel u. Pension Prinz Heinrich v. Preußen. Dir. a. Meeresufer, zivile Preise. Bes. Frau Th. Reiß.

Hotel Geschwister Koch, Kurhaus, ren. Pension, a. Meer gel. Hotel des Dtsch. Offiziervereins.

Hotel am Meer. Direkt a. d. See. Bestrenomm. Haus. Otto Fieke, Hoftraiteur.

Schwarzburg-Rudolstadt Hotel Weißer Hirsch. Kurhaus und Villen. Robert A. Huebner.

Schwerin in Mecklenburg Hotel Nordischer Hof, am Schloß. Erstes Haus am Platze.

Stralsund Hotel Artushof Neues modern. Hotel, aller Komfort. Telefon 199. Besitzer Franz Klemm.

Travemünde Ostseebad Park-Hotel und Dependence. Von allen Zimmern herrliche Fernsicht auf See u. Landschaft.

Tuttlingen Hotel „Zur Post" Bes. E. Keppel.

Waren i. M. am Müritzsee Hotel und Pension „Müritzhöhe". (G. Peters). Telefon 65. Bester Aufenthalt für Sommerfrischler.

Villa Rautendelein. Vornehme Familien-Pension. Sommer und Winter geöffnet. Tel. 192.

Hotel und Pension Tannenhof. Inh. P. Struck. Tel. 150.

Warnemünde Stralendorfs Hotel. Das ganze Jahr geöffnet. Aller Komfort.

Hotels: Berringer und Pavillon. I. Ranges. Unmittelbar am Meer. Volle Pension von 6 Mark an.

Hotel Bellevue. Bes. H. Janzen (langj. Leiter des Hotel und Restaurant Kannenberg in Berlin).

Strandhotel (O. Lehmann). Vorn. ruhiges Pensionshaus in den Parkanlagen am Meer. Tel. 36.

Wiesbaden Hotel Kaiserhof und Augusta-Victoria-Bad A.-G.

Wismar i. M. Hotel Stadt Hamburg. Theodor Martens, großherz. Hoftraiteur. Erstes Haus am Platze

Wustrow in Mecklenburg Nordens Hotel. Bes. Joh. Norden.

Strand-Hotel. Alt. schatt. Garten. Dir. a. Strand. Neuer Inh.: F. Doß.

Zingst Ostseebad Stein- u. staubfreier Strand. Eisenbahn-Stat. Prosp. d. d. **Badeverw.**

Wichmann's Hotel. I. Haus am Platze, am Bodden gelegen. Besitzer Otto Lenz.

Zippendorf Kurhaus am Schweriner See i. Mecklbg. Inh. Rich. Albrecht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bunte Kriegsbilderbogen

II. Band

als Fortsetzung der illustrierten Kriegschronik I. Teil, jedoch als ein für sich abgeschlossener Band; in künstlerischer Einbanddecke mit farbiger, geprägter Titelzeichnung von Lucian Bernhard

Preis Mark 3,—

Aus dem Inhalt:

„Reiterlied" von Gerhart Hauptmann, Zeichnung von Ludwig Kainer
„Dum-Dum", Text und Zeichnung von Ernst Stern
„Gesang der Flieger" von Ludwig Fulda, Zeichnung von Prof. Hans R. Schulze
„Die Kunst als Deckung" von Rud. Presber, Zeichnung von Fritz Wolff
usw.

Durch jede Buch- und Kunsthandlung erhältlich

Bunte Kriegsbilder

Künstlerischer Wandschmuck in farbigem Lichtdruck

von

Prof. Carl Röchling, Berlin
Prof. M. Zeno Diemer, München
J. A. Sailer, München

Demnächst erscheint:

Porträt des Generalfeldmarschalls von Hindenburg
von Günther Nagel

Preise:

ungerahmt mit Karton M. 3.—, in einfachem, schwarzem Holzrahmen ohne Karton M. 3.—, mit Karton gerahmt M. 4.50 / Größe gerahmt 26,5×34 cm

Verlangen Sie illustrierten Prospekt

Vereinigte Kunstinstitute A. G.

vorm. Otto Troitzsch / Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 59

Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

April 1908

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Folgende Buchhandlungen

sind Werbestellen der Vereinigung der Kunstfreunde.

Allenstein, Arthur Krause
Altenburg, S. A., Th. Körner
Altona, F. L. Mattigsche Buchh.
Anklam, Fr. Krüger
Apolda, Fr. Lauth's Buchh.
Arnsberg, J. Stahl's Buchh.
Aurich u. Umgebung, D. Friemann
Bergedorf, Köster & Wobbe
Berlin C., Erdmannsdorf. Möbelind.
Bernburg, R. Schilling's Buchh.
Beuthen O.-Schl., Carl Rudolph
Bielefeld, A. Helmich's Buchh.
Bocholt, J. u. A. Temming's Bh.
Bochum, O. Hengstenberg's Buchh.
Borken, Westf., Jean Bläser
Brandenburg a. H., Willy Schultze
Braunschweig, Schulbuchhandlung
Bremen, Gustav Winter's Buchh.
Bremerhaven, R. Petermann
Breslau I, Theodor Lichtenberg
Breslau I, Trewendt & Granier
Brieg, Rudolf Wirwalski
Bromberg, Erich Hecht Nachf.
Bützow i. Meckl., Buchh. S. Berg, Inh. E. G. Zabel
Cuxhaven, Helgold., A. Rauschenplat
Danzig, L. Saunier, Buchhandlung
Delmenhorst, Carl Otto, Buchh.
Dessau, Bernh. Ohme, Buchh.
Detmold, Hinrichs'sche Hofbuchh.
Dirschau, Walther Kranz, Buchh.
Dt. Krone, A. Schapler's Buchh.
Dortmund, Max Thomas, Buchh.
Dresden-A., Emil Richter, Buchh.
Duisburg-Ruhrort, J. Grandjean, K.
Düsseldorf, Ernst Ohle, Buchh.
Eckernförde, K. Heldt'sche Hofb.
Eisenach, H. Jacobi's Buchh.
Elberfeld, Wick & Jannsen, B. u. K.
Elbing i. Westpr., L. Saunier, Bh.
Elmshorn, D. Feddersen jr., Buchh.
Emden, J. Röling
Erfurt, Keyser'sche Buchhandlung
Essen, Ruhr, G. D. Baedeker, Bh.
Eutin, W. Struwe's Buchh.
Flensburg, Huwald'sche Buchh.
Frankenstein i. Schl., E. Philipp
Frankfurt, Oder, L. Massute's Bh.
Geestemünde, J. H. Henke, Buchh.
Gelsenkirchen, Westerhove's Bchh.
Genthin, H. P. Ehrich, Buchh.
Glatz, Max Adam's Buchh.
Gleiwitz, A. Lonczyk Nachflg., Buch- und Papierhandlung
Glückstadt, Max Hansen's Buchh.
Gnesen, Otto Pabst, Buchh.
Görlitz, M. Wartner's Buchh.
Goldingen (Kurl.), F. Besthorn's Bh.
Göttingen, Akad. Buchh. G. Calvör
Greifswald, Bruncken & Co.
Gumbinnen, Gebr. Reimer, Buchh.
Güstrow i. M., Johannes Schneider
Hagen, Westf., Emil Rath, Buchh.
Halberstadt, J. Schimmelburg
Halle, Saale, Dr. P. Münter
Hamburg 11, I. W. Basedow
Hamburg St.-P., Crone & Martinot
Hamburg 19, Eimsbüttel, O. Kaven
Hameln, Schmidt & Suckert
Hamm, Westf., Dietrich'sche Bchh.
Hannover, Richard Kollmann
Hannov. Münden, Hans Augustin
Harburg a. E. u. Umgeb., Danckwerts'sche Buchhandlung
Heide i. Holst., J. Nagel, Buchh.
Herford, W. Menckhoff, Buchh.
Hildesheim, Gerstenberg'sche Bh.
Hirschberg i. Schl., Kuh'sche Bh.
Hoexter, Otto Buchholz, Buchh.
Hohensalza, A. Alt, B.- u. Papierh.
Holzminden, Fr. Wiegand, Buchh.
Husum, L. Thomsen's Buchh.
Insterburg, Fr. Roddewig's Buchh.
Iserlohn, Ernst Bischoff, Buchh.
Itzehoe u. Wilster, Bachmann & Petersen
Jena, Akad. Buchh. Rassmann
Kalbe, Saale, H. Bähr's Buchh.
Kassel, E. Roettger's Buchh.
Kattowitz O.-Schl., Georg Hirsch
Kiel, Walter G. Mühlau, Buchh.
Kolberg, Dietz & Maxerath, Buchh.
Königshütte O.-Schl., M. Hautzinger's Nachfolger, Buchh.
Köslin, C. G. Hendess Nfl., R. Ludwig
Krefeld, Albert Fürst Nachf.
Krotoschin i. Posen, U. Friede's Bh.
Landsberg a. W., Fr. Schäffer & Co.
Landshut i. Schl., Paul Schulte's B.
Langensalza, Stockstrom Nachf.
Langfuhr b. Danzig, Schwarz-Akad. Buchh. m. b. H.
Leer i. Ostfrld., W. J. Leendertz
Lehe i. Hann., Fritz Brüning
Leobschütz, Adolph Rölle Inh. Osw. Erbrich, Buchh.
Lippstadt, A. W. Doenne's Nachf.
Liegnitz, Th. Kaulfuß'sche Buchh.
Lissa in Posen, Osc. Eulitz, Buchh.
Lübeck, Bernhard Nöhring
Ludwigslust, Hinstorff'sche Hofb. (C. Kober)
Lüneburg, Herold & Wahlstab
Magdeburg, Julius Neumann, Bchh.
Malchow i. M., H. Winckler, At. f. Ph.
Marburg, Elwert'sche Buchh.
Marienburg i. W., H. Hemmpel
Marienwerder, Franz Böhnke
Memel, Robert Schmidt's Buchh.
Merseburg, Friedr. Pouch, Buchh.
Minden, Westf., Chr. Bachmann
Mölln i. Lauenburg, Herm. Krüger
Mühlhausen, Thür., C. Albrecht's B.
Mühlheim, Ruhr, Max Roeder
München, Alfred Schmidt Nachf.
München, Chr. Kaiser, Buchh.
Münster, Westf., Borgmeyer & Co.
Nauen, Eckstein, Phot. Atelier
Neisse, Robert Hinze, Buchh.
Neubrandenburg, Brünslow'sche Hofbuchhandlung
Neumünster, R. Hieronymus, B. u. K.
Neustettin, F. A. Eckstein, Buchh.
Neustrelitz, G. Barnewitz'sche Hfb.
Norden, Herm. Braams
Oberhausen, Rhld., G. Kühler
Oeynhausen, E. Scherer, Buchh.
Oldenburg i. Gr., G. Stalling'sche B.
Oldeloe, Bad., L. H. Meyer, Buchh.
Oppeln, Eugen Franck's Buchh.
Osnabrück, H. Meinders Buchh.
Ostrowo i. Posen, Hermann Hayn
Paderborn, Th. Hense, Buchh.
Pasewalk, A. Schnurr, Inh. F. Scharfe
Plön-Malente-Gremsmühlen, Hahn'sche Buchh., Hugo Lüders
Posen, Philipp'sche Buchh., Buchdr.
Prenzlau, C. Vincent, Buchh.
Pyrmont, E. Schnelle, Buchh.
Rathenow, Paul Rensch, Buchh.
Ratibor, Eugen Simmich, Buchh.
Ratzeburg u. Herzogt. Lauenburg, Gerh. Schetelig, Buchh.
Rawitsch i. Posen, Jul. Urbitsch
Remscheid, Gottl. Schmidt, Buchh.
Rendsburg, Ernst Reichel, Buchh.
Rheydt, Gustav Pilgrim. Buchh.
Rinteln, W. Droste, Buchh.
Rostock i. Meckl., Stiller'sche Hof- u. Univ.-Buchh.
Rüstringen i. Old., L. Rauchenberger
Rybnik O.-Schl., M. Bartels Buchh.
Salzuflen, Georg Schade, Buchh.
Schleswig i. Holst., Karl Liesegang
Schneidemühl, Chr. V. Wieck
Schweidnitz, Reichenbach, L. Heege
Schwerin i. Mecklb., Stiller'sche Hofbuchhandlung
Segeberg i. Holst., J. F. Meier
Stade, Fr. Bacheratz, B.- u. Musikh.
Stargard i. Pom., Otto Plath
Stendal, Rob. Fehse, Buchh.
Stettin, Frd. Nagel's Buchh.
Stolp i. Pom., H. Hildebrandt'sche B.
Stralsund, Wilhelm Zensch, Buchh.
Tarnowitz O.-Schl., A. Adolph, B. u. K.
Tilsit, Hans Kaptuller, Buchh.
Treptow a. d. Tollense, Gall's Bh.
Varel i. Old., J. W. Acquistapace
Verden a. d. Aller, Joh. König
Waldenburg i. Schl., Curt Seibt
Wandsbeck-Marienthal u. Eilbeck, R. Sauermann, Buchh.
Waren i. Meckl., Thaden'sche Bh.
Wattenscheid, O. Hengstenberg's B.
Weimar, L. Thelemann,s Hofbuchh.
Weißenfels, M. Lehmstedt's Buchh.
Wesel, B. Schmithal's Buchh.
Wismar i. Meckl., Hinstorff'sche Hofbh. (C. Witte)
Würzburg, J. Kellner's B.- u. Kh.
Zabrze, H. J. Sobotzik, Buchh.
Zittau, E. Oliva's Buchh.
Zwickau, Sa., E. Walter Marx, Bh.

Die Werbestellen nehmen Neuanmeldungen zur Mitgliedschaft entgegen, zeigen gerahmte Probebilder und geben bereitwilligst jedermann Auskunft über die Vereinigung der Kunstfreunde.

Digitized by Google
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
PRINCETON UNIVERSITY

Der
Kunstfreund
Zeitschrift der Vereinigung
der Kunstfreunde
1915 April

Stefan Großmann: Aus Österreichs ernsten Tagen.

Österreich und ernste Tage? Vielen Oberflächlichen erscheint das schon als Widerspruch, denn sie kennen nur ein heiteres Österreich oder eigentlich ein heiteres Wien, das aber auch nicht das wahre Gesicht der alten Kaiserstadt darstellt, sondern sozusagen: ein Wien für den Export, die Marke Wien, die für den Handel mit Operetten, Blusen, Kleidermodellen, für die Ausfuhr von Musikanten, Stimmungsbildern und Kellnern nötig ist. Österreich aber das bedeutet auch: Endloses Karstgebirge, Tiroler Gletscher, galizische Wälder, tschechische Rübenbauer, kurz: Alle „im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder", wie unser offizieller, etwas umständlicher Titel heißt, denn seinen guten alten Namen Österreich hat es nicht einmal auf dem Papiere. Es wird, hoffen wir, zu den angenehmen Nebenfolgen dieses Krieges gehören, daß bei der großen Revision Österreich auch wieder zu seinem Namen kommt. Dann werden Minister, die Österreich und Ungarn gemeinsam sind, vielleicht als Reichsminister angeredet werden. Zaghaft, wie wir waren, sprachen wir bisher nie vom Reich... Nichts wäre oberflächlicher, als Österreich bloß als das Land des Walzers, ja sogar als das Land der Altenberg und Schnitzler anzusehen. Die liebenswürdige Welt der Grete Wiesenthal, für mich das lebende Bild musikalischer österreichischer Grazie, — es ist denkbar, daß ein Schuß Grete Wiesenthal dem deutschen Wesen nicht schädlich wäre — hat ihren ernsteren Hintergrund. Übrigens ist, was stark und zukunftsreich in Österreich war, immer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch in Deutschland bejaht worden, es sei nur an Anzengruber erinnert, der in Wien als Witzblattredakteur sein Leben fristen mußte, dessen „viertes Gebot" im Josefstädter Theater gelinde durchfiel, bis Otto Brahm ihn in Berlin durchsetzte und damit auch für Österreich. Dagegen gab es manche große Begabung, die in Wien nahezu erstickte, weil sie nicht den Weg ins Freie, den Weg nach Deutschland fand. Österreich braucht den kälteren, reineren Luftstrom aus dem Norden.

Man darf kein Land der Erde nur nach seinen Exportgütern beurteilen, das Beste bleibt ja doch zu Hause und verkriecht sich vor den Händlern. Auch nach den Zeitungsereignissen darf man Österreich nicht beurteilen. Was hat man im Ausland vom österreichischen Parlamentarismus erfahren? Seine unleugbar ausgebildete Technik des Zwischenrufs! „Tolstoi, der Tepp" ein elendes Demagogenwort, das blieb im Gedächtnis haften. Und doch wäre es ungerecht, Österreichs Parlament nur nach den telegraphierten Exzessen zu beurteilen. Was für eine unendlich mühevolle, systematisch entwickelte, kunstreiche Arbeit steckt in der Wahlreform, die Österreich in 20 Jahren zu demokratisieren begann. Erst die Ablehnung der plötzlich geborenen radikalen Taaffeschen Reform, dann Badenis Übergangsreform, schließlich — nach dieser Vorbereitungszeit — das allgemeine Wahlrecht. Wieviel Gewissen steckt in diesem stufenhaften Werden! Wie nebensächlich scheint daneben das bißchen demagogische Geschrei, das freilich in alle Welt gemeldet wurde, das tiefere Gesetz läßt sich nicht depeschieren! Denken Sie daran, daß das Unterstützungsgesetz für die Angehörigen unserer Krieger in diesem verschrieenen Parlament auf Antrag der Sozialdemokraten beschlossen wurde, dieses Gesetz, das dafür sorgt, daß die Kriegsnot nicht auch den Tisch der zurückgelassenen Kriegersfrau kahl macht. Beiläufig: Es gibt wenige Gesetze von so konservativer Tendenz. Diese genügenden Unterstützungen an die Familien der Eingerückten sind die Versicherungsprämie, die der Staat dem Proletariat während des Krieges zahlt. In einer oft als verschwenderisch verschrieenen Sozialpolitik steckt soviel verkappte konservative Tendenz!

Österreichs ernste Tage haben nicht erst Ende Juli begonnen. Ein Staat, der aus zwölf Völkern besteht, hat es nicht leicht. Ihm fehlt dieses aus einem Stück Gegossene des national einheitlichen Staates. Es ist nun sehr billig, einen so vielfach zusammengesetzten, nicht auf dem Schlachtfeld aneinander geschweißten Staat allerlei Schlimmes zu prognoszieren. Es gab ja unzweifelhaft auch bedenkliche Krankheitssymptome. Vieles aber, das als Verfallsmerkmal gedeutet wurde, war oft nur ein Zeichen inneren Wachsens. So sind die Tschechen aus einem Volk von armen Rübenbauern ein wohlhabendes, industrietreibendes Volk geworden, und ein Symptom dieses Wohlstandes war sein plötzlicher Überfluß an Intelligenzlern, jener Bildungsüberschuß, der in allen modern entwickelten Staaten ein Problem darstellt. Diese Söhne schnell reich gewordener Leute wollten im Handumdrehen, womöglich noch in den Universitätsjahren, eine starke nationale Kultur begründen, und sie mußte, weil ja die Eltern alles der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Geisteswelt danken, just aus der französischen abstammen. So sah man breitknochige tschechische Bauernsöhne die Gewohnheiten Pariser décadents nachmachen. Wären die Tschechen nicht schnell wohlhabend und reich geworden, so hätten sie sich diesen geistigen Überbau nicht schaffen können. Für diesen Bildungsüberschuß brauchte man immer mehr Gymnasien, Universitäten, Richterstellen, Staatsbeamtenkarrieren — deshalb sind die nationalen Fragen der Tschechen so lange gar keine Probleme des tschechischen Volkes, sondern bloß seiner Bourgeoisie gewesen. Es war bei den anderen slawischen Völkern in Österreich dieselbe Schicht, die Lärm machte. Slovenen verlangten eine Universität in Laibach, Ruthenen begehrten eine ukrainische Hochschule — obwohl nicht nur die slovenischen Hochschullehrer einstweilen rar waren, nein, auch die wichtigsten Lehrbücher waren erst zu übersetzen. Diese Intelligenzler gewordenen Söhne reichgewordener Bauern oder gar Industrieller wurden, wenn kein Amt sie begrenzte, radikale Agitatoren. Aber ich würde, wenn es einen ehrlichen russophilen Tschechen gäbe — ein paar traurige Existenzen sind aus der russischen Korruptionstechnik zu erklären — ich würde diesen Unüberlegten fragen, wo denn in Rußland ein slawisches Volk sich mit ähnlicher Geschwindigkeit vom Rübenbauer bis zu Friedrich Smetana emporentwickeln konnte?

Solche Fragen müssen gestellt werden, weil der Österreicher — vielleicht ist das ein Element seines künstlerischen Wesens — so leicht zur Selbstkritik, zur Selbstironie neigt. Das gut Gewordene ist ihm das Selbstverständliche, aber das noch nicht von der Idee Gebändigte steht vor ihm und reizt ihn. So fehlt ihm das starke, breite, deutsche Selbstvertrauen. Erinnern Sie sich an Franz Grillparzer, der, wenn er auf die Straße trat, hart an der Mauer entlang ging: „Ich will nicht ins Gewühl geraten." Eine verdammte Zartsinnigkeit, die zur Schwäche zu werden drohte, verhinderte uns oft, frisch mit dem Strom zu schwimmen. Deutschland wird als Michel allegorisiert, für Österreich besteht nur ein weibliches Symbol. Aber wer die Tage der Mobilisierung in Österreich miterlebt hat, der ahnte, daß wir im Begriffe sind, unser männliches Symbol zu finden. Mit einem Schlage waren alle diese Feinfühligkeiten und Sensibilitäten weggewischt. Ich werde den Abend des Abmarsches des Wiener Hausregimentes, der Deutschmeister, aus Wien nicht vergessen. Nachts. Ein riesiger, von Fackeln unsicher erhellter Exerzierplatz, die Soldaten in Reih und Glied, hinter ihnen Bruder, Schwester, Geliebte, Eltern. Und draußen vor der Kaserne ein schwarzes Gewimmel: Wien, das von seinen Jungen Abschied nimmt. Es gab fast keine Träne! Auch keine Frivolität, hinter der sich das Wiener Gefühl so gern versteckt! Ohne ein Atom Weinerlichkeit, voll beherrschtem Gefühl, stark, selbstvergessen, vertrauensvoll war dieser Abschied. An diesem Abend fühlte man endlich, daß Wien eine deutsche Stadt ist.

Der Jubel dieser ersten Kriegstage ist vergangen, in Wien wie anderwärts, und all das, was man das österreichische Problem nannte,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trat wieder in irgendeiner Form ins Licht. Es gibt ja kein politisches Problem, das man in Österreich nicht studieren könnte, und es gibt verzweifelte Diagnostiker, die diesen interessanten Patienten allein um seiner lehrreichen Krankheiten willen erhalten sehen möchten. Man sagt so leicht: Die Schweiz ist auch ein Nationalitätenstaat, wie einheitlich steht sie da. Nun — es ziehen zerreißende Ströme auch dieses beneidenswert kleine Land nach drei Seiten. Carl Spittelers Torheiten, die er neben soviel wohlüberlegte Klugheiten setzte, sind vielleicht aus dem Bedürfnis, die französischen Schweizer zu überreden und zu gewinnen, entstanden. Auch die Schweizer Einheit ist ein Kunstgebilde. Freilich eines, das durch eine Jahrhunderte alte demokratische Tradition fest gekittet ist, und am Ende ist zwischen drei europäischen Kulturvölkern, wie es Deutsche, Franzosen, Italiener sind, leichter ein gemeinsames Niveau herzustellen, als zwischen dem slovenischen Ziegenhirten und dem Reichenberger Großindustriellen, dem ruthenischen Analphabeten und dem Wiener Universitätslehrer. Und dann: Die Ansätze der österreichischen Demokratie sind noch so jung! Gerade das Exempel der Schweiz beweist, wieviel konservative Kräfte in alten, tief eingelebten demokratischen Institutionen leben. Österreich brauchte, um dieser freie Nationalitätenstaat zu werden, eine Zeit des Vertrauens, eine lange Epoche des geduldigen Aneinanderkommens der Völker, es wäre durchaus falsch, Österreichs politische Verhältnisse nach den Exzessen der oder jener Demagogie zu beurteilen. Diese demagogischen Wallungen sind die Kinderkrankheiten jedes Konstitutionalismus. Bedenken Sie, daß Österreich erst seit den sechziger Jahren eine verfassungsmäßige Vertretung besitzt und auch diese mit etlichen sehr empfindlichen Unterbrechungen! Es ist wahr, wir haben viel Zeit verloren mit den Deklamationen extremer Studentenpolitiker. Ein so schwieriger Organismus wie Österreich aber läßt sich nicht von dem unerfahrenen Enthusiasmus einer allzu jungen losgeherischen Studentenpolitik regieren. Ich glaube überhaupt, wir alle bilden unsere politischen Gesinnungen zu früh aus, wir gönnen uns kaum Entwicklung, weil wir das Stigma des „Verrätertums" fürchten, und so laufen viele bis ins Alter mit den Anschauungen ihrer Gymnasiastenzeit herum. Immer wieder haben wir bei allen Nationen das Schauspiel erlebt, daß Studenten mit ultraradikalen Programmen in die Politik eintraten und fast eine Generation lang dazu gebraucht haben, bis diese gut gemeinten, aber unerfahrenen Bestrebungen sich zu einem klaren, brauchbaren Nationalprogramm klärten. Dann aber war gerade der Studentenpolitiker wieder ein alter Mann geworden und hinter ihm stand schon wieder eine neue Generation mit dem Beile! So sind die Alttschechen, deren Führer Rieger seinem Volke immer wieder die Versöhnung mit Österreich empfahl, deren Historiker Palaszky in seinem Testament vor der russischen Universalmonarchie warnte — als sie endlich Staatsmänner wurden — von den Jungtschechen verdrängt worden, so sind dann die Jungtschechen, sofern sie verantwortliche Politik machen wollten, von einer schlagwortfrechen radikalen Konkurrenz bedroht worden. Es war im deutschen Lager nicht besser. Wie töricht war es, daß deutsche Studenten die italienische Universität bei Inns-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bruck zertrümmerten! In den Stimmen aus Italien hören wir heute noch den Groll darüber. Nein, nüchterne nationale Politik zu treiben, das gehört zu den dringendsten Erfordernissen aller Völker Österreichs — die Jugend aber hat ein Recht auf Rausch! Erst wenn das Gesetzmäßige dieses Verbrauchs an Generationen zutage getreten wäre, erst dann hätten sich — und werden sich! — die tieferen konservativen Tendenzen auch in den nationalen Demokratien durchsetzen. Völker, die Jahrhunderte lang absolut regiert waren, können eben nicht von heute auf morgen verantwortlich denken. Aber die Völker Österreichs stehen mitten drin in einem Prozeß der Selbsterziehung, sie waren im Begriffe, die Flegeljahre des Konstitutionalismus zu überwinden. Ehedem hat es ein Bindemittel zwischen den Völkern Österreichs gegeben, das gewiß auch heute noch vielfach hält, die katholische Glaubenseinheit der Österreicher. Aber die zusammenhaltende Kraft dieser Bindung schwächt sich mit jedem Tage der Industrialisierung Österreichs, und die Gruppierung der Nationen ordnet sich immer klarer. Der Glaube des verstorbenen Thronfolgers, durch den bewußt geförderten Katholizismus die nationalen Auseinandersetzungen auszuschalten, das war ein Königsgedanke von gestern.

Josef Maria Olbrich.

Der Krieg bedeutet auch für Österreich die große Revision der Kräfte. Aber darüber gibt sich wohl auch in Frankreich und Rußland niemand mehr einer Täuschung hin, daß dieses alte Österreich von weit zäheren Klammern zusammengehalten wird, als in leichtfertigen Anekdoten und Berichten russischer Diplomaten verkündet ward. Wir haben, wie so viele interessante Kranke, an zu vielen Diagnosen gelitten! Gar manche Konflikte, die in den parlamentarischen Beratungssälen endlos debattiert wurden, sind durch den Krieg ganz simpel und selbstverständlich gelöst. Nehmen Sie die Frage der deutschen Kommandosprache im K. und K. Heer. Was ist über diese neunzig Worte diskutiert, geschrieben, gestritten worden! Ich glaube, daß heute Deutsche, Ungarn, Polen, Kroaten, Tschechen über die Notwendigkeit dieser gemeinsamen Verständigung, und daß sie deutsch sein müsse, vollkommen im klaren sind. Man begreift nicht mehr, daß man darüber debattieren konnte! Zum erstenmal seit eineinhalb Generationen haben sich die Völker des Reichs nebeneinander gesehen, die Internationale des österreichischen Heeres wird ihre Agitatoren der Verständigung in alle Länder und Provinzen schicken! Das ist die große Bedeutung und das große Erlebnis des Krieges: die Völker Österreichs haben sich ins Auge gesehen! Vor allem aber: die Polen, Rumänen, Kroaten und auch die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tschechen haben den deutschen Genossen kennen gelernt, und dieses Erlebnis in der ernstesten Stunde des Reiches wird seine Früchte tragen. Das Gefühl innerster Verbundenheit mit Deutschlands Schicksal schimmerte aus einem der wichtigsten Dokumente dieses Kriegs, aus einem Artikel der sozialdemokratischen Arbeiterzeitung, der in den ersten Augusttagen in Wien von Hand zu Hand ging. Der Grundton dieses prachtvollen Bekenntnisses war ein Gelöbnis an Deutschland, sein Schicksal als das eigene zu empfinden. Das Los des letzten Arbeiters in Österreich ist an Deutschlands Los gebunden!

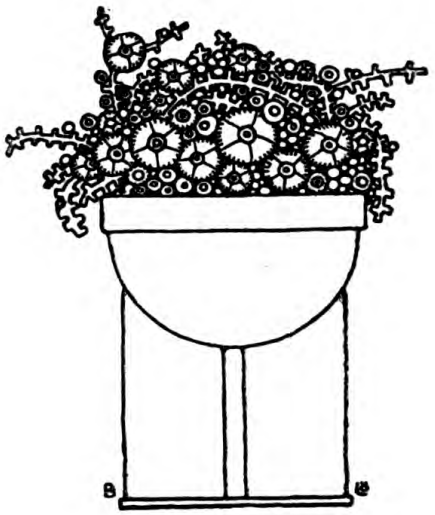
Noch fehlen der österreichisch-ungarischen Armee manche Merkmale der militärischen Demokratie. Wir haben in Österreich nicht einmal eine Kriegsauszeichnung, die dem Soldaten wie dem Offizier verliehen werden kann. Es gibt Orden für Offiziere, sparsam verteilte Tapferkeitsmedaillen für Soldaten, kein Eisernes Kreuz. Wir haben kein österreichisches Volkslied, das alle Soldaten im Marschieren singen können, wir haben nur das schöne Haydnsche Kaiserlied, das aber eine Hymne ist. Wer bringt uns ein Heimat- und Volkslied, wie es B. Björnson für sein Norwegen fand. („Ja, wir lieben dieses Land!" usw. usw.) So viele Dichter sind jetzt schnell bewußt österreichisch geworden. Wer findet das neue Lied?

Ich möchte jedem Reichsdeutschen wünschen, einmal die Abendstunde in Wien oder Pest oder in Krakau mitzuerleben, in der der deutsche Generalstabsbericht ausgegeben wird. Es sind wahrhaftig nicht allein die stilistischen Vorzüge, die Knappheit und Gedrängtheit dieser Mitteilungen, um derentwillen der Österreicher den deutschen Schlachtbericht mit der leidenschaftlichen Ungeduld des zarteren Bruders erwartet. Nein, diese Abendmeldungen werden eben auch mit unserem Blut geschrieben! Jeder aus der Armee, die Österreich-Ungarn aufgestellt hat, jeder aus diesen Millionen, Deutscher wie Pole, Kroate wie Ruthene, Ungar wie Tiroler, aber auch der Tscheche, weiß es in diesen Abendstunden, daß Deutschlands Schicksal das unsere ist. Dieses Erlebnis muß seinen politischen Ausdruck finden! Es war Bismarcks weiseste Tat, daß er im Nikolsburger Frieden Österreich nicht um einen Schritt breit schwächen wollte. Die Fortsetzung dieser Politik, der Bismarckgedanke von morgen wird es sein, die Formel zu finden, in der das große gemeinsame Erlebnis dieser Bundesgenossenschaft im Kriege seine Verewigung auch für die Friedenszeit fände. Es wäre unstatthaft und vielleicht störend, sich jetzt schon ins Konkrete zu verlieren. Man redet von einer kommenden Wirtschaftsgemeinschaft. Finanzfachleute sprechen von einer einheitlichen Währung. Das ist viel und doch noch wenig. Nun, der Tag wird kommen, an dem auch die Hindenburg und Hötzendorf über die Fixierung gemeinsamer Notwendigkeiten offen reden werden. Fragen Sie übrigens jenen Offizier, der aus dem deutschen Gebiet ins galizische Land eine ihm auf die Seele brennende Post zu überbringen hatte, was er nur allein darunter gelitten, daß die endlosen Wagenkolonnen des Train, wenn sie dem Auto des Kuriers in Österreich auswichen, nach links fuhren, während der Deutsche gewohnt ist, nach rechts auszuweichen, Aufenthalte,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei denen man sich vor Wut die Zunge abbeißen wollte, sind so entstanden. Ja, es werden künftighin Verständigungen bis tief in die Verwaltung nötig sein! Wir werden lernen müssen, nach derselben Seite auszuweichen, nach derselben Seite vorzufahren . . . Mit gelindem Grauen denkt man heute daran, daß ein tschechischer Politiker vor mehreren Jahren vom Bündnis mit Deutschland als von einem „abgespielten Luxusklavier" redete. Das darf nicht mehr denkbar sein. Ein unzerreißbarer Kontakt wird festzulegen sein und die Millionen Österreicher, die diesen Krieg an Deutschlands Seite miterlebt, werden die leidenschaftlichen Propagandisten dieses über alle Zufälligkeiten gesicherten Beisammenseins sein! Vielleicht nie wieder wird eine Stunde kommen, die dieser geschichtlichen Tat so günstig wäre! Man möchte denen, die diese Bismarcktat der nächsten Zukunft ausführen könnten, das mahnende Wort zurufen:

Was Du von der Sekunde ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück!



Bertold Löffler.

Der Zierbuchstabe auf Seite 193 ist von C. O. Czeschka, der auf Seite 200 von Gustav Klimt, der auf Seite 208 von Josef Hoffmann und der auf Seite 211 ebenfalls von Hoffmann.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hermann Bahr: Das österreichische Wunder.

Der Krieg hat reingemacht. Er bläst scharf; aller Schein vergeht, nur Wesen bleibt. Und so leben wir jetzt endlich in Wirklichkeiten, statt in Redensarten, die ja schon solche Macht über uns hatten, daß wir ihnen mehr als unseren eigenen Augen trauten. Von diesen landläufigen Redensarten war keine beliebter als die dümmste, die von Österreichs Zerfall. Es galt überall für ausgemacht, daß die Nationen Österreichs auseinander wollen und eigentlich nur noch von außen zusammengehalten werden, nämlich nur durch die Furcht der Nachbarn, sich über die Teilung Österreichs nicht einigen zu können. Einer sprach das dem anderen nach, bis es zuletzt auch schon die Österreicher selber glaubten. Da kommt der Krieg, die Wirklichkeit erscheint: ganz Österreich eins, alle seine Völker desselben Willens, derselben Bereitschaft, desselben Opfermuts, Deutsche, Slawen und Ungarn Brüder, im selben Schützengraben, im selben Spital, einer die Sprache des anderen stammelnd, die Lieder des anderen singend, kein Zwist mehr, überall Eintracht, alle nur noch Österreicher; Österreich, so oft totgesagt, lebt in ihnen allen. Ein Wunder scheints, denn man kennt Österreich ja nirgends, am wenigsten in Österreich. Wer es aber kennt, der hat das Wunder erwartet, der hat gewußt, daß es sich auch jetzt wiederholen wird: denn dieses Wunder ist ja noch immer geschehen in allen großen Stunden Österreichs.

Aus meiner Kindheit erinnere ich mich eines alten Stichs, der damals viel zu sehen war: eine stattliche Frau, schwarz gekleidet, tiefen Ernst in den strengen Zügen, umringt von wildbärtigen Kriegern in fremdartiger Tracht, ihre Schwerter gezückt, um die geliebte Königin zu schirmen — Maria Theresia vor den Magnaten in Preßburg; und darunter stand der Schwur zu lesen: Vitam et sanguinem pro Majestate vestra, moriamur pro rege nostro! Dem Knaben fiel daran nichts auf. Das Vaterland ist bedroht, die Königin ruft, das Volk gehorcht; es schien die natürlichste Begebenheit. Erst als ich später mit unseren Völkern und gar mit den Ungarn besser bekannt wurde, fing ich mich darüber zu wundern an, nun kam mir die Begebenheit immer seltsamer, ja höchst unnatürlich vor. Man bedenke doch den Augenblick! 1741, der letzte Habsburger tot, eine junge Frau regiert, „unerfahren, wie sie selbst erzählt, und ohne Geld, Truppen und Rat"; Frankreich, Spanien, Bayern, Sachsen und Preußen bedrohen sie, schon steht Friedrich von Preußen in Schlesien, Karl Albert von Bayern ist zum Könige von Böhmen ausgerufen, Oberösterreich erobert, der Weg nach Wien frei, der Hof flieht. Und wohin? Zu den Ungarn, es klingt unglaublich: eben den unbotmäßigen, ewig aufständischen, nie ganz unterworfenen Ungarn, die eben noch, kein Menschenalter ist es her, zu Onod auf Rakoczys Antrag dem Hause Österreich für immer den Gehorsam gekündigt und es des ungarischen Throns verlustig erklärt haben, ja deren ganze Geschichte nur immer durch das Mißtrauen gegen Österreich, durch den Haß gegen Habsburg allein bewegt, gelenkt zu werden scheint. Zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen Ungarn geht die junge Königin aus diesem verhaßten Hause Österreich in ihrer letzten Not und diese Ungarn, deren ganze Geschichte nur ein einziges Los von Österreich ist, verleugnen diese Geschichte, ziehen das Schwert für Habsburg, retten Österreich. Die Szene mag später aufgeputzt und ausgeschmückt worden sein, aber wieviel man von ihr kritisch abziehen mag, das eine bleibt, daß in einem Augenblick, wo Ungarn Habsburg verderben konnte, Ungarn für Habsburg einstand. Warum? Aus einer Aufwallung von Ritterlichkeit? Die Ungarn sind ritterlich, aber niemals auf ihre Kosten. Es sieht ihnen gleich, sich an der eigenen schönen Geste zu berauschen, es sieht ihnen gar nicht gleich, ihren Vorteil je zu vergessen. Und selbst wenn man sich den Preßburger Schwur aus einem Anfall von Edelmut erklärt, der einer so raschen, entzündlichen, gern in malerischen Gefühlen schwelgenden Nation immerhin zuzutrauen wäre, wie will man es aber erklären, daß schon einmal, neunundzwanzig Jahre früher, auch in einem Augenblick der Gefahr für Österreich, wo die Ungarn nur zuzugreifen hatten, um Österreich los zu sein, daß auch damals die Ungarn, statt das Band zu zerreißen, es nur desto fester zogen, und damals nicht in irgendeiner aufflackernden Begeisterung, ohne große Szene, ganz untheatralisch, in ruhiger Beratung, nach reiflicher Überlegung, durch wohlerwogenen Beschluß und freien Willens? Ohne männlichen Nachkommen, mußte Karl VI. daran denken, das Reich unter den Töchtern aufzuteilen, zugleich aber auch einer jeden ihren Teil zu sichern; die Länder mußten der Teilung zustimmen. Der Agramer Landtag, zunächst befragt, entschied sich für den „Herrscher, der in Wien residiert", bereit, auch ferner dem ungarischen König zu gehorchen, aber nur, „solange er ein Österreicher ist und sein wird". Zu dieser Agramer Entscheidung sollten nun die Ungarn sich vernehmen lassen, er wurde der Palatinalkonferenz vorgelegt. Und siehe, die Ungarn empfahlen dem Kaiser, das Reich nicht zu teilen, sondern unter den Töchtern eine zur Erbin des Ganzen auszuwählen. Ja, sie rieten das dem Kaiser

Josef Hoffmann.

nicht bloß an, sie bedangen es sich aus, daß die Erblande sich durch Vertrag verpflichten sollten, beisammen zu bleiben, von dieser einen Erbin regiert. Unter dieser Bedingung seien sie bereit, auf die Königswahl zu verzichten, unter dieser Bedingung werde der ungarische Landtag die weibliche Erbschaft anerkennen und den Gemahl der Thronerbin zum König krönen. Also: die Ungarn, statt die Gelegenheit zu benützen, um von Österreich loszukommen, willigen ein, sich an Österreich anzuschließen, ja noch mehr,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

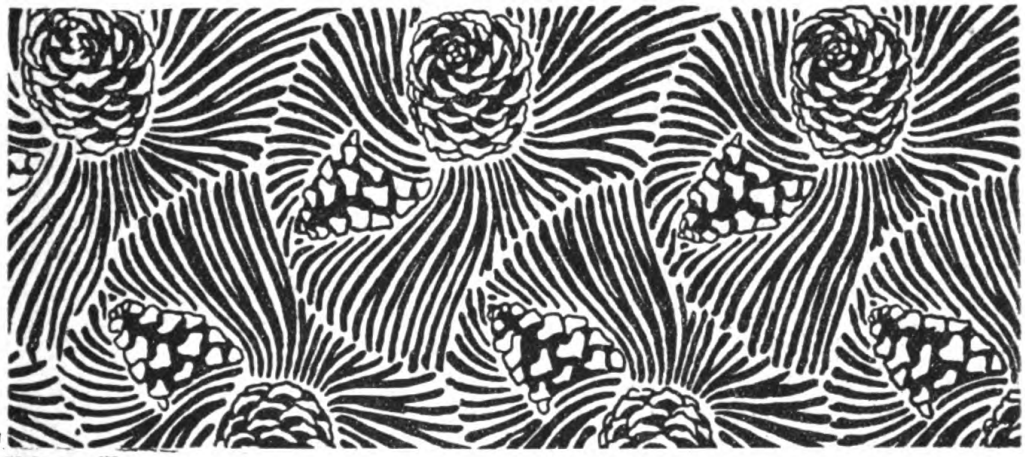
sie sind es, die verlangen, daß Österreich nicht geteilt, nein, daß, was bisher bloß äußerlich, bloß durch die Person des Regenten verbunden war, fortan durch förmlichen Vertrag, durch ein Bündnis zwischen den Erblanden auch innerlich, auch real eins, daß aus einem Aggregat von eroberten, erworbenen und erheirateten Grundstücken ein Reich, die Monarchie wird. Die Ungarn sinds, die die pragmatische Sanktion nicht bloß ermöglicht, die die pragmatische Sanktion gefordert und dadurch, was vorher vielleicht im stillen ein frommer Wunsch des Kaisers war, den auszuführen er aber niemals hoffen konnte, verwirklicht haben, die Ungarn, die sie hätten verhindern können und wenn sie ihrem alten Haß nicht untreu wurden, verhindern hätten müssen! So paradox es klingt: das heutige Österreich, das ja durch die pragmatische Sanktion erst entstand, haben die Ungarn geschaffen, noch bei Lebzeiten ihres geliebten, bis auf den heutigen Tag besungenen Rakoczy. Es ist unbegreiflich: durch Jahrhunderte drängt ein Volk mit Leidenschaft unter Opfern an Gut und Blut auf ein einziges Ziel hin, um an diesem Ziele Kehrt zu machen; in einem Augenblick, wo alles erreicht, der schönste Traum erfüllt scheint, verleugnet, vernichtet ein Volk aus freiem Willen, bei ruhiger Überlegung, den Geist von Jahrhunderten. Es ist unbegreiflich, unerklärlich.

Aber aus solchen Unbegreiflichkeiten, Unerklärlichkeiten besteht Österreichs Geschichte. Denn bei allen Völkern Österreichs kehrt dieser Augenblick einer tiefsten Selbstverleugnung immer wieder, in dem das Volk alles, wofür allein es bisher zu leben schien, freudig zum Opfer bringt, für Österreich, eben das Österreich, dem es immer mißtraut, gegen das es sich immer gewehrt hat. In solchen Augenblicken haben die Völker Österreichs gleichsam das zweite Gesicht: sie sehen ins Verborgene, erblicken ihr Geheimnis und erkennen, daß dieses Österreich, das sie so oft national zu bedrohen scheint, die Bedingung ihrer nationalen Existenz ist.

Jede der österreichischen Nationen gerät an die anderen, diese drängen auf sie und sie, in ihrer natürlichen Stoßkraft aufgehalten, drängt wider, eine fühlt sich von der anderen gehemmt, ja, fast erdrückt, und je mehr jede dadurch auf sich selbst zurückgewiesen, in sich selbst zurückgeworfen und ihrer selbst um so bewußter wird, desto mehr sieht sie zur selben Zeit ihr Liebstes, der Väter Bräuche, das angestammte Recht, ja die Muttersprache selbst, alles, was ihr das Leben wert macht, von den anderen gefährdet, hört es von ihnen verspottet, weiß es in Not und wer kann ihr verdenken, daß sie sich wehrt? Zur Abwehr Österreichs wird jede Nation Österreichs immer wieder einmal genötigt und vergißt darüber ganz, wieviel von ihrer Eigenart, die sie fortwährend gegen die anderen zu verteidigen hat, doch eben im Leben mit diesen anderen, im wirtschaftlichen, sittlichen und geistigen Verkehr mit den anderen, ja, auch im unabläßigen Kriege mit den anderen überhaupt erst entstanden ist. Gerade die Wachsamkeit, zu der jede der österreichischen Nationen von den anderen gezwungen wird, das Mißtrauen gegen die anderen, die Furcht vor den anderen, Neid, Haß, Ehrgeiz und Eifersucht holen aus jeder der österreichischen Nationen eine Willenskraft hervor und treiben sie zu Begabungen empor, deren sie, gesichert und unbe-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

droht, für sich allein niemals fähig geworden wäre. Es ergeht ja Völkern nicht anders als Einzelnen. Auch den Einzelnen macht es ungeduldig, sich durch andere beschränkt zu sehen; er glaubt sich am mächtigsten allein. Aber ist er erst gezwungen worden, sich in Grenzen fügen und den anderen anschließen zu lernen, so gewahrt er mit Staunen, welchen Gewinn ihm dieser Verzicht bringt. Es ist das Geheimnis aller Organisation, daß sie, was sie dem Einzelnen nimmt, ihm tausendfach zurückgibt. Organisation summiert nicht bloß, durch Organisation werden nicht bloß die Einzelnen zusammenaddiert, Organisation ergibt mehr. Und nicht bloß für alle zusammen, sondern auch für jeden in ihr. Jeder ist, organisiert, auch selber mehr, als er allein ist; es wächst ihm selbst an eigener Kraft etwas zu. So wächst in der Organisation von Völkern, die Österreich ist, jedem dieser Völker etwas zu, an Kraft, an Mut, an Seele, soviel, daß es ihm jedes Opfer aufwiegt. Wenn das bedroht wird, dieser innere Zuwachs, dadurch, daß Österreich bedroht ist, in Not und Gefahr erkennt jede der österreichischen Nationen, daß Österreich ihr Leben ist.



Koloman Moser.

Jedes der Völker Österreichs ist an den anderen erstarkt, es kann von ihnen nicht mehr lassen, weil es, ihnen entrissen, an sich selber Schaden litte. Ja, noch mehr: die österreichischen Völker, deren Grundstock in anderen Ländern ist, würden, von Österreich abgelöst, nicht bloß selbst, sondern auch jener Grundstock würde leiden. Denkt man sich den österreichischen Deutschen aus dem Deutschtum weg, so wäre das Deutschtum dadurch ärmer; wer möchte im deutschen Wesen die österreichische Farbe missen? Denkt man sich den Tschechen aus dem Slawentum weg, so verstummt im großen slawischen Chor eine Stimme. Aber was der österreichische Deutsche, was der Tscheche ist, das sind sie doch nur in Österreich, nur durch Österreich geworden, einer am anderen. Was sie selber an sich lieben, worauf sie so stolz sind, was ihnen ihr eigenes Wesen erst recht wert macht, gerade das haben sie von Österreich. Österreich ist ein Bedürfnis nicht bloß Europas, das diesen Pufferstaat braucht, es ist ein nationales Bedürfnis jeder seiner Nationen, und nicht bloß für den in Österreich lebenden Teil

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von ihnen, sondern auch für ihre nationale Hauptmacht selbst. Wenn Österreich in Gefahr ist, wird das auch immer allen seinen Nationen bewußt, und in Gefahr ersteht Österreich immer wieder auf. Aber freilich, sobald sie vorüber ist, vergessen sie es dann allmählich wieder. Es sie niemals mehr vergessen zu lassen, auch in friedlichen Zeiten nicht, und was jetzt nur im Augenblick der Not als Instinkt, als Affekt hervorbricht, zum ruhigen Charakter umzubilden, das wäre das Amt des großen Erziehers zu Österreich, den wir erwarten. Er hätte nur jedem der österreichischen Völker zum Bewußtsein zu bringen, daß Österreich eine nationale Notwendigkeit für jede seiner Nationen ist. Es müßte nur ein Mann der Wirklichkeit sein, statt der Redensarten.

C. O. Czeschka.

Willi Handl: Aus Böhmen.

Die nationale Vielfältigkeit Österreichs ist sprichwörtlich; es gibt da Gegenden, wo vier verschiedene Völkerschaften so ineinander wohnen und durcheinander leben, daß eine Abgrenzung unmöglich, eine Loslösung gar nicht denkbar wäre. Böhmen wird nur von zwei Volksstämmen bewohnt; jeder von ihnen versucht, so gut es die geschichtlichen und die politischen Voraussetzungen zulassen, sein eigenes Leben auf seinem eigenen Boden zu entfalten. Die geographische Abgrenzung der Gebiete ist wohl nicht überall scharf durchzuführen; aber eine ungefähre Zerlegung in Landes-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teile von national einheitlichem Gepräge ergibt sich ohne Mühe. Dennoch erscheint — bisher; denn der innere Umbau Österreichs wird eines der bedeutendsten Ergebnisse dieses Krieges sein — das Nebeneinander verschiedener Stämme nirgends so schwierig und von schmerzlich aufreizenden Reibungen gestört, wie in diesem Lande. Dennoch? Nein; genau betrachtet, sind gerade jene scheinbaren Voraussetzungen leichteren Zusammenlebens starke Ursachen des Unfriedens: Abgrenzung der Gebiete, die von den einen mit Eifer angestrebt, von den anderen wütend abgelehnt wird, und die stark betonte, trotzig gehütete Eigenart der nationalen Kultur. Wie der vermeintliche Segen zum offenkundigen Fluche werden konnte, das ist eine Geschichte, die ein paar Jahrhunderte umfaßt; es hätte keinen Sinn, sie hier auch nur andeuten zu wollen.

Festzustellen ist, daß die deutsche und die tschechische Kultur in Böhmen einander Bedeutendes zu geben hätten; und daß sie sich statt dessen peinlich voneinander halten. Ausnahmen, die ein Vorurteilsloser hie und da erzwingen möchte, bestätigen fast immer durch niederschmetternden Mißerfolg die Regel. Es bleibt nichts übrig, als den Übelstand, der einstweilen nicht getilgt werden kann, gelassen zu ertragen und das Bessere auch hier von einer fernen — oder nicht mehr gar zu fernen? — Zukunft zu erhoffen.

Dann würde sich etwa zeigen müssen, ob ein günstiger Einfluß der beiden Volksseelen aufeinander so stark und durchdringend sein kann, daß er, zwischen deutscher und tschechischer Kultur, Werke und Lebensformen von einem besonderen Übergangsgepräge hervorbringen kann. Daß Ähnliches möglich ist, zeigen gewisse Erscheinungen in den Ländern, wo germanische und romanische Elemente sich innig vermengt haben, zeigt der slawische,

O. Kokoschka.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Druckmuster der Bojken in Galizien.

keltische und südländische Einschlag in der Lebendigkeit von Wien, zeigt an manchem anderen Orte manches andere Beispiel. Die Frage freilich, ob gerade die Mischung in Böhmen wünschenswert und von gutem Ergebnisse wäre, würde heute fast von allen, die daran teilhaben könnten, mit grimmiger Entschiedenheit verneint werden. Was nicht hindern muß, daß sich die Kulturgeschichte einmal bei günstiger Gelegenheit den Spaß macht, den Widerstrebenden zum Trotze den Gegenbeweis aufzustellen.

Indessen ist das deutsche Böhmen eine kräftige und tüchtige Provinz in der großen deutschen Kulturgemeinschaft; das tschechische Böhmen enthält den Kern und die höchsten Leistungen eines Volkes. Die Unterschiede sind daraus abzuleiten. Es kann im deutschen Böhmen nichts erlebt und nichts geschaffen werden, was nicht irgendwie aus den Tiefen der gesamten deutschen Volkskraft herkäme und wieder zu ihr hinstrebte. Sie haben dort, solange sie auf ihrer Scholle sitzen, in ihrer kulturellen Entwicklung das Leben der Nation brav und herzlich mitgelebt. Haben sich, da und dort, wie die Zeit es wollte, aus dem biederen, schwerknochigen Bürgerstand geschickt in einen fähigen Industrialismus, in solides Unternehmertum, in den richtigen neuen Betrieb eingepaßt. Sind anderwärts, wo die Bedingungen allzu widrig waren, geringer und ärmer, aber nicht schwächlicher geworden. So oder so, sie halten aus: in einem Kampfe, den sie nicht verlieren dürfen, weil sonst ihr Leben verloren ist; der bald mit offenen Überfällen, bald mit versteckten Fußschlingen, bald mit kleinen Nadelstichen geführt wird; der keinen Tag und keine Stunde aussetzt; dessen Ausgang für die Stellung des ganzen Deutschtums im mittleren Europa Wichtiges zu bedeuten hat —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und von dem das große Deutschland, das doch auch den Ernst solcher örtlichen Entscheidungskämpfe verspürt hat, bisher viel zu wenig wußte oder wissen wollte. Sie halten aus und haben in Kampf und Sorge um ihr Volkstum noch Spannkraft genug, ihr Geistiges zu pflegen und Schritt zu halten, damit sie nie unter das gute Mittel dessen, was die gesamte Nation erreicht hat, hinuntersinken. Wer die Heftigkeit und ununterbrochene Dauer dieses Kampfes kennt, der weiß auch, wie stark und wie reich an Gaben der Volksteil sein muß, der sich in solchen Anstrengungen nicht nur politisch, sondern auch kulturell auf so ansehnlicher Höhe zu halten vermag. In anderen sprachlich-nationalen Grenzgegenden hat die Gewalt der unaufhörlichen Zusammenstöße nicht selten in den Deutschen eine rauhere Kraft gezüchtet, die kaum eine andere Tüchtigkeit als die des Kampfes anerkennen will. Deutschböhmen aber hat dabei den Sinn für den Lebenssegen, den die anderen Tugenden seines Volkstums spenden können, niemals verloren. Und so hat es zu jedem Zeitabschnitte die Führer, die Gelehrten, die Künstler, die Dichter, die Vermittler und Unternehmer gehabt, die seiner starken und ehrenvollen Stellung im gesamten Deutschtum entsprochen haben. Einzelne Namen aufzuzählen, wäre ein Unrecht gegen die anderen, die verschwiegen würden; und alle aufzählen, das hieße eine ganze Kulturgeschichte dieser Gebiete schreiben. Auch kommt es hier weniger darauf an, was der Einzelne hervorgebracht hat; festzustellen ist, daß die Gesamtheit dieser politisch so unbequem gestellten Volksgruppe auch in ihrer kulturellen Leistung nie kraftlos oder nachlässig gewesen ist.

Prag — das ist ein besonders schwieriges, besonders dunkles und wohl auch besonders rühmliches Kapitel zum Thema Deutschböhmen. Man stelle sich eine Hauptstadt vor, die nicht im eigenen, sondern in Feindes Land liegt, so hat man ungefähr das politische, geistige und kulturelle Verhältnis der Deutschen Prags zu den Volksgenossen im übrigen Böhmen. Ringsum und weithin rein tschechisches Gebiet. Das Zuströmen frischer Volkskräfte, die dort von Geschlecht zu Geschlecht das Blut erneuern und das Tempo des öffentlichen Lebens beschleunigen könnten, ist darum arg unterbunden; ist fast völlig abgeschnitten, weil der verzweifelte Daseinskampf des Prager Deutschtums, dessen Mut kaum mehr von einer Hoffnung, nur noch von Gefühlen der Ehre und des Rechts genährt wird, für den Außenstehenden weit mehr Abschreckendes, als Verlockendes hat. Eine Minderheit von etwa vierzigtausend hält sich dort, gegen eine andersprachige und zumeist sehr feindselige Bevölkerung von mehr als einer halben Million, mit allen Mitteln aufrecht, die ihr die Jahrhunderte alte Überlieferung des politischen und kulturellen Kampfes, die ihr die starken Überbleibsel einer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Überlegenheit in die Hand geben. Sie ist der bisher unbezwingliche Rest einer Oberschichte, die einmal — gar lange ist es nicht her — die herrschende war. Nun ist ihr jede sachliche Herrschaft entrissen; Geld, Bildung und die Fähigkeit zu repräsentieren erzwingen ihr das Ansehen, das sie hat. Nicht von außen her und nicht von unten her kommen nährende Kräfte aus der unverbrauchten, ungeformten Menge des Volkes zu ihr; denn es gibt wohl eine deutsche Gesellschaft, aber

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kein deutsches Volk in Prag. Und diese locker schwebende Insel des Deutschtums, die nicht nur auf allen Seiten von der feindlichen Strömung umflossen, sondern auch vom eigenen nationalen Boden abgeschnitten ist, trägt und hegt dennoch gewichtige, wohlgegründete Güter geistigen Lebens: alte, angesehene Hochschulen, künstlerische, gewerbliche, erzieherische Anstalten, Stützpunkte der gesellschaftlichen und geistigen Sammlung, in denen gezüchtet und gehütet wird, was noch in dieser Stadt ein deutsches Leben leben will. Die trotzige Anstrengung und der gereizte Stolz, ohne die dieses Wunderwerk nationaler Erhaltung gar nicht zu leisten wäre, sind den Ergebnissen nicht selten anzumerken. So passen sie nur um so besser zur lebensfernen Pracht des altersgrauen und in seiner besten Schönheit urdeutschen Stadtbildes. Späte Gotik, feine Renaissance und ein unübersehbares Gewimmel von üppiger, zierlicher, breiter und erhabener kirchlicher, adeliger, bürgerlicher vergoldeter, getürmter, gebauschter, geschnörkelter, überallhin gedrängter und überallher vorquellender Barocke: deutsche Kunst und deutscher Wille aus verschiedenen Abschnitten der Vergangenheit, in den beredten Steinen bewahrt. Eine unvergängliche Aufforderung, auszudauern und sich nicht zu ergeben.

In dieser gepreßten, von verpflichtender Vergangenheit und feindseliger Gegenwart gleich ernst umdrohten Luft kann keiner froh atmen, der nicht dort hineingeboren und in ihr aufgewachsen ist. Ja, diese Gesellschaft, die alle Mühe darauf verwenden muß, ihren Bestand zu sichern, ist nicht immer imstande, die starken oder eigen geprägten Persönlichkeiten, die sie selbst erzeugt, festzuhalten. Es mag auch sein, daß diese immer gespannte und gereizte Atmosphäre ein unverhältnismäßiges und nicht gesundes Mehr an geistiger Betriebsamkeit hervorbringt. In deutschen Städten wird oft mit Erstaunen von dieser Prager Überproduktion an Geistigkeit, Kunstsinn und Kunstverstand gesprochen. Die Erklärung liegt eben in dem abnormen Aufbau dieser Gesellschaft, der in der zivilisierten Welt kaum seinesgleichen haben dürfte. Bürgerschaft ohne Volk, Ansehen ohne Macht, Repräsentanz ohne Widerhall; stolze Vergangenheit, angstvolle Gegenwart, dunkle Zukunft: in dieser Umwelt müssen die Lebenskräfte entweder erschlaffen oder unter bedeutenden Anreizen Dinge hervorbringen, die groß oder fein, geziert oder erzwungen, jedenfalls aber bemerkenswert sind. Und selbst das Lächerliche — auch das ist hier im Verhältnis häufiger als anderswo — mag dem, der die Herkunft aus so ungewöhnlichen Voraussetzungen kennt, unter Umständen noch ehrwürdig erscheinen.

Um diese Stadt herum und über sie hin ist nun eine andere gelagert: das tschechische Prag, der Mittelpunkt und höchste Ausdruck für das Leben einer ganzen Nation. Da steigen täglich die frischen Kräfte aus dem Volke herauf, gestalten Leben, mit dem sie in lebendiger Berührung sind, finden Widerhall, Anhang oder förderliche Gegnerschaft. Auch hier ist Überreizung und Überfülle; aber nicht aus der Angst, sich fallen zu lassen, sondern aus dem brennenden Gefühle, die kulturelle Entwicklung, die in Jahrhunderten versäumt worden ist, nun in Jahrzehnten nachholen zu müssen. Die gesamte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leistung in den Künsten, in der Bildung, in der wirtschaftlichen Arbeit, in der gesellschaftlichen Pflege, ja selbst in den körperlichen Übungen ist ganz gewaltig; auf manchem Gebiete weit größer als es das Volk brauchen würde, und in vielen weit reicher, als es sein gegenwärtiger Zustand verträgt. Ungesundes und Lächerliches, das man dennoch mit hoher Achtung ansehen mag, kommt auch hieraus.

Keine der beiden Nationalitäten in dieser Stadt, in diesem Lande kann zum rechten Genusse ihrer Art und ihrer Kräfte kommen, solange alles, was in ihnen hervorgebracht wird, irgendwie Frucht der Erbitterung, des Trotzes, der Überreizung ist. Ein Ende dieses qualvollen Zustandes wäre in dreierlei Möglichkeiten zu erträumen: entweder wenn die eine Nation die andere völlig unterwerfen oder wenn beide in den Gebieten und in den Rechten haarscharf voneinander abgesondert werden, oder endlich, wenn sie aus jahrhundertealter Feindschaft einmal in Frieden zueinander kommen und eine ganz neue Einheit bilden könnten. Bisher war an die Erfüllung einer dieser Möglichkeiten auch nicht zu denken. Aber wir hoffen ja alle, und auf allen Gebieten, daß dieser Krieg endlich Lösungen schafft, die vor ihm vergeblich gesucht worden sind.

Emil Orlik.

Hermann Kienzl: Die österreichischen Alpenländer.

Einmal stand Hermann Bahr, der Entdecker Österreichs, auf dem Stradone zu Ragusa, und da sagte es in ihm: „Siehst du, in der (Salzburger) Getreidegasse, wenn das zittrige Glockenspiel herüberklingt, und in den bunten Goldmacherhäuseln des Hradschin, und vor dem Tuchhaus in Krakau, wo der Mickiewicz steht, und auf dem Platz in Trient, wo der Dante seine Hand zum Norden hebt, und in Bozen auf dem Platz des Vogelweiders und hier im Abglanz der Komnenen fühlst du dich zu Haus, dies alles

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist dein Heim, dies alles zusammen erst bist du; siehst du jetzt, was ein Österreicher ist?"

Wer nicht in Österreich geboren ist, findet diese Worte wunderlich. Oder er erklärt sie, wenn er etwa ein tüchtiger Schüler der politischen Geographie ist, einfach als patriotischen Ausfluß des Staatsgedankens. Während sie in der Tat weniger und viel mehr als ein Gedanke sind —: nämlich ein Gefühl. So tief ruht dieses Gefühl den Österreichern im Unterbewußtsein, daß, ehe der Krieg ihr Innerstes durchschüttelte, es nicht viele von ihnen ans Sonnenlicht des Bewußtseins heraufzupumpen vermochten. Nur wenn er in der Fremde war, der Österreicher, sagte ihm das Heimweh, wie sehr er seine Heimat liebt. Und dann war diese Heimat nicht bloß mehr das Tal oder die Stadt seiner Kindheit; dann konnte dem über den Grenzstrich der Monarchie zurückkehrenden Österreicher das Herz weich werden beim Anblick der ersten k. k. Tabaktrafik, des trauten Symbols des die Völker Österreichs mit gleicher Liebe an die Brust drückenden Fiskus. Geschah's im Tschechenland und war unser Österreicher ein Deutscher, in solchem Augenblick erwiderte er sogar den scheelen Blick des Tschechen mit Zärtlichkeit, er, der keinen Tschechen leiden mochte! Jetzt hat der Krieg,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der gewaltige Schweißiger, die Nationen des Doppelstaates, so im Frieden voneinander und gegeneinander strebten, einträchtlich verbunden. Jetzt ist wirklich der Staatsgedanke allmächtig geworden, wie einst im Lager Radetzkys und im Radetzky-Gedicht Grillparzers. Doch nimmermehr wäre die plötzliche Entfaltung der inneren Macht Österreichs, wäre die Lähmung der zentrifugalen Kräfte möglich gewesen, ohne das Gefühl, das in Millionen geschlummert hatte. Denn alles andere: die politische Erwägung des Zweckmäßigen, das Wissen um eine vielhundertjährige gemeinsame Vergangenheit, die Pflichten des Staatsbürgers gegen Reich und Dynastie, das alles wäre nicht imstande gewesen, die vielzüngigen Flammen zu einem Feuer der Begeisterung zusammen schlagen zu lassen. Das vermochte nur die Liebe. Was aber liebt der Österreicher, das sich mit jenen Begriffen nicht greifen läßt? Eben das, was Hermann Bahr empfand, als er zu Ragusa auf dem Stradone weilte. Eben das, was Grillparzer, den Dichter Österreichs und Deutschlands, an die österreichische Scholle unlöslich fesselte, obwohl er, vom vormärzlichen Polizeistaat gequält, geknebelt und fast gemeuchelt, in sein Tagebuch eingetragen hatte: „Ich muß meinem Vaterlande Lebewohl sagen oder die Hoffnung für immer aufgeben, einen Platz unter den Dichtern meiner Zeit einzunehmen." Es ist ein Duft über den österreichischen Dingen, den der Österreicher nicht missen kann.

Wie stark muß dieses subkutane Österreichertum sein, wenn es jetzt, um sich selbst mit dem Staate zu retten, alle tiefen Gegensätze überwindet, die die Natur zwischen die österreichischen Völker gesetzt hat! Und die Natur war es noch lange nicht, die Österreich das Dasein am sauersten machte. Gab sie jeder der siebzehn großen und kleinen Nationen der Donaumonarchie eine Volkswesenheit und ein besonderes Kampfespalladium, so pflanzte sie doch auch ihnen allen die Kindesliebe zu der gemeinsamen Nährmutter ein, zu der weichen, blühend schönen Frau Austria. Die schlimmsten Störer und Zerstörer waren die Hausvögte, die Machthaber Österreichs. Ihre Unglückskette zieht sich durch die Jahrhunderte der österreichischen Geschichte. Sie haben, mit wenigen Ausnahmen, seit den Tagen der Gegenreformation und Ferdinands des Katholischen die von Karl dem Großen als Schutzwall Deutschlands errichtete Ostmark ihrer Bestimmung zu entziehen getrachtet. Wenn heute die Stimmen des österreichischen Völkerhasses schweigen und auch der österreichische Slawe im Anschluß an das große deutsche Kultur- und Machtgebiet die Rettung seiner Volksindividualität, seines Europäertums und seiner Wohlfahrt erkennt: die österreichischen Staatslenker dürfen sich nicht stolz in die Brust werfen. Sie nicht!

Der politische Begriff des Partikularismus ist in Deutschland geboren. Er bedeutet heute nicht mehr das Horn des Ziegenbocks, bedeutet Wahrung der Stammes- und Landeseigentümlichkeiten innerhalb des Nationalreiches. Aber in Österreich? Wohl steigt auch hier aus allen Ackerfurchen des Kulturbodens deutscher Erdgeruch auf; wohl ist im Grunde das undefinierbare Österreichertum nichts anderes als ein geschichtliches Produkt des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschtums; dennoch kann man nicht Deutsche und Slawen als Teile eines Volksganzen bezeichnen. Die „österreichische Nationalität": diese Erfindung blieb den Norddeutschen vorbehalten. Ach, man macht es sich allzu bequem in Berlin! Was immer von den schwarz-gelben Grenzen her kommt, das nennt man einen Wiener, und wenn das Lebewesen auch noch so erbärmlich die deutsche Sprache radebrecht. In dem halben Jahrhundert seit 1866 hat man im Norden vergessen, daß dort unten im Süden — dort unten, wo sich einst die deutsche Kaiserkrone vererbte, dort unten, wo die Wiege deutscher Dichtung stand — zwölf Millionen Deutsche leben. Die Deutschen Österreichs sind für den Reichsdeutschen Österreicher schlankweg geworden, Österreicher wie die Tschechen, Polen, Slowaken, Slowenen, Kroaten. Und das ist doch wiederum ein Partikularismus von der alten, bösen Art, daß man auf solche Weise den im Deutschen Reich organisierten Teil der deutschen Nation für das Ganze nimmt, und einen anderen, überaus kostbaren Teil über Bord wirft. Der Deutschösterreicher hält es anders. So treu er seinem eigenen Werke: dem Staate Österreich, bleibt; so schwer es ihm wird, der Heimatluft zu entbehren; er fühlt sich doch vor allem als Deutscher und er hat das Bewußtsein, seine österreichische Aufgabe als Angehöriger der deutschen Nation durchzuführen. „Deutschland," sagt Robert Hamerling, „ist mein Vaterland; und Östreich? ei, mein Mutterland!"

Und doch blüht auch bei den Deutschen in Österreich der Partikularismus. Sie haben ihn nicht politisch organisiert; im Gegenteil, sie bekämpfen und unterdrücken ihn, wenn er sich politisch regt, denn die Klammer fremder Völkerschaften drückt die deutschen Landsmannschaften Österreichs aneinander. Doch die Artverschiedenheiten der deutschen Stämme Österreichs ist da, und die Unterschiede ihrer Wesenheiten, ihrer Natur und Kultur, liegen tiefer als die parteipolitischen Gegensätze zwischen den Deutschen, an denen es ja auch nicht fehlt, die aber nicht von der provinzialen Gliederung abhängen. Der Norddeutsche ahnt nichts von der Mannigfaltigkeit der deutsch-österreichischen Stammesindividualitäten. Der Bruder im Deutschen Reich hat nicht das Ohr geschult für die Tonfarben der deutschösterreichischen Mundarten. Mag er noch vielleicht die Sprache der schlesisch-sächsischen Bewohner der Sudetenländer von dem oberbayerischen Gesamtdialekt der Älpler unterscheiden: Nieder- und Oberösterreicher, Salzburger, Tiroler, Kärntner und Steiermärker haben für ihn allzusamm nur e i n e Zunge. Noch weniger versteht man hier außen von den kulturhaften Eigenschätzen der einzelnen deutschen Länder Österreichs. Es ist nicht leichtfertige Willkür, daß man im Norden über die gesamten geistigen Erscheinungen Deutschösterreichs den großen Wiener Hut stülpt. Man weiß es eben nicht besser. Man kennt hier einigermaßen das im Spätherbstglanz seiner uralten Schönheit wehmütigfröhlich schimmernde Wien, doch auch von der großen Stadt an der Donau hauptsächlich nur die blasse Pflanze der Dekadenz, die den feingeistigen Salon zum Treibhaus hat. Von dem urwüchsigen Wiener Volkstum geben Possen und Variété-Lieder eine häßliche Verzerrung. Wenig oder nichts

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiß man von dem ganz anders gearteten geistigen Erdreich in den Alpenländern, wo die frischen Bergbäche schäumen. Der Norddeutsche sucht die Wunder des Hochgebirgs in Tirol, im Salzkammergut auf. Er lächelt huldvoll über die Naivität der Buabn und Dirndln; und obwohl er auch den Rosegger lieb hat und in den Schriften des Steirers schöne Sommerwochen gerne wiederkostet, ist ihm das alles doch nur ein Riesenspielzeug.

Deutschland ist eine große Wiese, durchzogen von politischen Staketenzäunen, an die der eingefriedete Philister mit der Nase stößt und die der freie Geist überspringt. Die große Wiese, wie schön in ihrer Buntheit! Kenner wissen, daß die Flora der Alpenländer besonders starke Farben und Düfte hat. Und was sehr merkwürdig ist: jeder Alpengau, ja manches Tal sogar, bringt bestimmte Blumen hervor, die man schon im nächsten Tal nicht mehr findet. Je höher die Berge, desto zäher und unverfälschter nistet Eigenart zwischen ihnen. Die Ethnographie bestätigt das nicht bloß für Deutschland. Die Balkanländer z. B. wurden im Laufe der Zeiten von unzähligen Völkerschaften überschwemmt. Wie kommt es, daß die Sprache der Rumänen wirklich romanisch ist, obwohl in den griechisch-slawischen Mischlingen der herrschenden Bukarester Klasse, die sich als „Enkel Trajans" brüsten, nicht ein römischer Blutstropfen rinnt? Die armen rumänischen Hirten auf den Höhen und in den Schluchten der Karpathen,

Wiener Werkstätten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie, die niemals etwas von Rom gehört hatten, bewahrten die Reste römischer Abkunft. Lange nicht so schroff, aber doch bedeutsam genug, ist der Gegensatz zwischen den Wienern und den österreichischen Älplern. Wien ist ja trotz allem eine deutsche Stadt. Nicht bloß nach geschichtlichem Anrecht, weil es schon im grauen Mittelalter als Bollwerk Deutschlands gegen Awaren und Türken sich bewährt hat. Auch nicht deshalb, weil am Hof des Babenbergers Walther von der Vogelweide (der Tiroler!) gesungen hat und in Wiens Bannkreis einst das Nibelungenlied entstanden ist. All dies war einmal . . . Doch heute noch saugt diese Stadt die Blutadern fremden Volkstums auf, und sie hat noch immer die Kraft, das Fremde zu akklimatisieren, dem deutschen Körper einzuverleiben. Dieses mit den Reizen des Morgen- und des Abendlandes geschmückte Wiener Deutschtum ergreift uns in der baulichen Herrlichkeit der Stadt als wunderbare Mischung deutscher Gotik und deutschen Barocks, italienischer Renaissance und französischen Rokokos. Es funkelt in den Farben des glühenden Orients und schwelgt im unendlichen slawischen Moll. Dann aber hat es wieder sein helles, echt wienerisches Lachen, und es quellen aus ihm die reinen deutschen Liedweisen Franz Schuberts.

Paris ist Frankreich. Das vielstämmige Deutsche Reich ist nicht Berlin. Noch weniger ist Wien Deutschösterreich! Leichte Lüfte, leichter Sinn flattern über die Weingelände der Donau. Ein liebenswürdiger Kosmopolitismus lebt in Wien und läßt leben. Schwerfälliger und wuchtiger ist der Menschenschlag, der die deutschen Alpenländer Österreichs bewohnt und in stiller Zähigkeit der felsigen Erde bis hinauf zum Gletschereis die Daseinsbedingungen abringt. Der Wall der Alpen, wenn auch oft überschient und durchbohrt, schließt eine Welt von der großen Welt ab und schirmt die eingeborenen Sassen. Hierher trägt nicht das Spiel der Winde jeden kecken Blütensamen von irgendwoher, hier entwickelt sich stetig und unbeirrt die eigene Art. Zuckt nur Unwissenheit geringschätzig die Achseln über „die hinter den Bergen". Es ist wahr, in manchen dunklen Alpentälern horstet unausrottbar der Aberglaube des Mittelalters. Vielleicht versöhnt mit ihm, doch sicher nicht mit seinen gewitzten Nutznießern, die Maienunschuld kindlichen Gemüts. Doch wer die Alpendeutschen samt und sonders mit der Kutte bedeckt, der weiß nichts von der ruhmvollen Kulturgeschichte dieser Länder, die eine Geschichte ihres Kampfes um die Geistesfreiheit ist; der hat nie ihre Kunstdenkmäler bewundert, die Bürgen und Hüter einer tiefgewurzelten Tradition; und hat nicht ihre blühenden Städte betreten, die ehrwürdigen alten Gefäßen gleichen, gefüllt mit dem reichsten Leben der Gegenwart. Es sei hier auch daran erinnert, daß die ersten Universitäten Deutschlands in Österreich (nicht zuletzt in Graz!) entstanden sind; und daß Steiermark, Kärnten, Salzburg und ein Teil Tirols sich wenige Jahre nach Luthers Wittenberger Tat zur neuen Lehre bekannten, die ihnen freilich bald wieder von den Habsburgischen Liechtenstein-Husaren blutig ausgetrieben wurde. Ernst und männlich-fest, wie der Sinn der Bergler geartet ist, schritten auch in der neuen Zeit die deutschen Älpler, voran die Steirer und die Kärntner, jeden Weg, der zu Freiheit und Fortschritt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führen sollte. So war es im Jahre 1848, so im Jahre 1870, als die Freudenfeuer von den Bergen Steiermarks loderten. Der schönste Platz der steirischen Landeshauptstadt Graz heißt Bismarck-Platz. Hier hat der Name Bismarck keine partei- und staatspolitische, überhaupt keine andere Bedeutung als die eines Wahrzeichens deutscher Kraft und Einheit.

Ein Volk zeugt für sich durch seine Werke in Kunst und Wissenschaft. Den Namen manches Alpensohnes hat der Schall weithin geweht. Andere Meister am heimatlichen Geistesbau tragen noch nach ihrem Tode das Los, in der Bergeinsamkeit, abgetrennt von den Heerstraßen des Ruhms, gelebt zu haben. In den Landesmuseen, in den Museen steirischer, kärntnerischer und tirolischer Städte ist die große Vergangenheit dieser Landsmannschaften aufgespeichert und ihre organische Entwicklung aus eigener Kraft. Überaus reich ist der Nachlaß aus der Zeit der altrömischen Provinzen Pannonien und Noricum. Das beste Römer Schwert wurde aus Ferrum Noricum geschmiedet, und auch heute wetteifert steirisches Eisen mit englischem Stahl. Sagenhafte Pfade leiten weiter zurück, bis zu den keltischen Pfahlbauern im Hallstätter See. Die slawisch-windische Geschichtsperiode im siebenten Jahrhundert, der die Eroberung und Besiedelung der österreichischen Alpenländer durch die Bajuwaren folgte, hinterließ als einzige Spuren gewisse Ortsnamen mitten im deutschen Hochgebirg (Windisch-Matrei, Windisch-Garsten).

Der Aufstieg der deutschen Kultur beginnt mit der im zwölften Jahrhundert begonnenen Angliederung der Alpenländer an Österreich. Der ritterliche Minnesang treibt hier schönste Blüten. (Walther von der Vogelweide, Ulrich von Liechtenstein, Oswald von Wolkenstein.) In der Malerei erwirbt die „Grazer Schule" im 15. Jahrhundert kunsthistorische Bedeutung, während in Tirol Michael Pacher wirkt, der große Bildschnitzer und Maler, in dessen Persönlichkeit die Alpenkunst jenes Zeitalters gipfelt. Es entstehen die Kirchen und Paläste oberdeutscher Baumeister, deren Spätgotik sich mit der Renaissance der Italiener vermischt (das Grazer Landhaus mit dem Rittersaal, der Brucker Kornmesserhof mit den offenen Arkaden). Die schwarze Flut des Dreißigjährigen Krieges aber droht alle Keime zu vernichten, und bis in den Vormärz des neunzehnten Jahrhunderts liegt in den Alpenländern, wie in dem übrigen Österreich der Geist, der nur in Freiheit atmen kann, in Ketten. Nur das Theater bietet musischem Drang eine scharf bewachte Tummelstätte, und ein spielfrohes Völklein ergibt sich gerne den holden Täuschungen.

„In eine schlimme Zeit fiel, ach! die meine", klagte der vormärzliche steirische Dichter Gottfried von Leitner:

„Jed' mannhaft Wort ward kerkerhaft zum Fehle,
Und Häscher fragten streng, wenn's kaum aus Kehle
Und Feder trat, nach seinem Kundschaftscheine.
So schwieg ich denn und fröhnt' am Aktenschreine:
Ein Dienstknecht, unbefragt, ob's ihn nicht quäle."

Gottfried von Leitner, 1890 neunzigjährig als der deutschen Dichter Nestor gestorben, hat noch viele Jahre einer besseren Zeit gesehen. In den Alpenländern regte sich eine junge, kühne Literatur. Anastasius Grün, der gräfliche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freiheitssänger, Robert Hamerling, der flammende Epiker und Herold des deutschen Einheitsgedankens, der alte Leitner, der innige Lyriker Friedrich Marx, ein Kärntner Kind, — sie bildeten in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Grazer Musenhof. Indessen zu Innsbruck Adolf Pichler mit der Feder, wie mit seinem Bergmannshammer, echtes Gold aus dem harten Granit Tirols schlug. Ihm war der junge Tiroler Adler Hermann Gilm vorausgeflogen, der es nicht verdient, daß ihn die meisten nur von seinem sentimentalen Allerseelengedicht her kennen. Oberösterreich hatte seinen Klassiker im „Franzl von Piesenham" (Franz Stelzhamer); seine Dialektgedichte sind ein tiefer Brunnen des Gemüts. Rinnt in ihnen das Blut des Stammes.

Vor fünfzig Jahren ungefähr trat der eigentliche Schöpfer der österreichischen Alplerdichtung in die deutsche Literatur ein, die er mit dauernden Beständen bereicherte: der steirische Waldbauernbub Peter Rosegger. Es ist hier nicht die Gelegenheit, Roseggers volle Eigenart zu werten. Gesagt aber möge sein, daß seine Werke, so wenig ihr elementares Leben doktrinäre Schätzung beansprucht, als der Inbegriff jener Kunst und Dichtung gelten müssen, die das Deutschtum in den Bergen sich geschaffen hat, — zum Unterschiede von der Literatur des ebenen Landes und der großen Städte. Wer müde ist von Problematik und Überreiz, der taucht, um zu genesen, in das ewigfrische Wildbad der Volkspoesie. Der solche Poesie in den Geschichten der Waldheimat und in den Schriften des Waldschulmeisters hold und unverzärtelt zum Kunstwerk emporhob, ist ein Mensch von einfältiger hoher Weisheit und ungelernter Kunst.

In allen Revieren der Wissenschaft haben deutsche Alpensöhne neue Schächte und Stollen gebohrt, Edelerze gefördert. Doch von ihrer gelehrten Landsmannschaft ist kaum eine andere Erscheinung so charakteristisch, wie die des schlichten Bauernphilosophen Konrad Deubler in Goisern bei Ischl (1814 bis 1884), des Freundes Ludwig Feuerbachs. Er pflügte selbst sein kleines Feld im Gebirge, brütet in der Einsamkeit der Felsen über den letzten Dingen und schuf seinen freien Gedankenbau, den er gegen das Ketzergericht verteidigte. Als ein Märtyrer des Geistes schmachtete er Jahre lang im Gefängnis.

Es sprudelt heute frisches geistiges Leben in den Alpenländern Österreichs. Alle, die dort emportauchen aus der Menge, haben ihren Anschluß an die großen Bewegungen der Gegenwart gefunden, sind moderne Künstler und Denker; von den vielen anderen, die das auch sind, unterscheidet sie ihr Wurzelhaftes, ihre Stammesweseneit. Sie haben Atmosphäre. Die Atmosphäre harziger Wälder, grüner Hügel, hoher Gipfel. Die Alpenländer sind eine wahre Baumschule. Gar viele Talente, die in dieser Fruchterde keimten und sprossen, wurden in die weite Welt verpflanzt. Dichter, Musiker, Maler, Architekten und Gelehrte. Um hier nur drei aus der großen Schar zu greifen: Mozart war Salzburger, Hugo Wolf Steiermärker, Franz Defregger Tiroler. Sie alle trugen etwas von der hellen Luft der Berge und der Kindheit in die Ferne. Was es eigentlich ist, das den Dichter, den Künstler aus dem Alpenlande von den Genossen seiner Zunft im ganzen deutschen Vater-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lande sondert, das hat einer der jungen Poeten mit dankbarer Liebe zu ergründen versucht: Rudolf Hans Bartsch in seinen „Zwölf aus der Steiermark", in dem lyrischen Roman, der die baumrauschende Stadt Graz schildert, die Stadt der weltfernen Weltstürmer, der Eigenbrödler, der Dichter.

Die österreichischen Alpenländer —: das ist, ob sie sich auch als Ganzes grün und weiß vom Grau der Ebene abheben, ein weites, vielteilbares Gebiet. Da lassen sich geistige Grenzen ziehen, viel zahlreicher, als teilende Landes- und Provinzgrenzen gezogen sind. Es lohnt sich, festzustellen, wie sich diese Länder, diese Gaue, diese Täler, deren deutsche Bewohner alle von der Bavaria abstammen (nur die Vorarlberger sind Alemannen), gar wesentlich voneinander unterscheiden, in den Urväter-Bräuchen und -Trachten, in ihrer Kunst, in ihren Volksliedern. Ja, in ihren Volksliedern! Der emsige Sammler der Steirer und der Kärntner Lieder, Jodler und Schnaderhüpfeln, Josef Pommer, hat ihrer hunderte und tausende nebeneinander gestellt. Keines gleicht dem andern. Jedes ist unmittelbar aus dem Gefühl eines unbekannten Dichters und Sängers geflossen — auf der Almbirsch, am Scheibenstand, vor dem Fenster des Schatzerls oder beim Trunk. Es springen landsmannschaftliche Kennzeichen in die Augen: das Dur des Steirers, das Moll des Kärntners. Doch merkwürdiger ist, daß Lieder, die denselben Gedanken- und Gefühlsinhalt haben, sich in zweierlei Textfassung in zwei benachbarten Tälern unvermischt erhalten und vererben, von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht. So ausgesprochen ist, wenigstens noch im Gefühlsleben, die alte germanische Hundertschaft bei den Älplern! Und sie hat hohe Hüter: die ragenden, trennenden Berge.

Das ist das Wundervollste an den Deutschen, diese unerhörte Mannigfaltigkeit der Volkswesenheiten, dieser Reichtum der Eigenarten. Es gilt, die Fülle zu sammeln, ohne ihre kostbare Gliederung zu zerstören.

Moritz Schwind.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franz Servaes: Die geistige Waffenbrüderschaft.

Das Band ist hier am engsten. Hier ist der Zweibund für alle Zeiten unwiderruflich beschworen. Oder vielmehr, es gibt hier nur einen Einbund. Allerdings mit verschiedenen Schattierungen.

Und das soll so sein. Die Verschiedenheit ist uns nicht minder wichtig als die Einheit. Sie geben einander erst gegenseitig ihren Wert. Das Gemeinsame versteht sich im Grunde von selber: die deutsche Seele, die deutsche Sprache, der deutsche Geist. Die Verschiedenheit aber besteht in der Form, durch die das jeweilige Volkstemperament sich seine Ausdrucksmittel schafft.

In diesem Sinne, und nur in diesem, kann man von einer österreichischen Literatur reden. Sowie man von einer mecklenburgischen, rheinischen, schweizerischen oder — berlinischen Literatur reden kann. Zwar betrachtet sich Berlin gerne als Zentrum. Das ist es aber nur im Sinne der Organisation. In der Produktion ist es genau so gut eine Provinz für sich wie alle andern deutschen Landschaften (wenn ich Berlin hier für einen weiteren Kreis von Norddeutschland setze). Ein Zentrum für die deutsche Produktion, das gibt es nicht — kann es nach der Beschaffenheit des deutschen Geistescharakters niemals geben. Hier ist alles Provinz — so hart das auch klingen mag. Es braucht aber nicht hart zu klingen, wofern man es nur richtig versteht.

So steht das österreichische Schrifttum selbstberechtigt neben jedem anderen deutschen Schrifttum. Aber nicht starr-abgeschlossen und geschieden, sondern in lebendigster, fruchtbarster Wechselwirkung. Erst diese Wechselwirkung macht ja das Ganze, macht unseren unvergleichlichen Reichtum.

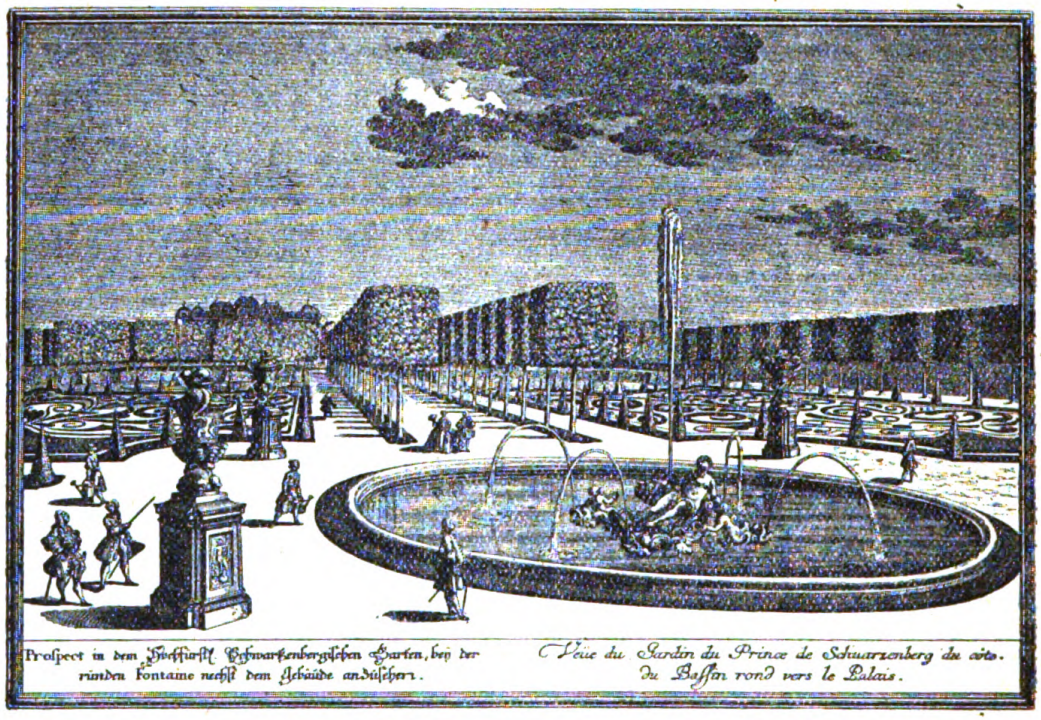
Nord und Süd, indem sie einander beschenken, geben im Grunde nur gegenseitig zurück. Fast möchte ich, statt Nord und Süd, noch lieber Protestantismus und Katholizismus sagen. Wenigstens erklärt dies am ehesten, weshalb der Norden in sich die Berechtigung fühlt, sich in mancher Hinsicht als geistiger Führer zu betrachten. Zweifellos ging ja die geistige Bewegung, die das gegenwärtige deutsche Kulturbewußtsein schuf, von protestantischer Seite aus. Fast alles, was das in dieser Hinsicht grundlegende achtzehnte Jahrhundert schuf, wurzelt im protestantischen Gedanken. Lessing und Herder, Goethe und Schiller, auch Kleist und Hebbel konnten nur aus protestantischem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Boden und in protestantischer Atmosphäre erwachsen. Doch schon bei Hebbel machen wir die bedeutsame Beobachtung, daß er im katholischen Österreich die Blüte seiner Schaffenskraft, die lang ersehnte innere Beruhigung fand. Es wäre nicht uninteressant, einmal festzustellen, was Hebbel Österreich zu verdanken hat. Und man könnte dann auch auf die eigentümliche Parallele hinweisen, die Johannes Brahms hierzu bietet. Und bei Brahms wiederum hätte man auf Beethoven zu verweisen. Vielleicht käme man dann zu dem Grundresultat, daß der Norddeutsche und Protestant in Österreich die Heimat der Musik suchen geht. Musik als Symbol und im weitesten Sinne genommen.

Was aber suchte der Katholik und Österreicher Grillparzer im Norden? Ich meine hier natürlich nicht seinen kurzen körperlichen Besuch in Weimar, sondern sein bewußtes und gläubiges Wohnen in der ihm von Goethe und Schiller bereiteten geistigen Heimat. Mit Grillparzer jedenfalls trat der bis dahin abseits stehende österreichisch-südliche Katholizismus in die große deutsche, bis dahin vorwiegend protestantische Geistesbewegung ein. Hierdurch bedeutet dieses Eintreten nicht mehr und nicht weniger als ein Niederreißen hemmender Schranken. Grillparzer, der in einer Fülle von Einzelzügen so typisch-österreichisch ist, in seinem Besten wie in seinem Schlechtesten, er ist doch in Wahrheit unter seinen Landsleuten der erste starke großdeutsche Poet. Bis dahin besaß Wien eigentlich bloß eine Lokalliteratur. Von jetzt ab wandte es sich mit mächtiger Stimme und voll inbrünstigen Werbens an das großdeutsche Gesamtpublikum. Es hatte seinen Willen und zugleich seinen Beruf bekundet, mitzutun. Das gelang ihm in solchem Maße, daß

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Prospect in dem Fürstlich Schwartzenbergischen Garten, bey der runden Fontaine nechst dem Gebäude anzusehen.

Veüe du Jardin du Prince de Schwarzenberg du côté du Bassin rond vers le Palais.

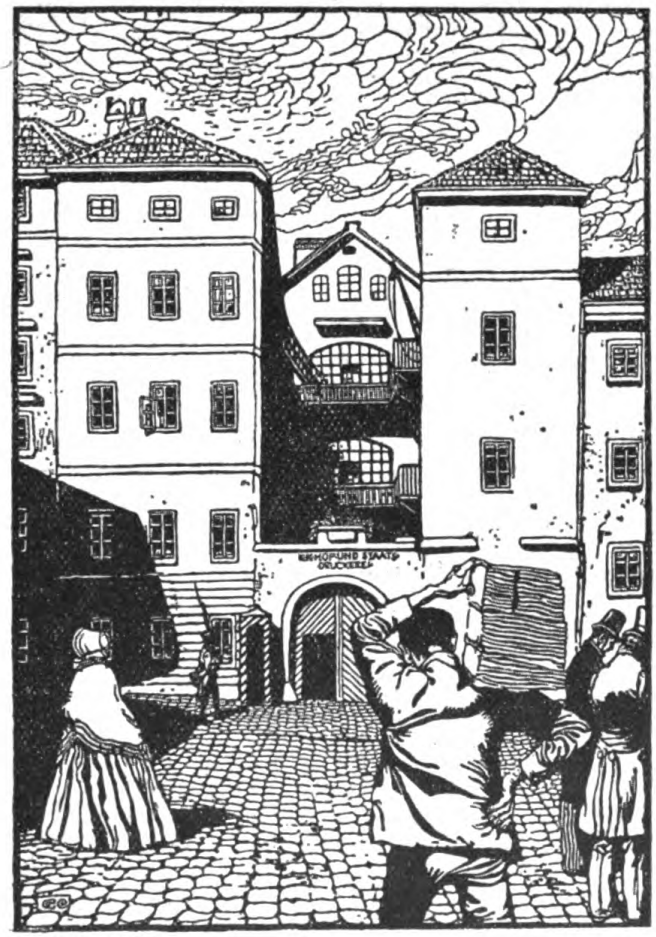
in der Folgezeit selbst eine aufs schärfste herausgearbeitete, bis ins Mundartliche gehende lokale Eigenart den Anschluß an die großdeutsche Literatur bei starken Talenten nicht zu hindern vermochte. Dies beweisen allein schon die drei Namen: Raimund, Nestroy, Anzengruber. Man möchte diesen drei gegenüber sagen: je österreichischer, desto deutscher!

Das ist es wohl, was Österreich unserer Dichtkunst in besonderem Maße gebracht hat: das vollere und innigere Aufgehen im Volkstum, das festere Wurzeln im Volksboden. Ist nicht schon Grillparzer ein viel entschiedenerer Österreicher als etwa Goethe Franke oder Schiller Schwabe? Wir haben seitdem begonnen, uns landschaftlich feiner und bewußter zu differenzieren. Einkehr ins Volkstum war schon eine Forderung der Romantiker. Doch es wurde bei ihnen meist eine Einkehr ins Wolkenkuckucksheim. Das Romantische mit dem Wahrhaft-Volksmäßigen zu verbinden, gelang erst dem Genie Raimunds. Er ist in der Hinsicht ein Vorläufer Gerhart Hauptmanns und vielleicht dessen organischster Widerpart. In „Hannele", „Schluck und Jau", „Pippa tanzt" schimmert Raimundsches Gold. Doch auch die andere Seite bei Hauptmann, das Volkshaft-Realistische, findet in Österreich Vorbild und Ebenbild. Man braucht nur an Anzengruber, Rosegger, Schönherr zu denken.

Eine zweite Linie österreichischer Wortkunst geht auf das Artistisch-Verfeinerte. Altklassische und romanische Einflüsse verschlingen sich hier und werden schon bei Grillparzer bemerkbar. In Saar's Lyrik finden sie ihre Fortsetzung; bei Hofmannsthal erhalten sie ihre programmatische Prä-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gung; den feinsten Extrakt gab dann Rilke. Wie schulbildend diese Richtung gerade in Österreich, bis ins Feuilleton hinein, gewirkt hat, lehrt uns jeder Tag. Auch die norddeutsche Prosa und Lyrik sind davon infiltriert worden; nicht immer zu ihrem Vorteil („die Dichter, welche österreicheln"). Das stärkere Gefühl für Form, das geschärftere Ohr für Wohlklang und Rhythmik sind südliche Elemente, die auf dem Weg über Österreich hoffentlich noch einmal zu deutschen Tugenden werden. Fand doch dafür die nordische Psychologie eines Ibsen durch Schnitzler ihr Heimatrecht auf Wiener Boden und, mit pariserischen Einschlägen vermischt, eine höchst charakteristische lokale Gestaltung. Als Vermittlernatur schärfster Prägung, hüben und drüben und in aller Welt heimisch, läßt Hermann Bahr seine Stimme erschallen, ein wirksamster Sauerteig-Umrührer. Er lehrte Österreich österreichisch sein und hat gleichzeitig die Fäden, die zu Deutschland führen, aufs festeste geknüpft.

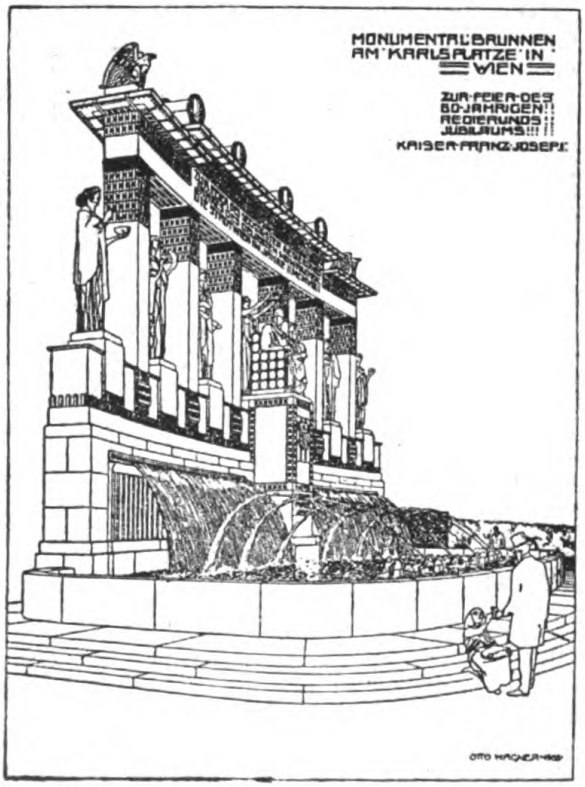


C. O. Czeschka.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

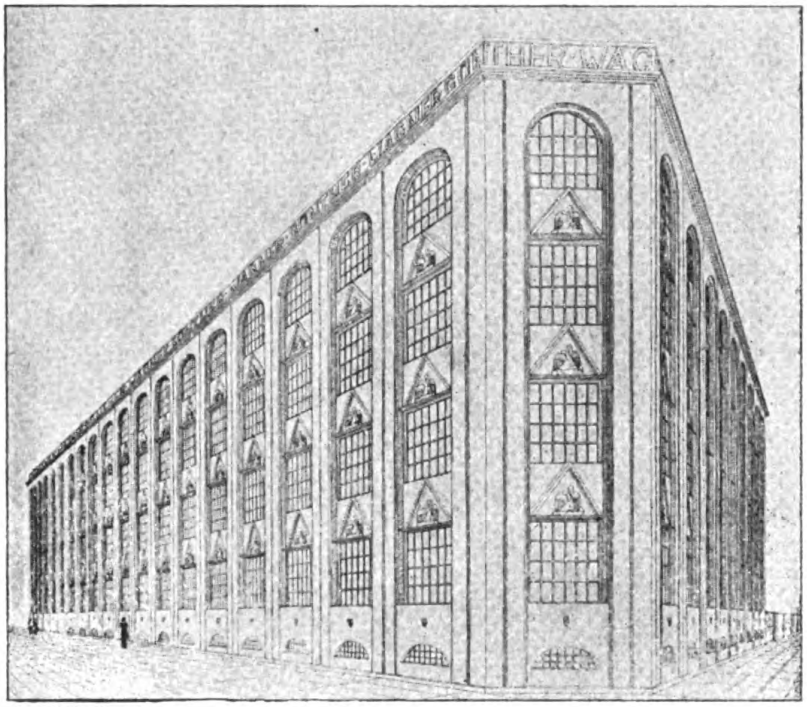
Robert Breuer: Österreich und die Deutsche Kunst.

Es gibt eine Meinung, die in der österreichischen Schmiegsamkeit der Sinne die feminine Ergänzung zu der Sachlichkeit des norddeutschen Verstandes sieht. Das Zutreffende solcher Auffassung zeigt sich vielleicht am deutlichsten an der österreichischen Malerei. Diese nationale Gattung ist nicht alt; sie wird eigentlich wirksam erst nach dem Abrauschen der gewaltig orgelnden Ströme des Barocks und dem Verklingeln des koketten aller Rokokos. Die österreichische Malerei beginnt mit der Gemütlichkeit des Biedermeiers und der blassen Frömmigkeit der Nazarener. Führig und Waldmüller stehen am Anfang. Beide sind Liebhaber einer dünnluftigen, weichen, verschwiegenen Morgenstimmung; Führig ist nie dramatisch und Waldmüller immer lyrisch. Schwind, der diese beiden fortsetzt, kennzeichnet die äußerste Grenze des Erhabenen, bis zu der diese melodiöse, stets ein wenig operettenhafte Kunst sich zu erheben vermag. Der wohlbehagliche Märchenvater gehört zu Raimund, wie der humorige Alt zu Stifter. Alt ist ein österreichisches Phänomen; Wien war ihm die Welt. Mit zärtlichen, klöppelnden Fingern hat er den Stefansturm unzähligemal portraitiert. Aber er ist kein Menzel gewesen. Dazu fehlte es ihm an knurrendem Grimm, an universalem Drang und an zeugender Kraft. Solche Tugenden der Selbstgerechtigkeit können in dem mailichen Wien nicht gedeihen. Als Makart sich mit ihnen wappnen wollte, geriet die Kunst in das Theaterhafte. Makart ist das Pathos des Ateliers; das Atelier ist eine wienerische Erfindung. Im Halbdunkel wallender Stoffalten gedieh der verführerische Irrtum von der Einheit von Kunst und Dekoration. Feuerbach, der dem



Otto Wagner.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Josef Hoffmann.

Makart viel näher steht, als seine Verehrer zugeben, schrieb an seine Mutter: „Wien ist voll von dekorativen Phrasenmenschen." Es war dies ein prophetisches Wort, denn nach den Virtuosen des fleischlichen Leitmotives kam über die genußweise Aristokratie der schweigsamsten aller europäischen Weltstädte der Lärm hohler Worte. Wien verleugnete sich. Die Ringstraße und schlimmeres wurden gebaut.

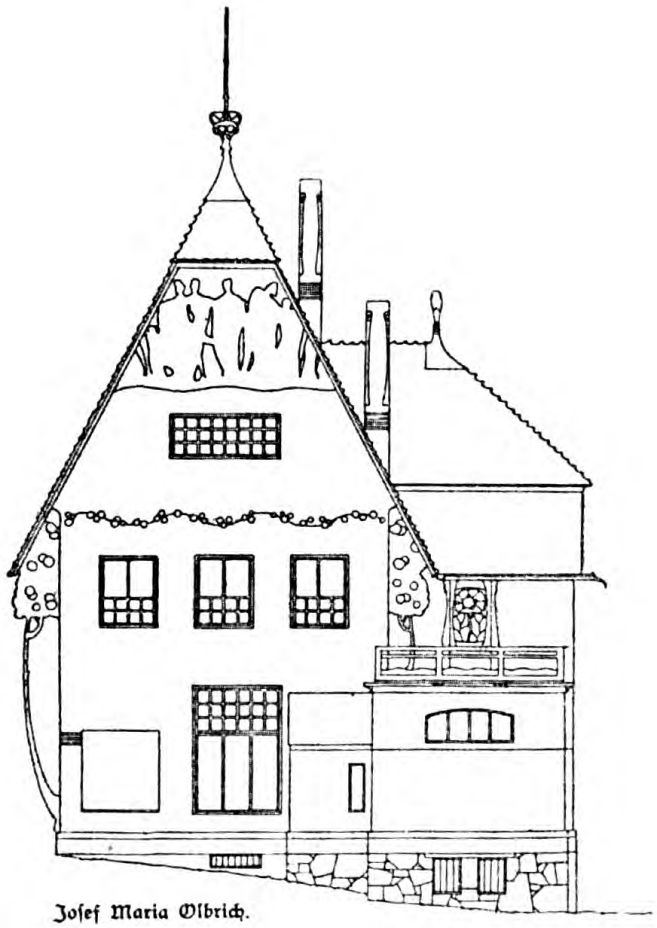
Die architektonische Verwahrlosung, in die Wien nach der Semperzeit geriet, hatte ein Gutes: sie ließ das Genie Otto Wagners noch gewaltiger erscheinen, sie machte selbst die erzieherische Begabung eines Camillo Sitte, dieses Schulmeisters des Städtebaus, beachtenswert. Otto Wagner wurde der erste, zugleich der klassische Großstadtarchitekt. Er vollendete, was Schinkel und Semper begonnen hatten. Er baute den Grundriß, wie das Barock die Fassaden gebaut hatte. Er baute die moderne Stadt. Eisen und Glas, Technik und Konstruktion, wurden durch ihn zum erstenmal als die künstlerischen Urkräfte der Gegenwart erkannt und entbunden. Wien hat den Meister der Stadtbahn, der Postsparkasse und der Kirche am Steinhof heftig befehdet; Wagner aber schuf dennoch eine europäische Architektenschule. Zu seinen Schülern gehörte Josef Olbrich, der vielleicht der einzige Künstler unter den deutschen Architekten der letzten zwanzig Jahre gewesen ist. Ohne Olbrich kein Darmstadt, ohne Darmstadt keine Baukunst des neuen Deutschlands. Von Wagner kam auch Josef Hoffmann, dessen kühle Schlankheit dem wienerischen Geschmack das Weltmännische, das durchaus Gegenwärtige gab. Hoffmanns Möbel, Räume und Häuser sind das geistreichste und das am meisten kosmopolitische Kunstgewerbe unserer Zeit. Wien ist Kunstgewerbe im delikatesten und geschliffensten Sinne dieses feindlichen Begriffes. Hoffmann und Hoffmannsthal sind wahlverwandt.

Alle Malerei der neuen Wiener ist kunstgewerblich, ist zugleich ein Reflex des nahen Orients. Nirgends sonst ist die bunte Naivität der Volkskunst mit soviel mondäner Genußsucht zu den raffiniertesten Träumen einer ganz seltenen Kultur ausgebeutet worden. Gustav Klimt ist Persien, gesehen durch die leichtsinnige Melancholie Schnitzlers. Die auf silbernen Kugeln tanzenden Handwerker der weltberühmten WW sind die spirituellste Form jener Linienmystiker aus den Basaren von Smyrna und Damaskus. Czeschka und Cicek, Kokoschka und Orlik: dem Kaleidoskop dieser Linien und Flecke sind eine literarische

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geste, eine psychologische Erotik und eine flattrige Symbolik gemeinsam. In Wien wurde die Schönheit der Hieroglyphe neu geboren. Es ist kein Zufall, daß Larisch als fanatischer Prophet die dekorative Schrift wieder zum Ausdrucksmittel für differenzierte Empfindungen zwang. Wien ist die einzige Stadt Europas, die dem Ornament junges Leben gab. Die Abstraktionen, die sich dabei einstellten, sind nicht weiter tragisch zu nehmen, denn im Grunde geht alle wienerische Kunst auch heute im geflügelten Walzertakt und nach Anzengrubers Melodie:

„Doch kimm' ich net viel hoch,
Dös geht ma nit ein —
Beim Dirndel sein' Fenster
Dreht's mich allmal hinein!
Holladieh!"



Josef Maria Olbrich.

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 8.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gries-Bozen Hotel u. Pension Austria. Bes. Rud. Obermüller.

Hamburg Uhlenhorster Fährhaus. Joh. Schwegler's Hotel.

Hotel und Pension Ritter, Ernst-Merckstraße 12-14, direkt am Hauptbahnhof. Tel. Gr. 4, 3199.

Harburg a. Elbe
Hotel Kaiserhof. 1. Haus am Platze

Heiligendamm
Hotel und Pension Scherpeltz am herrl. Buchenwalde nahe d. See.

Helgoland Logierhaus „Felseneck" m. Depend. „Villa Seeblick"

Helgoland Hotel Märkischer Hof. Bes. Carl Stavenhagen.

Langeoog Nordsee - Insel
Kurhotel J. Falke.

Lindenfels Hessen-Darmst.
Hotel Odenwald. Bes. A. Vogel.

Lübeck Hotel International. Am Bahnh. Erstkl. neues Haus, zeitgem. hygienisch eingerichtet.

Malchow i. Meckl.
Luftkurort. Herrl. a. See u. Wald. Hotels. Pens. u. Privat-Wohnung. für Sommerfrischler. Sport aller Art. Der Verkehrsverein.

Kurhaus Fleesensee. Besitzer Paul Wuthenow.

Marburg a. d. Lahn
Hotel Pfeifer. Bes. Rich. Leukroth.

Müritz (i. M.) Ostseebad
Kurort i. Hochw. Steinfr. Strand. Familienbad. 2 Dampferlandungsbrücken. Prospekt durch d. **Badeverwaltung.**

Grand Hotel Mecklenburger Hof. Dependencen: Villa Rath und Miramare. — Moderner Betrieb. Elektrisches Licht. Bes. Rob. Rath.

Hotel und Pension Bellevue. Im Walde in unmittelbarer Nähe der Seebäder. Anerkannt gute Küche. Vor- und Nachsaison ermäßigte Preise. Prosp gr. Bes. C. Kruse.

Hotel Erbgroßherzog und Privathaus Villa Franziska. Häuser I. Ranges. Bes. Fr. Grahl.

Neusalz a. d. Oder
Münzers Hotel. Bes. Paul Münzer.

Neu-Globsow (Mark)
(Stechlinsee) Haus Brandenburg. Vorn. Pension, neu eröffn. Mitten im Laub- und Nadelwald. Frau E. Below. Tel. Fürstenbg. 45.

Luftkurort bei Fürstenberg i. M. am Stechlinsee im Walde. Jeder Sport. Frau Clara Meyer.

Neustrelitz i. M.
Pension Stübinger. Gr. Garten, direkt am Wald. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt V gratis.

Nienhagen Ostseebad
Paul Hillmann, Hotelbesitzer.

Oppeln Central-Hotel Bes. W. Moeschler

Prerow Ostseebad. Strand-Hotel. I. Haus am Platze, schön u. unmittelbar a. Wald u. See gel.

Rominten Gust. Kallweit Hotelbesitzer

Rössel (Ostpreußen)
Hotel zum König von Preußen. Bes. Hugo Parschau.

Insel Rügen (Ostsee) Wald und See vereint. Weltberühmte Kreidefelsenküste! — Prospekte durch die Badeverwalt.: Baabe, Binz, Bergen, Breege, Garz, Glowe, Göhren, Lauterbach, Lohme, Neuendorf, Neukamp, Putbus, Saßnitz, Sellin, Thiessow. Geschäftsstelle Binz. Rügen'scher Ostseebäder-Verband E. V.

Kurhaus Prora b. Binz. Erstkl. Pensionshaus, Strandpromenade u. herrl. Hochwald. Eig. Strand. Keine Kurtaxe. Dir. Dr. Weyte.

Salzungen Kurhaus Salzungen. Pächter: Gustav Boden.

Sassnitz (Rügen)
Viktoria-Hotel m. Dépend; direkt a. d. See gelegen. Bes. Aug. Funk.

Hotel u. Pension Prinz Heinrich v. Preußen. Dir. a. Meeresufer, zivile Preise. Bes. Frau Th. Reiß.

Hotel Geschwister Koch, Kurhaus, ren. Pension, a. Meer gel. Hotel des Dtsch. Offiziervereins.

Hotel am Meer. Direkt a. d. See. Bestrenomm. Haus. Otto Fieke, Hoftraiteur.

Schwarzburg-Rudolstadt
Hotel Weißer Hirsch. Kurhaus und Villen. Robert A. Huebner.

Schwerin in Mecklenburg
Hotel Nordischer Hof, am Schloß. Erstes Haus am Platze.

Stralsund Hotel Artushof Neues modern. Hotel, aller Komfort. Telefon 199. Besitzer Franz Klemm.

Travemünde Ostseebad
Park-Hotel und Dependence. Von allen Zimmern herrliche Fernsicht auf See u. Landschaft.

Tuttlingen Hotel „Zur Post" Bes. E. Keppel.

Waren i. M. am Müritzsee
Hotel und Pension „Müritzhöhe". (G. Peters). Telefon 65. Bester Aufenthalt für Sommerfrischler.

Villa Rautendelein. Vornehme Familien-Pension. Sommer und Winter geöffnet. Tel. 192.

Hotel und Pension Tannenhof. Inh. P. Struck. Tel. 150.

Warnemünde
Stralendorfs Hotel. Das ganze Jahr geöffnet. Aller Komfort.

Hotels: Berringer und Pavillon. I. Ranges. Unmittelbar am Meer. Volle Pension von 6 Mark an.

Hotel Bellevue. Bes. H. Janzen (langj. Leiter des Hotel und Restaurant Kannenberg in Berlin).

Strandhotel (O. Lehmann). Vorn. ruhiges Pensionshaus in den Parkanlagen am Meer. Tel. 36.

Wiesbaden Hotel Kaiserhof und Augusta-Victoria-Bad A.-G.

Wismar i. M.
Hotel Stadt Hamburg. Theodor Martens, großherz. Hoftraiteur. Erstes Haus am Platze.

Wustrow in Mecklenburg
Nordens Hotel. Bes. Joh. Norden.

Strand-Hotel. Alt. schatt. Garten. Dir. a. Strand. Neuer Inh.: F. Doß.

Zingst Ostseebad
Stein- u. staubfreier Strand. Eisenbahn-Stat. Prosp. d. d. **Badeverw.**

Wichmann's Hotel. I. Haus am Platze, am Bodden gelegen. Besitzer Otto Lenz.

Zippendorf Kurhaus
am Schweriner See i. Mecklbg. Inh. Rich. Albrecht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vereinigung der Kunstfreunde

Gegründet 1883 auf Anregung der Direktion der Königl. Nationalgalerie Berlin

Die Deutsche Flotte

in zwölf farbigen Bildern
von Prof. Hans Bohrdt

Originale im Besitz Sr. Maj. des Kaisers

Als Mappenwerk in Einzelblättern und als Postkarten erschienen

Für Mitglieder zu Vorzugspreisen / Prospekte gratis durch die

Vereinigung der Kunstfreunde Ad. O. Troitzsch

Berlin-Schöneberg / Verkaufsstellen: Markgrafenstr. 48 und Potsdamerstr. 23

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

Mai

1908

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeitgemäße
und zugleich unterhaltende Bücher

Unsere Feinde — wie sie einander lieben

Kritische Äußerungen berühmter Franzosen, Engländer, Russen, Belgier, Japaner usw. über ihre Verbündeten, herausgegeben von Dr. Werner Klette.

Mit 75 Karikaturen aus französischen, englischen, russischen, japanischen Witzblättern.
6. Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Dieses Buch, von dem nun schon die 6. Auflage ausgeliefert werden kann, wurde von der Presse als eine der originellsten Erscheinungen in der Masse der Kriegsliteratur bezeichnet. Von den zahlreichen Presseäußerungen geben wir die folgenden wieder:

Michael Gg. Conrad in den „Münchener Neuesten Nachrichten": „Mehr als aus dickleibigen gelehrten Werken über Völkerpsychologie, Zeitgeschichte und Massenpsychose können wir aus diesen bunten, temperamentvollen Äußerungen über die innerste Beschaffenheit unserer Feinde im Wirbel der Ereignisse erfahren. Denn es sind nicht bloß ethische Spaßhaftigkeiten, um die es sich hier dreht; es ist der volle Ernst des Menschlichen, der sich in aphoristischer Form redlichste Mühe gibt, sich und anderen die Augen über die lieben Nachbarn zu öffnen. Anerkannt erste Schriftsteller, Dichter und Denker sind hier als Seelen-Entschleierer am Werke zu beobachten. Die Mühe lohnt reichlich."

Alex. v. Gleichen-Rußwurm in „Das Literarische Echo": „Solch ein Buch zwingt auch in schwerer Zeit zum Lachen und belehrt besser als die Grau-, Blau- und sonstigen Farbbücher der Diplomaten über den inneren Zusammenhang der Dinge."

Unsere Feinde — wie sie die Deutschen hassen

Lob Deutschlands aus dem Munde berühmter Franzosen, Engländer, Russen, Belgier, Japaner usw., herausgegeben von Dr. Friedrich Stieve

Mit 82 Karikaturen aus französischen, englischen, belgischen, russischen, japanischen Witzblättern.
Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

„Berliner Tageblatt": „Die besten Köpfe Frankreichs, Rußlands und Englands, tote und lebende, finden sich hier als Kronzeugen für den Wert des deutschen Wesens zusammen. Frau von Staël und Thomas Carlyle, Dostojewski, Romain Rolland und viele andere sprechen nicht gegen, sondern für Deutschland. Auch Anatole France muß sich die kleine Bosheit gefallen lassen, daß ein Wort von ihm aus dem Jahre 1907 zitiert wird: „... dies erlauchte Deutschland, das einst mit der Reformation so prachtvoll voranging ..."

Beide Bände sind auf Federleicht-Papier gedruckt und wiegen deshalb einzeln nur 250 Gramm. Feldposttaschen dazu werden vom Verlag kostenlos geliefert.

Solneman der Unsichtbare

Ein Roman von A. M. Frey. Mit 12 Holzschnitten von Otto Nückel.
Pappband M. 6.—, Halblederband M. 9.—, Vorzugsausgabe M. 25.—.

Dr. Behringer im „Mannheimer Tagblatt": „Sie ist in hinreißendem Tempo geschrieben und glitzert mit ihren tollen und mokanten Einfällen in allen Farben, Vorzüge, die dem durch alle zeitgenössischen technischen, seelischen und bürgerlichen Seiten ausgesponnenen Buche das lebhafteste Interesse vom ersten bis zum letzten Kapitel sichern."

Dr. Huebner in den „Münchener Neuesten Nachrichten": „Auch nach der Seite der Abbildungen ist „Der Solneman" eine der bedeutsamsten und originellsten Veröffentlichungen unserer Zeit zu nennen."

Delphin-Verlag, München, Giselastraße 25.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der
Kunstfreund
Zeitschrift der Vereinigung
der Kunstfreunde
1915 Mai

Gottfried Traub: Heldenehrung.

Das alte gute deutsche Wort „Held“ hat wieder Farbe und Gestalt unter uns gewonnen. Wir besitzen leibhaftige Helden. Man spottete noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts darüber, die Person einen Helden zu nennen, um die sich eine Erzählung, ein Drama oder ein Roman dreht. In solchem Spott lag gesunde Kraft. Man schätzte den Helden höher ein. Man verlangte von ihm, daß er wirklich über Mannesmaß und Menschenhöhe hinausgewachsen sei und daß er lebe, nicht nur in der Dichtung, sondern in geschautem und erlebtem Handeln. Wir werden das Wort „Held“ künftig mit gleicher Ehrfurcht behandeln. Mag man da oder dort freigebig mit ihm umgehen, wir leben doch in einem Heldenzeitalter. Das ist die unbegreiflich große Erfahrung, die wir machen, und deren Tiefe auszumessen unser Geschlecht nicht imstande sein wird.

Desto verständlicher, daß man sich über ihre Ehrung besinnt. Freilich scheint mir viel von diesen Forderungen zu sehr belastet mit kaufmännischen Erwägungen. Ich komme von dem Gedanken nicht los, daß man den Helden viel größere Ehre erweisen würde, wenn man sich zunächst einmal dem Eindruck des Erlebnisses voll hingeben würde. Ob man ihm unmittelbaren Ausdruck verleihen kann, kommt erst in zweiter Linie. Was man ausdrückt, beherrscht man. Wir wollen aber noch gar nicht beherrschen, wir wollen uns beherrschen lassen. Ich fürchte, daß wir zu hastig vorgehen, um dieses einzigartigen Erlebnisses Herr zu werden. Wäre es nicht würdiger, wir würden in ergriffener Stille die großen Taten an uns vorbeiziehen lassen, so daß man den Atem vor Spannung zurückhält, daß man in allen Nerven gespannt dem Lärm vom Westen und Osten lauscht und so in sicht selbst zunächst etwas sammelt, wie ein ungeheures Maß von Kraft

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/nip.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use

und Anschauung, von dem man späterhin zehrt. Manche fangen schon an, zu zerfasern, zu zerteilen. Das ist entsetzlich. Eine Zeit, wie die jetzige, erscheint nie wieder. Den Weltensturm kann man nicht in eine Mütze einfangen, und einen Donner, der über die ganze Erde hinrollt, darf man nicht gleich akustisch verarbeiten.

Ich weiß, wie viele Künstler heute Not leiden. Es ist unsere Ehrenpflicht, ihnen zu helfen. Sie haben uns in Tagen des Friedens Werte und Höhen gezeigt. Das soll man jetzt nicht einfach vergessen. Aber ich glaube, man erweist ihnen selbst keinen Dienst, wenn man sie zwingt, jetzt rasch eine Welt zu vergegenständlichen, die über sie hereinbricht, wie der Ausbruch eines Vulkans. Wir empfinden das unsagbare Grausen unserer rasch arbeitenden Geschenkindustrie, die es meisterhaft versteht, alles Gewaltige zu verflachen und das rinnende Blut der Krieger in rollierendes Gold von billiger Schundware umzuwandeln. Davor unsere wirklichen Künstler behüten, heißt segensreich handeln. Auch ihnen soll man Zeit lassen. Auch ihnen schaffe man den Abstand von den Ereignissen. Was gut ist, wird sich durchsetzen. Man muß aber in einer Zeit, in der so viel Starkes und Tapferes draußen fällt, auch den Mut haben, zu sagen: was mittelmäßig und noch weniger in der Künstlerwelt war, das möge auch fallen, d. h. sich nach anderer Arbeit umsehen. Diese Zeit nimmt manchem den Pinsel und stellt ihn an ein Geschäft, wofür er besser taugt. Dadurch sinkt er nicht; er wird ein nützliches Glied der Gesellschaft, und innerlich harmonischer, weil er vorher nur scheinen mußte, jetzt aber auf anderem Gebiet etwas zu leisten gelernt hat. Der Krieg wird zur Schule der Wahrhaftigkeit.

Auch in der Sache selbst und gerade in ihr liegt heute eine gewaltige Schwierigkeit. Die alte Zeit kannte einzelne Helden. Ihr Bild prägte sich Mit- und Nachwelt ein. Ihr Name wirkte wie der elektrische Funke. Bismarck, Blücher, der alte Fritz, Prinz Eugen. Sie waren die verkörperte Erlösung aus der Volksgefahr; aus ihren Augen leuchtete der Sieg. Wir erleben heute ähnliches. Der Name Hindenburg wird nicht mehr aus unserem Gedächtnis schwinden, und ein Weddigen trägt für alle Zeiten seinen Lorbeer. Wo aber Millionen fechten, gewinnt das Heldentum andere Züge. Die antike Auffassung des Helden beruht mehr auf der Episode; die heutige Auffassung ehrt vorwiegend den Charakter. Auch wir haben vieles übrig für eine einzige gewaltige Tat, für einen kecken Streich, für eine frischfrohe Überraschung. Aber wir haben den Zusammenhang aller Dinge viel gründlicher erkennen lernen und wissen, daß auch das Geniale durch Geduld und Fleiß getragen wird und die heldenhafte Kraft sich nicht nur in Sprüngen, sondern in der Zähigkeit der Ausdauer und der Unermüdlichkeit des Willens erst recht bewährt. Diese Dauerwirkung darzustellen, ist eine undankbarere künstlerische Aufgabe. Sie in eine einzige Anschauung zu bannen, setzt höchstes künstlerisches Verständnis voraus. — Dazu kommt, daß der Held heute das ganze Volk ist. Gerade dieser Krieg der Millionen hat die Einzelverantwortlichkeit nicht gehemmt, sondern erst recht gesteigert. Der einzelne Anonymus bedeutet heute viel mehr, als noch vor 50, geschweige vor 5000 Jahren; er ist ein ganz lebendiger Teil der gesamten Kriegsmaschine.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie viele Offizierstätigkeit wird heute tatsächlich von Gemeinen und Gefreiten geleistet! Dadurch steigt die Heldenhaftigkeit der Masse. Gerade die Führer erkennen sie am meisten an. Das Eigentümliche im Charakter dieses Krieges kann vielleicht dahin bestimmt werden, daß die Masse der Held geworden ist, weil die Masse sich nur aus einzelnen Verantwortlichkeiten zusammensetzt, diese einzelnen aber alle von demselben Geist getragen sind. Diesen Gesamtgeist bildnerisch, symbolisch, malerisch zu erfassen, das ist die künstlerische Aufgabe der Zukunft. Wir hoffen, daß künftig einmal ein Epos aus diesem Kriege wächst, ein neues Nibelungenlied. In diesem Epos werden dann die Keime für künstlerische Gestaltung zu finden sein, wie ein Rethel sie fand. — Endlich wird eine naheliegende Versuchung vermieden werden müssen. Das Grandiose der Millionenhaftigkeit, das wir in der Masse der Heere, der Werkzeuge, der Geldsummen heute leibhaftig vor uns sehen, verleitet leicht zur Veräußerlichung des künstlerischen Ausdrucks. Wir meinen das so: man wird dieser Tatsache des Weltkriegs nicht dadurch gerecht, daß man dieser Grandiosität dadurch Herr werden wollte, daß man die Gestalten des Kriegs usw. möglichst übertreibt und in derbster Muskelfülle

Der Löwe von Chäronea.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und in riesenhafter Verzerrung schwelgt. Gerade dem Künstler müßte die denkbar stärkste Vereinfachung der gesammelten Kraft als Ziel vorschweben. Denn in äußeren anschaulichen Wettbewerb mit den kolossalen Ereignissen kann er doch nicht eintreten; also wird er sich auf die innere Gliederung und die Veranschaulichung des innersten Willens zum Sieg beschränken, damit aber etwas Bleibendes schaffen. So steigert sich die Schwierigkeit der Aufgabe.

Bei alledem haben wir der andern Helden noch nicht gedacht: derer zu Haus. Das Heldentum des Schmerzes hat auch seine Stelle. Ich fürchte viele Süßlichkeiten und Sentimentalitäten. Sie sind nicht nur künstlerisch unwahr. Sie widersprechen den Tatsachen. Es steckt wirkliche Heldenkraft in den Hinterbliebenen und in ihrer Art, den Tod des Liebsten, des Vaters, des Bruders zu tragen. Man wünschte, den Künstler oft in das einfachste Bodenzimmer hinaufzuführen und ihn dort mit der Witwe allein zu lassen, damit er etwas von dem Adel sähe, zu welchem der Schmerz die einfachsten Menschen erhebt. Ohne Pose, ohne Aufhebens wird hier das Kreuz ge-

Athenisches Grabrelief.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tragen. Die Äußerungen des Stolzes sind nicht selten, die Äußerungen des selbstverständlichen Opfers die Regel, und nur wenige können sich oder wollen sich nicht fassen. Auf der Werkbundausstellung gab uns Elkan eine machtvolle Gestalt zu sehen: „Die Heldenklage". Ich durfte den Entwurf in seinem Hause sehen und war überwältigt von dieser einen Frauengestalt, in der sich der Schmerz zerwühlend und doch vollständig gefaßt widerspiegelt. Denn das ist doch das Große, daß Helden auch weinen können. Man erinnere sich an jene Szene im Laokoon Lessings, in der er Priamus und die Griechen einander gegenüberstellt: jener verbietet seinen Trojanern, bei der Totenverbrennung zu weinen, diese zeigen, daß sie so hoch stehen, beides zu können, tapfer zu sein zur rechten Zeit und zu weinen zu seiner Zeit. Ich denke an den „Stein der Klage" von dem gleichen Künstler Elkan und sehe in ihm eine solch edle und einzig gewaltige Sprache, wie ich sie wegweisend wünschen möchte für die künstlerischen Darstellungen, die uns in und nach dem Krieg das Heldentum der zuhause Gebliebenen schildern. Freilich ist auch das nur eine Seite dieses heimischen Heldentums.

Der Titusbogen in Rom.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Künstler wird sich mit Recht auch an die Erfolge der Technik, der geschlossenen Einheit des Volks, des Willens zur Sparsamkeit, der Neugeburt der Volkswirtschaft erinnern, um neue Ideen für sein Werk zu gewinnen. Hier ist des Stoffs zu bildnerischen Einfällen kein Ende.

Von all den verschiedenen Ehrungen für die Helden des Schlachtfeldes gefällt uns am besten die Ehre durch Haine. Stein und Erz, von der Farbe ganz zu schweigen, werden der Größe des Erlebten nur in den wenigsten Fällen gerecht werden. Aber jedes Dorf und jede Stadt kann sich einen würdigen Eichenhain anlegen, in welchem der Wind wehet, wo er will; „Du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt". Wind und Geist waren von jeher Schwestern; Der Sturm ist das unsichtbar gewaltigste Element, das nur an seinen sichtbaren Zeichen ein wenig von seiner Stärke offenbart. Wehen und Ahnen hängen zusammen. Ich denke es mir wunderschön, wenn unsere Enkel und Urenkel einst sich an solchen lebendigen Plätzen sammeln und sich dann aus Morgenluft und Abendnebel die Sage von 1914/15, vom Weltenbrand, erhebt. „Ritter zogen zum Streit und die Ritter waren alles Volk" . . .

Des Skizzenhaften dieser Worte bin ich mir voll bewußt. Möge ihr Wert nur an der Gesinnung gemessen sein, der Schicksalskraft dieses Erlebnisses gerecht werden zu wollen und sie nicht durch vorzeitige Zergliederung oder Bemeisterung verflachen zu lassen.

Auf der Wahlstatt.

Wir wollen die Totenfeier begehen,
Ohne Kreuz und Glockenklang.
Die Wolken weinen, die Winde wehen
Feierlich den Grabgesang.

Hier hat kein Pfaffe Messe gelesen
Und gereicht das Abendmal:
Sie sind gefallen und werden verwesen
Wie die Blumen in dem Thal.

Sie sind gefallen, die Guten und Bösen,
So der Hauptmann wie der Knecht:
Die Gnade des Herrn muß alle erlösen,
Keiner ist vor Gott gerecht.

1826. Hoffmann v. Fallersleben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

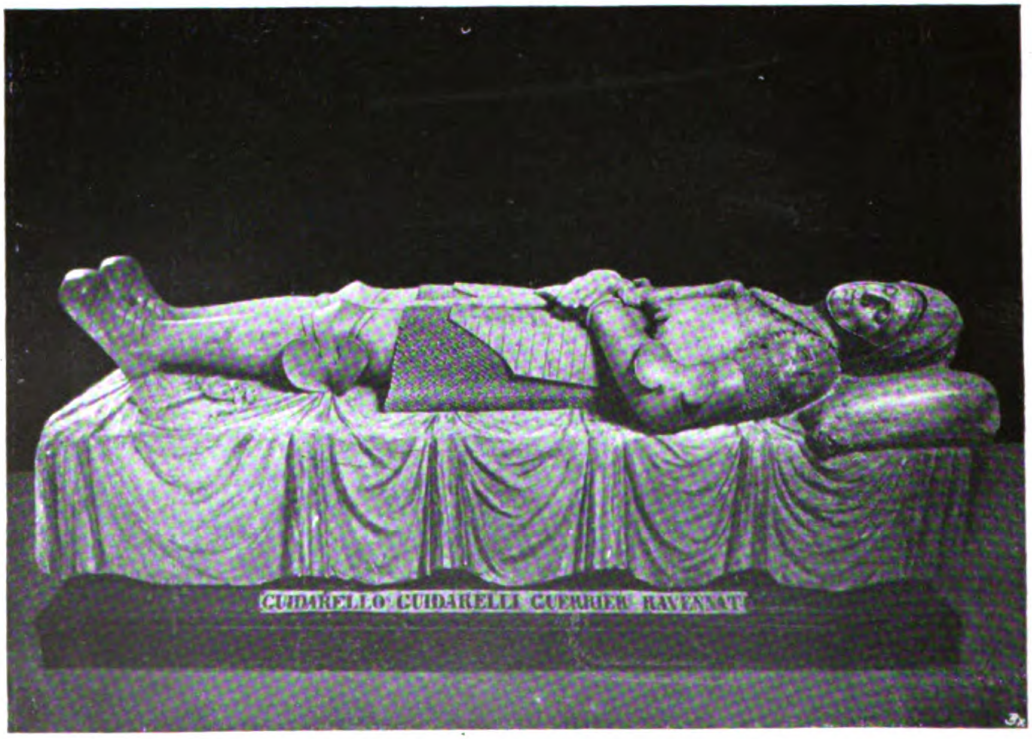
Walter Curt Behrendt:
Krieger- und Siegesdenkmäler in der Vergangenheit.

Es ist ein schöner und verehrungswürdiger Brauch der Völker, das Gedächtnis der im Kampf um das Vaterland Gefallenen, das Andenken großer Waffentaten und den Ruhm bedeutender Feldherren und Heerführer durch Monumente der Kunst der Nachwelt zu überliefern. Kaum schweigt der rauhe Lärm der Waffen, kaum sind Ruhe und Frieden in die vom Feinde bedrohten Lande eingezogen, kaum haben die politischen Zustände einen Grad von Sicherheit und Beständigkeit wieder erlangt, da beginnt der Verehrungs- und Verewigungstrieb der Menschen, Denkmäler und Bildsäulen zu errichten, sinnfällig wirksame Erinnerungszeichen an Kampf und Sieg, „den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nachahmung".

Römische Triumphsäule.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn es richtig ist, daß der Anblick solcher Monumente uns das ideale Bild ganzer Nationen in die Gegenwart zurückführt, so wird insbesondere das Krieger- und Siegesdenkmal auch zum Spiegel ihrer herrschenden politischen Anschauungen. Deutlich läßt sich aus ihnen erkennen, welchen Anteil das Nationalbewußtsein an den verherrlichten Ereignissen genommen hat, welchem Ziel der siegreiche Kampf gegolten hat, ob im einzelnen Falle mehr der Staatsgedanke oder andere, vielleicht religiöse Interessen im Vordergrund standen, oder ob es sich etwa nur um die Unternehmung eines von politischem Ehrgeiz getriebenen Machthabers oder eines ruhmsüchtigen Söldnerführers handelte. So verschieden im übrigen das psychologische Motiv, aus dem das Siegesdenkmal hervorgegangen ist, auch sein mag, und so groß die Reihe der erhaltenen Monumente ist, die uns aus allen Zeiten der Kriegsgeschichte überliefert sind, so klein ist verhältnismäßig die Zahl der vorhandenen Typen. Der Gedanke hat künstlerisch nur wenige Ausdrucksformen gefunden und diese Formen haben sich, nachdem sie einmal geschaffen waren, wenig verändert: aus den einfachsten menschlichen Empfindungen hervorgegangen, haben sie sich bis auf die Gegenwart in ihrem ursprünglichen Charakter erhalten. Bei aller Mannigfaltigkeit im einzelnen, im dekorativen Beiwerk und in der stilistischen Durchbildung, wird man im ganzen nur zweierlei Gattungen von Kriegerdenkmälern unterscheiden können, je nachdem im einzelnen Falle mehr die Erinnerung an das kriegerische Ereignis, an den Kampf für Freiheit, Glauben, Einigung



Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder Existenz gefeiert werden soll, oder das Andenken des siegreichen Führers, des genialen Feldherrn oder einzelner den Heldentod fürs Vaterland gestorbener Krieger. Im einen Fall ist das Denkmal mehr dazu bestimmt, die Idee des Krieges zu verherrlichen, im anderen das Gedächtnis wertvoller Personen zu erhalten. Eine selbständige Form von charakteristischer Eigenart zeigt daher eigentlich auch nur das Siegesdenkmal, während das Kriegerdenkmal in den meisten Fällen eine nicht sonderlich unterschiedene Spielart des Grab- und Ehrendenkmals ist.

Betrachtet man rückwärtsblickend die Reihe der überlieferten Monumente, so deutet das Fehlen aller Schlachtendenkmäler in der ägyptischen Kunst

Ein Scaligergrab in Verona.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon an, daß der Krieg in diesem Lande kein nationales Erlebnis war. Die Ägypter kennen nur Denkmäler für Götter und Könige, die, durch göttliche Berufung Inhaber ihres Herrscheramtes, als Nachfolger und Abkömmlinge der Gottheit, jenen gleich geachtet und verehrt wurden. Der König, der sich sein Grabmal selbst erbaute, der entsprechend seiner Macht und Gottähnlichkeit sein Totenhaus mit jedem erdenklichen Aufwand an Pracht und Monumentalität ausstattete, ist zugleich auch Feldherr, Anführer im Kriege. Daher wird man die Pyramiden, die großartigsten Königsgräber, die die Weltgeschichte kennt, in gewissem Sinne auch als Kriegerdenkmäler betrachten dürfen, die an Wucht des architektonischen Ausdrucks, an lapidarer Einfachheit und monumentaler Formenkraft dann freilich in der Kunst nicht ihresgleichen hätten. Der Krieg als solcher, als geschichtliches Ereignis, als Unternehmung einer Volkseinheit, steht zu diesen stolzen Monumenten allerdings nur in sehr lockeren Beziehungen. Er hat höchstens auf ihre Abmessungen Einfluß geübt; diese wuchsen im gleichen Verhältnis wie die militärischen Erfolge, die dem König beschieden waren.

Ganz anders bei den Griechen. Dieses demokratische Volk führt seine Kriege nur im Interesse des großen Staatsgedankens. In den ruhmreichen Kämpfen gegen die Perser, jenem heiligen Krieg für die nationale Sache, erstand ihm ein Freiheitsideal, dem die für das Vaterland im Kampf gegen den Feind bewiesene Tapferkeit als die höchste Tugend gilt. Ein Volk, dessen Söhne, wie Spartas Krieger mit ihrem König Leonides in den sicheren

Gustav Adolf von Schweden (1634)
Der König als Leiche auf dem Schlachtfelde.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tod gingen, nur dem Gesetz zu gehorchen; wie die Athener der Freiheit zuliebe zweimal die Vaterstadt den verwüstenden Persern überließen, und erklärten, eher werde die Sonne aus ihren Bahnen weichen, als daß sie die glänzenden Anerbietungen des Perserkönigs, als seine Untertanen über das übrige Hellas zu gebieten, annehmen würden (Fr. Poland), ein solches Volk kennt keinen höheren Heldenbegriff als den des Vaterlandverteidigers. Ihm gebührt der Dank und die öffentliche Anerkennung der Nation. In jenem gewaltigen, dreißig Jahre währenden Kampf zwischen Athen und Sparta wurden, wie Thukydides berichtet, zu Ehren der Gefallenen alljährlich öffentliche Trauerfeiern in Athen abgehalten, bei denen ein besonders angesehener, als einsichtig bekannter Mann von der Stadt bestellt wurde, um die Leichenrede zu halten. Berühmt ist die Rede, die Perikles einmal bei solchem Anlaß hielt und die er zu einem begeisterten Hymnus auf das Vaterland ausgestaltete. Zu diesen Trauerfeiern wurden große Zurüstungen gemacht. Schon drei Tage vorher wurde ein großes Zelt aufgeschlagen, in dem die Gebeine der Gefallenen zur Schau gestellt wurden. Hier brachten auch die Angehörigen ihre Totengaben dar. Die Gebeine der Gefallenen wurden in Särge aus Cypressenholz gebettet und dann in einem öffentlichen Grabe bestattet. Für die Vermißten, sowie für diejenigen, deren Leichen nicht geborgen werden konnten, wurde dem Zuge ein gepolstertes Totenbett leer nachgetragen. Den Särgen folgten die Angehörigen der Gefallenen, die verwandten Frauen und die Bürger der Stadt.

Wladislaus IV. von Polen (1636)
Auf den glücklichen Entsatz der von den Russen belagerten Stadt Smolensk.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon aus sehr früher Zeit sind auch einzelne Denksteine für gefallene Soldaten überliefert. Die bekannte Stele des Aristides, ein Werk in dem streng archaischen Stil des sechsten Jahrhunderts, stellt, traditionellem Brauche folgend, auf dem schmalen Raum der Grabplatte den Typus eines Marathon-Kämpfers (nach neuerer Forschung einen Soldaten aus der Zeit der Peisistratiden) dar, angetan mit Panzer, Helm und Speer. Unter den attischen Grab-Reliefs der klassischen Zeit finden sich zahlreiche Denksteine für Soldaten. Der Sitte der Zeit entsprechend, die es liebte, die Verstorbenen in einer ihren Lebensberuf und ihre Beschäftigung kennzeichnenden Haltung darzustellen, wird der Jüngling abgebildet, wie er, gerüstet und in vollem Waffenschmuck, zum Kampfe aufbricht oder hoch zu Roß über einen gefallenen Feind dahinstürmt. Getragen von einem gewaltigen Pathos und erfüllt von einer großen heroischen Empfindung offenbaren diese prachtvollen Schöpfungen einer gewerbsmäßig geübten Kleinkunst die starke stilbildende Kraft, die in dieser Zeit der Klassik den Werken der Monumentalkunst innewohnte und von hier auf alle Zweige des Kunsthandwerks zurückwirkte.

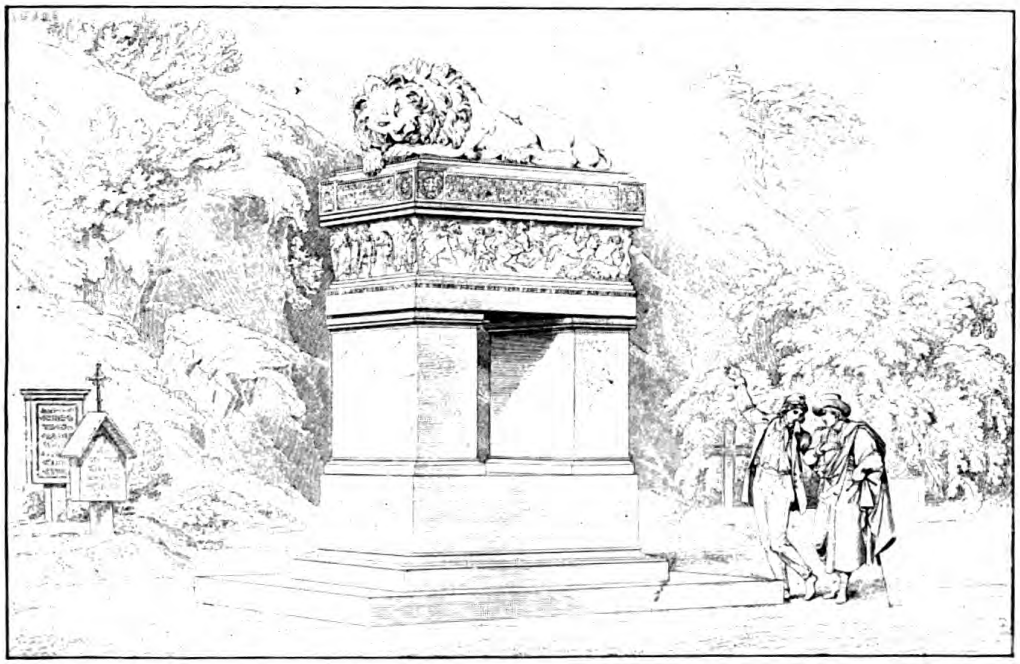
Auch für das Schlachtendenkmal haben die Griechen bereits die monumentale Kunstform gefunden. Kein Sieges-, sondern ein Kriegerdenkmal, ein Totenmal, schmückt es das Massengrab der gefallenen Helden. Ein charakteristisches Beispiel aus späterer Zeit ist uns erhalten, das Grabmal der bei Chäronea im Kampf gegen Philipp von Mazedonien gefallenen Thebaner, der Dreihundert der „heiligen Schar": ein einzelner Löwe auf hochragendem Sockel, als Sinnbild der Kraft, des Muts und des Stolzes. In seiner schlichten, eindringlichen Symbolik ist das Motiv für alle künftige Zeiten vorbildlich geworden. In verschiedenen Variationen erscheint es immer wieder an Schlachten- und Soldatendenkmälern. In besonders schöner Weise ist es von Schinkel benutzt worden bei dem Grabmal für Scharnhorst, das, ursprünglich für Prag bestimmt, jetzt auf dem Berliner Garnisonfriedhof aufgestellt ist: der von Rauch modellierte Löwe ruht hier in liegender Stellung auf einem weißen, auf hohen Steinpfeilern aufgestellten Marmorsarkophag.

Eigentliche Siegesdenkmäler haben die Griechen nicht errichtet. Um den Besiegten die schmähliche Erinnerung an die erlittene Niederlage zu ersparen, wurde auf dem Schlachtfeld nur ein Siegeszeichen von flüchtiger Dauer aufgerichtet, ein Tropaion, zusammengestellt aus erbeuteten Waffen, die an einem Baumstumpf oder auf einem Pfahl aufgehängt wurden. Die dauernden Siegeszeichen aber wurden zu Hause im geheiligten Tempelbezirk als Weihgeschenke aus Stein und Erz zur Aufstellung gebracht. Sehr beliebt war dafür das Motiv der fliegenden Siegesgöttin, das bereits um 600 von dem Bildhauer Archermos benutzt ward und das später, zur Zeit der reifen klassischen Kunst, Paionios aus Mende in höchster Vollendung zur Darstellung brachte. Seine Nike, ein von den Messeniern und Naupaktiern aus den Gebeten der bei Sphastorien den Spartanern abgenommenen Kriegsbeute gestifteten Weihgeschenk, das vor dem Tempel des Zeus in Olympia aufgestellt war, schwebt auf einem segelgleich entbreiteten Mantel in schnellem Fluge von einem hohen Sockel hernieder — die erste künstlerisch vollendete plastische Lösung des Flugproblems.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei den Römern, diesem kriegerischsten Volk, das die Erde je getragen hat, beginnt das Siegesdenkmal bereits ein Denkmal persönlichen Ruhmes zu werden. Die Ehrensäulen und Triumphbögen, die in allen Städten des römischen Weltreiches errichtet wurden, und deren Reliefschmuck die Waffentaten und Kriegszüge der Kaiser verherrlichten, sind in der Regel Monumente monarchischen Ehrgeizes. Die Ehrensäule, als Motiv bereits den Griechen bekannt und, wie alle Kunstformen von diesen übernommen, war bei den Römern von der Basis bis zum Kapitell mit reichen Reliefbändern umwunden, deren Darstellungen sich auf bestimmte Kriegsereignisse beziehen, und trug über der Kapitellplatte die Statue des Kaisers. Der Triumphbogen, ein Ehrenmal, durch das der siegreiche Feldherr nach Beendigung eines Krieges seinen feierlichen Einzug in die Stadt hielt, bildet die monumentale Verewigung eines erfochtenen Sieges. Beide Typen, die Säule wie das Ehrentor, haben sich in jeweils stilistisch veränderter Form bis auf die neueste Zeit fortgeerbt: auch das Brandenburger Tor in Berlin, anfänglich zwar nicht in solcher Absicht errichtet, ist durch die krönende Quadriga mit der Siegesgöttin im Bewußtsein des Volkes zu einem Siegesdenkmal zu einem architektonischen Erinnerungszeichen an die große Zeit der Befreiungskriege geworden.

Einzelgräber für gefallene Soldaten sind namentlich in den römischen Provinzen, am Rhein und an der Mosel, vielfach gefunden worden. Sie sind ohne besondere Eigenart und unterscheiden sich wenig von den sonst üblichen Grabdenkmälern. Der Verstorbene ist gewöhnlich stehend oder auch zu Pferde in voller Rüstung dargestellt, die Offiziere mit allen Ehren-



Schinkel: Grabmal für Scharnhorst.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeichen und Orden auf der Brust. Künstlerisch erheben sich die Werke selten über das Maß solider handwerklicher Arbeit.

Im Mittelalter, wo das geistige Leben ganz von religiösen Problemen in Anspruch genommen wird, ist das Kriegerdenkmal kein Gegenstand der Kunst. Die Sitte, Denkmäler zu errichten, wird auf den Innenraum der Kirche beschränkt; das Denkmal wird zum Grabstein, zum Epitaph. Als solches ist auch das Kriegergrab nicht wesentlich von der üblichen Form des Wand-, Pfeiler- und Plattengrabs unterschieden und höchstens durch einen sinnbezüglichen allegorischen oder ornamentalen Schmuck besonders kenntlich gemacht.

Zur Zeit der italienischen Renaissance ist der Krieg, wie Burckhardt sagt, ein virtuoses Kunststück geworden; „der Gegner sollte durch Scheinmanöver zum Einstellen des Treffens genötigt werden; es kam darauf an, Blutvergießen zu vermeiden, höchstens Gefangene zu machen und von ihnen Lösegeld zu erpressen." Der Krieg wird zu einer privaten geschäftlichen Unternehmung der Söldnerführer, die, getrieben von maßloser Ruhmsucht, sich nicht scheuen, ihre Denkmäler aus eigener Tasche zu bezahlen, wie der venetianische Condottiere Colleoni, dessen bekannte Reiterstatue in Venedig, ein Werk des Verrocchio, solchem persönlichen Ehrgeiz seine Entstehung verdankt.

Wie man sich in Deutschland um diese Zeit ein Schlachtendenkmal vorstellte, davon mag ein Entwurf Dürers, den er in seiner Unterweisung der Messung beschreibt, ein Bild geben. „Lege zum ersten, so schreibt er, einen viereckigen Steinberg auf einen Hügel, der alle Dinge, die man darauf setzt, tragen möge." Auf jedes Eck soll dann eine Büchsenkugel gelegt werden, „anderthalb Schuh hoch". Auf diesem Steinwerk werden vier Stufen aufgebaut, in feinen Verhältnissen gestaffelt, „also daß die oberste die niedrigste werde", und auf jedes Eck der obersten Stufe soll eine Pulvertonne gesetzt werden. Auf diesem Sockel wird dann die eigentliche Basis für das Tropaion aufgebracht, das in einem Werf-Mörser bestehen soll, „vorn um das Maul fünf Schuh breit, wegen der Zierde und Stärke", und einer senkrecht aufgerichteten Büchse, die die gekreuzten Schilde, Harnische, Helme und Federbüsche trägt.

In solchem Spiel mit allegorisch und symbolisch zu deutenden Motiven erschöpft sich von nun an, durch das ganze Barock und bis ins Empire hinein, die gesamte Grabmal- und Denkmalkunst, und damit hat auch das Kriegerdenkmal aufgehört, ein selbständiger Typus zu sein. Erst ein Ereignis wie die Freiheitskriege hat in Deutschland wieder einen Plan zu einem monumentalen Schlachtendenkmal reifen lassen, zu einem Werk, das nach der Idee seines Schöpfers das Andenken dieser großen Zeit wieder in religiösem Sinne festhalten und würdig ehren sollte. Schinkel war es, der auf Veranlassung des preußischen Königs den Entwurf zu diesem Denkmal herstellte.

Geplant war der Bau einer Kathedrale im gotischen Stil, die, als Festsaal des Volkes gedacht, ihrer hohen Bestimmung entsprechend, außerhalb der Stadt, fernab vom alltäglichen Gewühl und Treiben der Menschen, errichtet

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden sollte, auf einem einsamen Platz, der, nur bei Feiertagen mit dem festlich erregten Volke angefüllt, schon den Gang zum Heiligtum zu einer Wallfahrt werden läßt. Gewählt wurde der große Platz des Achtecks am Potsdamer Tor, der heutige Leipziger Platz, weil hier keine Gefahr drohe, daß nach Jahrhunderten das Gebäude entstellt werde „durch die unwürdigen Anbaue des gemeinen Verkehrs der Gassen". Der Dom selbst sollte auf hohem Unterbau stehen, der in seinen Gewölben die Gruft aufzunehmen habe. Fünf Eingangstüren, die Schlußsteine mit schwebenden Seraphimen geziert, waren als Zugänge unter dem Turm geplant. Das Hauptportal sollte eine freigearbeitete Figurengruppe des Erzengel Michael im Kampfe erhalten, darstellend den Sieg des guten Prinzips. Die ganzen Fassaden sollten, nach Art der gotischen Königsgalerien, durch Skulpturen aus der Geschichte des Vaterlandes geziert werden. Das Innere, gedacht als eine Art von Heldenpantheon, sollte hinter dem Hauptschiff einen hochgelegenen Altarraum zeigen, der, mit farbigen Fenstern verglast, in dunkler Farbenpracht einen wirkungsvollen Gegensatz zu dem ganz lichten Langschiff bilden sollte. Leider ist das in so großgearteter Weise geplante Werk nicht zur Ausführung gelangt. Nichts als das kümmerliche und wenig eindrucksvolle gußeiserne Monument auf dem Kreuzberg, dem damals sogenannten Tempelhofer Berge, erinnert heute in Berlin noch an jenen merkwürdigen Idealentwurf Schinkels, der, zur Ausführung gelangt, eines der hervorragendsten Schlachtendenkmäler aller Zeiten geworden wäre.

Schinkel: Entwurf zu einem Denkmal für die Befreiungskriege.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Robert Breuer: Von toten und von lebenden Denkmälern.

Es mag manchem verfrüht erscheinen, schon heute über die Denkmäler, die der Erinnerung dieses Krieges, seiner Helden und seiner Gefallenen errichtet werden sollen, nachzudenken. Wenn man aber weiß, daß solche Denkmäler hier und da bereits enthüllt worden sind, und andere eifrig geplant werden, wird man zugeben müssen, daß der, dessen Meinung die üblichen Steinansammlungen für höchst unzulängliche Ehrungen denkwürdiger Taten hält, nicht früh genug anfangen kann, zu warnen und zu erinnern. Zu erinnern an die widerwärtigen Verheerungen der Denkmalspest, die bald nach den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ihren erst schleichenden, dann galoppierenden Zug durch Deutschland nahm; zu warnen vor einer Wiederholung solcher unfruchtbaren Siegesfeier und solcher billigen Totenehrung. Vielleicht kann eine Zeit des Geschehens die Wahrheit eines würdigen Erinnerns auch leichter finden, als dies den Rauschzuständen, die nach vollzogenem Sieg sich einstellen, möglich zu sein scheint. Solange noch die Schlachten über die Erde gehen, und die eiserne Wirklichkeit keine hohle Phantastik aufkommen läßt, solange haben das zwecklose Pathos und die schauspielerische Grimasse keine Geltung. Erst im Taumel der Begeisterung, wenn keine Arbeit mehr zu leisten ist, und wenn die verheerende Schwere der überwundenen Aufgabe ihren Schrecken verloren hat, beginnen sich die Maßstäbe zu verzerren, werden die Dramen der Geschichte zu pointierten Bühnenstücken und die kühnen Tatmenschen zu Opernhelden. Für die Kultur und die Kunst gibt es kaum eine gefährlichere Zeit als die nach einem großen Kriege, besonders nach einem siegreichen Kriege. Davon geben jene zwanzig, dreißig Jahre, die der Reichsgründung folgten, durch ihren maßlosen Aufwand an überkommenen, aber nicht verstandenen Werten, an mühelos zusammengegriffenen und stets mißbrauchten Formen das traurigste Zeugnis. Man wird gut tun, sich vor der Unkultur der Siegerjahre rechtzeitig zu hüten. Das wird kaum besser geschehen können, als dadurch, daß man noch im Schatten, oder, was vielleicht richtiger ist, im Lichte eines weltverändernden Wirklichkeitsgeschehens darüber nachsinnt, wie das Unsterbliche solcher Werke nun wirklich lebendig erhalten werden kann. Das Programm des Friedens soll im Zeichen des Krieges verfaßt werden. So wird am ehesten vorgebeugt sein, daß nicht Nebensächliches zum Hauptgegenstand sich verrückt. Die Nachkömmlinge sehen meist nur den Duktus der Bewegung; sie haben aber den Sinn für das Geistige, was ausgedrückt und verwirklicht worden ist, verloren. So richtig es auch sein mag, daß erst im Abstand die Wahrheit der Ereignisse zu sehen ist, so lehrt doch die Erfahrung, daß die Pause nach großen Taten meist mit Geschwätz ausgefüllt wird. Zu solchem Geschwätz der Unberufenen gehören auch in neunundneunzig Fällen von hundert die steinernen und bronzenen Male, mit denen Krieger und Kriegstaten von den glücklichen, meist allzu glücklichen Genießern des Sieges gefeiert werden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sollen. Es kann aber kein Geschlecht großem Geschehen ein Denkmal setzen, wenn es nicht selbst solch ein Denkmal ist. Der Zweck des Krieges ist nicht ein neues Denkmal, sondern ein neues Volk. Ueber der Frage nach dem neuen Deutschland, das nach diesem Völkerringen aufsteigen soll, wird die spießbürgerlich oder tenorhaft betriebene Erörterung von Ehrensäulen zur Lächerlichkeit. Darum ist keine Stunde zu früh, um Klarheit zu schaffen, wo Denkmale notwendig sind, und welcher Art sie sein müssen, wenn sie ihre Ursache nicht lästern, sondern fortpflanzen und hinaufpflanzen wollen.

Es ist menschlich durchaus zu verstehen, daß Angehörige das Bedürfnis haben, der Erinnerung an ihre Toten ein sichtbares Zeichen zu weihen. Reste des Ahnenkultus mischen sich mit dem Bedürfnis nach Familientradition. Die Vorstellungskraft nimmt willig die Krücken irgendeines Sichtbaren, um die Vergangenheit lebendiger zu fühlen und dem Entschwundenen näher zu sein. Das ist die Essenz des Grabhügels, den man pflegen kann, und das Fluidium des Grabsteines, der den Namen des Fortgegangenen für die Ewigkeit bewahrt. Der Kult der Totenstätten zeigt, wie sehr der Mensch sich an die Erde und deren Zeit und Wesen gebunden fühlt. Auch die Toten sollen noch irdisch bleiben. Erst recht die Toten großer Zeit. Darum ist es nicht minder verständlich, wenn die Geschlechter, die Gemeinden, der Staat und das Volk den Wunsch haben, die Namen der Gefallenen eines Krieges, der Neugestaltung brachte, in Erz zu graben. Ueberall dort, wo solch natürliches Bedürfnis ausgeübt worden ist, empfangen die Söhne einen starken Eindruck von den Taten der Väter. Man besinne sich, ob wohl jemals ein noch so pompöses Kriegerdenkmal so überzeugend und ergreifend wirkte, wie die schlichte, nur mit dem Ornament der Namen bedeckte, in die Kirchenmauer gesenkte Platte aus Stein, Metall oder Holz. Keine Symbolik, kein Adler, kein Helm, kein Löwe kann so machtvoll von der gleichmachenden Größe des Krieges und des Todes sprechen, wie die gleichgesetzten Reihen der Namen mit dem dahinterstehenden Sterbezeichen. Der Tod und der Krieg vertragen keine Dekoration. Sie sind in ihrer Nacktheit von so unendlicher Wirkung, daß jedes Hinzutun die Reinheit ihres Seins nur stören kann.

Damit ist die Frage nach der Gestalt der Kriegerfriedhöfe endgültig gelöst. Jede Individualisierung ist zu vermeiden; der soziale Zusammenhang, in den gebunden die Tapferen starben, muß in einer strengen, großgearteten Einigkeit sichtbar werden. Durchaus mit Recht haben einige deutsche Gemeinden, so zum Beispiel München, angeordnet, daß für die nebeneinander gereihten, flachen Hügel der Soldatengräber nur bestimmte, typische Gedenktafeln oder ganz einfache Kreuze in festgelegten Abmessungen verwendet werden dürfen. Niemand, der den Geist, aus dem heraus die Massenheere ihr Werk vollbringen, erfaßte, wird sich der Würde und der Kraft solcher Versinnlichung des modernen Schlachtentodes entziehen können. Das Bewußtsein von dem Leiden, dem Sterben und Siegen eines ganzen Volkes muß durch jeden dieser Soldatenfriedhöfe auf die Nachwelt kommen. Die Opferfelder der Massenschlachten dürfen nicht von den unerträglichen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Siegesturm mit Garnierung.

Grimassen unserer spießbürgerlich verwirrten, sich in Marmor und Granit höchstpersönlich gebärdenden Großstadtfriedhöfe belästigt werden.

Solche Einsicht in das Kollektivistische dieses Krieges und seines Sterbens entscheidet aber nicht nur über das Denkmal des Einzelnen (den es in der Monumentalität all dieser gewaltigen Zusammenhänge nicht gibt), sie umgrenzt auch undurchbrechbar das Thema, das einem Denkmal für die Ganzheit des Ereignisses die Art zu bestimmen hat. Das Denkmal des modernen Krieges kann nur ein Denkmal für den Gesamtwillen der Nation sein. Sofort regt sich die Frage: ob so etwas mit den Mitteln dieser Erde überhaupt zu leisten ist. Die Antwort kann nicht zögern: mit den üblichen Kulissen und Puppen, mit den Panoptikumsscherzen eines plumpen Naturalismus, mit billigen Symbolen und noch so hitzigen Effekten ist hier nichts anzufangen. Aller solcher Aufwand würde die erhabene Einfachheit dessen, was es ehrend darzustellen gibt, nur verkleinern und zerreißen. Ein Reiter, zwei Reiter, drei Löwen und sechs Trommeln: wozu soll das nutzen. Wer vermöchte durch solche ganz gleichgültige Kostümkunde auch nur einen Hauch von dem metallenen Atem des Volkskrieges zu empfinden. Mit dergleichen Hilfslosigkeit wird man uns nicht wieder kommen dürfen. Die ungezählten Wegverstellungen und Platzzerstörer, die während der Jubeljahre nach Siebenzig ebenso ahnungslosen wie blinden Epigonen beschert worden sind, werden uns eine Warnung sein. In solcher Absicht und nur darum erinnern wir uns einiger dieser abenteuerlichen, aber nie heldenhaften, dieser immer nur die Anekdote, nie das Geschichtliche deutenden Gruppen und Säulen, Türme, Brunnen und Rotunden. Alles: groß gezerrte Tafelaufsätze, zusammenbuchstabiert aus

Eine civile Siegesgöttin.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Durchgehende Pferde.

gelallten Einzelheiten, ohne zupackenden Rhythmus und damit ohne jene Selbstverständlichkeit der Wirkung, die allen Entscheidungen des Massenkrieges den unnachahmlichen Charakter bestimmt. Es wäre ein leichtes, aber auch ein schmerzhaftes Vergnügen, ganze Kollektionen solcher Krieger- und Kriegsdenkmäler zu analysieren; man würde dabei einen geradezu erschütternden Einblick in die Phantasielosigkeit und die Unkultur unserer Bildhauer tun können. Man würde von einem Augenblick zum andern begreifen, daß die Hersteller dieser aufgequollenen Backwaren gar nicht Bildhauer im künstlerischen Sinne, sondern Denkmalsfabrikanten und verantwortungslose Konjunkturnutzer zu nennen sind. Die knetenden Aasgeier sollen uns diesmal fernbleiben. Das Kriegerdenkmal als Massenartikel ist eine Unmöglichkeit; niemals und nirgend werden gleichzeitig Dutzende von Leuten, die eine, einige, große Idee optisch darzustellen vermögen, vorhanden sein. Es ist wohl vorstellbar, daß die gigantischen Erregungen, die ein Krieg in der Menschheit auslöst, einen Berufenen wecken und produktiv machen; es ist aber gedankenlose Lästerung zu glauben, daß jeder Stuckbudenbesitzer berechtigt sein sollte, der Blutsaat einer ganzen Generation das Erntemal zu errichten. Soweit wir geschichtlich zu sehen vermögen, gab es nie eine Zeit, die so glücklich, so dämonisch gewesen wäre, Legionen plastisch begabter Genialitäten zu besitzen. Das aber wäre notwendig, ehe man zugeben könnte, daß rings im Lande die Namenlosen (wozu auch mancher Betitelte und Besternte gehört) das Ehrenrecht hätten, den Taten, die eine Weltwende bedeuten, Denksteine aufzustellen. Ein Holz-

Ein bronzenes Manöver.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

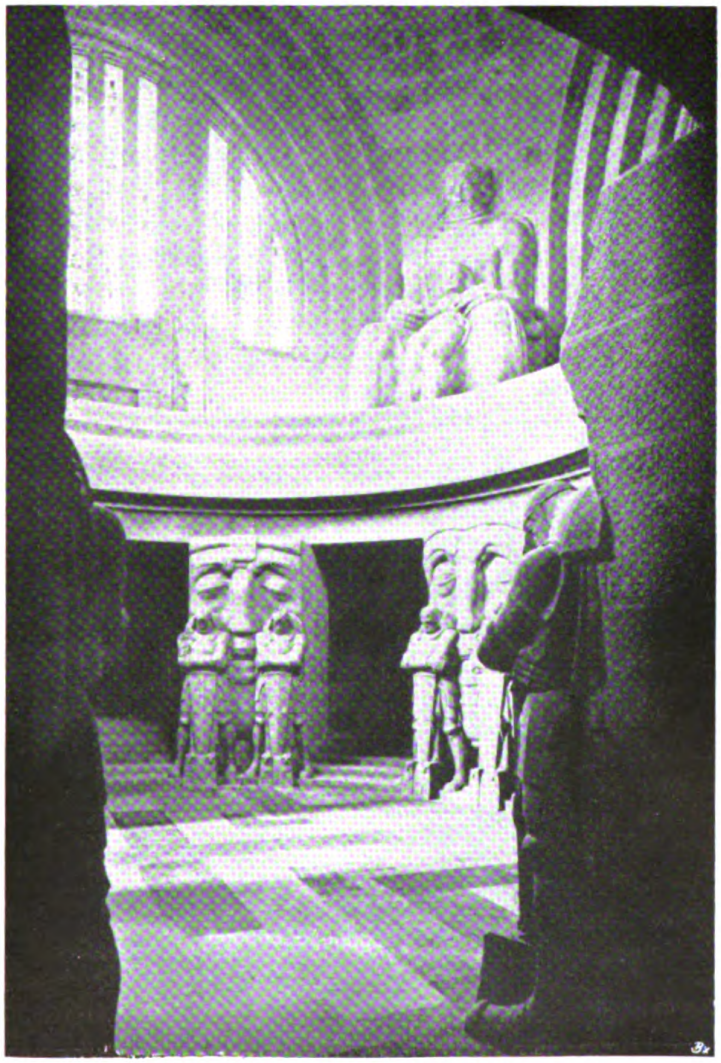
kreuz, aus zwei gebrochenen Ästen von ungelenken Fingern irgendwo draußen auf ein Grab gestellt, ist um seiner Einfältigkeit willen dem Geist des Krieges wahlverwandt. Der pompös aufgedonnerte Zuckerguß, der Schützenfestbaumkuchen, die Tapeziererorgie, alles das, was als Kriegerdenkmal so gemeinhin auf den Märkten, umspült von den Gleichgültigkeiten des Alltags, neben Litfaßsäulen und Droschkengäulen herum zu stehen pflegt (in Bomst wie in Bonn), widerspricht mit jeder Zacke und jeder hohlen Geste der grausamen Gesetzeserfüllung und der willenfesten Sachlichkeit, die allein den blutigen Geschichtsablauf an sein Ziel gelangen lassen.

Wir werden also unser Möglichstes zu tun haben, um zu vermeiden, daß auch nach diesem Kriege, wie einst Siebenzig, die Heuschreckenplage mehr oder weniger anspruchsvoller, aber stets unzulänglicher Denkmäler sich auf das ganze Deutschland vom kleinsten Landstädtchen bis zur Reichshauptstadt niederschlägt. Zugleich aber wird zu überlegen sein, wie dem Verlangen, das Gedächtnis des Volkskrieges den Enkeln sichtbar zu machen, eine vernünftige und würdige Erfüllung werden kann. Die Antwort auf solches Überlegen ist eindeutig: das Sterben der Krieger geschah um des Lebens willen, so kann man ihre Tapferkeit nur durch Lebendiges, nicht durch Totes ehren. Was aber wäre lebloser, als alle jene starren Bronzereiter, Helmbüsten und Adlersäulen. Schon acht Tage nach ihrer Enthüllung stehen diese Gegenstände verlassen im Gewühl der Straßen oder irgendwie verloren in einem toten Winkel; man geht an ihnen vorüber, bald an sie gewöhnt, gedankenlos, ausweichend. Sie haben nicht die Kraft, sie können sie nicht haben, uns immer wieder neu zu erregen und in das Geschehen dessen, woran sie erinnern sollen, hineinzutauchen. Nur wer des Gottes voll ist, kann den Gott so gestalten, daß das Volk den Unsichtbaren wirklich zu sehen meint. Wo aber wären soviel vom Geist besessene Bildhauer, um den Bedarf, den tausend Komitees und mehr vortäuschen können, zu decken. Man wird auf die Denkmäler verzichten müssen. Es gibt Besseres, um das Gedächtnis des Krieges, der darum ging, das deutsche Volk am Leben zu erhalten, den Söhnen und Enkeln unvergeßlich zu machen. Das Dasein des deutschen Volkes, errettet aus Gefahr, in seiner Entwicklung ungehemmt, mit allen Mitteln der Zivilisation ausgerüstet, und also vorbereitet, eine Kultur zu erringen, ist das wahre und das einzig würdige Denkmal der Blutzeit. Alles, was dazu dienen kann, das Leben dieses Volkes zu steigern, ist Siegessäule. Darum: wo sich auch immer Gesellschaften zusammengefunden haben mögen, die Bronzegießer und Steinklopfer in Tätigkeit zu setzen, sie sollten zur Einsicht kommen und statt der toten Puppen, die niemandem etwas zu sagen haben, Häuser des Lebens, Erziehungsanstalten, Volkshallen oder öffentliche Gärten, Schwimmhallen und Parkstreifen dem Kriege als der Geburtsstunde einer neuen Zeit zum Gedächtnis schaffen. Ein Hindenburg-Gymnasium, den Söhnen und Töchtern des ganzen Volkes gleichmäßig, nur Begabung, nicht Besitz fordernd, erschlossen und mit allen Hilfsmitteln der Erziehung ausgestattet, dürfte gewiß mehr für das Gedächtnis des großen Mannes leisten, als die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unzulängliche, klischeehafte, tote Bronzefigur, die von irgendeinem halbwertigen Gesellen fix gemacht, den Ausblick über einen Platz versperrt. In solchem Sinne, lebende Denkmale zur Lebenerzeugung statt der dumpfen Zwecklosigkeiten fordernd, ließen sich die Beispiele beliebig mehren. Die Gemeinden sollten die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um irgendeine wichtige, sonst vielleicht noch nicht zur Erledigung kommende Aufgabe durch die Hilfe der begeisterten Mitbürger zu lösen. Das wäre nicht nur eine Ehrung, sondern eine Fortsetzung und Ausmünzung des Krieges. Der Krieg wird im Frieden entschieden; es kommt alles darauf an, aus den heutigen Geschlechtern die Sieger von morgen zu machen.

Nun sage man nicht, daß die Bronzefigur ein Kunstwerk sei; das Schulhaus oder die Schwimmanstalt seien aber nur Zweckmäßigkeiten. Zu-

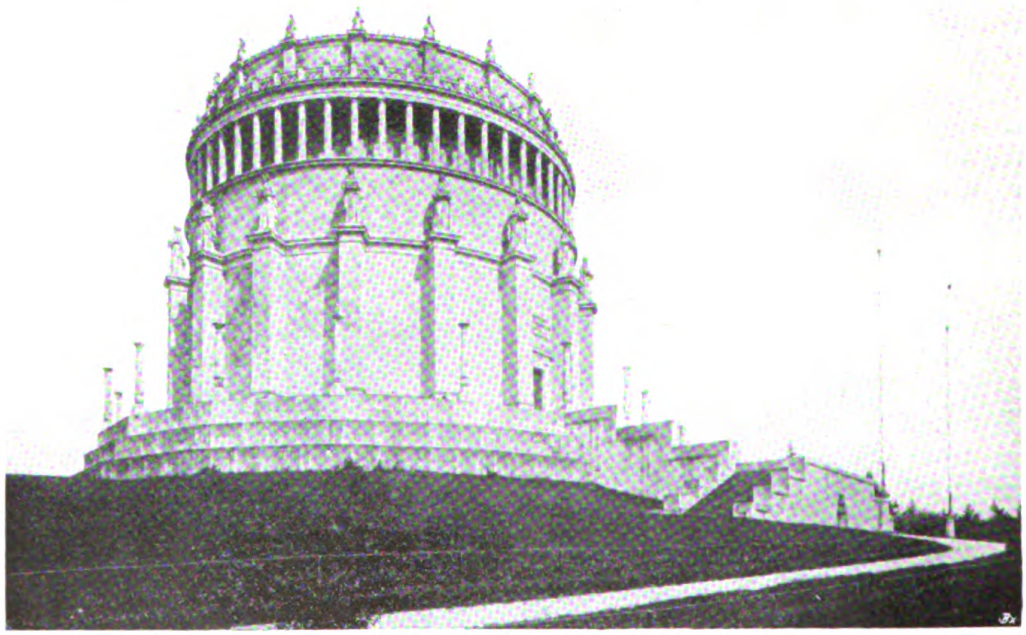


Das Leipziger Völkerdenkmal; Innenraum.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nächst: von tausend Bronzen ist günstigenfalls eine ein Kunstwerk; und dann: um alle diese Gedächtnishäuser, -Gärten und -Parke werden sich architektonische Gestalter nicht nur mit sozialer Einsicht, sondern auch mit drängendem Formenwillen zu bemühen haben. Zum Überfluß dürften auch die Bildhauer hier und da an solch einem Gebäude oder in solch einem Park ein wenig Werk verrichten; Tafeln mit einer Inschrift, die den Paten des Hauses ehrt, können angebracht, Brunnengehäuse, Gedenksteine oder schlichte hermenartige Bildsäulen können in das Grün gestellt werden.

Man schelte uns nicht Bilderstürmer. Als Freunde der Kunst wollen wir nur verhüten, daß sie von falsch begeisterten oder bewußt ausbeutenden Leuten mißbraucht werde. Als dankbare Bewunderer der Kriegstaten unseres Volkes möchten wir deren Gedächtnis möglichst dauernd und ständig wirksam gestalten. Aus solchen Gründen wenden wir uns gegen die starren Denkmalsmänner und bekennen uns zu einer „Tannenberg-Spielwiese", einer Arbeiterwohnhaus-Kolonie „Lüttich", einem Waldgürtel „1914". Wir glauben, daß so dem Leben und damit auch der Kunst am besten gedient wäre; wir sind aber auch der Meinung, daß nur aus einem höchst geförderten Volke irgendwann einmal der Starke kommen kann, der dem Geiste des Volkskrieges, wie wir ihn erleben, und wie er ihn von allem Beiwerk gereinigt, empfinden wird, die künstlerische Gestalt zu geben vermag. Wir wollen auf diesen Künstler warten; wir werden aber gerade darum alle unnützen Vorläufer und Ideetrüber hindern müssen.



Die Kehlheimer Gedächtnishalle.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Geist des Helden und die Macht des Stoffes.

Aus der Rede des Perikles, wie sie Thukydides im zweiten Buche der Geschichte des Peleponnesischen Krieges berichtet. Nach der Uebersetzung von Heilmann; verlegt bei Georg Müller in München.

Wenige Griechen werden so wie diese den Worten durch ihre Taten das Gleichgewicht halten; wie denn nach meinem Bedünken ein solches Ende, das diese genommen, der sicherste Beweis von der Rechtschaffenheit eines Menschen ist, sei es, daß sie solche zuerst sichtbar macht oder dieselbe mit dem letzten Siegel bekräftigt. Denn wenn sich auch jemand sonst schlecht aufgeführt hat, so verdient doch ein so tapferes Bezeigen im Kriege für das Vaterland vorzüglichen Ruhm. Er tilgt durch ein solches Wohlverhalten alle seine schlimmen Handlungen, indem er öffentlich mehr Nutzen stiftet, als er in Privatangelegenheiten Schaden angerichtet hat. Niemand von diesen Erblaßten hat sich durch übertriebene Anhänglichkeit an den Vergnügungen dieses Lebens zur Feigheit verleiten, noch durch gefaßte Hoffnungen, aus einem dürftigen Menschen noch ein reicher Mann zu werden, sich reizen lassen, der Gefahr fürs erste noch aus dem Wege zu gehen. Die Rache an den Feinden hat mehr Reiz für sie gehabt als alles dieses; und die dabei zu übernehmenden Gefahren waren in ihren Augen mit Ehren gekrönt. Sie entschlossen sich daher, mitten durch diese Gefahren sich an ihren Feinden zu rächen und jene Vorteile zu erlangen. Den glücklichen Erfolg ihres Unternehmens, den die Zukunft noch verhüllte, ließen sie auf gute Hoffnung ankommen; die Tat selbst aber wagten sie auf dasjenige, was sie mit völliger Gewißheit voraussehen konnten. Sie hielten es für rühmlicher, bei einer mutigen Gegenwehr etwas zu leiden, als durch verzagtes Weichen ihr Leben zu retten; und so haben sie nicht nur jeden schimpflichen Gedanken verbannt, sondern auch die Tat selbst mit Leib und Leben unterstützt; und sie sind durch eine plötzliche Wirkung des Kriegsglücks mehr mit Ruhm und Ehre als mit Furcht umgeben erblaßt.

Diese Männer also haben sich durch ein so rechtschaffenes Betragen als würdige Bürger dieser Stadt bewiesen. Die Hinterbliebenen werden nun dahin zu sehen haben, daß sie nie minder unerschrockene Gesinnungen gegen unsere Feinde hegen, obgleich ihnen zu wünschen ist, daß ihnen solche minder gefährlich werden mögen, und daß sie nicht das Wohl des Staates bloß im Munde führen.

Zu gleicher Zeit, da diese Männer ihr Leben dem öffentlichen Besten aufgeopfert, haben sie für ihren besonderen Anteil einen ewig blühenden Nachruhm erhalten und sich das prächtigste Grabmal errichtet, ich meine nicht sowohl dasjenige, worin ihre Gebeine ruhen, sondern dieses, daß ihr Nachruhm sich jederzeit, so oft man von der Tugend reden und so oft man rechtschaffene Taten sehen wird, erneuern und erhalten wird. Denn berühmten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Männern dient jedes Land zu einem Grabmal; und ihr Ruhm beschränkt sich nicht auf die Inschriften ihrer Ehrensäulen in ihrem Vaterlande, sondern das Andenken derselben erhält sich auch ohne Schrift in fernen Ländern bei jedermann, nicht allein in Stein und Erz, sondern auch in den Gemütern der Menschen. Diesen Männern bestrebt euch also nachzueifern und scheut keine Gefahren des Krieges, in der Überzeugung, daß Freiheit die wahre Glückseligkeit und Unerschrockenheit die wahre Freiheit ausmachen. Niemand denke, ein Mensch, der im Elend lebt und der keine sonderlich günstige Aussicht vor sich hat, könne mit mehr Recht sein Leben wagen. Nein, dieses kommt denen noch eher zu, deren Leben dem gegenseitigen Wechsel noch unterworfen ist und für welche bei einem sich ereignenden Unfall gar zu viel auf dem Spiel steht. Denn für einen Menschen, der nur etwas edlen Stolz besitzt, müssen die durch zaghaftes Betragen zugezogenen Widerwärtigkeiten weit empfindlicher sein als ein bei einer unerschrockenen Gemütsverfassung und unter lauter guten Hoffnungen für die gemeinsame Sache ohne Empfindung übernommener Tod.

Aus: Thomas Carlyle, Helden und Heldenverehrung. Verlag Neues Leben, Berlin.

Denn nach meiner Meinung ist die Weltgeschichte die Geschichte dessen, was der Mensch in dieser Welt vollbracht hat; nach meiner Meinung ist die Weltgeschichte im Grunde die Geschichte der großen Männer, die in dieser Welt gearbeitet haben. Sie waren die Führer der Menschheit, die Bildner, im vollsten Sinne die Schöpfer alles dessen, was die große Menge der Menschen vollbrachte oder erreichte. Alle Dinge, die wir in der Welt fertig dastehen sehen, sie sind eigentlich das Ergebnis und die verkörperte Verwirklichung von Gedanken, die in den Köpfen der uns in die Welt gesandten großen Männer lebten. Also kann man sagen, daß die Seele der ganzen Weltgeschichte die Geschichte dieser Menschen ist.

Ich weiß wohl, daß in unseren Zeiten die Heldenverehrung, was ich Heldenverehrung nenne, zurückgegangen ist, ja scheinbar ganz aufgehört hat. Man leugnet, daß große Männer wünschenswert sind. Zeigt unsern Kritikern einen großen Mann, zum Beispiel einen Luther, so fangen sie an ihn zu erklären, sie verehren ihn nicht, nein, sie messen ihn, und sie bringen schließlich heraus, daß er nur ein kleiner Mann ist. Sie sagen dann, er war ein Geschöpf seiner Zeit, die Zeit brachte ihn hervor, die Zeit tat alles, er nichts; er tat nur, was wir, die kleinen Kritiker, auch hätten tun können. Die Zeit einen großen Mann hervorrufen? Ach, wir haben Zeiten gekannt, die laut genug nach ihrem großen Mann riefen, aber sie fanden ihn nicht, wenn sie riefen. Die Vorsehung hatte ihn nicht geschickt, und die Zeit mußte in Wirrwarr zusammenstürzen, weil er nicht kommen wollte, als sie ihn rief.

Wenn wir recht nachdenken, keine Zeit hätte zugrunde gehen brauchen, wenn sie einen Mann gefunden hätte, der groß genug, der weise und gut

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genug gewesen wäre. Denn Weisheit, richtig zu erkennen, was die Zeit nötig hat, Mut, sie auf dem rechten Wege dahin zu leiten, das ist die Erlösung eines jeden Zeitalters. Aber ich vergleiche die gewöhnlichen Zeiten des Unglaubens, des Zweifelns, diese Zeiten schwacher schwankender Menschen; diese Zeiten sind mir gleich trockenem totem Holz, das darauf wartet, vom Blitz aus dem Himmel in Brand gesteckt zu werden. Der große Mann, dessen Kraft geradeswegs aus Gottes Hand kommt, der ist der Blitz. Sein Wort ist das weise heilende Wort, an das alle glauben können. Und bald flammt um ihn alles in Feuer auf. Und da will man sagen, diese trockenen modernen Reiser und Holzstücke hätten die Flamme hervorgerufen. Ich meine, solche Kritiker haben den engsten Gesichtskreis. Ein Mensch kann keinen mäßigeren Beweis seiner eigenen Kleinheit geben, als wenn ihm der Glaube an große Männer fehlt. Und solches allgemeine Nichterkennenwollen der Geistesblitze, solches allgemeine Vertrauen nur zu den toten Holzhaufen, das ist das traurigste Zeichen für ein Geschlecht, der höchste Gipfel des Unglaubens. Wenn wir die Geschichte durchschreiten, so finden wir, daß der große Mann stets als Retter seiner Zeit unentbehrlich war; stets war er der Blitz, ohne den die trockenen Holzhaufen nie gebrannt hätten. Ich sagte es schon, die Geschichte der Welt ist Lebensgeschichte großer Männer.

Aus: Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra.
Verlag Alfred Kröner, Leipzig.

„Warum so hart? — sprach zum Diamanten einst die Küchen-Kohle; sind wir denn nicht Nah-Verwandte?“ —

Warum so weich? Oh meine Brüder, also frage *ich* euch: seid ihr denn nicht — meine Brüder?

Warum so weich, so weichend und nachgebend? Warum ist so viel Leugnung, Verleugnung in eurem Herzen? So wenig Schicksal in eurem Blicke?

Und wollt ihr nicht Schicksale sein und Unerbittliche: wie könntet ihr mit mir — siegen?

Und wenn eure Härte nicht blitzen und scheiden und zerschneiden will: wie könntet ihr einst mit mir — schaffen?

Die Schaffenden nämlich sind hart. Und Seligkeit muß es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, —

— Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz, — härter als Erz, edler als Erz. Ganz hart ist allein das Edelste.

Diese neue Tafel, oh meine Brüder, stelle ich über euch: *werdet hart!* —

*

Oh du mein Wille! Du Wende aller Not, du *meine* Notwendigkeit! Bewahre mich vor allen kleinen Siegen!

Du Schickung meiner Seele, die ich Schicksal heiße! Du In-mir! Über-mir! Bewahre und spare mich auf zu Einem großen Schicksale!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und deine letzte Größe, mein Wille, spare dir für dein Letztes auf, — daß du unerbittlich bist in deinem Siege! Ach, wer unterlag nicht seinem Siege!

Ach, wessen Auge dunkelte nicht in dieser trunkenen Dämmerung! Ach, wessen Fuß taumelte nicht und verlernte im Siege — stehen! —

Daß ich einst bereit und reif sei im großen Mittage: bereit und reif gleich glühendem Erze, blitzschwangrer Wolke und schwellendem Milch-Euter: —

— bereit zu mir selber und zu meinem verborgensten Willen: ein Bogen brünstig nach seinem Pfeile, ein Pfeil brünstig nach seinem Sterne: —

— ein Stern, bereit und reif in seinem Mittage, glühend, durchbohrt, selig vor vernichtenden Sonnen-Pfeilen: —

— eine Sonne selber und ein unerbittlicher Sonnen-Wille, zum Vernichten bereit im Siegen!

Oh Wille, Wende aller Not, du meine Notwendigkeit! Spare mich auf zu Einem großen Siege! — —

Also sprach Zarathustra.

Aus: Karl Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.

In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt . . .

So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche (Revolution, Krieg) aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus der Grabrede, die Friedrich Engels für Marx hielt.

Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte: die bisher unter ideologischen Überwucherungen verdeckte einfache Tatsache, daß die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion usw. treiben können; daß also die Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel, und damit die jedesmalige ökonomische Entwicklungsstufe eines Volkes oder eines Zeitabschnitts die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechtsanschauungen, die Kunst, und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben, und aus der sie daher auch erklärt werden müssen — nicht, wie bisher geschehen, umgekehrt.

Aus: Paul de Lagarde, Deutsche Schriften. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Göttingen.

Wie ein Vogel nachts, wann durch seine Träume die Strahlen des neuen Tages leuchten, im Schlafe wenige klagendfrohe Töne dem warmen Glanze entgegen singt, um danach, den Kopf unter den Flügeln, weiter zu schlafen, so ahnt der Mensch im Erdenleben dann und wann der Ewigkeit Freuden, und das unbewußt dem Herzen entflohene Entzücken spricht lauter für diese, als das lange Schweigen, aus dem es sich emporringt, gegen jenes. Aber der eigentliche Beweis für die Ewigkeit der Seele liegt nicht in Ahnungen, sondern in dem Plane, welcher im Leben jedes die Richtung auf das Gute einschlagenden Menschen sichtbar wird. Diesen Plan erkennen, ihm nachsinnen und seiner Verwirklichung sich hingeben, das heißt fromm sein und verbürgt ewiges Leben. Schlechthin alles, auch die Kirche und das Sakrament, ist nur ein Mittel, diesen Plan Gottes mit den einzelnen Seelen ausführen zu helfen, seine Erkenntnis zu ermöglichen und zu erleichtern: wer es anders ansieht, wer der Kirche, der Wissenschaft, der Kunst, dem Staate Selbstzweck zuschreibt, weiß schlecht Bescheid. Was mit den vom Leben erzogenen Seelen werden soll, ist Gottes Geheimnis: nach dem Tode ist auch noch ein Leben, und die Ewigkeit dauert lange.

Aus: Langbehn, Rembrandt als Erzieher. Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig.

Der Deutsche beherrscht also, als Aristokrat, bereits Europa; und er beherrscht, als Demokrat, auch Amerika; es wird vielleicht nicht lange dauern, bis er, als Mensch, die Welt beherrscht. Möge er sich einer solchen Rolle würdig zeigen. Er ist zu derselben nur berechtigt und befähigt, wenn und insofern er in jeder Lage und unter allen Umständen das deutsche Prinzip des Individualismus hochhält. Auf der Achtung fremden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rechtes und nicht am wenigsten fremden Geistesrechtes beruht die deutsche, auf dem Gegenteil beruhte die römische Weltherrschaft; darum ist jene besser als diese. Die Deutschen sind bestimmt, den Adel der Welt darzustellen. Deutschlands Weltherrschaft kann nur eine innerliche sein; wie auch sein Aristokratismus nur ein innerlicher sein kann; aber beide werden sich trotzdem äußerlich betätigen und geltend machen müssen. Das deutsche Wahrwort muß auch ein Machtwort sein. Dann kann wieder deutsche Unparteilichkeit, aber ohne deutsche Schwäche sich bewähren; dann erst wird Deutschland verdienterweise auf dem Richterstuhl der Nationen sitzen. Die Geige ist das spezifisch deutsche Musikinstrument; der Deutsche hat sie erfunden, kultiviert und führt sie noch immer meisterhaft; er ist berufen, auch im politischen Weltkonzert die erste Geige zu spielen. Primus inter pares. Die Geige ist ein Friedensinstrument; sie besänftigt, sie reizt nicht auf wie die Kriegstrompete; auch die deutsche Politik, wenn sie in jenem Sinne geführt wird, muß sich vorzugsweise darauf richten, politische „Friedensinstrumente" zu handhaben. Sie soll den Chor der Völker führen, aber zur Harmonie. Suum cuique. Die Geige ist ein aristokratisches Instrument; sie wirkt nicht durch lärmende, sondern durch gehaltene Töne; ihr Wesen ist feinste Nüancierung, edelste Abstufung. Wie für die innere soll sie auch für die äußere Politik des deutschen Reiches vorbildlich sein; Macht und Recht hat diese letztere, von oben nach unten, in sanften Übergängen und gerecht zu verteilen. Decrescendo.

Der Frühling.

Da der goldne Sonnenwagen
Frühlingszucker bringt getragen,
Daß die süßen Zwillingsküsse
Tag und Nächte machen süße;
Da der Himmel gütig lachet,
Da die Erde Schminke machet,
Daß sich Feld und Wiesen malen,
Da der Bäume Häupter prahlen,
Da die Brunnen Silber gießen,
Da mit Funkeln Bäche fließen,
Da die Vögel Lieder singen,
Da die Fische Sprünge springen,
Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit gleichem gleiches liebelt:
O wie muß vor Gram und Kränken
Nur der Mensch die Stirne senken!
Weil zumal bei Frühlingslüften
Mars erneuet sein Verwüsten,
Da er nur für Lust erkennet,
Wenn er raubet, schändet, brennet.

(1604 – 1655) Friedrich von Logau.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom musischen Heldentum.

Es ist dieser Tage in irgend einem Feuilleton eine Charakteristik des Feldherrngenies gegeben worden. Ich weiß nicht mehr den Ort — es war eine Tageszeitung — und ich weiß auch nicht mehr den Verfasser. Da wurde mit Energie erklärt, wie sich der geniale Feldherr von dem Wissenschaftler oder Künstler derselben Höhe unterscheide, und worin er diesem überlegen sei. Während das Genie des reinen Geistes — ich zitiere den Sinn, da mir die Worte entfallen sind — seine Tat in Wochen oder Monaten ruhiger Arbeit und stillen Schauens entstehen lasse, sei der Schlachtenlenker genötigt, mit unerhörter Konzentration in Stunden, in Minuten sein Werk zu vollbringen, und zwar an einem Material, das keinen Augenblick das gleiche bleibt, und dem Ansturm von Ereignissen ausgesetzt, die die Aufgabe fortwährend verändern, sogar die Voraussetzungen beständig umwerfen. Natürlich ist das alles zuzugeben, nur weiß ich nicht, ob das uns veranlassen kann, einen prinzipiellen Unterschied dieser Art und eine Ueberlegenheit des Niveaus gegenüber wissenschaftlicher oder künstlerischer Eminenz festzustellen. Wie denkt sich der Verfasser geistige Produktion? Daß die Monate, die zum Austragen des Werkes gehören, in stetiger Arbeit hingehen und trotz intensivster Stunden, in denen sich die Höhepunkte erfüllen, verhältnismäßige Ruhe atmen, ist wahr und liegt im Wesen reifer Tätigkeit. Wer aber nur diese Monate sieht, vergißt, daß der Geburt die Zeugung vorausgeht. Und welche ungeheuren Komplexe von Geschehnissen drängen sich da in die Stunde der Konzeption zusammen. Was mitunter das Unterbewußtsein jahrelang erlebte und bewahrte, stürzt in einem Augenblick aus seinen Dämmen und ergießt sich in die Fläche, die die Anspannung eines seltenen Schädels aus dem sonst ausdehnungslosen Punkt des Bewußtseins, durch besonderes Wunder, zu formen vermag.

Will man an die Eigenart des Stoffes erinnern und einwenden, daß es sich beim Strategen um die Verarbeitung realer Vorgänge, um die Vereinigung praktischen und theoretischen Geschehens handelt, so übersieht man, daß eine vollendete Ueberwindung von Realitäten, eine innigste Verschmelzung von Praktischem und Abstraktem auch in den einzelnen Aktionen der Werkzeugung erfolgt. Das gilt für den dramatischen und epischen Dichter, für den Philosophen und Wissenschaftler großen Stils, sofern sie nur alle sich der Verantwortung bewußt sind, die sie zu tragen haben. Denn erst diese Verantwortung verschafft den Forderungen der Konzeptionsstunde die letzte Spannung, und wahrhaftig vermißt man sie nie bei den ganz Großen.

Solche Gedanken kommen, wenn man nach langer Pause in Friedrich Hebbels Tagebüchern und Briefen blättert und von ihnen aus manche Szene seiner dramatischen Bauwerke, von Judith und Genoveva bis zu den Nibelungen, verfolgt. Der Erzeuger dieser Schicksale hat alle Eigenschaften des Helden, nur nicht die äußerlichste: das Pathos der Sichtbarkeit, der glänzenden Figur. Doch ist das nicht ein Mangel, sondern ein Ergebnis der Fülle. Er schafft in Höhen, die den Tiefen nicht sichtbar sind, die erst mittelbar durch etliche Uebergangsschichten herunterwirken. Er hat vor allem die grundlegende Eigenschaft: er ist frei, er ist Schöpfermensch. Er vergewaltigt lieber den Stoff, wenn er ihn nicht gestalten kann, als daß er seine eigenen Gesetze verletzt. Das gilt von seinen Arbeiten, es gilt auch von seinem Leben. So verläßt er Elise Lensing, so handelt seine Judith, „auf Gottes Geheiß" (in einem Briefe an die Stich-Crelinger). „Wenn auch die Zweifel nicht ausbleiben, da der Mensch selbst in den Armen eines Gottes nicht aufhört, Mensch zu sein, und da er, sobald der Gott ihn losläßt, augenblicklich in die rein menschlichen Verhältnisse zurücktritt und nun vor dem Unbegreiflichen, was von ihm ausgegangen ist, erbebt, ja, erstarrt." Gottes Geheiß, das ist aber die höchste Freiheit, besser die einzige Freiheit, ist deutliche innere Stimme, ist Sollen und Wollen in einem. Wer sich diesem göttlichen Inhalt entgegenstellt, muß zerbrechen. Hier ist das letzte Kriterium, ist die Genugtuung, die Gerechtigkeit. Freiheit gegen das Schicksal mächtiger Triebe. Wer gegen diese Göttlichkeit in sich sündigt, ist reif zum Untergang, es sei denn, er reinigt sich.

Das Schicksal seiner Natur konnte freilich auch Hebbel nicht überwinden, so überlegen er seine Aufgaben bewältigte: der deus caritatis blieb ihm so fremd wie dem Pfarrer Brand.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wie war nicht meine Kindheit finster und öde! Mein Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sklav' der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die bare Not geknüpft, außerstande, trotz des Aufbietens aller Kräfte und der ungemessensten Anstrengung, auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude; zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Zugang versperrt, nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, brusterweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen, selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten."

„Das Leben ist nie etwas, es ist nur die Gelegenheit zu einem Etwas."

„Sittlich ist jede Tat, die den Menschen über sich selbst erhebt. Darum ist eine und dieselbe Tat nie zweimal sittlich im Leben eines und desselben Menschen."

Wir schlagen eine Schlacht nach vielen Fronten, wir Menschen. Doch über allen geht ein anderer Kampf. Diesseits bleiben es Auseinandersetzungen unter uns, mehr oder minder blutig. Jenseits ist das alles versunken, wir formieren eine andere, breite, geschlossene Front, die seit Jahrtausenden steht und Aufstieg des Geistes in den Weltraum ist. Wo diese Scheide beginnt? Wo der ewige Raum beginnt, den wir urbar machen. Aber wo? Wo wir wollen. August Döppner.

Rundschau.

Schule und Krieg. In dem neu eingerichteten Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Berlin, Potsdamer Straße 120) ist gegenwärtig eine sehr interessante Ausstellung zu sehen: Schule und Krieg. Eine Zusammenstellung von Schülerarbeiten, in denen der Einfluß des Krieges auf das Gemüt und das Denken der Kinder zum Ausdruck kommt. Man findet waffenklirrende Aufsätze, Briefe, die in das Feld hinausgesandt worden sind, Zeichnungen aus der Vorstellung, wie sie durch die Kriegsberichte in den Kindern erweckt wurden, Zeichnungen nach dem Leben, marschierende Soldaten, jubelnde Volksmengen. Ferner: Landkarten und Schlachtenpläne, von den Knaben mit erregten Sinnen auf das Papier geschrieben, Modelle von Schützengräben und Drahtverhauen aus Ton und Stricknadeln, Flinten aus Baumästen und Kanonen nach dem System des verpönten Katapult. Daneben gibt es dann mancherlei Nützliches und Rührendes zu sehen: Briefe, von Kindern im Lazarett nach dem Diktat der Verwundeten geschrieben, Wollsachen, von den Mädchen um die Wette gestrickt.

Wenn man einige dieser Aufsatzhefte und Zeichenblöcke durchgeblättert hat, wenn man aus zahllosen Einzelheiten ersah, wie die Phantasie all dieser Kinder ganz und gar auf den Krieg gerichtet ist und aus seinen Vorgängen sich nährt, empfängt man stärker vielleicht als je zuvor einen Eindruck von der Macht, die das Kämpfen und Sterben der Völker auf den Geist der Gegenwart ausübt. Noch nie empfanden wir, fern von den Schlachtfeldern, den Krieg so nah, so lebendig, wie gegenüber diesen naiven Kinderbekenntnissen.

Besondere Beachtung verdient es, daß auch diese ungewöhnliche Zeit die Kinder zu praktischer Betätigung anregte. Vielmehr: die neue Generation der Lehrer hat es verstanden, die Kinder zu kleinen, mitwirkenden Kriegern zu machen. Was zur Zeit unserer eigenen Jugend noch als unnützes Spiel aus den Schulsälen verbannt gewesen wäre, all dies Basteln, Kleben, Hämmern, Flechten, Zeichnen, Malen, Schneiden und Bohren, was heute als Werkunterricht von technisch und geschmacklich ausgezeichnet vorgebildeten Lehrern (die man eigentlich Lebenshelfer nennen sollte) der aufnahmewilligen Jugend angeboten wird, hat sich auch im Zusammenhang mit dem großen Erlebnis dieser Zeit vortrefflich bewährt. Die Wortschule ist Anschauungsschule geworden. Der Schüler wird von Anfang an in das Leben hineingestellt. So wird verhütet, was den meisten der heut Erwachsenen geschah: die Verkümmerung des Finger-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

instinktes und der Handgeschicklichkeit. Durch solche Erkenntnis und Gesundung ist hier und da bereits aller Unterricht beeinflußt. Was hätten unsere Deutsch-Lehrer, die uns über Siegfried und Kriemhild oder Odysseus und die Freier die verzweifeltsten Sätze schreiben ließen, wohl dazu gesagt, wenn irgendein Kollege so profan gewesen wäre, einen Aufsatz über „Das Extrablatt" oder den „Sanitätshund" zu gestatten. Die Lernschule der toten Vokabeln ist durch den Werkunterricht lebensvoll verwandelt worden.

Solche Erfahrung ist gute Gelegenheit, auf das Buch hinzuweisen, das einer der begeistertsten und erfolgreichsten Verbreiter des Werkunterrichtes vor kurzem herausgegeben hat: „Der deutschen Jugend Handwerksbuch", besorgt von dem Geheimrat Ludwig Pallat, verlegt bei B. G. Teubner in Leipzig. Dies Buch, ungemein lustig und doch sachlich ernst, ist eine mustergültige Einführung in die mannigfachen Techniken des Buchbinderns und Tischlerns, des Pinselns und der amüsantesten Scherenübungen. Der sehr anregende und von einem wahren Jugendfreunde organisierte Leitfaden sei allen Anhängern einer praktischen Erziehungskunst auf das beste empfohlen.

Allerlei Kriegsunfug. Bei der Rührigkeit, die unsere Händler („Helden und Händler" heißt ein lesenswertes Büchlein, das Werner Sombart veröffentlicht hat) gemeinhin an der falschen Stelle zu entfalten pflegen, war es von vornherein gewiß, daß der Krieg die seltsamsten Industrieblüten, Giftgewächse aller Art, treiben würde. Auf der ganzen Linie haben sich die Fabrikanten geregt, das Empfinden und Wollen der ehernen Zeit kupfern zu mißbrauchen.

Was die Literaturfabriken betrifft, so sei hier auf ein nettes Beispiel verwiesen:

Achtung!! Direktoren!! Neuester Kassen-Magnet!!

„Gott strafe England!!!"

Großes vaterländisches Schauspiel in 4 Akten von Dr. Ernst Brandow.

1. Akt: „Woran wir denken!"; 2. Akt: „Liebe und Krieg"; 3. Akt: „Deutschland kann nicht untergehn"; 4. Akt: „Wir müssen siegen!!".

Nur 8 Personen! (6 Herren, 2 Damen). Leicht zu geben!

Unstreitig aktuellster Schlager der Gegenwart! Aufführungsrecht für ganz Deutschland vergibt unter den kulantesten Bedingungen nur:

(folgt Name und Adresse.)

Aber auch die richtigen Kunstmacher haben die Konjunktur nicht ungenützt lassen können. Ihnen schien das Eiserne Kreuz eine besonders nützliche Einrichtung. Sie machten daraus Broschen und Gürtelschnallen, sie hefteten es an Aschbecher und klebten es auf Untertassen. Manche haben das eiserne Zeichen auch auf den Boden einer Obertasse gemalt, so daß man es beim Trinken zu verschlucken fürchtet. Was mit Hindenburg alles angestellt worden ist, läßt sich kaum berichten. Die Schnupftücher, denen er rot und blau aufgedruckt wurde, sind noch beinahe anständig zu nennen. Es gibt Hindenburg als Räucherbüchse und Tintenfaß; es gibt ihn aus Marzipan und Pappe.

Wir halbwegs redlichen und einigermaßen vernünftigen Leute werden es nie begreifen, wie es möglich ist, daß solche Geschmacklosigkeiten „Erfinder" und Käufer haben. Wir möchten aber wünschen, daß dieser Krieg, der nicht zum geringsten um die Herrschaft des deutschen Volkes auf dem Weltmarkt geführt wird, endgültig mit denen aufräumt, die es für besonders ehrenvoll halten, Negerhäuptlinge und Spießer zu bedienen.

Deutsche Mode. Da Paris abgesperrt ist und keine neuesten Moden entsenden kann, werden die deutschen Damen vorläufig mit dem auskommen müssen, was die Schneider von Berlin und Köln, Düsseldorf und München zu leisten vermögen. Es ist vergnüglich, festzustellen, daß unsere Damen zu solchem Opfer gern bereit sind. Es bleibt zu hoffen, daß sie auch dann, wenn Paris wieder zugänglich geworden ist,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den deutschen Konfektionären die Treue halten. Es ist gar nicht einzusehen, warum es uns nicht möglich sein soll, wenigstens in einigem den Modemarkt von Paris nach Berlin zu verlegen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die von uns erstrebte Mode eine deutsche sein soll, eine Art nationale Volkstracht. Die Mode ist niemals national. Schon zu Zeiten, da die Verkehrsmittel ganz primitiv waren, wanderte das Gewand der großen Dame von einer Residenz zur anderen. Heute, da man im D-Zug vom Mittelmeer bis zur Nordsee Ferienfahrten macht und jede Saison an einem anderen Ort verleben kann, will niemand durch seine Kleidung sich absondern. Jeder will gleichmäßig wohlerzogen und geschmackvoll aussehen. Die Kleider, die unsere Damen bisher aus Paris bezogen, waren nicht etwa französische Mode einer nationalen Sonderart, sie waren Weltmode, die in Paris gemacht wurde. Was wir erstreben können, ist nun dieses: diese Weltmode künftighin zu einem wesentlichen Teil von Berlin aus zu beeinflussen. Nichts wäre verkehrter, als eine schwarz-weiß-rote Reformtracht zu predigen. Die Mode gehört der großen Welt und dem Vergnügen der reichen Leute. Im übrigen aber ist die tapfere Hausfrau, die nichts von der Mode weiß und sich mit einem redlichen Arbeitskleid begnügt, kein Mensch geringer an Bedeutung, als die Dame, die der süßen Sklaverei der Mode sich seufzend unterwirft.

R. Br.

Stufenpyramide bei Memphis.

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 8.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gries-Bozen Hotel u. Pension Austria. Bes. Rud. Obermüller.

Hamburg Uhlenhorster Fährhaus. Joh. Schwegler's Hotel.

Hotel und Pension Ritter, Ernst-Merckstraße 12-14, direkt am Hauptbahnhof. Tel. Gr. 4, 3199.

Harburg a. Elbe
Hotel Kaiserhof. 1. Haus am Platze

Heiligendamm
Hotel und Pension Scherpeltz am herrl. Buchenwalde nahe d. See.

Helgoland Logierhaus „Felseneck" m. Depend. „Villa Seeblick"

Helgoland Hotel Märkischer Hof. Bes. Carl Stavenhagen.

Langeoog Nordsee - Insel
Kurhotel J. Falke.

Lindenfels Hessen-Darmst.
Hotel Odenwald. Bes. A. Vogel.

Lübeck Hotel International. Am Bahnh. Erstkl. neues Haus, zeitgem. hygienisch eingerichtet.

Malchow i. Meckl.
Luftkurort. Herrl. a. See u. Wald. Hotels. Pens. u. Privat-Wohnung. für Sommerfrischler. Sport aller Art. Der Verkehrsverein.

Kurhaus Fleesensee. Besitzer Paul Wuthenow.

Marburg a. d. Lahn
Hotel Pfeifer. Bes. Rich. Leukroth.

Müritz (i. M.) Ostseebad
Kurort i. Hochw. Steinfr. Strand. Familienbad. 2 Dampferlandungsbrücken. Prospekt durch d. **Badeverwaltung.**

Grand Hotel Mecklenburger Hof. Dependencen: Villa Rath und Miramare. — Moderner Betrieb. Elektrisches Licht. Bes. Rob. Rath.

Hotel und Pension Bellevue. Im Walde in unmittelbarer Nähe der Seebäder. Anerkannt gute Küche. Vor- und Nachsaison ermäßigte Preise. Prosp. gr. Bes. C. Kruse.

Hotel Erbgroßherzog und Privathaus Villa Franziska. Häuser I. Ranges. Bes. Fr. Grahl.

Neusalz a. d. Oder
Münzers Hotel. Bes. Paul Münzer.

Neu-Globsow (Mark)
(Stechlinsee) Haus Brandenburg. Vorn. Pension, neu eröffn. Mitten im Laub- und Nadelwald. Frau E. Below. Tel. Fürstenbg. 45.

Luftkurort bei Fürstenberg i. M. am Stechlinsee im Walde. Jeder Sport. Frau Clara Meyer.

Neustrelitz i. M.
Pension Stübinger. Gr. Garten, direkt am Wald. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt V gratis.

Nienhagen Ostseebad
Paul Hillmann, Hotelbesitzer.

Oppeln Central-Hotel Bes. W. Moeschler

Prerow Ostseebad. Strand-Hotel. I. Haus am Platze, schön u. unmittelbar a. Wald u. See gel.

Rominten Gust. Kallweit Hotelbesitzer

Rössel (Ostpreußen)
Hotel zum König von Preußen. Bes. Hugo Parschau.

Insel Rügen (Ostsee) Wald und See vereint. Weltberühmte Kreidefelsenküste! — Prospekte durch die Badeverwalt.: Baabe, Binz, Bergen, Breege, Garz, Glowe, Göhren, Lauterbach, Lohme, Neuendorf, Neukamp, Putbus, Saßnitz, Sellin, Thiessow. Geschäftsstelle Binz. Rügen'scher Ostseebäder-Verband E. V.

Kurhaus Prora b. Binz. Erstkl. Pensionshaus, Strandpromenade u. herrl. Hochwald. Eig. Strand. Keine Kurtaxe. Dir. Dr. Weyte.

Salzungen Kurhaus Salzungen. Pächter: Gustav Boden.

Sassnitz (Rügen)
Viktoria-Hotel m. Dépend.; direkt a. d. See gelegen. Bes. Aug. Funk.

Hotel u. Pension Prinz Heinrich v. Preußen. Dir. a. Meeresufer, zivile Preise. Bes. Frau Th. Reiß.

Hotel Geschwister Koch, Kurhaus, ren. Pension, a. Meer gel. Hotel des Dtsch. Offiziervereins.

Hotel am Meer. Direkt a. d. See. Bestrenomm. Haus. Otto Fieke, Hoftraiteur.

Schwarzburg-Rudolstadt
Hotel Weißer Hirsch. Kurhaus und Villen. Robert A. Huebner.

Schwerin in Mecklenburg
Hotel Nordischer Hof, am Schloß. Erstes Haus am Platze.

Stralsund Hotel Artushof Neues modern.
Hotel, aller Komfort. Telefon 199. Besitzer Franz Klemm.

Travemünde Ostseebad
Park-Hotel und Dependence. Von allen Zimmern herrliche Fernsicht auf See u. Landschaft.

Tuttlingen Hotel „Zur Post" Bes. E. Keppel.

Waren i. M. am Müritzsee
Hotel und Pension „Müritzhöhe". (G. Peters). Telefon 65. Bester Aufenthalt für Sommerfrischler.

Villa Rautendelein. Vornehme Familien-Pension. Sommer und Winter geöffnet. Tel. 192.

Warnemünde
Stralendorfs Hotel. Das ganze Jahr geöffnet. Aller Komfort.

Hotels: Berringer und Pavillon. I. Ranges. Unmittelbar am Meer. Volle Pension von 6 Mark an.

Hotel Bellevue. Bes. H. Janzen (langj. Leiter des Hotel und Restaurant Kannenberg in Berlin).

Strandhotel (O. Lehmann). Vorn. ruhiges Pensionshaus in den Parkanlagen am Meer. Tel. 36.

Wiesbaden Hotel Kaiserhof und Augusta-Victoria-Bad A.-G.

Wismar i. M.
Hotel Stadt Hamburg. Theodor Martens, großherz. Hoftraiteur. Erstes Haus am Platze

Wustrow in Mecklenburg
Nordens Hotel. Bes. Joh. Norden.

Strand-Hotel. Alt. schatt. Garten. Dir. a. Strand. Neuer Inh.: F. Doß.

Zingst Ostseebad
Stein- u. staubfreier Strand. Eisenbahn-Stat. Prosp. d. d. **Badeverw.**

Wichmann's Hotel. I. Haus am Platze, am Bodden gelegen. Besitzer Otto Lenz.

Zippendorf Kurhaus
am Schweriner See i. Mecklbg. Inh. Rich. Albrecht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vereinigung der Kunstfreunde

Gegründet 1883 auf Anregung der Direktion der Königl. Nationalgalerie Berlin

Die Deutsche Flotte

in zwölf farbigen Bildern
von Prof. Hans Bohrdt

Originale im Besitz Sr. Maj. des Kaisers

Als Mappenwerk in Einzelblättern und als Postkarten erschienen

Für Mitglieder zu Vorzugspreisen / Prospekte gratis durch die

Vereinigung der Kunstfreunde Ad. O. Troitzsch

Berlin-Schöneberg / Verkaufsstellen: Markgrafenstr. 48 und Potsdamerstr. 23

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

Juni 1908

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wieland-Verlag Julius Bard / Berlin W 15

Wieland

Deutſche Wochenſchrift für Kunſt und Literatur

Herausgegeben von

BRUNO PAUL

✱

Der „Wieland" bringt Beiträge von Peter Behrens, Olaf Culbranſſon, A. Jank, Graf Kalckreuth, Max Liebermann, E. Orlik, B. Pankok, Thöny, Wackerle u. a., im literariſchen Teil Gedichte, Erzählungen und kurze Aufſätze von den beſten und bedeutendſten Dichtern und Gelehrten unſerer Zeit, u. a. von Hermann Bahr, Wilhelm v. Bode, Richard Dehmel, Caeſar Flaiſchlen, Gerhart Hauptmann, Hermann Heſſe, Bernhard Kellermann, Stefan Zweig.

Zu Ereigniſſen der Woche ſoll in Gloſſen und Zeichnungen Stellung genommen werden.

Jede Woche erſcheint ein Heft von acht Seiten großen Formats mit ein- und mehrfarbigen neuen, eigens für den „Wieland" geſchaffenen Bildern geſchmückt. Ein neues Reproduktionsverfahren, das nach langer, ſorgfältiger Erprobung hier zum erſtenmal in einer Zeitſchrift farbig angewandt wird, ermöglicht die Wiedergabe in einer Weiſe, die den Charakter der Originale vollkommen wahrt.

Als beſondere Kunſtbeilage enthält jedes Heft eine graphiſche Originalarbeit zeitgenöſſiſcher Künſtler in Fakſimilewiedergabe, und zwar die erſten vier Hefte: enen Holzſchnitt von Peter Behrens, eine Zeichnung des Grafen Kalckreuth, eine Lithographie von Max Liebermann, eine Porträtſtudie von Pankok.

Der Preis des Einzelheftes iſt mit 30 Pf. feſtgeſetzt worden.

Der geſamte Reinertrag des „Wieland" fließt laut Vertrag während des Krieges und ſechs Monate nach Friedensſchluß ausſchließlich dem Roten Kreuz zu.

Bezugsbedingungen für das Abonnement:

Vierteljährlich (13 Nummern) M 3.60, bei direktem Poſtverſand M 5.—, nach dem Ausland M 5.60.

Abonnements nehmen alle Buchhändler, die Poſt und der Verlag entgegen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der
Kunstfreund
Zeitschrift der Vereinigung
der Kunstfreunde
1915 Juni

Robert Breuer: Einleitende Worte.

Es ist beinahe wahrscheinlich, daß etliche unserer Leser das vorliegende Heft tadeln werden. Sie werden es unverständlich und vielleicht gar überflüssig schelten. Einige Artikel sind in der Tat ein wenig umständlich zu lesen und kaum so im Seitenumblättern zu erfassen. Das Lesen dieses Heftes wird den meisten Anstrengung machen. Es ist aber durchaus nicht einzusehen, warum eine Zeitschrift, die es ernst meint und die etwas Geistiges leisten will, ihren Freunden nicht auch einmal ein wenig Denkarbeit zumuten soll. Im Gegenteil, solche Erschwerung des Leseprozesses ist von Zeit zu Zeit geradezu eine sittliche Pflicht und eine literarische Notwendigkeit. Das bloße Darüberhinlesen, zu dem die Tageszeitungen und die Bilderblätter verleiten, hat, mehr als uns lieb sein kann, zu einer Verschüttung der geistigen Regsamkeit, zu einer Lähmung des kritischen Bedürfnisses und zu einer fast beschämenden Unselbständigkeit des Urteils und des Wollens verführt. Man liest nur noch mit den Augen und bestenfalls mit jenem Teil des Hirns, der (ein wenig dilettantisch gesagt) den Aktualitäten reserviert ist. Die Zeitung ist zum Nachrichtenblatt herabgesunken; die meisten Zeitschriften sind nur noch papierne Panoramen. Das Publikum hat solche Wandlung von der geistigen Höhe zur seichten Neugierbefriedigung kaum bemerkt; das Publikum weiß nichts davon, daß heute der sogenannte Textteil der Zeitung kaum etwas anderes ist als ein leider notwendiger, aber möglichst harmlos zu frisierender Vortrab zum Annoncenteil. Es gibt natürlich Ausnahmen; wir wollen sie hier nicht nennen, aber wir kennen sie alle. Es gibt in Berlin und noch weit mehr in der Provinz (wie wohltätig dies boshafte Wort zu klingen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vermag) einige periodische Schriften, die redlich und mit Kraft Geistiges zu wirken versuchen. Das ändert freilich nichts an der Grundtatsache, daß durch die Rotationsmaschine Hunderttausende um die Autonomie ihres Denkens und Fühlens betrogen worden sind. Zu diesen Armen möchten wir nicht gern gehören; wir möchten diesen Troß auch nicht vermehren. Wir wollen nicht, daß unsere Hefte nur durchblättert werden; wir wollen sie gelesen wissen. Lesen aber heißt aufnehmen und widersprechen, mitgehen und weiterführen. Wir sind also nicht in der Lage, unsere Freunde wegen der Mühe, die sie besonders mit diesem Heft haben dürften, um Verzeihung zu bitten. Wir erwarten vielmehr, daß sie uns für den Respekt, den wir ihnen erweisen, dankbar sind und uns hier und da vielleicht ihre Zustimmung schreiben.

Nun könnte aber eingewandt werden, daß es ja wohl richtig sei, über alle Vorgänge des Lebens, über Geschichtliches und Naturwissenschaftliches, über Nationalökonomie und Philosophie ernst und, wenn es nötig ist, sogar schwer zu schreiben. Die Kunst aber sei heiter. Die Kunst solle Vergnügen bereiten; sie solle den Menschen nicht anstrengen, sondern erfrischen. Niemand wird das Gegenteil solcher Meinung behaupten wollen; sie verliert durch ihre Selbstverständlichkeit aber nichts von ihrer Banalität. Die Heiterkeit der Kunst will erworben sein; sie fliegt einem nicht zu wie das satte Behagen oder wie die Munterkeit nach einem guten Witz. Die Kunst ist die höchste und letzte Äußerung der Menschlichkeit; sie bleibt länger leben als alle, die sie schufen. Die Pyramiden stehen unverrückbar; wo blieben die Pharaonen? Die Form ist das Ewige. Alles Geschichtsgeschehen bekommt erst Wert, wenn es wirksam genug war, irgendwie die Kunst aus der großen Ruhe ihres Anschauens zur Zeugung einer neuen, noch nie dagewesenen, nie wiederkehrenden Gestalt aufzurufen. Die Gesänge des Homer sind noch heute so frisch wie am ersten Tage; die Architektur der Renaissance behielt ihre Gewalt unantastbar, während die Enkel derer, die diese Paläste und Dome einst bauten, in Verkommenheit fielen. Die Kunst ist nicht für jedermann zugänglich. Es gibt Menschen, sogar vortreffliche, die ohne sie ausgezeichnet zu leben vermögen. Man störe sie nicht. Es gibt andere, auch solche, die durchaus keine Träumer, viemehr praktisch und tätig sind, denen jeder Atemzug einen künstlerisch empfundenen Rhythmus bedeutet, und die nichts zu sehen, zu hören und zu denken vermögen, ohne sehnsüchtig zu sein, daß ein Berufener da wäre, aus der Vergänglichkeit das von Anfang an bestimmte Bild, den Vers oder das Lied zu erlösen. Die Kunst ist Klärung, Steigerung und Verewigung. Sie wurzelt tief in allen Erscheinungen des Lebens; sie ist der Vielfältigkeit dieses Lebens letzte Deutung. Danach bedarf es keines Hinweises, daß jedes Kunstwerk mannigfache Betrachtungsmöglichkeiten zuläßt, und daß jedes große menschliche Problem mit der Kunst in Berührung zu bringen ist. Der Historiker, der Psychologe, der Philosoph, der Soziologe und alle übrigen Spezialisten der Wissenschaft können unter

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrem Gesichtswinkel die Erscheinungen der Kunst betrachten. Jeder von ihnen wird in der Lage sein, einen Zipfel des Geheimnisses zu lüften und uns so dem Genießen der Kunst näher zu bringen. Der Künstler freilich dürfte solchem Getriebe der Forscher lächelnd zuschauen, um es mit einem trefflichen Satz, den Dessoir in seiner „Ästhetik" geschrieben hat, zu halten: „Der Schaffende wird immer nur im Schaffenden einen Ebenbürtigen anerkennen, wenn er ihn auch meist als einen Nebenbuhler haßt; selbst der große Dichter wird dem ungebildeten Erfinder eines Couplets sich ähnlicher fühlen als dem gelehrten Denker." Wenn ein Künstler dieses Heft in die Hände bekommen sollte, so wird er es möglicherweise halb ärgerlich, halb ironisch beiseite legen. Wir andern aber, die wir die unvergleichliche Überwelt der Kunst wohl erkennen, ohne an ihr als schaffendes Glied teilnehmen zu können, wären töricht, wollten wir uns nicht willig einer gewählten Schar erfolgreicher Führer in das weit gespannte Land der Künste anvertrauen. Wir wollen das tun, auch wenn wir vielleicht im ersten Augenblick den Eindruck haben, als versperrten uns die vielen schwerverständlichen Worte des einen oder des andern dieser Gelehrten und Propheten den Weg, den wir sonst in aller Harmlosigkeit zu gehen pflegten. Wir dürfen überzeugt sein, daß auch diesmal, wie stets bei geistigen Prozessen, der Widerstand, wenn wir ihn überwinden, eine Steigerung bedeutet.

Wir möchten unsern Lesern die Männer, deren Meinungen sie gleich erfahren werden, mit einigen Worten vorstellen. Da ist zunächst Emil Waldmann. Er ist Direktor der Bremer Kunsthalle, der Nachfolger von Pauli, der seinerseits auf den Posten des zu früh verstorbenen Lichtwark in Hamburg trat. Eine gute Gesellschaft. Alles Männer, die mit offenen Augen (keine Alltäglichkeit) zu sehen wissen, und die klare Gedanken mit knappen Worten auszusprechen vermögen. Sie lassen sich von keiner Tagesmeinung verwirren. Waldmann scheut sich nicht, auch heute auf die Notwendigkeit einer internationalen Kunstübung hinzuweisen. Er kennt nur einen Maßstab, den der Qualität; man kann ihn darum mit Recht einen Erzieher zum Deutschtum heißen.

Wilhelm Hausenstein ist einer der empfindsamsten und spekulativsten Köpfe unserer jungen Kunstwissenschaft. Kein Spezialist, vielmehr ein Zusammendenker und vergleichender Werter mannigfacher Geschichtsreihen. Er versucht, aus den Plastiken der Südseeinsulaner, den Tonstatuetten der jüngeren Steinzeit und den Meisterwerken der Griechen das Gemeinsame, die künstlerischen Kardinalprobleme, herauszuschälen. Er sieht das Kunstwerk in der Umwelt eines Volkes und dessen geschichtlicher und sozialer Struktur. Er sieht es immer im Gegensatz zur Natur als eine Demonstration des sich findenden Menschengeistes. Zu seinen besten Büchern gehören „Der nackte Mensch" und vier Vorträge unter dem gemeinsamen Titel: „Vom Künstler und seiner Seele".

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Karl Scheffler kann ich nicht unbefangen sprechen, weil ich ihm sehr viel verdanke. Das Wesen dieses mystisch weitgespannten und doch ganz aus den Sinnen wachsenden Geistes kennzeichnet ein Wort, das er in seinem viel befehdeten, heute aber fast hellseherisch zu nennenden Italienbuch geschrieben hat: „Meine Natur zwingt mich, bewußt und irgendwie auch früher oder später als Schriftsteller öffentlich Rechenschaft abzulegen, gleichgültig, wie viele es vor mir schon getan haben und es noch tun werden. Denn ich bin nichts, wenn ich nicht freiwillig Verantwortung auf mich lade." Er ist ein unerbittlicher, alle Illusionen, auch die eigenen, zugrunde Denkender. Er hat den deutschen Traum von Italien erledigt. Er hat das beste Buch über Max Liebermann und viele ausgezeichnete Aufsätze über die deutsche Baukunst geschrieben. Er weiß alles Einzelne in den Zusammenhang des Kosmos zu stellen. In seinem Essayband schreibt er einmal über Drehorgeln, die in den Gassen und Höfen ihre schmächtige Musik machen. Die kläglichen Töne werden ihm zu dem gereckten Bogen einer Brücke, die aus der irdischen Nacht hinaufführt zu fernen, seligen Ufern.

Max Dessoir ist ein entscheidender Mitbegründer der neuen, aus der psychologischen Analyse zur philosophischen Synthese drängenden Ästhetik. Er hat die „Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft" begründet. Den Fanatikern des Historizismus, die immer nur beschreiben und registrieren wollen, die aber blind sind gegen alles, was hinter dem Sichtbaren als Phänomene der menschlichen Seele, der Seele einer Rasse oder einer Zeit, sich regt, sagt er: „Wir können feststellen, daß die Gegenwart sich von der bislang herrschenden Überernährung mit bloß historischer Betrachtungsweise freizumachen beginnt."

Max Deri ist ein ganz Radikaler, der im ersten Augenblick wie ein Anatom der Kunst wirken mag. Er schneidet das faule Fleisch der Sentimentalität fort und legt das Grundgeheimnis der Kunst bloß: „Alles ästhetische Erleben ist auf ein Erleben von Gefühlen gegründet." Sein „Versuch einer psychologischen Kunstlehre" gibt mit kühner Exaktheit ein System dieser, von der einfachen Sinneswahrnehmung bis zu den mannigfach kombinierten, in das Allgemeingültige sich erhebenden Gefühlen. Jede Differenzierung hat den Zweck, über die Ganzheit des untersuchten Gebietes Klarheit zu schaffen. Das scheinbar Zersetzende der Methode ist in Wirklichkeit eine Schärfung der Aufnahmefähigkeit für das, um deswillen die Kunst ein Lebensrecht hat, für das Künstlerische.

Georg Simmel ist ein Denker, der „sich zwischen Ideen, die sich gegenseitig ausschließen, hin und her wendet". Für ihn ist die Philosophie „eine der großen Attitüden der Menschheit gegenüber dem Dasein". Er hat eine „Philosophie des Geldes" geschrieben. Seine Art zu denken hat etwas von einer Massage mit scharf geschliffenen Lanzetten.

Walter Curt Behrendt, von Beruf Architekt, gehört zu jenen wenigen Fachleuten des praktischen Lagers, die klare Gedanken über

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr Arbeitsgebiet auszudrücken wissen. Er ist einer der klügsten Kritiker der modernen Baukunst. Sein Buch über Alfred Messel gibt eine Einführung in all die Fragen, deren Lösung einem neuen und größeren Deutschland die würdige Bauform und damit eine entscheidende Äußerung des Geistigen sichern würde.

Emil Waldmann: Nationale und internationale Kunstpflege.

Die Stimmen mehren sich, die da fordern, nach dem Kriege habe die deutsche Kunstpflege die Pflicht, streng national zu arbeiten, es solle nur noch deutsche Kunst gesammelt werden und das mit den Franzosen werde ja nun wohl endlich aufhören. Ganz zur Ruhe gekommen waren ja diese überzeugten Stimmen auch vor dem Kriege noch nicht, und die Wellen, die der große Sturm des Künstlerprotestes im Jahre 1912 erzeugt hatte, kamen immer wieder in Bewegung, sobald fremde Kunst in Deutschland gezeigt wurde. Bei der Franzosenausstellung in Dresden im Frühjahr 1914 erklärten einige Dresdener Künstler rundweg, wir brauchten das Fremde überhaupt nicht.

Angesichts der weitgehenden und durchaus berechtigten Erbitterung, die heute in Deutschland gegen die gesamte französische Geisteswelt herrscht, wegen des geradezu wahnsinnigen Hasses mit dem die sogenannte französische Intelligenz jetzt alles Deutsche in der widerlichsten Weise be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schimpft, ist zu erwarten, daß solche Stimmen nach dem Kriege erst recht laut werden. Um aber das ruhige Urteil zu bewahren, muß man, scheint es mir, versuchen, sich im Geiste in die Zeit vor dem Kriege zurückzuversetzen und sich fragen, wie weit damals die nationale Forderung berechtigt war und ob wir nicht doch Ursache haben, die damalige Fragestellung noch einmal überzuprüfen. Denn der Krieg mit der Entfesselung aller Leidenschaften trübt erfahrungsgemäß das Urteil auch in Fragen, die an sich nichts mit dem Kriege zu tun haben.

Bei der nationalen Forderung, wie sie in den letzten Jahren vor dem Kriege erhoben wurde, fiel immer eine merkwürdige Tatsache auf: die anklagenden Stimmen wurden immer nur laut, wenn französische Kunst in Deutschland gezeigt wurde, oder, genauer, wenn g u t e französische Kunst gezeigt wurde. Sonst nie. Diese Einschränkung ist bedeutungsvoll und hier hat die Fragestellung einzusetzen: Warum sind es denn immer nur die guten Franzosen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die von den Vertretern des patriotischen Gedankens in der Kunstpflege so heftig befehdet wurden? Warum nie andere Ausländer? Als vor etwa einem Jahrzehnt aus Paris die Zuloaga-Mode kam, als deutsche Museen und Privatsammlungen mit Zuloagas versorgt wurden, da machte sich kein Protest dagegen geltend, niemand fragte: „Was soll uns dieser Ausländer?“ Im Gegenteil, Künstler und Sammler, die im Jahre 1912 so recht eigentlich am Herd des Künstlerprotestes saßen, förderten Zuloaga tapfer, ihr nationales Herz entdeckten sie damals noch nicht, angesichts dieses Künstlers, der sich auf dem Niveau der besseren neueren Münchener Malerei hält. Und als etwa gleichzeitig die andre Mode aus Schottland kam, mit den famosen „boys of Glasgow“, da war auch eitel Entzücken, niemand fand etwas dabei und keiner sagte, daß wir dies alles vor vierzig Jahren in Deutschland bei Burnitz, Eysen und Buchholz eigentlich schon reichlich so gut am eigenen Leibe erfahren hatten. Die Bedürfnisfrage, ob wir Deutschen dergleichen Mittelgut wie Zuloaga und dergleichen Niveaukunst wie bei den Schotten erst importieren müßten, wurde nicht gestellt, ebensowenig wie den kurz nacheinander auftretenden Moden von Hammershoi und Liljefors, an deren Propagierung merkwürdigerweise wieder dieselben Kreise wirksam beteiligt waren, die sich dann nachher beim Antifranzosenprotest hervortaten. Man könnte einwenden: Hammershoi und Liljefors und die Schotten seien, als Skandinavier und Engländer, Germanen, ihr Charakter sei dem deutschen Charakter sehr verwandt, und der Streit gehe garnicht um Völker, sondern um Rassen, und alles Germanische gehöre zusammen gegen alles Romanische. Aber das ist ein Trugschluß. Einmal paßt Zuloaga als Romane nicht in das System, und andrerseits entzündete sich ja der Künstlerprotest von 1912 an dem Ankauf eines Gemäldes von van Gogh für die Bremer Kunsthalle, eines Holländers also, eines Germanen, der so ganz und gar nichts Französisches hat und in seinen reifen, einzig entscheidenden Werken sogar antifranzösisch ist. Ja, nicht einmal vor französischer Malerei macht der deutsche Nationalismus im Ernstfall immer Halt. Noch ganz kürzlich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat einer der hauptsächlichsten Führer und Anreger der Protestbewegung ein paar Bilder einer ganz unbeträchtlichen Pariser Salongröße, eines gewissen Piet, einem deutschen Privatsammler mit Erfolg empfohlen.

Es ist also, genau genommen, weder die Nationalitäts- noch die Rassenfrage, um die es sich bei dieser ausschließlich den großen Franzosen gewidmeten Feindschaft handelt. Sondern es ist wohl nichts weiter als die alte instinktive Abneigung der Mittelmäßigkeit gegen das wahre Talent. Piet mag als harmlos passieren, von da droht keine Gefahr, und die Mittelmäßigkeit aller Länder verträgt sich immer sehr schnell miteinander. Wenn man aber die wirklich schöpferischen Meister einer fremden Nation in Deutschland propagiert, so hat die Mittelmäßigkeit davon natürlich keinen Vorteil. Hier geht es nicht um Gegenseitigkeit. Die großen Meister haben nie Zeit sich um den Export ihrer Werke zu kümmern. Von ihnen aber kann Gefahr drohen. Einmal moralisch, weil der Maßstab, den man ihrem Schaffen entnimmt, den Leuten kleineren Wuchses verhängnisvoll wird, dann aber auch materiell, weil die Werke der Großen, wie alles Gute, so teuer sind, daß dabei die billige Mittelmäßigkeit (die aber, wie Zuloaga, relativ doch sehr teuer ist) an Absatzgebiet verlieren muß. Man kann also, paradox, sagen, daß das nationale Herz erst jenseits der 10 000 Mark-Grenze an zu schlagen fängt.

Es soll hier von ferne nicht behauptet werden, daß diese Verhältnisse den deutschen Nationalisten bei ihrem Vorgehen klar vor Augen standen oder daß sie gar überlegt und berechnet waren. Im Gegenteil, die Nationalisten sind fast alle sehr aufrichtig und von der moralischen Güte ihrer Sache vollkommen überzeugt. Sie wollen das Deutsche und nur das Deutsche, weil es nun einmal deutsch ist, und da auch sie Partei sind mit diesem gefühlsmäßigen Argument, werden sie des in ihrem Unterbewußtsein heimlich bohrenden Selbsterhaltungstriebes im Eifer des Gefechtes nicht gewahr. Vielleicht hat folgende, schon vor dem Kriege niedergeschriebene Formel Aussicht auf einige Beachtung und Prüfung: National bis ins Mark, ja wenn es sein muß oder auch wenn es nicht sein muß: chauvinistisch bis auf die Knochen wenn es sich um Dinge handelt, die wir bei uns ebensogut und besser haben als die Andren; und fort mit allem, was dem Maßstab Zuloaga entspricht. Aber, wenn es sich um Dinge handelt, die besser sind, als das Mittelmaß, dann hören die Grenzen auf. „Es ist des Höchsten nicht soviel über die Erde zerstreut, daß heute ein Volk sagen könnte, wir genügen uns vollständig oder auch nur, wir bevorzugen das Einheimische, hält man es doch nicht einmal wegen der Industrieprodukte so, sondern greift bei gleicher Qualität, Zoll und Transport mitberechnet, einfach nach dem Wohlfeileren, oder, bei gleichen Preisen, nach dem Besseren. Im geistigen Gebiet muß man einfach nach dem Höheren und Höchsten greifen, das man erreichen kann." Das schrieb Jakob Burckhardt.

Es sind einige Schwierigkeiten der Fragestellung noch zu beleuchten. Auch die besten und vorurteilslosesten unter den Vertretern des Natio-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nalismus pflegen zu argumentieren: „Warum sollen wir französische Bilder sammeln, die Franzosen sammeln ja auch keine deutschen Bilder." Abgesehen davon, daß die große französische Malerei, von Delacroix bis inclusive Cézanne, als Ganzes genommen, nicht nur rein nationale Bedeutung hat und im 19. Jahrhundert etwa die Rolle spielt, welche im 17. Jahrhundert die holländische innehatte, daß sie sehr oft die allgemein befruchtende war — auch abgesehen davon ist die Forderung unberechtigt. Die Franzosen können zu der wesentlich nationalen deutschen Malerei kein Verhältnis finden, unsre Malerei ist, zu unsrem Glück, wesentlich auf spezifisch deutschem Empfinden aufgebaut. Böcklin und Thoma wenden sich in ihren charakteristischen berühmten Werken an deutsche Gefühlsweise, während Manet und Renoir sich nicht nur an Franzosen wenden. Vergessen wir aber andrerseits doch nicht, daß einer unsrer Allergrößten, Leibl, nicht durch Deutschland berühmt wurde, (die Münchener hatten ihn, wie er selbst sagt, in den Skat gelegt), sondern durch Paris, und zwar nicht nur im Anfang seiner Laufbahn, sondern auch später noch, auch noch sehr bald nach dem Kriege 1870-71. Auch damals, als er in Deutschland mit seinen Hauptbildern dem Unverständnis und dem Haß begegnete, jubelten ihm die Franzosen zu. Wenn die Franzosen einmal die Überlegenheit eines Ausländers anerkennen müssen, lassen auch sie ihren Nationalismus, ja, ihren Chauvinismus schweigen (Der Siegeszug deutscher Musik in Frankreich beweist es täglich aufs Neue). Wenn es jetzt letzthin in Paris anders war, als zu Leibls Zeiten, wie soll das Wunder nehmen, da die Franzosen ja nicht einmal ihre eigene große Kunst begriffen haben? Noch im Jahre 1900 auf der Weltausstellung sagte ein französischer Minister, der Manet-Saal sei eine Schande für Frankreich — wie kann man, angesichts solcher Blindheit erwarten, daß dieselben Franzosen, die ihre eigenen Größen beschimpfen, das Große andrer Völker erkennen? Die Forderung nun, wir sollten ebenso verblendet und kurzsichtig sein wie sie, ist absurd. Auch war es in Frankreich im letzten Jahrzehnt ja anders, langsam besannen sich die Franzosen auf das, was sie versäumt haben. Wenn im Ausland aus Privatbesitz Leihausstellungen französischer Gemälde stattfanden, schlugen die besseren Zeitungen in Paris jedesmal Alarm und warfen den offiziellen Stellen vor, daß sie untätig zusähen, wie die Meisterwerke ihrer Malerei aus dem Lande wandern. Noch 1914 war es so in Dresden, Kopenhagen und London. Die französischen Kunstkenner wissen es ganz genau und sagen es laut, daß es tatsächlich die Meisterwerke sind, die Deutschland sich gesichert hat, und nicht die Atelierreste, wie die deutschen Nationalisten glauben machen wollen. Und endlich sind die Deutschen ja nicht allein mit ihrer Liebe zur französischen Kunst. Die amerikanischen Sammler und Museen, und zwar die gebildetsten unter ihnen, teilen diese Vorliebe. Und Rußland, ebenso Irland, und neuerdings auch Dänemark sind in derselben Verdammnis. — Kopenhagen hat für seine Museen auf der Franzosenausstellung im Sommer 1914 für 300 000 Franken französische Bilder gekauft.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jenes Argument für Gegenseitigkeit, daß wir keine Franzosen kaufen sollten, weil die Franzosen keine Deutschen sammelten, ist also nicht stichhaltig. Außerdem wäre es in der Praxis höchst bedenklich und gefährlich. Wenn nun die Franzosen anfangen wollten, unsre guten Leibls, Trübners, Feuerbachs und Menzels und Liebermanns zu sammeln, (wozu es jetzt wohl zu spät sein dürfte, weil die deutschen Museen und Sammler rechtzeitig ihre Pflicht erkannt und getan haben), wäre dies denn überhaupt wünschenswert? Die Zahl deutscher Meisterwerke ist, trotzdem sie sehr ansehnlich ist, nicht so groß, daß wir auch nur eines missen möchten; und als Stockholm auf der Ausstellung in Malmö Leibls Jaisporträt für 90 000 Mark erwarb, eines der letzten Leibls, die noch zu haben waren, beklagte mancher den Verlust für Deutschland, tröstete sich aber doch mit dem Gedanken: Welch ein Glück, daß dies nicht vor 25 Jahren passiert ist, sondern erst heute, erst in dem Augenblick, wo unsere besten Kunstschätze so gut wie geborgen sind. Deutschland ist mit seinem Nationalismus auf der einen Seite und mit seiner Vorurteilslosigkeit in nationalen Fragen auf der andren Seite doch noch nicht so elend daran, wie man uns immer wieder einreden will. Museen und Sammler haben nicht etwa das Ausländische bevorzugt auf Kosten des Einheimischen, sondern es ist Deutschland nichts verloren gegangen. In den Museen zu Berlin, München, Hamburg und Köln kann man die gute deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts vollkommen studieren und genießen, viel besser als etwa die französische Kunst in den französischen Galerien. Und in vielen deutschen Privatsammlungen kann man sich das in den Museen gewonnene Gesamtbild noch ergänzen. Deutschland hat im Grunde viel nationaler gearbeitet als andere Länder. Dies wird sicher so bleiben, und solange liegt kein Grund zur Besorgnis vor.

Wenn andererseits der Krieg die Wirkung haben sollte, daß Deutschland dann mit dem Import von französischem oder andrem Mittelgut verschont wird, so werden auch die, die Daumier und Manet in deutschen Galerien nicht missen möchten, sehr froh sein.

Wilhelm Hausenstein: Bruegel, der Belgier.

Wenig ist darüber nachgedacht, inwiefern die belgische Kunst das Zeichen des belgischen Lebens ist. Man versäumte es, den Kulturbegriff Belgien in seiner Eigentümlichkeit wahrzunehmen; versuchte man aber, ihn zu erfassen und ein künstlerisches Gleichnis nachzuweisen, das ihn bezeichnet, so fand man wohl bloß den Rubens.

Aberwitz wäre es, der ungeheuren künstlerischen Bedeutung dieses Malers und dem so prachtvoll ausgefüllten menschlichen Typus Rubens das Mindeste abstreiten zu wollen. Davon kann nicht die Rede sein. Auch ist es unmöglich, das besondere Belgische seines Lebensgefühls nicht mit staunenden Augen zu sehen. Das Brünstige und Strotzende seines Wesens

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist ohne Zweifel ein vollgiltiges Abbild der belgischen Daseinsart. Die tief im Fleisch und im Blut vollzogene Vermischung des Heidnischen mit einer barock gottseligen Christlichkeit kenzeichnet den Rubens als einen Belgier. Ihn verrät gerade auch jenes erstaunliche Maß von Weltbürgerlichkeit, das ihm den eindeutig nationalen Charakter raubt. Den Belgier offenbart just der gallische oder spanische oder italienische Trieb zur Eleganz der formalen Darbietung und zur zierenden, ja manchmal floskelhaft oberflächlichen Verbindlichkeit im Erlebnis wie im Ausdruck.

Aber schließlich muß es doch wahr bleiben, daß die Seele eines Volkes — oder eines Landes — reiner und stärker zum Ausdruck kommt, wo sie in sich selbst verharrt, als dort, wo sie ihren Eigensinn preisgibt, über sich selbst hinausgeht und wo sie, ihr örtlich und rassig gebundenes Wesen mehr oder minder verleugnend, einem gleichsam grenzenlosen Dasein zustrebt. Grenze ist Wirklichkeit und Deutlichkeit. Der großartige weltbürgerliche und fast auch über alle gesellschaftlichen Gegensätze trotz seiner Vornehmheit so unbegreiflich hinausgetragene Überschwang des Rubens war ohne die Auflösung gewisser ursprünglicher Stoffe seines persönlichen Lebens und seines Volkstums nicht möglich. Seine Kunst enthält daher neben ihren unsterblichen Schönheiten auch Leeren.

Anders ist der sonderbare Künstler, der hinter dem Rubens allzuoft vergessen wurde: anders ist Bruegel. Er bringt nur die gebundenen Elemente des Belgiertums zum Ausdruck. Er formt nur dies Wirkliche. Aber er formt es gründlicher als Rubens. Er formt es ganz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir wollen indes mit Schlüssen jeglicher Art vorsichtig sein. Wir wollen nicht den künstlerischen Wert und die menschliche Bedeutung des Einen gegen den Sinn des Andern abwägen. Am ehesten lohnt es, die Erscheinungen einfach zu unterscheiden und dem Bruegel, ohne ihm darum einen unbedingten Vorzug zu geben, gleichsam naturgeschichtlich einzuräumen, daß er die behaglichen und die düsteren, die naiven und die schwer sentimentalen, die komischen und die tragischen Eigentümlichkeiten der belgischen Seele in strenger geschlossene Formen brachte.

Wie erschließt sich nun die belgische Seele in dieser Kunst?

Ihr grundlegender Zug ist ihre Animalität. Man könnte, wäre Mißdeutung ausgeschlossen, statt von Animalität auch einfacher von Tierhaftigkeit sprechen. Der Belgier des Bruegel ist wie Bruegel — und wie Rubens — ein Menschentypus mit einem zur Erde hinabziehenden Schwergewicht. Es ist nicht Genremalerei, wenn Bruegel Bauern malt. Es ist nicht Zufall und ist auch nicht Berechnung. Darin ist vielmehr einfältige Bedeutsamkeit. Der Bauer des Bruegel ist der Grundtypus des belgischen Menschen. Er ist der Mensch, der nicht den intimen Reiz des Tanzes, sondern mehr das Krasse der Bewegung begehrt. Er ist der Mensch mit der dumpfen, derb zulangenden Geschlechtlichkeit. Er ist der Mensch, der den Lärm, den Trunk, die Sattheit, das Geschiebe der Kirmessen will — oder, wenn er dies Alles nicht will, es doch aus dem tierhaften Verlangen

P. Bruegel, Affen plündern einen Kaufmann.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

P. Bruegel, Die magere Küche.

nach massiver Geselligkeit fast schicksalmäßig aufsucht. Er ist der Mensch, der diesem Allem in einer fast unvergleichbaren und ganz besonders zähen Art anhängt.

Aber es wäre verkehrt, zu meinen, der Belgier des Bruegel sei einfach ein Bonvivant mit dem plebejischen Hintergrund belgischer Bauern und Handelsbürger der Reformation. Die begierdenreiche Animalität des Genießens ist beim Belgier des Bruegel — beim Bauer wie beim reichen Bürger, der die Bauernkirmeß besucht, — nicht eine in sich lückenlos gerundete Sinnlichkeit. Diese üppig geformte Sinnlichkeit ist in den Gelenken mitunter gehemmt.

Bei dem Rubens ist es der Katholizismus der Gegenreformation, der den unbekümmerten Ablauf des feisten sinnlichen Daseins — wiewohl nur schwach — beirrt. Grausam aber sind die Beirrungen, von denen die Animalität des Bruegel und der Bruegelmenschen verfolgt wird. Der Mensch des Bruegel ist reiner Vlame. Er entbehrt der sinnlichen Grazie, die der kosmopolitische Antwerpener Rubens vom Süden und von aller Welt entlieh. Er flüchtet zu einer schwerblütigen Moral und zu Teufeleien, die halb lustig und halb verzweifelt sind.

Bruegels Werk ist voll von Moralitäten. Wie später Rops ist er inmitten seiner aufschwellenden Begierden von der Not des bösen Sünders geplagt. Der Genuß wird zum derben und feinen Fegefeuer. Malt Bruegel das Bankett der Bauern, so malt er sich selber als wunderlichen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gast hinzu. Wohl ißt und trinkt er mit den anderen; aber inmitten des allgemeinen Wohllebens und der allgemeinen Völlerei führt er mit dem Dominikaner bittere Gespräche über Erde, Himmel und Hölle. Unter den Zeichnungen Bruegels ist eine Reihe der Todsünden. Bilder und Blätter sprechen täglich vom vergnügten Elend des menschlichen Tümpels.

Die Moralität wächst sich, da sie zuletzt an sich selbst verzweifelt, zu einem metaphysischen Pessimismus aus. Die Menschen, die Geschehnisse, die Dinge sind der Tücke voll. Alles, was erscheint und sich in Halbdämmerungen verbirgt, ist nur Larve bösartiger, peinigender, satanischer Verkettungen. Die Erde ist bloß eine Umschreibung der Hölle; die Unterwelt aber ist die eigentliche Erde. Hinter allem Sichtbaren und allem bloß zu Ahnenden lauert schmutzig ein Dämon. Keine Hoffnung, kein Dasein, keine Freude ist zuverlässig. Das Leben ist nichts als die ewige Versuchung des heiligen Antonius. So entstehen die vielen Zeichnungen und Bilder des Bruegel, die man Diablerien nennt. So entstehen seine Bilder der Verruchtheit, der Faulheit, des Irreseins und des Todes.

Diese Diablerien sind ein Werk des Klimas und der Landschaft. Sie sind weiter ein Ausdruck des belgischen Horizonts. Das Belgien Bruegels umspannt durch einen riesenhaften Handel die ganze Welt bis in die Tropen — und damit umspannt die Phantasie der Heimatmenschen an der Nordsee und an der Schelde die abenteuerlichsten Vorstellungen. Diese Diablerien sind aber auch ein Erzeugnis politischer Schicksale. Belgien ist

P. Bruegel, Die fette Küche.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von jeher der klassische Kriegsschauplatz des westlichen Europa. Kein Land hat so viele Kriege gesehen. Auch in der Zeit des Bruegel ist es Kriegsschauplatz: es trägt die Kämpfe der Söldner Albas wider niederländische Freiheitskämpfer und trägt die Greuel der Inquisition. Die Schauer einer Landschaft, die sich in Nebel und Winter begräbt, und die Schrecken des Kriegs, der war, ist und sein wird, verdichten sich. In ihrer Verquickung werden sie die Grundlage des belgischen Daseins. Es kann nicht anders sein: die Menschen dieses Landes müssen sich in die Welt des Unheimlichen einwurzeln, und in diesen verhängnisvollen Boden greifen sie in Wahrheit nicht minder tief hinab als in den Nährboden ihrer breiten Sinnlichkeit. So werden sie unglücklich. So werden sie vielleicht auch böse, grausam — auf alle Zeit gotisch. Werden sie es, so geschieht es — man vergesse das nie — aus einer durch vielfältige Überlieferungen bestimmten Verzweiflung am Leben, die so gut ihr Wesen bedeutet wie der Hang zum üppigen Genuß. Die Gebärde ihrer Sinnlichkeit ist ohne das Bestrickende und Sündlose romanischer Laster. Auf der anderen Seite aber kommt ihre Moralität gegen die rassige Hartnäckigkeit und Umfänglichkeit ihrer Gelüste nicht auf. So sind diese Menschen im dauernden Zwiespalt. So werden sie — sie mehr als andere Menschen auf der Oberfläche unserer Erde — zu Satanisten, und so klagen sie halb schmähend, halb entsetzt die Unheimlichkeit des Lebens an. Der Krieg und der Winter geben ihrer Klage besondere und verstärkte Form.

Doch damit ist ihr Leben nicht beschlossen. Es kehrt im Kreis zu seinen Anfängen zurück. Die Verzweiflung, die Moralität, der Dämonismus weicht einem neuen, höchst massigen Bekenntnis zum einfachen, pflanzenhaft oder tierhaft sinnlichen Dasein: zur prassenden Gedankenlosigkeit der Kirmessen, zu den Freuden einer des geistigen Tons entbehrenden Sinnlichkeit.

Das Bekenntnis zur Animalität formt sich zugleich als ein Bekenntnis zur Demokratie. In Belgien ist wie überall Aristokratisches zuhause. Die Kunst gewann dort manches Mal die ätherische Gestalt vornehmer Mystik. Aber im Grund ist Belgien ungemein demokratisch von Jan van Eyck bis zu Meunier. Darum ist Bruegel der echte Belgier.

Demokratie ist ihm Protest gegen die Reichen. Demokratie ist ihm Hohn wider den feisten Klerikus. Demokratie ist ihm Kampf für die Armen. Bruegel ist kommunistischer Revolutionär. Aber nicht nur um diesen besonderen Inhalt der Politik bewegt sich sein Leben. Die Demokratie ist diesem Belgier etwas Allgemeineres. Sie ist ihm ein Ideal einfacher sinnlicher Zuständlichkeit des Lebens. Sie ist ihm ein Ideal fragloſen Genießens nach erdiger Arbeit. Sie ist ihm ein Protest nicht nur gegen die verderbliche Last des Reichtums, sondern auch gegen die ästhetische Spitzfindigkeit großstädtischen Dichtens und Denkens. Diese Anschauung von den Dingen verwirklicht er so realistisch wie symbolisch im körperlichen Bild Kirmeß haltender belgischer Bauern.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So läuft das Leben des Bruegel von Ja zu Nein und von Nein zu Ja. Man kann sagen, dies alles sei schlechthin menschlich. Man könnte sagen, mit Vorbehalten gelte es auch von uns Deutschen. Das mag daran liegen, daß Bruegel als Brabanter einigermaßen unseres Blutes ist. Aber ohne Frage grenzt er sich gegen den Rubens ab. In Rubens scheint das bei aller Lust am Sinnlich-Wirklichen doch tief Problematische des Bruegel ausgetilgt. Rubens scheint glücklich und nichts weiter. Rubens hat nicht das Fragende des Bruegel. Das Satte der niederdeutschen Rasse und ihre Unbeweglichkeit ist bei ihm durch romanische Form allen Beschwerden entrückt; so bleibt er wohlgefällig. Scheidet sich Bruegel der Antwerper derart von dem Antwerper Rubens, derart schon vom eigenen Landsmann, so scheidet er sich vollends von der weiteren Welt. Im übrigen — ist nicht alles Menschliche auf irgend eine Weise eins und alles?

Die Abbildungen sind dem Buch von Wilhelm Hausenstein „Der Bauernbruegel", Verlag von R. Piper & Co., München, entnommen.

P. Bruegel, Das Ferkel muß in den Stall.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karl Scheffler: Graphik.

Wer den Weg der neuesten deutschen Kunst verfolgt, wird, als eine der bemerkenswertesten Erscheinungen, ein stetig wachsendes Interesse für Graphik feststellen müssen, das in seinen stillen Wirkungen folgenreicher werden kann, als der laute Kampf um den „Stil". Der Ursprung dieses Interesses an der graphischen Kunst, die im allgemeinen vom Kunstpublikum nicht eben leicht verstanden wird, liegt in der Popularisierung der modernen Zeichenkunst in den letzten fünfzehn Jahren, vor allem durch schöne und lehrreiche Schwarz-weiß-Ausstellungen der Sezessionen. Die Zeichnung ist vom Kunstpublikum zur rechten Zeit begrüßt worden als eine unübertreffliche Mittlerin für das Kunstverständnis überhaupt. Es wurde erkannt, daß in der Zeichnung handschriftlich enthalten ist, was im Bilde mit dem hohen Stilanspruch und scheinbar unpersönlicher auftritt. Vor den Bildern geriet der Betrachter oft in einen Widerstreit zwischen dem eigenen Wissen um die dargestellten Objekte der Natur und der diese Objekte vergewaltigenden Darstellungsform des Künstlers; die Zeichnung löste in etwas diesen Widerstreit, weil sie sich von vornherein mehr an den Begriff wendet und erklärende, vereinfachende Formeln für die Vielheit der Naturerscheinungen sucht, weil sie das Vielfältige faßlich reduziert und, mehr als die Malerei, etwas Erzählendes, etwas Ausdeutendes hat.

Die Künstler wurden zu den graphischen Techniken geführt, weil auch ihnen selbst das Zeichnen eine neue Bedeutung bekam. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist das Zeichnen arg vernachlässigt worden. Es gab eigentlich nur noch Studienzeichnungen, die der Maler als Vorbereitungen für Bilder brauchte. Jetzt, im zwanzigsten Jahrhundert, zeichnen die besten Künstler wieder des Zeichnens wegen. In jedes Blatt suchen sie ihre ganze Kunst zu legen, jede Zeichnung suchen sie zu einem runden kleinen Kunstwerk, zu einem in sich geschlossenen Ausdrucksornament zu machen. In dem Maße wie ihnen dieses gelungen ist, mußte in ihnen der Wunsch rege werden der Zeichnung das Einmalige zu nehmen, sie aber auch so zu vervielfältigen, daß sie nichts von ihrem Wert verliert, daß sie nicht aufhört ein Original zu sein. Das führte die Künstler zu den graphischen Techniken. Doch darf man nun nicht glauben, daß die Lithographie, die Radierung, der Holzschnitt nichts weiter seien, als die Übertragung einer Zeichnung auf den Stein, auf die Kupferplatte und den Holzstock. Vom ersten bis zum letzten Strich zwingen auch jetzt wieder die technischen Bedingungen mit der lithographischen Kreide, mit der Radiernadel oder mit dem Messer anders zu verfahren wie mit dem Bleistift, der Feder, der Kohle oder Kreide auf dem Papier. Die Technik und später das Druckverfahren stilisieren die Zeichnung und halten den Künstler an, seine Phantasie gewissermaßen technisch zu färben und mit Wirkungen zu rechnen, die erst später sichtbar werden. Es wird auf den Stein, auf die Radierplatte nicht unmittelbar richtig, es wird darauf im Gegen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sinne gezeichnet. Der Graphiker komponiert darum anders als der freie Zeichner, und er komponiert in jeder Technik verschieden. Darum ist eine Graphik nicht nur eine übertragene Zeichnung; sie ist eine Gattung für sich. Sie ist ein Original und ist auch wieder keins; sie ist eine Reproduktion und hat trotzdem das Unmittelbare der Handzeichnung.

Es ist noch nicht lange her, daß selbst der Kunstfreund den graphischen Künsten fremd gegenüberstand, daß er in Verlegenheit war, wenn er zwischen Kupferstich und Radierung, Kaltnadelarbeit und Ätzung unterscheiden sollte. Auch heute noch gilt der Inhalt der lustigen Verse, womit Alfred Kerr das Buch Hermann Strucks: „Die Kunst des Radierens" eingeleitet hat, nicht nur für unsere Damen. Auf der andern Seite aber könnte man statistisch sogar die Zunahme des Verständnisses und der rechten Kennerschaft nachweisen. Man braucht nur die Berichte über die Versteigerungen graphischer Arbeiten durchzugehen oder zu beachten, wie sich die Sammler moderner Graphik mehren. Sogar jetzt, während des Krieges werden graphische Arbeiten interessiert weiter gekauft, während es auf dem Bildermarkt recht still geworden ist. Die Sammler fahren fort ihren Besitz zu vervollständigen. Denn der Besitz des kompletten graphischen Werkes eines geliebten Künstlers erscheint den meisten von ihnen als besonders reizvoll. Daneben treten wunderliche Liebhabereien zutage. Es findet eine wahre Jagd auf Seltenheiten statt; besonders groß ist der Wunsch Probedrucke zu erwerben oder die in kleinen Auflagen gedruckten Blätter. Von dieser Seite droht dem neuerwachten Interesse schon wieder eine Gefahr. Hierher gehört auch die Gewohnheit jedes Blatt nochmals eigenhändig vom Künstler unterschreiben zu lassen. Eigentlich soll diese nachträgliche Unterschrift des Künstlers eine Gewähr sein für die Güte des Abzugs; es wird aber die ganze Auflage meistens ohne viel Prüfung unterschrieben, weil dadurch der Wert beträchtlich erhöht, ja oft erst gegeben wird. Selbst diese Nüancen aber sprechen in ihrer Art für die Lebendigkeit des Interesses. Legitimiert wird dieser Anteil der Privatleute an der graphischen Produktion in einer gewissen offiziellen Weise durch umfangreiche Ankäufe vieler Kupferstichkabinette. In allen großen Städten Deutschlands sind die neueren Meister der Graphik eigentlich gut zu studieren. Das alles hat natürlich stark auf den Kunstmarkt gewirkt. Gewisse Arbeiten bestimmter Künstler werden außerordentlich hoch bezahlt. Es ist zwar nicht gesagt, daß die am höchsten bezahlten Blätter immer auch die künstlerisch wertvollsten sind; niemals aber sind sie künstlerisch minderwertig.

Hand in Hand mit diesem Sammelinteresse geht der Versuch kunstfreundlicher Verleger, die graphischen Verfahren wieder der Zeitschrift und dem Buch dienstbar zu machen. Man erinnert sich daran, daß in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein politisches Witzblatt in Paris, der „Charivari", die Stätte einer klassischen Lithographenkunst gewesen ist und daß die Lithographie auch in Deutschland zur selben Zeit auf bemerkenswerter Höhe gestanden hat. In der Folge haben die mechanischen Reproduktionsverfahren die Originalgraphik ganz verdrängt und das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat auf das künstlerische Gewissen der Illustratoren unheilvoll zurückgewirkt. Die Regierungszeit des „Kladderadatsch“ und der „fliegenden Blätter“ in Deutschland ist zugleich eine Zeit künstlerischen Tiefstandes. Der „Simplizissimus“ hat ein neues Niveau geschaffen; er hat aber den „Charivari“ nicht erreichen können, weil sich die an ihm beteiligten starken Talente künstlerisch gewissermaßen auf die Strichätzung und auf den wohlfeilen Farbendruck haben einstellen müssen. Daß es selbst bei Massenauflagen aber möglich ist sich der Lithographie auch heute noch zu bedienen, haben einige Kriegspublikationen bewiesen. Allerdings ist der Beweis im wesentlichen mehr technisch als künstlerisch erbracht worden, da die beteiligten Künstler den lapidaren Publizistenstil nur hier und da einmal getroffen haben; doch könnte auf diesen Erfahrungen nach dem Kriege weiter gebaut und eine satirische Revue vom Range des „Charivari“ mit der Zeit sehr wohl geschaffen werden. Vor fünfzehn Jahren hätte ja auch niemand schon die schöne Blüte der Illustrationskunst voraussagen können, die wir jetzt erleben. Auch hier haben die graphischen Techniken die Erziehung der Künstler mit übernommen. Es bedarf nur eines Blickes in die von Slevogt oder Walser illustrierten Bücher um zu erkennen, wie sehr die neueste deutsche Kunst Ursache hat sich der Entwicklung der Graphik zu freuen.

Radierung und Lithographie kämpfen heute um den Vorrang. Dem Steindruck gehören die breiteren populären Wirkungen, die Radierung befriedigt mehr die intimen Sammelfreuden. In beiden Techniken ist durch die modernen Künstler ein Stil gekommen, der die unmittelbare malerische Wirkung sucht: der Stil steht unter der Einwirkung dessen was man Impressionismus nennt. Zugleich haben Lithographie und Radierung sich volle Selbständigkeit erkämpft. Vor wenigen Jahren noch dienten beide Verfahren in erster Linie zur Reproduktion von Meisterwerken alter Meister. Oder sie suchten mit dem Bild des Malers, mit der Gravüre zu wetteifern und die Illussion einer Wirklichkeit durch große Ausführlichkeit zu erwerben. Die modernen Graphiker arbeiten im Gegensatz hierzu ganz skizzistisch; aber sie gewinnen jeder Tätigkeit ihren spezifischen Darstellungsstil ab und lassen sich auf eine Konkurrenz mit dem mechanischen Verfahren nicht mehr ein. Sie sind in ihren rein künstlerischen Bemühungen so glücklich gewesen, daß die moderne Lithographie und Radierung bereits ein wesentlicher Bestandteil der neuen deutschen Kunst geworden sind. Weniger glücklich sind die neuen Holzschnitte. Seit Menzel seine Illustrationen zum Kugler in Holz schnitt, ist etwas auch nur entfernt Ebenbürtiges nicht wieder geschaffen worden. Heute wird der Holzschnitt vor allem zu derb dekorativen Wirkungen benutzt, die durch primitive Kontraste großer heller und dunkler Flächen erreicht werden. Beim Holzschnitt spürt man am deutlichsten, daß dem modernen Künstler die Geduld zum detaillieren fehlt. (Es ließe sich ja überhaupt eine Geschichte der neueren Kunst schreiben mit dem Leitmotiv: der Stil der Ungeduld.) Dadurch ist er vor allem ins Typographische,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunstgewerbliche geraten. Ihm wenden sich zumeist die Jüngsten zu, die Lapidaren und Primitiven, die tapetenhafte Wirkungen erstreben.

Am populärsten unter den lebenden deutschen Graphikern von Ruf ist immer noch Max Klinger. Und auch der diesem künstlerisch nahestehende Otto Greiner wird von gewissen Sammlern geschätzt. Liebermanns Lithographien und Radierungen gewinnen steigenden Ruhm und einen raschen und vollständigen Erfolg hat Slevogt zu verzeichnen, der am meisten von allen als der legitime Nachfolger des Illustrators Menzel bezeichnet werden kann. Leibls radierte Blätter, deren es nur wenige gibt, werden eifrig gesucht, um Corinth hat sich ein Kreis enragierter Liebhaber versammelt und Künstler wir Kalckreuth und Baum werden nach Gebühr geschätzt. Daneben drängt täglich stürmischer eine neue Jugend mit entschiedenen Talentproben hervor. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß hierin der Krieg eine Änderung bringen wird. Das Interesse für die Graphik und für alle ihr zugewandten Talente ist entschieden noch im Steigen.

Es ist auch vom Standpunkt des Kunsterziehers zu wünschen, daß das Interesse an der Graphik noch weiter um sich greife. Der Weg über die Zeichenkunst und über die Graphik ist jedenfalls der sicherste; wer ihn wandelt behält stets sicheren Boden unter den Füßen und ist kaum in Gefahr abzuirren. Denn es ist bezeichnend, daß der schlechte Künstler weder zum reinen Zeichnen noch zu den graphischen Techniken rechte Lust verspürt; ihn zieht es immer zu den reicheren Wirkungen der Farben. Und dann: auf diesem Wege gelangt der Kunstfreund am ehesten zu seinen großen alten Meistern, weil der Deutsche nun einmal seiner Anlage nach von altersher eine Schwarz-weißnatur ist.

Max Dessoir: Künstleriche Lehrbegabung.

Ich bitte den Leser, mit mir anzunehmen, daß Kunst in irgend einem Umfange gelehrt werden kann. Wir wollen nicht darüber sprechen, wie weit oder eng dieser Umfang ist, sondern nur die Tatsache seines Daseins voraussetzen. Ich bitte ferner, in den Kreis der Kunstpädagogen neben den Lehrern der Malerei, Musik usw. auch diejenigen Künstler, Schriftsteller, Dozenten einzubeziehen, die durch Erklärung von Kunstwerken Wege zu ihrem Verständnis weisen. Alsdann sind die Bedingungen der hier aufzuwerfenden Frage einigermaßen deutlich. Die Frage lautet: worin besteht die künstlerische Lehrbefähigung?

Zunächst gewiß im Besitz der Lehrtüchtigkeit überhaupt. Ob man im Malen oder Rechnen, im Klavierspielen oder Philosophieren unterrichtet, man braucht vor allen Dingen Geduld. Selbst schriftliche Unterweisungen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schmücken sich in der Form von Wiederholungen und Beispielen mit einer gewissen Langmut. Hinzutreten muß die Gabe des Lehrenden, sich in den geistigen Zustand eines Einzelnen oder einer Gruppe einzufühlen. Jeder Kapellmeister sollte wissen, daß die Holzbläser bei den Proben nicht so scharf angefaßt werden dürfen wie die Trompeter und Posaunisten, weil sie durch das Zurückhalten des Atems eine sozusagen berufsmäßige Reizbarkeit besitzen. Aber auch die individuellen Unterschiede wollen erkannt und berücksichtigt werden.

Diese Tatsachen und viele andere von ähnlicher Beschaffenheit zeigen, daß die überall notwendigen Eigenschaften dem Lehrer der Kunst nicht fehlen dürfen. Es scheint jedoch, als ob hier noch eine besondere Fähigkeit gefordert werde, die — wenigstens im gleichen Maße — an andern Stellen nicht vorhanden zu sein braucht.

Man hält es in der Regel für selbstverständlich, daß der Lehrer mindestens das vom Schüler beanspruchte Wissen und Können besitzen müsse. Er habe doch zu zeigen, wie es gemacht wird. Daran ist soviel wahr, daß jeder im Unterricht Tätige in der Gefahr schwebt, sein Ansehen einzubüßen, sobald er etwas verlangt, was er selbst zu leisten außerstande ist. Indessen, unter den Kunsterziehern gibt es doch jedenfalls die Gruppe der Kritiker, die gelegentlich den Künstler zu belehren suchen, ohne es ihm gleich zu tun; auch die Literar- und Kunsthistoriker erlauben sich Hinweise, wie dies oder das hätte besser gemacht werden können. Wer erwartet vom Kapellmeister, daß er seine Vortragswünsche durch eigenes Spielen auf allen Instrumenten rechtfertigt, vom Regisseur, daß er Sängern und Schauspielern alles vormache? Ist man einmal auf diese Vorgänge aufmerksam geworden, so begreift man, weshalb Kunstlehrer unter Umständen Leistungen erzielen können, die weit über das Maß ihrer eigenen Kräfte hinausgehn. Es gelingt ihnen, weil sie über eine doppelte Gabe verfügen: über klarste Erkenntnis und wirksamsten sprachlichen Ausdruck.

Nicht jeder Künstler hat Einsicht in die Bedingungen, Regeln und Ziele seines Schaffens. Er mag trotzdem ein hervorragender Könner sein, aber zur Belehrung und Leitung anderer taugt er nur, wenn diese „gute Schüler" sind d. h. gut beobachten und das Beobachtete auf sich übertragen können. Für die übrigen Schüler bedarf der Lehrer nicht nur der verstandesmäßigen Durchdringung seines Gebietes, sondern auch einer Leichtigkeit und Sicherheit des sprachlichen Ausdruckes, wodurch das Erkannte wirklich klar gemacht wird. Dies beweisen zahllose Lebensbeschreibungen und Aufzeichnungen aus Schülerkreisen. Liest man in solchen Büchern, so staunt man immer wieder über den Reichtum an treffenden Worten, über die Schmiegsamkeit, mit der Denken und Sprechen sich der jeweils gestellten Aufgabe anpassen, über die dichterische Sprachgewalt der lehrenden Künstler. Bildhauer und Maler, sofern sie Lehrbefähigung haben, entfalten die eindringlichste Beredsamkeit; sie sind eben nicht bloß sachkundig, sondern auch Meister des Wortes, nämlich in Sachen ihrer Kunst.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht anders sollte es bei den Gelehrten und den Kritikern sein. Wenn sie ein Bild beschreiben, so erwächst ihnen die Verpflichtung, aus der bis ins Einzelne zu verfolgenden sichtbaren Erscheinung den Gehalt des Werkes abzuleiten. Sie haben das Körperhafte des Bildes so zu schildern, daß es sich in seinen künstlerischen Zusammenhängen aufbaut und daß es hiermit als Ausdruck eines Innenlebens begreiflich wird. Dazu gehört die pädagogische Fähigkeit, Bildhaftes in das ganz anders geartete Wertreich des Sprachlichen zu übertragen. Wie das im besonderen geschehen kann, brauche ich hier nicht zu zeigen. Aber ich will an einem Beispiel ein paar der wichtigsten Punkte hervorheben.

Es handelt sich um Dürers „Hieronymus im Gehäus" (1514). Der „Kunstwart" hat mit diesem Blatt die Reihe seiner preiswerten und preisenswerten „Meisterbilder fürs deutsche Haus" eröffnet [1]). Eine kurze Beschreibung ist beigefügt. Sie lautet folgendermaßen: „Kann's denn gemütlicher ausschauen, als solch ein „Gehäus" mit blankgebohntem Holzwerk, allem nützlichen Gerät auf Borden und einem ganz großen Kürbis an der Decke? Das Löwenvieh, das schläfrig blinzelt, während sich's mit dem Hausspitz zusammen sonnt, ist auch nicht zum Gruselmachen angetan, nicht einmal der Totenkopf ist es: grundwohl wird uns, wie dem Heiligen, nachdem er seine Ausgehepantinen unter die Fensterbank gestellt, den großen Kardinalshut an den Nagel gehängt, unter den Kissen (auf die er was gibt) das Kommodeste ausgesucht und sich in molligen Hausschuhen vor sein Schreibwerk an den schön gearbeiteten Tisch gesetzt hat. Man sieht's ihm an: ihn plagen keine Skrupel; wie er schreibt aus seiner reichen Gotteserfahrung heraus, genießt er selber mit Innigkeit seinen Glauben. Und über ihn und über alles ringsum in diesem saubern und ordentlichen Heime des Friedens scheint durch die Butzen her die Sonne, die ruhige, die wärmende, wie sie jedermann eine Freude und einem alten Herrn eine Wonne ist, die liebe, milde Sonne."

In diesen behaglichen Sätzen wird uns die Stimmung des Stichs recht glücklich zu Herzen geführt. Aber sie sind von einem Erzähler und nicht von einem Kunstkenner geschrieben. So lehrt man nicht ein Bild sehen. Wo der Verfasser von den Tieren und im selben Atemzug vom Totenkopf spricht, da fährt er im Zickzack auf dem Blatte umher, anstatt der Raumanordnung zu folgen; wo er Schuhe und Hut erwähnt, da redet er im Sinne der Lebenswirklichkeit und nicht aus dem Geist des Bildes heraus. Glaubt er etwa dasselbe, was ein „Kunstforscher" bei Gelegenheit unsres Stichs gesagt hat? „Man braucht kein sogenanntes Kunstverständnis zu besitzen, sondern nur ein deutsches Herz zu haben, um diese Stimmungen mitfühlen zu können."

Nehmen wir lieber die Beschreibung Wölfflins zur Hand, eines Mannes, der zwar auch ein deutsches Herz, überdies jedoch Kunstverständnis und eine ungewöhnliche künstlerische Lehrbegabung hat. Teile seiner

[1]) Diese Wiedergabe — für 25 Pf. erhältlich — sollte den Lesern zur Hand sein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darstellung seien wiedergegeben. Im ganzen scheint sie mir meisterhaft, im einzelnen habe ich Bedenken, die ich kurz andeute.

„Ein richtiges, spätgotisches Zimmer mit gruppierten Fenstern, Balkendecke und getäfelter Wand. Eine umlaufende Bank mit Kissen belegt." (W. beginnt richtig mit dem, was zuerst ins Auge fällt, erwähnt jedoch dann vorzeitig die Bank, ein Detail, das anfangs der Betrachtung entgeht.) „Ein schöner Tisch und das übliche Schreibpültchen darauf. Gegen das Fenster zu ein zweites." (Diese Erwähnung erfolgt auf Grund der begrifflich-sachlichen Gleichheit mit dem ersten Pult; sie ist nicht glücklich, weil der bildkünstlerische Zusammenhang fehlt.) „Dann allerhand Gerät an der Wand" (hier müßte der so auffällige Kardinalshut genannt werden) „und von der Decke herunterhängend ein Kürbis, wie man das in Bauerhäusern noch heute sehen kann." (Nun springt die Beschreibung vom Kürbis zum Löwen, von ganz oben nach ganz unten,) „Der Löwe liegt ruhig ausgestreckt am Boden." usw.

Im folgenden wird der gemüthafte Gesamteindruck aus den Posten der Licht-und Linienrechnung überzeugend abgeleitet. Ich beschränke mich auf die Wiedergabe eines Abschnittes, der keine Anmerkungen von meiner Seite erfordert. Wölfflin spricht von den unordentlich hingeworfenen Schuhen als von „ungefährlichen Capricen, die die Stille des Raumes nicht aufheben. Er soll ja nicht tot, sondern lebendig aussehen, erfüllt von jenem warmen heimlichen Leben, das als Licht in den Kringeln der Fensterwand zittert und als Linie in den Maserzeichnungen der Balken arbeitet, leise murmelnd, wie das Wasser eines Bächleins, das über Steine hinfließt. Die lebhaftesten Lichtkontraste liegen in der Mitte. Dort ist ein Herd von viel Bewegung, die sich nach außen zu immer mehr beruhigt. Obwohl das Licht in munterem Wechsel erscheint, wirkt es im ganzen doch still und gesammelt, eben weil ein dominierendes höchstes Licht da ist. Es liegt auf der Figur des Heiligen und auf dem Tische."

Man beachte, wie geschickt von der Lebendigkeit des Gegenständlichen (den unordentlich hingeworfenen Schuhen) zur Lebendigkeit des Lichts übergegangen wird, wie unmerklich das Erscheinungsmäßige mit dem Stimmungshaften verschmolzen wird. An solchen Stellen erweist sich die künstlerische Lehrbegabung mit schöner Deutlichkeit. Ihr Eigentümlichstes liegt in der Fähigkeit, durch Mittel der Sprache das im Bild nach Ausdruck Ringende in eine feste Beziehung zu den sichtbaren Formen zu bringen. Während das Zeigen oder Vormachen nur den talentvollen Schülern weiterhilft und während andererseits das Schwelgen in „Stimmungen" vom genauen Sehen abhält, können die Führer zur Kunst durch die Zauberkraft des Wortes ein wirkliches Verständnis vorhandener Werke, ja sogar der Aufgaben neuen Kunstschaffens herbeiführen. Wünschen wir uns Betrachtern und allen Jüngern der Kunst zahlreiche Meister, denen neben eindringendster Sachkenntnis die Gabe sprachlicher Übermittlung verliehen ist.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Max Deri: Über das System der Künste.

Es ist keine sehr dankbare Aufgabe, vor einem weiteren Kreise über die systematische Einteilung der Künste zu sprechen. Denn das Publikum fühlt sehr gut, daß noch niemals jemand dadurch, daß er sich vorher über das Gesamtgebiet der Künste orientiert hat, zum Verständnis und zum Erleben eines einzelnen Kunstwerkes gelangt ist. Um also für das vorliegende Thema einiges Interesse zu gewinnen, muß beim Leser ein größerer Reichtum von Einzelerlebnissen auf irgendeinem Kunstgebiete bereits vorausgesetzt werden. Ist dies der Fall, dann wird sich das Bewußtsein, das ja gleichsam automatisch verwandte Erlebnisse in Gruppen zusammenfaßt, disparate aber auseinanderzuhalten strebt, schon aus denkökonomischen Gründen eine gewisse „Ordnung" des ganzen Erfahrungskomplexes bereits erzwungen haben. In dieser „Ordnung" ist aber keimhaft bereits ein „System" beschlossen. Je größer also die Erfahrung des Kunstgenießenden bereits ist, desto eher wird er geneigt sein „Kunsttheorie" zu treiben. Denn Kunsttheorie will, ebenso wie die Theorie irgendeines anderen Erfahrungskomplexes, nichts anderes, als die ihrem vielfältigen Ursprung nach vorerst mannigfach durch- und übereinanderliegenden Einzelerfahrungen wieder untereinander zur Ordnung bringen und einander anpassen.

Es ist also ohne weiteres erklärlich, daß mit neu hinzutretenden Erfahrungen die Systeme zuweilen verändert oder gewechselt werden müssen. So ist es im Laufe der Jahrhunderte auch dem „System der Künste" ergangen. Nach mancherlei Veränderungen wurde schließlich in den letzten Jahren fast allgemein ein System angenommen, das sechs gesonderte Kunst-Arten grundlegend unterschied: Architektur, Plastik, Malerei, Musik, Pantomime (Tanz) und Dichtkunst. Diese sechs verschiedenen Arten ordnete man weiterhin in zwei Reihen: in die der „Raumkünste" und in die der „Zeitkünste". Seit Kant die Apriorität der räumlichen und der zeitlichen „Erkenntnisformen" aufgestellt hatte, lag ja dieser Einteilungsgrund doppelt nahe. Auch schien es so einfach, wie im innersten Wesen der Kunstarten begründet, Architektur, Plastik und Malerei in eine Reihe der Raumkünste einzustellen und Musik, Pantomime und Dichtkunst als Reihe der Zeitkünste paralell daneben zu ordnen.

Raumkünste	Zeitkünste
Architektur	Musik
Plastik	Pantomime
Malerei	Dichtkunst

Eine genauere Prüfung des Systems legt nun mannigfache Widersprüche bloß. Es zeigte sich, daß sowohl große Gebiete der angeblichen „Raum-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

künste" in ihrem eigentlichen Wesen ohne zeitliche Faktoren nicht zu realisieren sind, wie auch daß die angeblichen „Zeitkünste" zum großen Teil die mannigfachsten raumkünstlerischen Elemente als wesentliche enthalten.

So läßt sich einerseits etwa feststellen, daß bereits in der spezifischen „Raumkunst", in der Architektur, ein zeitlicher Faktor sehr häufig garnicht zu entbehren ist. Mag man ihn auch beim ästhetischen Erleben einer Fassade oder eines symmetrischen Zentralraumes kaum als wesentlichen Bestandteil des Erlebnisses finden, so wirkt er dafür etwa beim Durchschreiten eines Kirchen-Langraumes höchst eindringlich mit. Auf dem Wege vom Eingang zum Altar oder zur Kuppelwölbung wird in zeitlicher Erstreckung und langsamer Steigerung der Innenraum lebendig und wirksam. Oder man denke auch nur an das ästhetische Erleben eines Treppenhauses. Weder die kontinuierliche Höherführung der gotischen Wendeltreppe, noch das klare und bewußte Absetzen der italienischen Renaissancetreppe, noch der volle und pompöse Schwung eines barocken Treppenhauses würden gerade in ihrer räumlich-architektonischen Fassung ohne den zeitlichen Ablauf der Raumfolge oder Raumverschiebung gefühlsmäßig, also ästhetisch erlebt werden können. Das Gleiche ist beim Erleben jeder Folge von architektonisch zusammenkomponierten Räumen zu beobachten. Die architektonische Wirkung jeder Diele oder jeder festlichen Führung von Vorbereitungsräumen auf einen Hauptsaal hin, die architektonische Verbindung von Wohnhaus oder Schloß mit Garten und Park oder gar die weiten Kompositionsfolgen beim Städtebau werden ohne den Gefühlseinschlag des Steigerns oder Abklingens in der Zeit um ein wesentliches Wirkungselement gebracht. — Doch es ist von den „Raumkünsten" nicht nur die Architektur, die auf ein Zeit-Erleben angewiesen ist. Auch die eigentliche Rundplastik (nicht ihre Hildebrand'sche Degenerationsform) ist auf das „Umschreiten" angewiesen und damit auf die zeitliche Folge der verschiedenen „Ansichten", die ineinander übergehen, einander vorbereiten oder als Überraschungen folgen. Ja selbst in der Malerei mancher Perioden und mancher Völker benötigt man für das ästhetische Nacherleben der Bilder der zeitlichen Erstreckung, um den „dramatischen" Gehalt des Vorwurfes nach Beginn, Aufstieg und Ablauf lebendig werden zu lassen. Man denke nur an die langhin ausgesponnenen Erzählungen der japanischen Rollbilder oder an jene europäischen Beispiele, die mehrere Situationen, etwa die verschiedenen Leidensstationen Christi in einem Bilde bringen.

Erwies sich aber so das zeitliche Moment als überaus wichtig für die bildenden „Raumkünste", so stellt sich in ähnlicher Weise auch das räumlich-bildhafte Element für manche der „Zeitkünste" als wesentlich heraus. Das Zuschieben der Pantomime (und des Tanzes) an die Zeitkünste unterdrückte dem System zuliebe fast das wichtigste Element dieser Erlebnisse: ihren außerordentlichen „Bilderreichtum" an Farben, Gesten und Stellungen. Und auch im Drama, wo allerdings die durch die Worte in der Zeit sich entwickelnde Handlung unzweifelhaft das Wichtigste und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Wesentlichste ist, sprechen die Raumkünste sofort mit, sowie das Drama aus dem Buch auf die Bühne gebracht wird. Hier stellt sich sofort in der Dekoration und in den Kostümen, in den Gesten und in der Mimik der Schauspieler eine so große Menge von Elementen der bildenden, also der Raumküste ein, daß auch von hier aus das ganze System eine starke Erschütterung erfahren mußte.

Weiterhin wurde eine Revision des Systemes dadurch nahegelegt, daß die Musik, die fast keinen rein sachlichen Geschehens-Inhalt aufweist, sondern die ihre Wirkungen zum weitaus größten Teile durch reine, sachinhaltslose „Formen" erreicht, auf die gleiche Basis mit der Dichtkunst gestellt wurde, die, besonders im Roman, in der Novelle, im Epos und im Drama, in erster Linie durch ihren sachlichen Inhalt, durch eine streng sachlich verknüpfte und aufgebaute „Handlung" wirkt. Dazu kommt, daß die Einordnung der „Kombinationen" mehrerer verschiedener Kunstarten, die etwa zum Tanz, zum Melodrama, zum Lied oder zur Oper führen, dem Raum-Zeit-System die größten Schwierigkeiten bereitet und zu Kompromissen und Gewaltsamkeiten zwingt. So schien der Versuch eines inneren Umbaues des Systemes aus mannigfachen Gründen gerechtfertigt. —

Dieser innere Umbau des Systems führt nun auf die einfachste Einteilung, die denkbar ist. Auf jene Gruppierung, die seit altersher rein instinktiv der „populären" Einteilung der Künste zugrunde lag, und die nur wissenschaftlich gesichtet zu werden brauchte, um ein sozusagen „natürliches System" der Künste zu ergeben. Die verschiedenen Künste gruppieren sich *nach den Sinnesorganen, auf die ihre Träger wirken*. Die Träger für Architektur, Plastik, Malerei, musiklose Pantomime, Photographie und Kinematographie sind Lichter und Schatten, Farben, Linien und Formen: sie wirken alle auf das Auge. So gibt es eine erste Gruppe von „Augenkünsten", die man als „bildende Künste" zusammenfassen kann. — Alle jene Kunstarten, deren Träger die Schallwellen der Luft sind, also jegliche Instrumentalmusik und jeder textlose, rein vokalisierende Gesang sowie alle ihre Kombinationen wirken auf das Ohr. Sie schließen sich als „Ohrenkünste" in dem Bereich der „reinen Musik" zusammen. — Man darf dann weiterhin nicht davor zurückschrecken, auch den übrigen Sinnesorganen entsprechende „ästhetische Gebiete" zuzuweisen, wenn sich auch bald herausstellt, daß die ästhetischen Bezirke für die Nase, die Zunge und den Tastsinn weit geringeren Umfanges sind, als jene für die beiden reichsten und „edelsten" Sinnesorgane, für Auge und Ohr. Für Riechen, Schmecken und Tasten existieren nur die reinen Sinnesgefühle, die Gefühlsbetonungen der einfachen Empfindungen, während ihnen alle reicheren (und entwicklungsgeschichtlich höherstehenden) inhaltlichen und formalen Komplexe fehlen. Deshalb heißen diese Sinne auch „niedere Sinne". Gleichwohl bietet sich im allgemeinen das Bild so, daß innerhalb jedes der spezifischen Erfahrungsgebiete, das den einzelnen Sinnesorganen zugeordnet ist, je eine Gruppe von Erlebnissen festgestellt werden kann, die dem Menschen auf dem Wege

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Erfahrungen gerade dieses Sinnesorganes aesthetische Freuden oder Leiden vermittelt. Geht man nun für die Einteilung der Künste von dieser Tatsache aus, so kommt man zu einer Art „natürlichen Systems" der Künste, das sich graphisch ungefähr folgendermaßen darstellen läßt:

Sehen	Hören	Riechen	Schmecken	Tasten
Architektur Plastik Malerei Pantomime Photographie Kinomatographie	reine Musik (Instrumental- musik und text- lose Vokalmusik)	Parfüms		

Überblicken wir diese Anordnung nun im Ganzen, so scheint sie dadurch sofort wieder hinfällig zu werden, daß eine, und zwar die im menschlichen Seelen-Haushalt vielleicht wichtigste Kunst: die Dichtkunst in dem System bisher fehlt. Doch diese Lücke schließt sich, wenn wir den einmal gewählten „Einteilungsgrund" konsequent beibehalten und ihn auch bei der Dichtkunst folgerichtig anwenden. Wir finden nämlich bald, daß den „Wörtern", dem „Materiale" der Dichtkunst und den Trägern der literarischen Gefühlsvermittlungen kein spezifisches Sinnesorgan zugeordnet ist. Doch gleichzeitig stellt sich heraus, daß die Wörter als Laut-Zusammenstellungen ursprünglich vom Menschen erfunden wurden, um die Erinnerungen an die Erlebnisse der einzelnen verschiedenen Sinnesorgane zu bezeichnen. Die Wörter „blau", „rund" oder „hoch" wollen dem Anderen ursprünglich nichts anderes sagen, als daß er die Vorstellung eines früheren Gesichtserlebnisses aus der Erinnerung in das Bewußtsein holen soll; die Wörter „krachen" oder „laut" oder „Knall" haben als Verständigungs-Elemente zwischen zwei Menschen ursprünglich die Bedeutung, die Erinnerungsvorstellung der zugehörigen Hör-Erlebnisse zu erwecken; die Wörter „süß" oder „Moschus" oder „rauh" wollen die Erinnerungen an diese spezifischen Sinneserfahrungen des Schmeckens, Riechens und Tastens vermitteln. Jedes dieser Wörter gibt ursprünglich von Mensch zu Mensch gleichsam den Befehl: stelle dir diese Erfahrung vor rufe dir diese Erfahrung in die Erinnerung zurück. So wendet sich die Sprache an die Erfahrungen aller Sinnesorgane. Damit aber wendet sich auch jene Kunst, die die Wörter als Material, als Träger für ihre Wirkungen verarbeitet, gleichermaßen an die Erfahrungen aller Sinne. Die Dichtkunst vermittelt — mag sie es auch nicht direkt, sondern auf dem Umwege über die Erweckung von Erinnerungsvorstellungen tun — doch die spezifischen Erlebnisse, die wir von unseren sämtlichen Sinnesorganen her kennen. Und so muß sie konsequenterweise in einem System, das auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Sinnesorgane als Einteilungsgrund orientiert ist, gleichermaßen allen Sinnesorganen zugeordnet, in der graphischen Darstellung also über alle Felder gleichmäßig verteilt und verbreitet gedacht werden.

Noch fehlen aber einige bekannte Kunstarten im System. Ihr Platz wird dadurch gefunden, daß man sich klar macht, daß der Mensch seine verschiedenen Sinnesorgane nicht nur isoliert sondern auch gleichzeitig betätigen kann. Man kann etwa gleichzeitig sehen und hören. So kommen Kunstarten zustande, die je zwei oder alle drei verschiedenen Gefühls-Träger, die wir als die wesentlichen kennen gelernt haben, kombinieren: erstlich die sichtbaren Elemente der bildenden Künste, dann die hörbaren der reinen (textlosen) Musik und schließlich die allgemeinen Elemente der Sprach- oder Dicht-Kunst, die Wörter. Kombinieren wir der Reihe nach, so führt das gleichzeitige Sehen von (wechselnden) Bildern und das Hören von Musik zum eigentlichen Tanz und weiterhin zur Pantomime mit Musikbegleitung. Zieht man die Sprache mit in Betracht, so kann sie sich entweder mit „Gesehenem" verbinden und ergibt dann all das, was wir „Theater" nennen: also das aufgeführte Drama, Lustspiel, Schauspiel usw. Oder die Sprache vereinigt sich mit der Musik und führt so zum Lied, als Einzellied und Arie oder als Chorwerk. Kombinieren sich aber alle drei Künste: Augenkunst (bildende Künste), Ohrenkunst (Musik) und Sprachkunst (Dichtung), so entsteht entweder — bei gesprochenen Worten und Musikbegleitung — das Melodrama; oder, wenn auch das Sprachliche auf musikalischer Grundlage gesungen wird, die „Oper". Bei der Oper sind alle drei Arten von Gefühlsvermittlungen vereinigt: man sieht die Bühnenbilder und die Gestalten und Gesten der Spieler, man hört die Musik der Singstimmen und des Orchesters, und man hört die Worte und erschließt so aus dem Gesprochenen die sachliche Handlung des „Dramas". Oft unterstützt ein Bezirk den andern; öfter aber noch hemmen die Eigenheiten der einen Kunst die andere. Aus dem bloßen Vorhandensein aller drei Kunstreiche in reiner „Addition" ein „Gesamtkunstwerk" als „höchstes" zu konstruieren, geht nicht an. Dazu sind die inneren Feindseligkeiten, etwa die eines geistig vertieften Dramas und der im rein Gefühlsmäßigen wurzelnden Musik zu groß.

Doch „Wertungen" brauchen uns ja hier nicht zu kümmern. Das Wesentliche scheint, daß die neue Anordnung zu einer größeren Klarheit und Gerechtigkeit gelangt als die frühere. Die Künste gruppieren sich zwanglos nebeneinander, in jener lockeren und unsymmetrischen Art, die dem Reichtum und den „Zufälligkeiten" der Wirklichkeit entspricht; Gewaltsamkeiten, wie etwa das Pressen von Dichtkunst, Pantomime und Musik auf denselben „Einteilungsgrund" werden vermieden; die Verschiedenheiten der einzelnen Sinnesorgane als Aufnahmeorgane erklären zwanglos auch die spezifischen Verschiedenheiten der einzelnen Künste aus den Verschiedenheiten der Gefühlsträger; die Abgrenzungen, die so geschaffen werden, sind andererseits aber wieder als rein empirische Sinnesgrenzen beweglich genug, um alle denkbaren Kombinationen zwischen den einzelnen Künsten zuzulassen und so dem Reichtum der Welt und des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlichen Geschehens keine beengende aprioristisch-symmetrische Zwangsjacke aufzuerlegen. So könnte man dieses neue System gegenüber den früheren „künstlichen“ Systemen vielleicht insofern als „natürliches System der Künste“ bezeichnen, als sein einziger Ehrgeiz ist, rein aus der Erfahrung heraus, durch „Anpassung der Gedanken an die Tatsachen“ und ohne jede Voraussetzung einer „höheren“ oder „minderen“ Wertung bestimmter Gebiete eine möglichst unvoreingenommene Abbildung des Wirklichen zu gewinnen.

Georg Simmel: Aus einer Aphorismensammlung.

Alles was man beweisen kann, kann man auch bestreiten. Unbestreitbar ist nur das Unbeweisbare.

Kunst und Religion haben das Gemeinsame, daß sie ihren Gegenstand in die größte Distanz rücken, um ihn in die größte Nähe zu ziehn.

Die Musik hat etwas Inselhaftes, Unfruchtbares, weder objektiv noch subjektiv führt ein Weg von ihr in die Welt und das Leben; man ist ganz in ihr oder ganz außer ihr. Sie wirkt nicht in das Leben hinein — aber doch hat das Leben in sie hineingewirkt. Die Welt nimmt sie nicht mehr auf, weil sie die Welt schon aufgenommen hat.

Wenn die Menschen damit großtun, daß sie nur für ihre Kinder leben, sich selbst ganz preisgeben, um in der nächsten Generation ihre Aufgabe, ihre Vollendung, ihren Existenzsinn zu sehn — so ist das oft nichts als das Wegschieben des Lebensproblems, eine Entlastung der eignen Persönlichkeit: mag nun die nächste Generation sehn, wie sie damit fertig wird, wir wollen gern alles tun, um sie dafür auszustatten. Wie wenn jemand, statt eine Aufgabe zu lösen, die ihm an einem bestimmten entfernten Ort gestellt ist, einem andern die Reise dahin bezahlt.

Unleugbar ist der Aberglaube der Weg zur Religion; aber die Religion ist der Weg vom Aberglauben fort.

Es ist die große Tat Meuniers, das Monumentale in der Erscheinung des modernen Arbeiters entdeckt zu haben. Aber es liegt auch manchmal in dessen Worten. Ich las ein Telegramm, das eine Arbeiterfrau ihrem Mann in's Feld schickte: „Lieber Mann ich hab schon soviele Karten an dich geschrieben und ich krieg keine Antwort. Lebst du noch oder bist du tot? Ich hab einen jungen Sohn.“

Lionardo da Vinci war vielleicht der erste Mensch, der die Welt rein natürlich, vom Begriff des modernen Naturgesetzes her erfaßte Und grade darum scheint seine Zeit ihn als etwas Übernatürliches, als den unheimlichen Zauberer empfunden zu haben. Grade das absolut Natur-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hafte war dem noch mittelalterlich gestimmten Denken das Magische. Uns umgekehrt ist das Natürliche vielleicht gar zu „natürlich“ geworden. Darum ist es unsrer Zeit schwieriger als jeder früheren, Religion zu finden, darum aber grade braucht sie sie um so nötiger.

Glück ist der Zustand, in dem die höheren Seelenenergien nicht durch die niederen gestört werden; Behaglichkeit der, in dem die niederen nicht von den höheren gestört werden.

In der Toleranz liegt immer ein Hochmut. Wenn du noch so frech Nein sagst, stellst du dich doch noch auf *einen* Boden mit dem, der Ja gesagt hat. Aber wenn du ihn tolerierst, bist du sein Gönner.

Die Jugend hat in der Regel Unrecht in dem, was sie behauptet; aber Recht darin, daß sie es behauptet.

Ich halte es für durchaus bedauerlich, daß der moderne Mensch seiner Lektüre gegenüber (man könnte vielleicht sagen: allen Kunstwerken gegenüber) den *kritischen* Standpunkt als den selbstverständlich ersten und oft einzigen einnimmt. Man sollte von einem Buch dankbar aufnehmen, was uns fördert, und an dem anderen einfach vorübergehen. Auf den Stuhl des Richters sollte man sich nur setzen, wenn es aus Gründen, die außerhalb des unmittelbaren Verhältnisses von Buch und Leser liegen, nötig ist. Warum muß man durchaus immer ein „Urteil“ haben? — was, da Urteilen keine leichte Sache ist, vor allen Dingen zu absprechenden, negierenden Urteilen führt, die jedenfalls die leichteren sind. Im Übrigen hängt unser ganzer Zug zum Kritisieren mit der der Gegenwart gewohnten mechanischen Anschauungsweise zusammen, für die ein Ganzes nur eine Zusammensetzung aus einzelnen Teilen ist. Denn er pflegt sich auf *Einzelheiten* zu richten, die Einwände gegen diese werden zum Urteil über das Ganze; die Voraussetzung der gewöhnlichen Kritik ist die allem *künstlerischen* Wesen durchaus entgegengesetzte: daß das Ganze aus für sich beurteilbaren Teilen zusammengesetzt sei.

Daß das höhere Alter zum Dogmatismus auf jedem Gebiet neigt, geht doch nicht nur einfach aus Verknöcherung hervor. Sondern der Dogmatismus wird zum unentbehrlichen Halt, da das Leben mit steigenden Jahren immer problematischer, wirrer, unbegreiflicher wird. Von einem gewissen Alter an gelangt dies für viele Naturen bis zu dem Punkt der Unerträglichkeit, ihre Anpassung reicht nicht so weit. Sie lösen sich gewissermaßen in diesem Chaos auf, gehen darin zu Grunde — oder sie retten sich eben in die künstliche Festigkeit des Dogmatismus.

Es ist die Schmach der modernen „Gebildeten“ — oder war es wenigstens bis zum Erlebnis dieses Krieges —, daß sie zwar historisch und naturwissenschaftlich gebildet sind, d. h. daß ihr Interesse an dem Ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gangenen, dem Tatsächlichen, dem Zeitlosen mit tiefen, breiten, feinen Erfolgen haftet — daß sie aber die Leidenschaft für die Zukunft, Erkenntnis und Vorzeichnung alles dessen, was „die Bestimmung des Menschen" heißen kann, den Proletariern, der Sozialdemokratie überlassen haben.

Wenn wir die Begriffe von Problem und Lösung zum Maßstab machen, an dem Art und Rang geistiger Wesen überhaupt zu erkennen ist, so ist das Menschengeschlecht grade so weit entwickelt, daß es sich die höchsten Probleme stellen kann, aber nicht so weit, die entsprechend höchsten Lösungen zu finden. Auf unsrer jetzigen Anpassungsstufe sind wir die Wesen der Frage, noch nicht die der Antwort. Das muß damit zusammenhängen, daß wir fortwährend darauf angewiesen sind zu handeln als ob wir die Zukunft mit Sicherheit kennten — und sie in Wirklichkeit nicht einen Schritt weit sicher kennen.

Die Kunst ist unser Dank an Welt und Leben. Nachdem beide die sinnlichen und geistigen Auffassungsformen unsres Bewußtseins geschaffen haben, danken wir es ihnen, indem wir nun mit deren Hilfe noch einmal eine Welt und ein Leben erschaffen.

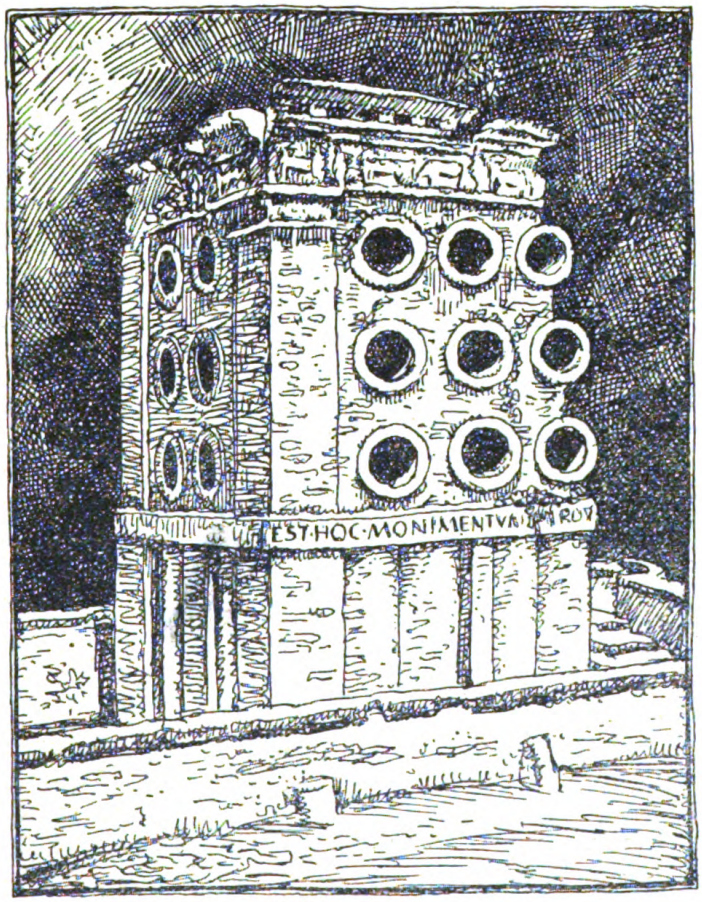
Als das eigentliche Tragische am Don Quixote erscheint mir dies. Wir glauben doch, daß die Beschaffenheiten der Seele: Tapferkeit, Edelsinn, Idealismus, Großmut — ihren Wert eben durch ihr Bestehen an der Seele haben, als Tatsachen der Persönlichkeit, gleichviel, woran sie sich offenbaren. An Don Quixote, der alle diese Eigenschaften besitzt, zeigt sich, daß das falsch ist, daß das eigentlich und seelisch-sittlich Gleichgültige: daß es eine Hammelherde statt einer Ritterschar ist, daß die bloße Vorspiegelung des Intellekts, die an jenen Qualitäten garnichts ändert, imstande ist, das seelisch Wertvollste und Höchste in ein läppisches Spiel, eine sinn- und wertlose Narrheit zu verwandeln. Diese Macht des Äußeren und Objektiven über dasjenige, was wir in seinem Werte davon ganz unabhängig glaubten, was nur als innere, von dem Zentrum ausgehende Wirklichkeit seine Bedeutung zu haben schien — das ist das Erschütternde des Don Quixote.

W. C. Behrendt: Das Grabmal des Eurysaces.

Es ist ein eigentümliches Bauwerk, dieses Grabmal des römischen Bäckermeisters Eurysaces: ein hoher, gedrungener Sockel, gebildet aus vier mächtigen Eckpfeilern, zwischen denen schlanke zylinderförmige Röhren aufgereiht sind, darüber ein schmales Gurtband, auf dem sich eine lange Inschrift in schönen steilen Versalien hinzieht, und dann ein wuchtiger, von einem schwer schattenden Gesims abgeschlossener Aufbau, dessen Wände von kreisrunden, flacheingerahmten Öffnungen durchbrochen sind, die Mündungen breiter, wagerecht durch den Baukörper gesteckter Röhren. Was haben diese merkwürdigen Röhren zu bedeuten? Wir wissen schon,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß es sich um ein Grabmal handelt. Da es in Rom Sitte war, in dem Schmuck der Gräber auf die Berufstätigkeit des Verstorbenen anzuspielen, so kann es nicht anders sein, als daß der Architekt die Anregung für seinen seltsamen Entwurf in der Handwerkstube dessen gesucht hat, zu dessen Andenken das Grabmal errichtet werden sollte, daß er in dem Backofen selbst ein Motiv gefunden hat, das ihm einer symbolischen Verwertung würdig und einer monumentalen Wirkung fähig erschien. In letzterer Hinsicht hat er sich nicht geirrt. In der zylindrischen Röhrenform steckt die überzeugende Wirkungskraft aller Urformen. Ein so einfaches stereometrisches Gebilde spricht schon durch sich selbst. Solcher Erkenntnis war sich der Architekt offenbar sehr wohl bewußt. Denn er hat bei der Durchbildung des Denkmals fast auf alle schmückenden Einzelheiten verzichtet und sich ganz auf den Eindruck verlassen, den solche primitiven Formen auszuüben fähig sind. Und er hat sich absichtlich darauf beschränkt, diese Wirkung durch rhythmische Ordnung und klare einfache Gliederung der Baumasse nach Möglichkeit zu steigern. Auf diese Weise ist es ihm ge-



Das Grabmal das Eurysaces.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lungen, ein Bauwerk von einer monumentalen Größe und Ausdrucksfähigkeit zu schaffen, das die Einfältigkeit und Bedeutungslosigkeit des Motivs ganz vergessen läßt. Dieses Motiv ist in der Tat nicht geistreich erfunden und über seinen Symbolwert kann man mit Recht im Zweifel sein. Eine Spielerei nennt es Jakob Burckhardt und fügt hinzu, dies Beispiel zeige, nicht weniger als die Pyramide des Cestius, daß der Aberwitz im Gräberbau nicht ausschließlich eine Sache neuerer Jahrhunderte ist.

Doch dieser berechtigte Einwand vermag dem lapidaren Eindruck dieses merkwürdigen Bauwerks keinen Abbruch zu tun. Dieser Eindruck ist von historischen und kulturellen Reminiszenzen völlig unabhängig; er beruht weder auf der Mannigfaltigkeit des dekorativen Beiwerks noch auf der Anziehungskraft gefälligen Zierrats, sondern lediglich auf der monumentalen Wucht der Formengebung. Es ist das Elementare in der Erscheinung dieses Bauwerks, das uns bezwingt. Es ist die herbe bildnerische Ausdruckskraft darin, die uns auch in anderen Römerbauten, etwa in dem großartigen Bogenrhythmus der die Kampagna durchziehenden Aquädukte oder in dem überwältigenden Gewölbefragment der Konstatinsbasilika in Rom so stark berührt. Und heute finden wir diese monumentale Wirkung primitiver Formen wieder in den eigenartigen Gebäuden, die die neuen Bedürfnisse des Welthandels und der Großindustrie geschaffen haben: die elementare Ausdruckskraft, die in einem modernen Kornspeicher, einem Getreidesilo oder Wasserturm steckt, ist gleichfalls aus ganz einfachen und einfältigen Formmotiven gewonnen. Auch hier spricht nur das starke plastische Gefühl und die lebendige bildnerische Fähigkeit, mit der diese primitiven Formen zur Geltung gebracht werden. Auch hier sind es gewöhnlich nur einfache zylinder- oder würfelförmige Baukörper, die der Gebrauchszweck verlangt. Sie rhythmisch durchzuführen, sie in große Verhältnisse zu bringen und zu einem charakteristischen Ganzen zu gestalten, das ist auch heute wieder die Aufgabe der Architekten geworden. Und in diesem Sinne erscheint uns das seltsame Grabmal des Bäckers Eurysaces, das uns an moderne Schöpfungen eines Peter Behrens und Hans Poelzig denken läßt und bei dem uns die oft so eindrucksvollen Gebilde moderner Eisenbetonarchitektur in Erinnerung kommen, wie eine Bekräftigung unserer eigenen Ziele und Wünsche.

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. M. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von der Kunstanstalt Emil Saatz G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gries-Bozen Hotel u. Penſion Auſtria. Beſ. Rud. Obermüller.

Hamburg Uhlenhorſter Fährhaus. Joh. Schwegler's Hotel

Hotel und Penſion Ritter, Ernſt-Merckſtraße 12-14, direkt am Hauptbahnhof. Tel. Gr. 4, 3199.

Harburg a. Elbe Hotel Kaiſerhof. 1. Haus am Platze.

Heiligendamm Hotel und Penſion Scherpeltz am herrl. Buchenwalde nahe d. See.

Helgoland Logierhaus „Felſeneck" m. Depend. „Villa Seeblick"

Helgoland Hotel Märkiſcher Hof. Beſ. Carl Stavenhagen.

Langeoog Nordſee-Inſel Kurhotel J. Falke.

Lindenfels Heſſen-Darmſt. Hotel Odenwald. Beſ. A. Vogel.

Lübeck Hotel International. Am Bahnh. Erſtkl. neues Haus, zeitgem. hygieniſch eingerichtet

MALCHOW i. Meckl. Luftkurort. Herrl. a. See u. Wald. Hotels, Penſ. u. Privat-Wohnung, für Sommerfriſchler. Sport aller Art. Der Verkehrsverein.

Kurhaus Fleeſenſee, Beſitzer Paul Wuthenow.

MARBURG a. d. Lahn Hotel Pfeifer. Beſ. Rich. Leukroth.

MÜRITZ (i.M.) Oſtſeebad Kurort i. Hochw. Steinfr. Strand, Familienbad, 2 Dampferlandungsbrücken. Proſpekt durch d. Badeverwaltung.

Grand Hotel Mecklenburger Hof. Dependencen: Villa Rath und Miramare. – Moderner Betrieb. Elektriſches Licht. Beſ. Rob. Rath.

Hotel und Penſion Bellevue. Im Walde in unmittelbarer Nähe der Seebäder. Anerkannt gute Küche. Vor- und Nachſaiſon ermäßigte Preiſe. Proſp. gr. Beſ. C. Kruſe.

Hotel Erbgroßherzog und Privathaus Villa Franziska. Häuſer I. Ranges. Beſ. Fr. Grahl.

NEUSALZ a. d. Oder Münzers Hotel. Beſ. Paul Münzer.

NEU-GLOBSOW (Mark) (Stechlinſee) Haus Brandenburg. Vorn. Penſion, neu eröffn. Mitten im Laub- und Nadelwald. Frau E. Below. Tel. Fürſtenbg. 45.

Luftkurort bei Fürſtenberg i. M. am Stechlinſee im Walde. Jeder Sport. Frau Clara Meyer.

Neuſtrelitz i. M. Penſion Stübinger. Gr. Garten, direkt am Wald. Das ganze Jahr geöffnet. Proſpekt V gratis.

Nienhagen Oſtſeebad Paul Hillmann, Hotelbeſitzer.

Oppeln Central-Hotel Beſ. W. Moeſchler

PREROW Oſtſeebad. Strand-Hotel. I. Haus am Platze, ſchön u. unmittelbar a. Wald u. See gel.

Rominten Guſt. Kallweit Hotelbeſitzer.

Röſſel (Oſtpreußen) Hotel zum König von Preußen. Beſ. Hugo Parſchau.

Inſel Rügen (Oſtſee) Wald und See vereint. Weltberühmte Kreidefelſenküſte! – Proſpekte durch die Badeverwalt.: Baabe Binz, Bergen, Breege, Garz, Glowe, Göhren, Lauterbach, Lohme, Neuendorf, Neukamp, Putbus, Saßnitz, Sellin, Thieſſow. Geſchäftsſtelle Binz. Rügen'ſcher Oſtſeebäder-Verband E. V.

Kurhaus Prora b. Binz. Erſtkl. Penſionshaus, Strandpromenade u. herrl. Hochwald. Eig. Strand. Keine Kurtaxe. Dir. Dr. Weyte.

Salzungen Kurhaus Salzungen. Pächter: Guſtav Boden.

SASSNITZ (Rügen) Viktoria-Hotel m. Depend., direkt a. d. See gelegen. Beſ. Aug. Funk.

Hotel u. Penſion Prinz Heinrich v. Preußen. Dir. a. Meeresufer, zivile Preiſe. Beſ. Frau Th. Reiß.

Hotel Geſchwiſter Koch, Kurhaus, ren. Penſion, am Meer gelegen. Hotel des Deutſch. Offiziervereins.

Hotel am Meer. Direkt a. d. See. Beſtrenomm. Haus. Otto Fieke, Hoftraiteur.

Schwarzburg-Rudolſtadt Hotel Weißer Hirſch. Kurhaus und Villen. Robert A. Huebner.

Schwerin in Mecklenburg Hotel Nordiſcher Hof, am Schloß. Erſtes Haus am Platze.

Stralſund Hotel Artushof Neues modern. Hotel, aller Komfort. Telefon 199. Beſitzer Franz Klemm.

Travemünde Oſtſeebad Park-Hotel und Dependence. Von allen Zimmern herrliche Fernſicht auf See und Landſchaft.

Tuttlingen Hotel „Zur Poſt" Beſitzer E. Keppel.

Waren i. M. am Müritzſee Hotel und Penſion „Müritzhöhe". (G. Peters). Telefon 65. Beſter Aufenthalt für Sommerfriſchler.

Villa Rautendelein. Vornehme Familien-Penſion. Sommer- und Winter geöffnet. Tel. 192.

WARNEMÜNDE Stralendorfs Hotel. Das ganze Jahr geöffnet. Aller Komfort.

Hotels: Berringer und Pavillon. I. Ranges. Unmittelbar am Meer. Volle Penſion von 6 Mark an.

Hotel Bellevue. Beſ. H. Janzen (langj. Leiter des Hotel und Reſtaurant Kannenberg in Berlin).

Strandhotel (O. Lehmann). Vorn. ruhiges Penſionshaus in den Parkanlagen am Meer. Tel. 36.

Wiesbaden Hotel Kaiſerhof und Auguſta-Victoria-Bad A.-G.

WISMAR i. M. Hotel Stadt Hamburg. Theodor Martens, großherzogl. Hoftraiteur. Erſtes Haus am Platze.

Wuſtrow in Mecklenburg Nordens Hotel. Beſ. Joh. Norden.

Strand-Hotel. Alt. ſchatt. Garten. Dir. a. Strand. Neuer Inh.: F. Doß.

ZINGST Oſtſeebad Stein- u. ſtaubfreier Strand. Eiſenbahnſtat. Proſp. d. d. Badeverw.

Wichmann's Hotel. I. Haus am Platze, am Bodden gelegen. Beſitzer Otto Lenz.

Zippendorf Kurhaus am Schweriner See in Mecklbg. Inh. Rich. Albrecht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VEREINIGUNG DER KUNSTFREUNDE

Gegründet 1883 auf Anregung der Direktion der Königl. Nationalgalerie Berlin

Die Deutsche Flotte

in zwölf farbigen Bildern von
PROF. HANS BOHRDT

Originale im Besitz Sr. Maj. des Kaisers

Als Mappenwerk,
in Einzelblättern und als Postkarten
erschienen

Für Mitglieder zu Vorzugspreisen / Prospekte gratis durch die
VEREINIGUNG DER KUNSTFREUNDE
AD. O. TROITZSCH / BERLIN-SCHÖNEBERG
Verkaufsstellen: Markgrafenstr. 48 und Potsdamerstr. 23

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

Juli 1908

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH, DARMSTADT

Von

„Deutſcher" Kunſt und Kultur

geben im Krieg wie im Frieden unerſchüttert ſachliche frohe Kunde

Hofrat Alexander Kochs

Darmſtädter Kunſtzeitſchriften

„DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION." Monatshefte für Malerei, Plaſtik, Architektur, Wohnungskunſt, Frauenkunſt, Gärten, Deutſche Mode u. v. a. Probeheft mit 100 Bildern (dabei koſtbare farbige Kunſtbeilagen) . . . . . M 2.50.

„INNEN-DEKORATION." Die geſamte Wohnkunſt in BILD UND WORT. Monatshefte für die künſtleriſche Ausgeſtaltung unſerer Häuſer und Wohnungen. Probeheft mit gegen 70 Bildern (Dabei koſtbare farbige Kunſtbeilagen) . . . . . M 3.—

„STICKEREI- UND SPITZEN-RUNDSCHAU." Monatshefte zur Förderung künſtler. Handarbeiten aller Techniken. Probeheft mit 50 Bildern und naturgroßen Pauſen . . . . . M 1.20

Über den Wert unſerer Darbietungen

ſagte neulich der kritiſche „Zwiebelfiſch", eine kleine Zeitſchrift für Bücher u. a. D.: „EIN SIEG DEUTSCHER KRAFT IN WORT UND BILD. Wo immer unwissend oder neidiſch einer an deutſcher Größe zweifelt, haltet ihm dieſen köſtlichen Band entgegen; wer da nicht den Hut zieht vor deutſcher Arbeit, iſt ein Schaf oder ein Schuft."

Jedem Kunſtfreund

empfehlen wir auch nachfolgende Buchwerke unſeres Verlages:

ALEXANDER KOCH'S HANDBÜCHER NEUZEITLICHER WOHNUNGSKULTUR

In ſich abgeſchloſſene Bände mit je gegen 300 meiſterhaften Abbildungen künſtleriſch vorbildlicher Wohnräume aller Art.

BAND: SCHLAFZIMMER, Ankleide-, Fremden-, Toilette-, Kinderſchlaf- und Spielzimmer, Badezimmer uſw.

BAND: HERRENZIMMER, Arbeits-, Bibliotheks-, Rauch-, Kneip-, Billard- und Spielzimmer, Jagdzimmer, Privatbüro.

BAND: SPEISEZIMMER, Frühſtücks- und Teezimmer, gedeckte Tiſche, Kredenzen, Gläſer, Porzellane, Tafelſchmuck.

BAND: EMPFANGS- U. WOHNRÄUME, Wohndielen, Muſikzimmer, Damenzimmer, Fenſterſitze und Einzelmöbel.

IN VORBEREITUNG: BAND: GESELLSCHAFTS-RÄUME, Hallen, Dielen, Treppen, Kamine, Klubräume, Bars, Kafes, Kinos uſw.

Einfach geb. je M 16.—, Japan-Band M 20.—. Illuſtrierte Sonderproſpekte gern zu Dienſten.

MEIN LANDHAUS, von Emanuel v. SEIDL. Der Landſitz Emanuel v. Seidls in prachtvollen, zum Teil farbigen Aufnahmen. Mehr als 60 Abbildungen. . . . Gebunden M 12.—.

VILLA FRANZ v. STUCK, MÜNCHEN. Der klaſſiſche Wohnpalaſt des Künſtlers in ſeinen Außen- und Innenanſichten. . . . . Weiß gebunden M 6.—

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder vom Verlag.

Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Der
Kunstfreund
Zeitschrift der Vereinigung
der Kunstfreunde
1915 Juli

Robert Breuer: Die Mark Brandenburg. Ein unsentimentaler Spaziergang.

Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die Deutschen jetzt anfangen werden, ein wenig ihre Heimat kennenzulernen. Auch ein Fanatiker der Riviera und des Nordlandes kann solche Absicht nur willkommen heißen. Es ist nicht einzusehen, warum ein Deutscher Florenz besser als Danzig, Lübeck oder Wismar kennen soll, und warum ihm Michelangelo vertrauter sein müßte als Grünewald. Jeder gebildete Deutsche las den Cicerone von Jacob Burckhardt; nur wenige aber wissen, daß auch in Deutschland genügend Material da ist, um solch einen „Führer" durch das Unvergängliche der Künste schreiben zu können. Die Zeit scheint günstig zu sein, einen Burckhardt (wenn es einen geben sollte) für die deutschen Lande zu interessieren.

Nun wird niemand so töricht sein zu glauben, daß die Kunst in Deutschland inselhaft blieb; auch durch die Grimasse des Weltkrieges kann die kosmische Harmonie, in der alle Schönheit der Erde wächst und sich befruchtet, nicht gestört werden. Es wird auch kein Sachkenner leugnen wollen, daß die junge Kultur Deutschlands vieles aus zweiter Hand bekam und manches, was anderswo in Kraft dasteht, nur in dritter Güte aufzuweisen hat. Wir wollen uns aller Geschichtsfälschung enthalten und wollen uns nicht Eindrücke und Empfindungen vortäuschen, wo rechtes Maß nur ein verstehendes Lächeln gestattet. Immerhin, es gibt in unserer Nachbarschaft zur Linken und zur Rechten noch mancherlei zu entdecken; und wenn auch eine persische Schüssel bis an das Ende der Welt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schöner bleiben wird als eine bunzlauer Kaffeekanne, so läßt es sich doch rechtfertigen, ein wenig genauer die Formen anzuschauen, die der Geschichte eines Volkes, das nach den letzten Ereignissen noch zu diesem und jenem bestimmt scheint, das Kolorit geben.

In solcher Einsicht soll hier von einigen Spaziergängen durch die Mark Brandenburg berichtet werden. Es ist nun selbstverständlich, daß dies nicht geschehen kann, ohne sofort auf den Klassiker aller märkischen Wanderung, auf Theodor Fontane, zu verweisen. Die vier Bände, die dieser einfühlige Hugenotte mit den Lebensgeschichten der besten Märker und ihrer harten Heimat gefüllt hat, können nicht ohne weiteres überboten werden. Es ist überhaupt die Frage, ob jemals wieder mit solch entdeckender Andacht und solcher ernsten Wandererfreudigkeit, wie sie Fontane kennzeichnen, über die Mark geschrieben werden wird. Seit dem Sommer 1859, in dem er seine Streifzüge begann, haben die geschichtliche Forschung und besonders die kunstgeschichtliche Inventarisierung den Stoff, den es schriftstellerisch zu bewältigen gilt, so sehr vermehrt, daß die kluge und gepflegte Naivität, mit der Fontane nur das fand, was seine ritterliche Menschlichkeit erregte, kaum wieder aufzubringen ist. Das Unnachahmliche an Fontanes „Wanderungen" ist das Lebendigwerden jener Einzelheiten und Nebensächlichkeiten der Geschichte, die von den gelehrten Historikern gewöhnlich vergessen werden, die aber für den Feinschmecker den eigentlichen Duft der Zeit und den versteckten Rhythmus all der Turniere, die im Helmschmuck der großen Wichtigkeit geritten werden, bedeuten. Fontane ist ein unerreichter Meister der großgearteten Anekdote. Sein Sehen kann man vielleicht das historisch-sentimentale nennen; er bedarf der Erinnerung an irgendein einst geschehenes Ereignis, um einer Gegend oder einem Hause seine Aufmerksamkeit zu schenken. Sein Sehen ist ein nüchternes Träumen von dem, was einmal hier und dort gelebt und gekämpft hat. Die Landschaft ist ihm ein Spiegelbild oder ein Gefäß des Volkes und dessen moralischer Werte. Er braucht die Geheimnisse vergilbter Chroniken, die stolzen Eintragungen aus den Familienbüchern des Adels und die vielwissenden Gespräche der Pfarrer und Lehrer, um einer Landschaft, einem Orte, einem Gebäude in die Seele zu dringen. Wenn solche Stimmen schweigen, kommt er den Erscheinungen nicht nahe. So steht er einmal vor der Ruine der Choriner Klosterkirche; sie hat ihm nichts zu sagen, ihr architektonischer Ausdruck läßt ihn kühl, ihm fehlen die Erinnerungen, den Raum dramatisch zu beleben: „Wer immer auch unser Führer sein mag, und wäre er der Beste, wir vermissen die stille Führerschaft von Sage und Geschichte. Alles läßt uns im Stich, und wir schreiten auf dem harten Schuttboden hin, wie auf einer Tenne, über die der Wind fegte. Alles leer." Am wohlsten fühlt sich dieser Freund der Schloß-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

legenden und Spinnſtubengeſchichten, wenn er, durch die Landſchaft wandernd, die Mären und Märchen, die blutigen Balladen und die gewappneten Lieder von den Rittern und Fiſchern, die einſt auf dieſen kargen Burgen wohnten und an dieſen melancholiſchen Seen hauſten, wieder lebendig werden hört. Er ſchildert Küſtrin und vergräbt ſich in die Akten der Katte-Tragödie; er ſpürt nach dem Geheimnis der zwei heimlich Enthaupteten, deren einer der General von Einſiedel, nach dem noch heute das gemütliche Potsdamer Hotel benannt iſt, geweſen ſein ſoll. Er freut ſich, bei einer Fahrt um den Scharmützelſee, von dem Herrn von Löſchebrand auf Saarow zu berichten, von dem alten Haudegen, der ſich einen echten Junkerſpaß leiſtete, indem er die zweitauſend Taler, die er für den Scharmützel zahlen ſollte, „in lauter ihm ſelber aufgezwungenen Bons und

Berlin. Parochialkirche. (Aufn.: Architekt Karl Brandmann.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lieferungsscheinen“ niederlegte, und, als zwei Taler zu wenig da waren, den Rest mit zwei blanken Silberstücken tilgte. Fontane liebt es, sich in das Einzelne zu verlieren; er vergißt dabei aber niemals die einheitliche Komposition seiner plaudernden (diese Tugend nimmt er für sich besonders in Anspruch) Berichte; die Vorzüge seiner Romane, der „Jenny Treibel“ und der „Irrungen, Wirrungen“, das Abstandhalten bei warmer Teilnahme, das Ausgleichen aller Konflikte und das verborgene Andeuten alles dessen, was gesagt sein muß, aber doch nicht gesagt sein möchte, kennzeichnen auch seine „Reise-Feuilletons“. Zuweilen kommt er zu Urteilen, die heute nicht mehr Geltung haben können; manchmal irrt er sich auch, besonders in kunstgeschichtlichen Fragen. Ein typisches Beispiel hierfür ist das, was er über das Schloß und die Kirche von Paretz gesagt hat: „Wie jetzt das Kirchlein sich präsentiert, sticht es jedenfalls sehr vorteilhaft von dem gegenübergelegenen Schloßbau ab, mit dem es nur das Alleräußerlichste und Gleichgültigste, die gelbe Tünche, gemein hat. Wieviel Anheimelndes in dieser gotischen Formenfülle, in diesem Reichtum von Details, und wieviel Erkältendes in dieser bloß durchfensterten Fläche, die sich nirgend zu einem Ornament erhebt.“ Fontane hält die Kirche für ein altes gotisches Bauwerk; er weiß nicht (und was wichtiger ist: er sieht nicht), daß sie durch den gleichen Architekten, der das verlästerte, in der armen Sachlichkeit des damaligen Preußens puritanische Schloß geschaffen hat, durch Gilly, gebaut worden ist. Über solche Einzelheiten sind wir Heutigen besser unterrichtet; ob wir darum das Wesentliche, das eigentlich Märkische, dieser Wälder, Güter und Schlösser besser zu sehen vermögen, das können wir nicht entscheiden. Wir sehen vieles anders als Fontane; wir wollen vieles anders sehen.

Es läßt sich ein Reisen ohne jeden historischen Ehrgeiz vorstellen, eine

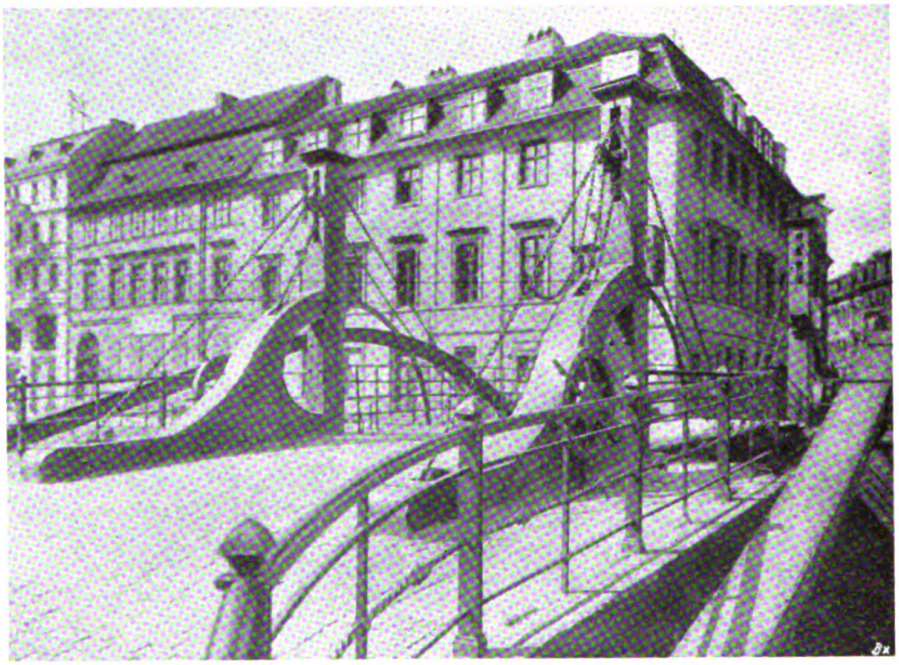
Berlin, Insel-Speicher. (Aufn.: Architekt Karl Brandmann.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ahnungslosigkeit, was die große Geschichte, die Legende und die Anekdote betrifft. Ein Reisen, das nur den Eindruck des Augenblicks schätzt, das ganz unromantisch und unsentimental den Sinnen mehr vertraut als den Familienchroniken und den Kirchenbüchern. Von solcher Art des Sehens hat Karl Scheffler, als er auf seiner Italienreise sich Rom näherte, einmal dieses gesagt: „Die Fahrt durch diese Gegenden pflegt sonst pathetisch genommen zu werden. Ich kann sie nicht so nehmen. Denn ich komme gar nicht zum Denken, solange ich schaue. Ich kann der Natur gegenüber nicht die Geschichte fühlen, wenn die Geschichte nicht gleich untrennbar hineingeschweißt ist mit tausend sichtbaren Formen. Oder ich kann die Geschichte nur unbewußt nebenher denken. Die Gegenwart siegt über alles Vergangene. Die Landschaft am See wird mir nicht bedeutender, wenn ich mir denke, daß Hannibal dort gekämpft hat. Im Gegenteil, gegenüber der offenen Natur sinkt mir Hannibal gleich zu einer menschlichen Zufälligkeit hinab. Der Bauer, den ich pflügen sehe, ist mir in dem Augenblick wichtiger und bedeutender als der historische Held.“ Es soll versucht werden, nach solcher Weise, einen lebendigen Bauer für wichtiger nehmend als einen gewesenen Hannibal, einen unsentimentalen Spaziergang durch einige bemerkenswerte Gegenden der Mark zu machen.

Berlin, Wohnhaus. (Aufn.: Architekt Karl Brandmann.)

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY



Berlin, Jungfernbrücke. (Aufn.: Architekt Karl Brandmann.)

Nicht einmal alle Berliner wissen, daß mitten in dieser jüngsten Stadt des weltmännischen Europas graue, wacklige, hygienisch nicht gerade einwandfreie, aber architektonisch sehr bemerkenswerte Reste erhalten blieben. Es ist die Gegend zwischen Spittelmarkt und Alexanderplatz. Man kommt ihr besonders nahe, wenn man zur Zeit der Abenddämmerung und ein wenig später aus dem geschmeidigen Untergrundbahnhof „Inselbrücke", aus der technischen Logik dieses glasierten Kanals, emporsteigt und plötzlich den schwarzen Mauern bröckelnder Speicher gegenübersteht. Es riecht nach Teer und Rauch; auf der Spree, die hier hafenartig buchtet, lasten Schleppkähne mit blauen, roten und grünen Ringen um die Schornsteine. Ein wenig weiter hinten tauchen große, graue Kästen aus dem dumpfen und an einigen Stellen öligen Wasser, die Behälter für gefangene Fische. Dem Rundblick zeigen sich abscheuliche Neubauten, die Sparkasse auf dem Mühlendamm und einige Pseudoamerikanismen in der Gegend der Janowitzbrücke. An solchem Schund sieht man vorbei und verfängt sich in den gefälligen Abmessungen windschief gewordener Häuschen, die etwa hundert bis zweihundert Jahre alt sein mögen; mit sattem Behagen genießt man mächtig ausladende Dachgebilde, in denen noch ein Atem barocker Kraft lebendig ist. Dunkelheiten reizen die Neugier; geduckte Eingänge mit verführerisch schönen Türen; enge Gassen, deren Saumhäuser sich gegeneinander neigen; bedeutende Hofbildungen, die ein vollendetes Raumgefühl vermitteln.

Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Schwarz ist die Gesamtfarbe dieser dämmernden und doch fühlbar vom Lärm durchschlagenen Welt. Hier und da werden die Sinne von der elastischen Bewegung, dem naturalistischen Blattspiel oder der hellenischen Sehnsucht eines Ornamentes, das breit über die Fassade läuft oder in lockeren Akzenten die Fenster rahmt, nervös gereizt. Aus den Kellern stinkt es; abgerissene Menschen, Verlorene und Vergessene, drücken sich in den unzuverlässigen Hausfluren umher. Hinter den Fenstern, die noch nach außen schlagen, sitzen alte, faltige Frauen. An einer Ecke steht ein Gasthaus, niedrig, behäbig, mit Giebel und Satteldach, davor, von grünen Latten eingezäunt, ein krummer Nußbaum. Eine fast verwirrende Groteske, da aus dichtester Nähe, das Rädergeheul der elektrischen Bahn aufstöhnt . . . Am Molkenmarkt das Haus des Münzjuden Ephraim, eine kokette Beweglichkeit; die Gitter der Balkone ein eisernes Scherzo, in das die Putten, die allenthalben herumstehen, mit Rokokowitz hineinklingen. Gleich dahinter der gotische Block von Sankt Nikolai; barocke Grabsteine eines brum-

Berlin. Grabstein an St. Nicolai.
Aufn.: Arch. Karl Brandmann.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berlin, Amtsgebäude, erbaut von Friedr. Schinkel. (Aufn.: Arch. Karl Brandmann.)

migen Bürgertums an trotziger Findlingsmauer. . . . Seltsam kreischen die rostigen Scharniere der Jungfernbrücke im Siegeschor der Mechanik; eine Primitivität aus Balken und Ketten auf einem zerschundenen Sockel von rotem Sandstein. . . . An Wedekind und die Büchse der Pandora denkt man in dem schmutzigen Gewinkel des Krögel; die schlichte Harmonie der Aufklärung regelt den nüchternen Hof eines Hauses der Brüderstraße, in dem einst Nikolai wohnte. . . . Stolz steigt die Treppe im Ermelerschen Hause, das mit horizontalem Selbstbewußtsein gegenüber dem alten Marstallgebäude (das durch das wilde Getümmel eines Ihneschen Neubaues fast umgerissen wird) von dem Format eines längst ausgestorbenen Geschlechtes zeugt.

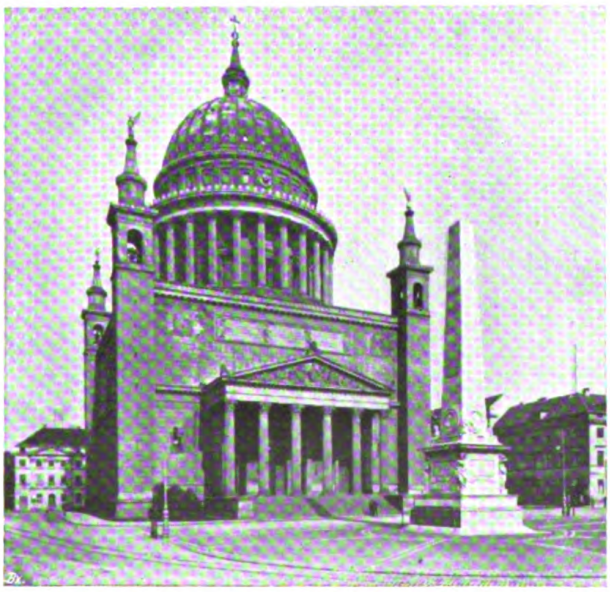
Wenn man solche berlinische Vorwelt, in Mappen gesammelt und in Büchern beschrieben, beieinander haben will, so muß man an dem gaukelnden Turm des Neuen Stadthauses und dem Kolonistensymbol der Parochialkirche vorübergehen, über die Waisenbrücke, in das Märkische Museum. Der Stadtbaurat Hoffmann, ein Architekt, der die sozialen Forderungen der Gegenwart den Traditionen einer mehr feudalen Zeit versöhnen möchte, hat es gebaut. Ein Repetitorium der in der Mark angesiedelten Baustile, mehr eine Belehrung als eine schöpferische Tat. In seinen (leider) halbdunklen Sälen und Zimmern birgt dies Museum viele Illustrationen zu der Geschichte des halsstarrigen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufsässigen Volkes, das an den Ufern der Spree und der Havel durch Jahrhunderte um Brot und Freiheit kämpft.

Durch den Tiergarten, dessen Charakter weder als höfische Repräsentation noch als Volkspark ganz klar ist, kommt man nach Charlottenburg. Am Knie gabelt sich die von warmen Schatten übersponnene Chaussee; nach links führt das Pathos der Heerstraße, nach rechts geht es durch eine Umgebung, die von dem Kleinbürgertum der einstigen Vorstadt noch nicht loskommen konnte, bis zum gelben Barockkörper des Schlosses, auf dessen Turm sich eine goldene Puppe dreht. Die Einrichtung des Schlosses ist wie die der meisten preußischen Schlösser ganz unpreußisch, barock und rokoko. Es hält immer schwer, sich die Soldatenkönige in solcher schwingenden Umgebung vorzustellen. Der Park hat breite, würdevolle Avenuen und finstere Dickichte, einen verschilften See und ein Gespensterhaus. Das Mausoleum, zu dem eine wahre Allee des Todes führt, ist schlechte Architektur, aufgeweichte Klassik und mehr sentimental, als groß. Wo der Park zu Ende ist, rasen von Minute zu Minute die Eisenbahnzüge vorüber; man empfindet den dramatischen Dialog zwischen einer rücksichtslosen Gegenwart und dem Schönen, was gestern war.

Von Charlottenburg nach Westend, in eine mißmutige Stimmung aus Zerfall und Neugeburt. Einsame Villen stehen in verwilderten Gärten; manch-



Potsdam. Nicolai-Kirche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

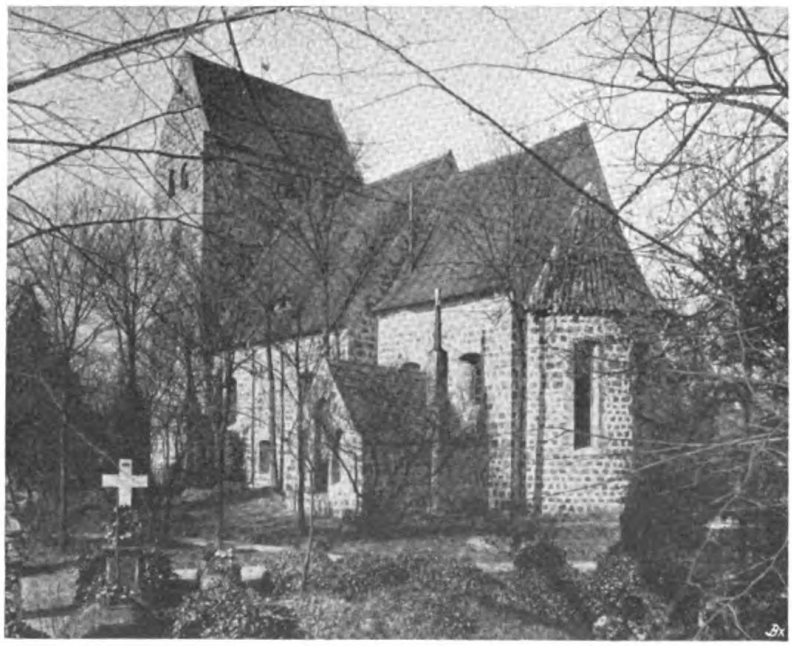
Dahlem, Kirche. (Aufn.: Sanitätsrat Dr. Paul Samter.)

mal sind es nur dünne Fachwerkhäuser, ganz umsponnen von irgendeinem Ranker, manchmal spürt man die Absicht eines stolzen Baues. Die Alleen, die das verlorene Viertel durchziehen, rechtwinklig sich schneidend, Ahorn, Ulmen und Platanen, sind ein magischer Schutz gegen den Lärm der großen Stadt, der in Wellen herüberjagt und von dem Blätterdach gefangen wird. Wo Westend der gewaltigen Verkehrsader der Heerstraße nahekommt, sammelten sich neue Bauten; Bruno Paul hat hier eines seiner schönsten Einfamilienhäuser hingestellt. . . . Die Heerstraße muß man an Renntagen gesehen haben, überflutet von einem tosenden Strom von Automobilen. Sie ist das bedeutendste Bauwerk der Wilhelminischen Epoche, eine Versöhnung mit der Siegesallee. Bei Pichelsberg überquert sie auf einem mächtigen Damm die Havelsümpfe. Ringsum zeigt die Landschaft noch ein Erinnern an den Urzustand der Mark: Zerklüftung, Sandberge, in die sich Kieferwurzeln krallen, rauchendes Moor und einen dunkel brennenden Himmel. Es ist fast Romantik, aus solcher Wildnis in einem Autogalopp binnen einer knappen Viertelstunde geradlinig (während die englisch-märkische Rennbahn [Backstein] und das römische Stadion

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

[Beton], die March baute, links liegen bleiben) in das Gewühl der Weltstadt zu kommen.

Die Kunst des Wochenendes (diese englische Erfindung) ist dem Berliner noch nicht geläufig. Er arbeitet während des ganzen Sonnabend-Nachmittags, oft genug auch am Sonntag; er arbeitet überhaupt (und das ist allerdings etwas Barbarisches) zuviel. Immerhin, an allen Feiertagen fluten die Berliner in die Gesundheit ihrer Wälder, in die schwatzreiche Gemütlichkeit der Kaffeegärten und vor allem an die Ufer der vielen Seen, die der Umgebung von Berlin die Eigenart bestimmen. Es ist heute nicht mehr notwendig, diese Berliner Umgebung zu verteidigen. Der Grunewald ist durch die Bilder von Leistikow populär geworden; sein düsterer Kiefernstand hat in der Tat etwas von der kargen, flächigen Monumentalität, die der Maler entdeckte, die er aber leider zum Klischee entwertete. Die Villen (nicht etwa die Landhäuser), mit denen dieser zivile Wald durchsetzt ist, sind immer noch Exponenten eines ungebildeten Kapitalismus. Nur einzelne dieser Einfamilienhäuser, wie sie in Hundekehle und weiter draußen, im Bereich der Wannseebahn, in Zehlendorf, Nikolassee, Wannsee und Babelsberg stehen, haben sich von dem Unfug der spießerlichen Repräsentation völlig befreit und zeigen in ökonomischer Knappheit den Geist



Marienfelde, Kirche. (Aufn.: Sanitätsrat Dr. Paul Samter.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spandau. Alter Graben.

eines wieder der Natur zugewandten und zu sich und seiner Tradition zurückgekehrten Bürgertums. Von den Architekten dieser Bauten, die man Pioniere des neuen Deutschtums nennen darf, seien gemeldet: Messel, Muthesius, Paul, Mebes, Oscar Kaufmann, Heinrich Straumer. . . . Zum Schlachtensee pilgern die gemächlichen Leute; er ist ein harmloses Wasser: ein von schlanken Kiefern eng umwimpertes Gottesauge, ein langgezogenes Waschbecken. Sturm und Wellen bleiben ihm fremd. Um ihn herum spazieren die Liebespaare, auch ältere Rentner mit Frauen und Möpsen. Höhere Töchter rudern in der Gemütlichkeit des Teiches; die Dienstmädchen und die Ladendamen tanzen in den schwitzigen Sälen der alten und der neuen „Fischerhütte". . . . Der Wannsee ist von ganz anderer Art; frei und mächtig strömt die Luft über seinen heldenhaften Wassern, die wohl zuweilen in spiegelnder Unendlichkeit still träumen, die aber meist, vom Winde getrommelt oder vom Sturm schäumig durchwühlt, die Segelschiffe, die hier ihren adligen Sport treiben, den Rausch der Wellenkraft erleben lassen. Dem Hin und Her der Dampfer, dem Flug der Jachten und dem Mückentanz der kleinen Ruderkähne kann man stundenlang zuschauen; die Oberfläche des Sees ändert sich dauernd, sie ist in Ausschnitten verschieden, je, wie die erhöhten Ufer ihre Schatten auf sie werfen, oder wie der Wind, der durch irgendwelche Lücken eindringt, sie reizt. . . . Vom Wannsee führen zwei Wasserwege nach Potsdam, der eine durch eine Folge schmaler, zu einer Perlenschnur gereihter Miniaturseen, der andere durch breite Beckenausladungen, an dem von Fleisch wimmelnden Freibad, dem wenig schönen Kaiser-Wilhelm-Turm und der verdorbenen Romantik der Pfaueninsel vorüber. Die beiden Wege treffen sich an der Kaiser-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Friedrich-Brücke, deren eisernes Gerüst ganz ausgezeichnet in die Seenlandschaft hineinpaßt, deren steinerne Masken aber durch ihre Säulenfeierlichkeit und ihren plastischen Überfluß nur lächerlich wirken. Links liegt Babelsberg; das Schloß ist von Schinkel im Tudor-Stil gebaut worden, eine Fremdländerei, die durch ihre deplacierte Burgkulisse uns heute unverständlich ist. Im Innern des lärmenden Gebäudes rumort jenes ganz üble Möblement, das die Gründerzeit kennzeichnet, und das man heute, verbilligt und verdünnt, nur noch in den Abzahlungsgeschäften trifft. Der Park ist groß und schattig; er hat schöne Wiesen, aber auch merkwürdige Panoptikumsscherze, kuriose Türme und allerlei Häuschen, deren architektonischer Sinn meist nur eine kulturgeschichtliche Episode (Berliner Gerichtslaube, badisches Bildstöckel) ist. Während man noch an Babelsberg vorbeifährt, sieht man schon die Türme von Potsdam, die schwebende Kuppel von Nikolai, die knorrige und knospende Zwiebelphantasie der Heiligen Geist- und der Garnisonkirche, das Scherzo des Rathauses. Bedauerlich ist es, daß der Wohlklang der Stadtsilhuette durch einen plump hingesetzten Gaskessel zerstört wurde. . . . Potsdam ist mit französischen Mitteln als preußische Stadt

Der Wannsee. (Aufn.: Sanitätsrat Dr. Paul Samter.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

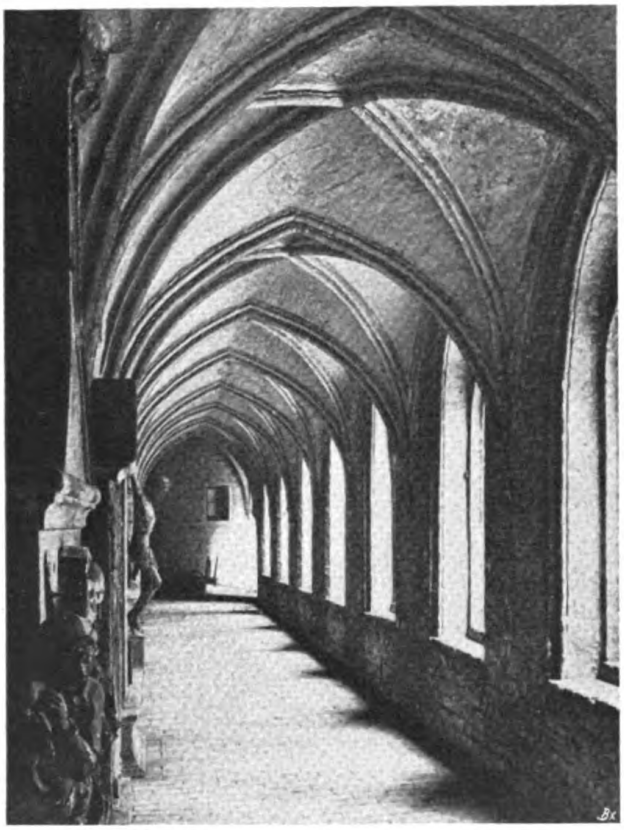
Machnow. Schleusen-Gebäude.

gebaut worden. Solche Pikanterie spürt man noch heute. Man sieht auch bald, daß alle diese Paläste, diese Gesimsschwingungen und Puppenspiele, diese Kränze und Girlandenzöpfe nicht ganz ernst zu nehmen sind; man erlebt eines der graziösesten und trotz seiner vielen Gewalttätigkeiten eines der durchseeltesten Spektakelstücke der Architektur. Es ist kaum glaublich, daß dieser verzauberte Rokoko-Absolutismus nur eine halbe Stunde von dem modernen Berlin entfernt liegt; ganz andere Leute scheinen hier zu wohnen, Erzeugnisse des Gamaschendienstes, die strengen Pfennighüter der Oberrechnungskammer. Es ist eine Komik von schmunzelnder Ehrerbietigkeit, in dem Musentempel, den der zweite Friedrich, der Geist und Künstler dieser befohlenen Stadt, dem Vergnügen der Bürger baute, heute, da nicht mehr die Barbarina für seidenstrümpfige Kavaliere tanzt, irgendeine Oper oder Reinhardts Jedermann vor den blanken Frauen der Kürassierwachtmeister und vor einem Schwarm unwahrscheinlich blonder Mädchen spielen zu sehen. An einigen Stellen ist die Stadt ganz holländisch; es gibt eng aneinandergeschmiegte Ziegelbauten, deren Giebel leise rollen, deren Fenster weiß leuchten, es gibt Kanäle, die von Bäumen zugeschattet, lautlos an den Patriziaten verschlossener Häuser, an leer stehenden Schlössern und ganz einsamen Gärten vorüberführen. Ach, diese Gärten von Potsdam, in denen die Vögel noch wirklich singen, in denen aber auch ein Schweigen sein kann, kalt, wie der Marmor der Brunnenbecken, über die das grüne Licht

Machnow. Hake-Burg.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

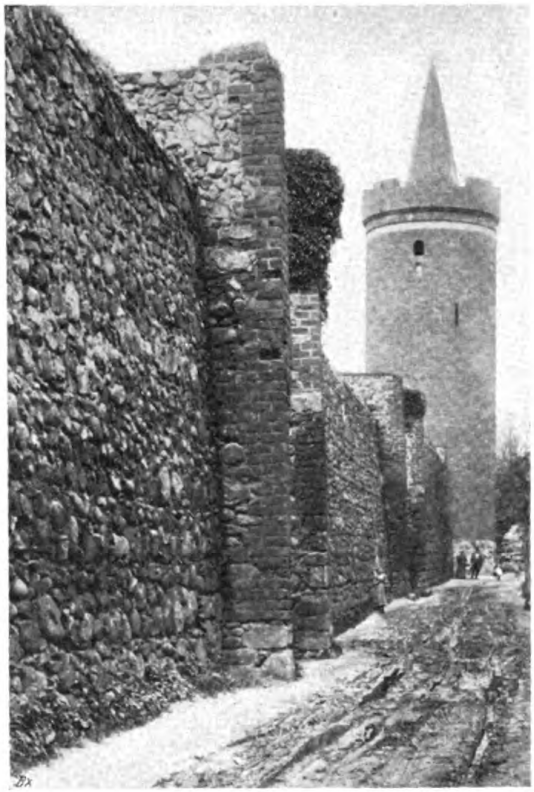
geschorener Hecken rieselt. Die Terrasse von Sanssouci musiziert in Flötentönen; dicht beim neuen Palais sommert eine schwellende Wiese, Fasanen streichen darüber hin. . . . Aus solcher königlichen Kultur, aus solcher Vergangenheit (die auch wir zu genießen wissen) geht es an der langgestreckten Energie einer Ballonhalle vorüber, durch die struppige Einsamkeit des Wildparks. Ursumpfgebiet wird durchschritten; schwarzes Gewässer gluckst um dichtes Schilf, im Rhythmus der Dünen wellen bekieferte Rücken. Dann liegt jenseits der Havel das dürftige Werder. Ein Städtlein, das nur einmal im Jahre köstlich und frisch ist: wenn im ersten Frühjahr auf Millionen Ästen das weiße und rosa Geflatter der Obstblüte schaukelt.



Brandenburg. St. Pauli, Kreuzgang. (Aufn.: Sanitätsrat Dr. Paul Samter.)

Die zoologischen Gärten haben von jeher ihr Publikum gehabt (Menagerieerinnerungen); die Sammlungen lebendiger Pflanzen werden auch heute noch nur von wenigen besucht. Immerhin, der botanische Garten in Dahlem wird als Sehenswürdigkeit geschätzt; er verdient es auch. Es ist ein kosmisches Vergnügen, während einer knappen Stunde die vegetabilen Harmonien der Welt,

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY



Bernau. Stadtmauer.

die Pflanzenzusammenklänge des Himalaya, der Karpathen, der Alpen zu genießen. In akrobatischen Sprüngen regt sich die Phantasie beim Durchschreiten der großen, aus Glas und Eisen errichteten Häuser, in denen die Palmen ihre mächtigen Architekturen recken, die Kakteen den konstruktiven Geist und den Militarismus der Natur erkennen lassen und die Orchideen perverse Lüste enthüllen. . . . Dahlem ist so recht der Typ eines neuen berliner Vorortes: viele gute Ansätze, sowohl in der Gesamtanlage wie in der Einzelbebauung; aber immer wieder reichlich Torheiten, Sentimentalitäten und Geschmackloses. Die Untergrundbahn, dieser technische Triumph, führt bis in das Zentrum des einstigen Dorfes; einer der Bahnhöfe (wie sinnig) ist als Bauernhaus mit Strohdach und Storchnest ausgestattet worden. Ein Park wurde angelegt; ein künstliches Bächlein rieselt, künstliche Hügel necken die Natur, witzige Wege schlängeln sich um gestellte Baumgruppen: die Felder, die sich ringsum weit spannen, und die Kiefernwände des nahen Waldes lachen. Es gibt in Dahlem einige gute Einfamilienhäuser (von Heinrich Straumer, Peter Behrens, Hans Jessen gebaut); es gibt dort aber auch den Skandal der neuen Bauten für die Kaiser-Wilhelm-Akademie, schlecht imitierte französische Schlösser, die mit dem Zwecke, dem sie bestimmt sind, der Chemie und der Physik, nichts zu tun haben. . . . Es kennzeichnet die um Berlin gelegenen Dörfer, daß sie die Aue, das Herrenhaus und die Kirche vor den Ansprüchen der andrängenden Großstadt zu retten wußten. Auch das Dahlemer Herrenhaus steht breitbeinig in dem Geviert, das den räumlichen Hof umspannt; Junkerkraft. Gegenüber der Krug ist nicht minder wohl erhalten. Einigermaßen unberührt blieb auch die Kirche; in der Anlage ein trotziges Bollwerk aus Findlingsblöcken, später gotisch aufgelockert. Diese Kirchen, die als christliche Burgen gegen das heidnische Wendentum (solche Geschichtlichkeit strömt aus der Form) von Cistertiensern,

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Prämonſtratenſern oder Tempelherren gebaut worden ſind, ſpäter aber, in milderen Zeiten, ſich unter dem Einfluß einer komplizierteren Gotik, ſelten unter dem der Renaiſſance, häufiger unter dem der preußiſchen Klaſſik abwandelten, ſind für die Baugeſchichte der Mark ungemein charakteriſtiſch. Die Armut war ihrer aller Mutter. Stets verwandten ſie den ſchwediſchen Granit, den die Gletſcher in das märkiſche Gebiet gerollt hatten und deſſen Härte und Unbeweglichkeit viel dazu beigetragen haben, den frühen Kirchen den Eindruck einer kalten, wilden, mehr den Zwang als die Liebe predigenden Maſſivität zu geben. Die Kirchen zu Mariendorf, Marienfelde und Tempelhof ſind beſondere Beiſpiele ſolcher Art. Ihre Mauern bedrohen die Schädel; wenige große Linien umreißen ihre kubiſche Geſtalt, die von einem energiſchen, zuweilen trotzig getreppten Satteldach zuſammengepreßt wird, und aus deren öſtlichen Wandung meiſt ein turmartiger, mehr für Bogenſchützen als für das Allerheiligſte beſtimmte Chor herausdrängt. . . . Die Kirche zu Machnow iſt ſchon viel weltfreudiger; der Kampf iſt zugunſten der Deutſchen entſchieden worden, die Gotik triumphiert. Auch von dieſer Gattung gibt es in der Mark manches Beiſpiel. In der Regel ſind es übrigens die zweiten und dritten Bauperioden, die einer älteren Anlage die beweglichere

Tegel. Familiengrab von Humboldt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

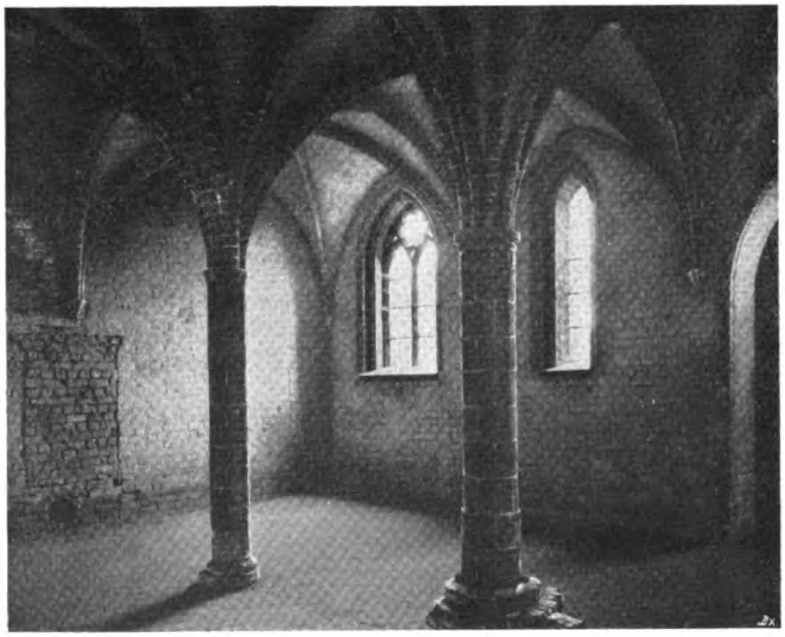
Chorin.

und reichere Gestalt geben. In Machnow sind auch sonst mancherlei Bauten sehenswert. Von der Mühle, die 1695 aufgestellt wurde, blieb nur noch eine Steintafel, die den Bauvermerk kündet. Auch der neue Bau von 1856 bekam eine Erinnerungsplatte. Wenn man diese beiden Zierstücke miteinander vergleicht, erkennt man die handwerkliche Tüchtigkeit des siebzehnten Jahrhunderts und den grenzenlosen Verfall um die Mitte des neunzehnten. Die sogenannte Hakeburg, das dahinter sich ausbreitende Herrenhaus und das am See stehende Neue Schloß, das Bodo Ebhardt im Lohengrintakt baute, kennzeichnen die Entwicklung unserer Architektur von der robusten Gesundheit, über die gepflegte Würde zur lächerlichen Anmaßung. . . . Eine Nacht von alten Bäumen hüllt Machnow in ein heilendes Verträumtsein. In den Teltowkanal, der dies Gebiet vorsintflutlicher Sümpfe durchquert, ist hier eine Schleuse eingeschaltet worden. Es gibt ein echtes Heideerlebnis, wenn man in der Dunkelheit den harten Energielinien des Schleusengebäudes (der vortreffliche Lahrs baute es), die mit gegenwärtiger Logik durch die Nacht schneiden, näher kommt, und wenn man dann im getünchten Flur des Backsteinhauses hinter Glasfenstern die beim Kanalbau gefundenen Knochen der Mammuts, der Riesenhirsche und der Nilpferde und dazu die geborstenen Schädel und

Chorin. Klosterruine.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die verrosteten Speere der einstigen Siedeler in Reih und Glied stumm beieinander sieht. . . . Von Machnow kommt man in einer halben Stunde nach Gütergotz. Der Name birgt alle Schauer des blutigen Götzendienstes, die Kirche scheint ein gehöhlter Fels zu sein; der Ort aber — es war mitten im Mai — ist ein einziges Blühen von Flieder und Kastanien, Schneeballen und Vergißmeinnicht.



Chorin.

Jeden Morgen zwischen fünf und sechs fahren lange Eisenbahnzüge nach Spandau; sie bringen ein Heer von Arbeitern, die in den zahllosen Fabriken der alten, rauchigen Havelstadt ihre Beschäftigung haben. Diese Prozessionen proletarischer Menschen, die der Pulverfabrik, der Munitionsfabrik, dem Feuerwerkslaboratorium, der Artilleriewerkstatt oder der Geschützgießerei zuwandern und am Abend müde und rußig wieder abziehen, machen das heutige Spandau zu einem Arbeitsvorort des preußischen Militarismus. Auch sonst regiert hier der Soldat. Die Festungswälle sind wohl gefallen; aber ganze Straßen von Kasernen lassen es verstehen, daß über dieser sumpfumwucherten Stadt mehr denn je die Wolke der Diktatur hängt. Man fühlt sich reglementiert; sogar die Kinderwagen tragen Steuernummern. Die Stadt ist laut und nicht übermäßig reinlich; es ist gut zu glauben, daß Spandau unter ungewöhnlich schlechten

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Tangermünde. Neustädtisches Tor.

Wohnverhältnissen leidet. An winkligen Gassen stehen verwackelte Häuschen zwischen rohen Mietskasernen; an den Spreekanälen gibt es Stellen, die den schlimmsten Elendskomödien malerische Kulissen sein könnten. Die Willkür hat das meiste, was als architektonische Überlieferung vielleicht bedeutsam gewesen wäre, zerstört; eigentlich ist nur noch Sankt Nikolai sehenswert. Die übriggebliebenen Festungswerke interessieren das Auge durch den springenden Rhythmus. . . . Das Lager von Döberitz muß man sehen, wenn der Sandsturm von Westen her weht und die Baracken, die geblähten Zelte, die Infanteristen, die Kavalleristen und die Artilleristen mit einem summenden Staub überschüttet. Die Gegend ist einmal Meeresgrund gewesen. . . . Dies Jahr gab es in Döberitz Szenen von monumentaler Tragik. Des Sonntags, wenn abends die Züge nach Berlin fuhren und die Mütter und Frauen der vielen tausend Soldaten fortführten, standen die zu den Waffen gerufenen Bürger in dicht gefügten Wirbeln, die Blicke auf das gleiche Ziel gewandt, auf den Eisenbahnzug, der sich langsam in Bewegung setzte, während aus den Fenstern Gesichter weinten und Taschentücher schmerzhaft wehten. Aus den Knäueln der Verlassenen hoben sich Arme; bald schwankte ein ganzer Wald von sehnsüchtigen Gliedmaßen, die verzweifelt die Luft liebkosten.

Um Cöpenick ist es schade; die Stadt, deren alter Teil mit sachlicher Regelmäßigkeit gebaut worden ist, wurde durch eine gewissenlose Bauspekulation völlig verdorben. Wieviel aus dieser bedeutsamen Siedlung hätte gemacht werden können, zeigt die Gegend um das Schloß herum; enge Straßen senken sich zum Wasser, das die Schloßinsel umspült: die Intimität eines Nebeneinander von Fischern und Gärtnern verführt, in einen breiten Plankenkahn zu steigen und langsam unter überhängenden Ästen auf dem Rücken der schlafenden Spree zu treiben. Auch dort, wo eine große Verkehrsbrücke von der Insel zur Damm-

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

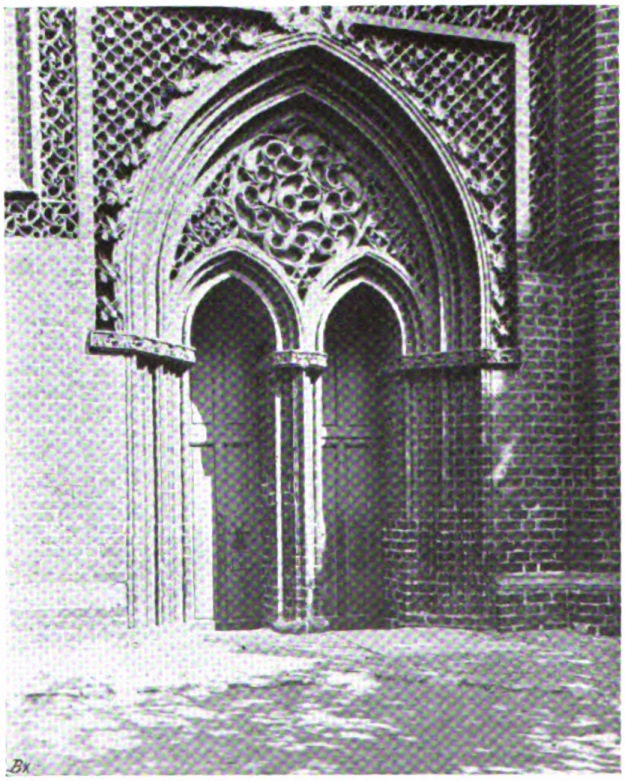
vorstadt führt, und wo nach allen Seiten hin der Blick auf Wasserarme trifft, wo mächtige Schlote turmhoch in die Luft stoßen und lange Züge von Schleppkähnen die Perspektive betonen, bekommt man einen Eindruck von den Möglichkeiten, die hier einem Städtebauer gegeben waren. Alle derartigen Hoffnungen sind zu begraben. Diese ganze Gegend der Oberspree, neben Cöpenick Friedrichshagen, Rahnsdorf, Wilhelmshagen, Erkner, ist, wenn nicht irgendein Wunder geschieht, für eine sozialisierte und rhythmisch geordnete Bauweise verloren. Die taube Spießerwillkür hat neben der Zinshungrigkeit jede Bauvernunft ausgeschaltet. . . . Von Friedrichshagen bis nach Erkner kann man durch die Waldheide wandern, unter verknurrten Kiefern, an rätselhaften Wacholdern, verlorenen Bächen und einsamen, schwarzen Wasserlöchern vorbei. Man kann auch am Ufer des Müggelsees den Weg nehmen. Das große, tückenreiche Wasser, das weit hinten von der stumpf geschwungenen Linie der Müggelberge begrenzt wird, erklärt auf das beste die leichtsinnige Ruder- und Segelfreudigkeit der berliner Landratten. Die Müggel ist rauher, willkürlicher und brünstiger, als der elegante Wannsee oder der blanke Schwielow. . . . Von Erkner aus fährt man durch die sonnige Melancholie des Flakensees nach der Woltersdorfer Schleuse. Hier trifft man eine ganz kuriose Sommergesellschaft, wohlhabende Fabrikanten aus der Cöpenickerstraße, die mit Leidenschaft angeln und gerne Aale essen. Sommerfrische mit Alkohol; fast exklusiv. Die großen Dampfer, die Sonntags kommen, werden nicht besonders gern gesehen; und auf das klagende Trommeln, das den schleppenden Gesang der nachts durch den Forst wandernden Turner begleitet, horchen nur die wenigen hier verstreut wohnenden Dichter. Die nächtliche Musik der Mark ist von einer ganz besonders

Tangermünde. Rorenpforte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tiefen Traurigkeit; es ist da das unaufhörliche Stöhnen der Frösche, das enttönte Anlaufen von Wellen und das dunkle Rauschen windbewegter Kronen. . . .

. . . Wenn man auf den Höhen wandert und die Seen, die sich hier schlank aneinander reihen, tief unten liegen läßt, kann man bei jeder Wegwende eine neue, an Überschneidungen und an Raumepos reiche Landschaft sehen. Wählt man das rechte Ufer des Kalksees, so kommt man, wenn man ein wenig in das Innere des Landes abbiegt, nach Rüdersdorf; hier wohnen die Bergleute, die in dem Kalkbergwerk jenseits des Sees ihre Stollen graben und so dazu helfen, daß der Niederschlag von Jahrmillionen als Mörtel für die Häuser der Berliner genutzt werden kann. Die Häuschen der Bergleute sind auffallend schmuck; weiße Gardinen zieren die Fenster, und vor jeder Tür blüht und duftet ein zärtlich gepflegter Garten, bunte Bauernblumen, farbkräftige Stauden, Rittersporn und Träne Christi. Das Bergwerk, das als eine klaffende, häusertiefe Wunde den Boden aufreißt, wirkt inmitten dieser ausgeglichenen Landschaft wie ein dramatischer Konflikt. Wenn die Sonne auf die weißgelben Felsen brennt, feuerwerkt blonde Glut, während aus den Klüften grüne und violette



Tangermünde. Stephanskirche, Seitenportal.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Prenzlau. Aquarell im Besitz des Märkischen Museums.

Stichflammen emporschießen. . . . Aus dem Flakensee führt ein schmaler, nur von kleinen Schiffen befahrbarer Wasserlauf in ungezählten, hitzigen Windungen nach Osten, die Löcknitz. Sie ist eines der märkischen Mirakel, ein kapriziöses Spielzeug, eine nervöse Beweglichkeit. Wenn das Schiff seinen kurioſen Weg nimmt, saugt es von den Ufern links und rechts das Wasser in großen Zügen, um es im nächsten Augenblick wieder zurückströmen zu lassen; so gerät der dünne Lauf, der durch die Spiegelung der über ihm zusammenschlagenden Bäume bis in die Tiefen grün erscheint, in ein dauerndes Kreiseln. An den Ufern lagern die Ruderer. Vom Sonnabend zum Sonntag zigeunern sie im Freien, schlafen, essen und singen und steigen Mann wie Frau in das sanfte Wellenbad der Löcknitz. . . . An Erkner vorbei läuft die schlesische Eisenbahn nach Fürstenwalde. Aus gotischen Zeiten: eine große Kirche, die aber sehr verrenoviert worden ist, ein Rathaus, das durch seine offene Halle einen festlichen Eindruck macht. Fürstenwalde war einmal eine bedeutende Stadt; heute ist es mehr eine Verladestelle. Die Spree, die dicht vorüberfließt, ist stets von Dampfern und Lastkähnen belebt. Jenseits der Spreebrücke entfaltet sich eine wellige, weitlaufende Landschaft, die von dem Höhenzug der Rauener Berge aufgenommen wird. Die Geschichte von dem großen Findling, aus dessen Hälfte die Granitschale vor dem Berliner Museum geschliffen worden ist, weiß mittlerweile

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

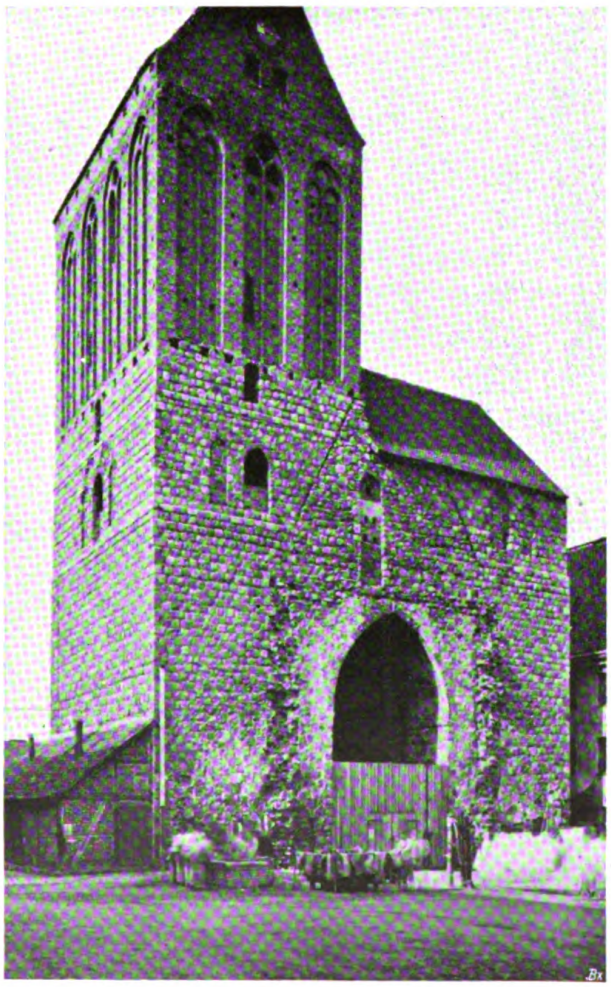
Prenzlau. Aquarell im Besitz des Märkischen Museums.

jedes Kind; lustiger ist es, daß man im Abfahren der Straße links und rechts verräucherten Backöfen, hochgewölbten Maulwurfshaufen, begegnet. Am Fuß der Rauener Berge öffnet sich die Einfahrt zu einem Braunkohlenbergwerk. Auf schmalspuriger Bahn geht es tief in die Erde und in Temperaturen, die auch im Winter schwitzen machen. Es ist ein phantasievoller Monismus, unterhalb der Stelle, an der der Gletscher irgendwann einmal den schwedischen Giganten fallen ließ, zwischen halbversteinerten, voreiszeitlichen Stämmen umherzugehen. . . . Von hier aus ist es nicht mehr weit bis zum Scharmützelsee.

An der Straße, die in das Dorf Buch hineinführt, stehen kleine Häuser; in jedem hat ein Sargfabrikant seinen Laden aufgetan. Vier, fünf, sechs, zehn Schaufenster mit weißen und gelben, braunen und schwarzen Särgen, mit Särgen, auf denen silberne Kronen liegen, mit Särgen, die ganz von faltigen Schleiern verhüllt sind. Das Dorf Buch gehört der Stadt Berlin, die hier große Lungenheilstätten, einen Block von Irrenhäusern und die weitgedehnte „Stadt der alten Leute" angesiedelt hat. Die Buchen, die dem Ort den Namen gegeben haben, rauschen mit gemessenem Gleichmut über tausenden von Schicksalen, die sich stumm erfüllen. Die „Stadt der alten Leute" ist von Ludwig

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hoffmann erbaut worden; sie ist ein komplizierter Organismus von kleineren und größeren Häusern, die, in Gruppen zusammengefaßt, platzartige Anlagen und schön gegliederte Grünplätze umfassen. Die Alten, die sich in Berlin mürbe gearbeitet haben, sollen hier ein halbwegs gemütliches Fürsichsein finden; das Massenhafte solch einer Sammlung von Gebrechlichkeit ist klug vermieden worden, mit sozialer Einfühlung hat der Architekt der weit gedehnten Anlage den Charakter einer Gartenstadt gegeben. . . . Der Park, der sich hinter dem Herrenhaus des Gutes, auf dessen Wetterfahne ein lustiger Fuchs springt, ausbreitet, ist von braunen Buchenblättern ganz verschüttet. In den spitzbogigen Alleen dampft grünes Licht, durch die am Erdboden geschichteten Blätter rieselt ständig silbrige Feuchtigkeit. Mitten im Park steht das Grabmal der Juliane von Voß, ein steinerner Sarkophag, auf dessen moosfreien Stellen man die Namen ungezählter Liebender liest. . . . Selbst dem heutigen Bernau kann man es glauben, daß sich einst mancher Feind an diesen Mauern und Türmen blutige Abfuhr geholt hat. Die Stadt gewährt keinen geschlossenen mittelalterlichen Eindruck, wie ihn etwa Rothenburg vermittelt; es sind Lücken in sie hineingebrochen, die Baureste stehen nur noch vereinzelt. Aber sie wirken dennoch mit jener polternden Kraft, die immer dann aufströmt, wenn klobige Backsteine von plumpen Händen aufgeschichtet worden sind. In einem Hause, das früher den Kalandsbrüdern gehört hat, sitzt man unter eingeduckten Gewölben und freut sich bei gutem Bier an der Kühle, die hinter solchen

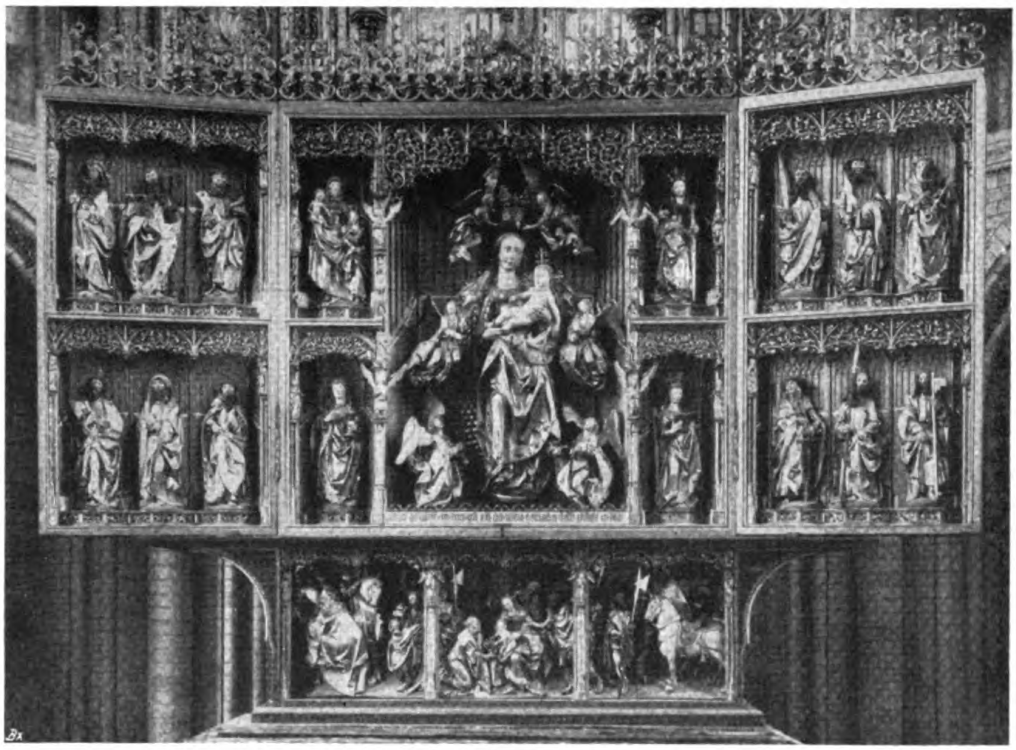


Prenzlau. Nicolaikirche.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dicken Mauern steht. . . . Buch ist nur eine Verheißung, Freienwalde bringt die Erfüllung: Laubwälder, die sich meilenweit ausdehnen. Auch Nadelholz wächst auf den Bergrücken und in den Tälern; Kiefern, die ihre verzackten Kronen ausbreiten, schwarze Tannen, deren Fahnenzweige weich herabfließen. Den Ausschlag aber geben die Buchen. Dicke, haushohe Stämme, die mit mannhafter Stoßkraft zum Himmel steigen; ihre Rinde ist seidig, grau und schillernd, wie Büffelhaut. Wenn der Blick durch solch einen Wald von mondscheinmilden Stämmen streicht, glaubt der Empfindsame sich in einem vergeisterten Dom selig gefangen. Die Buchen stehen wie Säulen; ihre Wipfel schließen sich zu einem undurchdringlichen Dach. Die Blätter, die jahraus, jahrein von ihnen fielen, webten einen dicken, federnden Teppich. Braun, silbergrau und grün — solch ein Buchenwald tränkt unser optisches Bedürfnis nach Räumlichkeit auf eine besonders innige und heldenhafte Art. Der Fuß wühlt in dem feuchten Laub, ein überirdisches, grünverzaubertes Licht rieselt in dünnen Strahlen und sammelt sich in hellen Flecken auf dem broncenen Waldboden. Alle Sonne aber, die hier einfällt, verliert ihre Wärme; der Buchenwald ist kühl. Eine weiße Feuchtigkeit steigt aus der Erde, wellt an den Stämmen aufwärts und wird von dem undurchdringlichen Gewölbe wieder herabgedrückt. . . . Freienwalde liegt in einem langgezogenen Tal; rechts und links folgen sich in parallelen Zügen, oft sich durchschneidend, wogige, kuppige Hügel. Und sie alle sind bewaldet und vom grünen Buchenlicht überfangen. Es gibt in Freienwalde mancherlei Kuriositäten. Da ist ein stillgelegtes Alaunwerk, dessen braune Hügel wie eine Herde riesiger Elefanten lagern. Es gibt ein klingendes Fließ, einen tief eingesenkten Waldteich, ganz zugewachsen, unter der grünen Decke tropft und pfeift das Wasser. Es gibt eine Ruine, einen Bismarckturm, der genau so häßlich ist wie alle derartigen Apparate, ein bescheidenes Schloß, das heute (es ist von hier nicht weit zu dem Gut des Reichskanzlers) Herrn Walter Rathenau gehört, eine leidliche Backsteinkirche der späten Gotik und einen christlichen Tempel aus der Aufklärungszeit, einen Monte Caprino und eine Casa rivera. Das alles aber ist ganz belanglos, gemessen an den unerschöpflichen Wegen auf den Höhen und in den Tälern, immer in dem mystischen Halbdunkel der stillen Wälder. Noch schöner aber als solch stundenlanges Wandern ist es, auf einen der aus unbehauenen Stämmen schlicht gezimmerten Ausblicktürme zu steigen. Man steht hoch über den Bäumen; bis an den fernen Horizont wogt und rauscht das grüne Meer. In diese Ströme des hell und dunkel zusammenfließenden Grüns fühlt man sich eintauchen; man atmet Grün, man glaubt sein Blut in den kühlen Lebenssaft des Vegetabils verwandelt. . . . Man kann von Freienwalde aus heitere Fahrten machen. Chorin ist leicht zu erreichen; man trifft eine gut gepflegte (durch die gelehrte Aufdringlichkeit des cistercienser-

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY



Prenzlau. Marienkirche, Altar.

schen Vierungsreiters leider gestörte) Backsteinruine. Nicht weit davon ein Meisterwerk der Technik, die Schleusentreppe des Finowkanals. Man kann (von Freienwalde aus) nach Oderberg fahren, um von dem jäh abfallenden Sandberg aus das Panorama des Bruchs zu sehen. Eine endlose, grüne, durchwässerte Ebene, Sägemühlen, Ziegeleien, Störche und fliegende Wolken, deren Schatten sich langsam über die Fläche schieben. Das Schönste aber, was man (von Freienwalde aus) machen kann, ist und bleibt doch das Spazieren durch die Wälder. Man kann sich dabei sehr weite Ziele stecken. An dem Basee, den Fontane „zu wenig melancholisch und doch zu heiter" genannt hat, fort und fort, bis Haselberg und über Harnekopf (wozu man freilich zwei Tage braucht) bis in den Blumental. . . . Ich habe in Freienwalde einmal einen Waldläufer gekannt; damals war er noch Kandidat, jetzt ist er Pfarrer an der dortigen Kirche. Der wußte von den verstohlensten Wegen, von den ganz im Laub verborgenen Dohnensteigen. Mit solch einem sinnenden Abenteurer muß man die märkischen Laubwälder durchwandern, wenn man ihr Geheimnis lösen will.

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Rheinsberg. Das Schloß, Rückansicht.

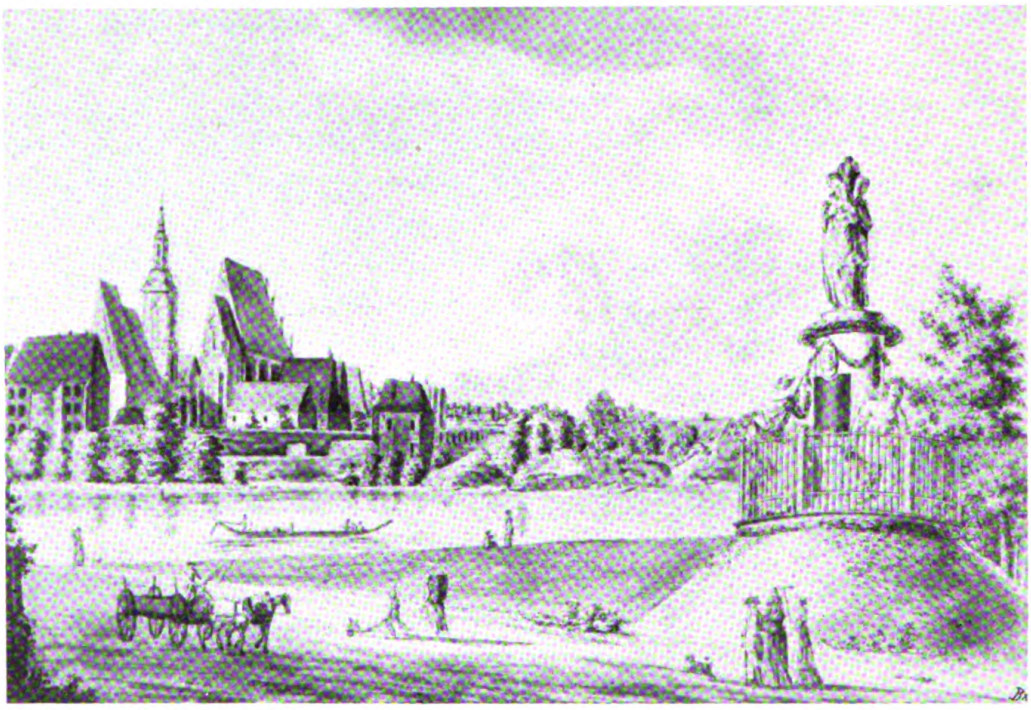
Zuweilen fragt man sich: womit unsere Kunsthistoriker eigentlich ihre Zeit vertun. Es gibt noch keine wirklich mit Einfühlung geschriebene Geschichte der Backsteingotik. Sie zu kennen, ist (auch für den Nichthistorischen) notwendig, wenn der architektonische Reichtum des nördlichen Deutschlands sich erschließen soll. Die Backsteingotik war die erste Blüte der norddeutschen Baukunst; sie ist bis heute die letzte geblieben. Dies gilt besonders für die Mark. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur einmal die alte märkische Hauptstadt, Brandenburg an der Havel, zu besuchen. Einen Tag dauert es allein, um im Rundgang einen Überblick zu bekommen; von der Fülle der lebensstarken Altertümer, die in den Kirchen, den Rathäusern, den Bürgerhäusern zu sehen sind, von romanischen Taufen, gotischen Altären, barocken Kanzeln, berichtet der dicke Band des Inventars, das unter der Leitung des ausgezeichneten Provinzialkonservators Theodor Goecke aufgenommen worden ist. . . . Vom schweren, süßen Geruch der Linden umlodert, die Katharinenkirche mit ihrem Kapellenkranz und den phantastischen Träumen ihrer hochübergiebelten Portale, mit dem orientalisch erhitzten Spitzenwerk der Ornamente, die in sinnlicher Koketterie den schwertschlanken Körper der in grünen, schwarzen und rotgrauen Tönen vibrierenden Kirche überzittern: man glaubt sich mystisch beflügelt; man begreift

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht, wie solche tanzende Blutseligkeit mit der kühlen Rechnung dieser mannhaften Bogenkonstruktionen zusammenklingt. . . . St. Pauli muß man von der Kanalseite aus entdecken; ein ganzes Geviert von derben, rhythmisch gekanteten Backsteinhäusern, eine hügelhafte Lagerung von raumgroßen Dächern, ein Turm, der keck hochschießt und die Horizontale der behäbigen Anlage lustig durchbricht; im Vordergrund, ängstlich, an das alte Klostergehöft gelehnt, geklebt, ein paar halbverwackelte, aber unzerstörbare Fachwerkhäuschen, in deren engen Stuben steinalte Leute mit schnurrenden Katzen spielen. Bei dem einen dieser Häuschen springt das obere Stockwerk dreieckig über die abgeschrägte Ecke des Untergeschosses hervor; dadurch entsteht ein scharfer Schlagschatten, ein Mysterium der Winkelmusik. Im Herzen von St. Pauli das weltferne Schweigen eines Kreuzganges; ein hölzerner Christus ist die einzige Stimme in der Rippenmonotonie dieser gotischen Askese. . . . Wehrtürme umstehen die Stadt; der am Steintor ist rund, der am Mühlentor ist achteckig, der am Rathenower Tor quadratisch. Den Trotz solcher Ziegelhäufung variieren die Armseligkeit der Jakobskapelle, die drohend aufsteigende Westwand der Gotthardskirche, der robuste Kubus der Petrikapelle und die feierliche Primitivität des Domes. Der Dom und die Dominsel (Brandenburg wuchs aus dem feindlichen Nebeneinander gedrängter Inseln): das Antlitz von Jahrhunderten, deren Energie Form geworden ist. . . . Vom Marienberg kann man die Stadt übersehen: mächtige Dächer heben sich; ihre Massivität wird weiß und klingend durch den unendlich laufenden Triller der Ziegelschatten. Wie einsame Riesenbäume drohen und schützen die Kirchtürme. Eine ausgeschüttelte Spielzeugschachtel, von weiten, grünen Flächen umrahmt, westlich die ersten Buchten des Plauer Sees. . . . Blinde Eiferer haben die köstliche Architektur dieser Stadt nachahmen wollen,

Rheinsberg. Schloß.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Frankfurt a. Od. Aquarell (im Besitz des Märk. Museums).

haben die Post, die Schulen, die Kasernen in eklig rohen Maschinensteinen gegotikt. Von den Neuherstellungen verdient nur das Alte Rathaus Zustimmung. Es läßt sich zwar nicht mit der Gewalt des danebenstehenden Giebelbaues und dessen gepanzerten Rundpfeilern vergleichen; aber es bewahrt in den neu eingefügten Teilen mit Geschmack die Stimmung des hanseatischen Backsteinstils. Hier, am Fuß des hohen Zinnengiebels, im Schatten blühender Linden, muß man des Abends sitzen; mit den Häusern, die den Markt grenzen, mit den Lichtern, die halbdunkel aufbrennen, mit den wenigen Menschen, die vorübergleiten, mit den Klangwellen, die von den Türmen kommen: ohne Namen und ohne Zahlen, als Essenz, werden die Jahrhunderte lebendig.

Das Rheinsberger Schloß ist von Knobelsdorff nach der Lehre der französischen Akademie erbaut worden. Der Wohlklang des klarlinigen, auf die Nuance ausbalancierten Flügelbaus und die Raumschönheit des von ihm umfaßten, nach der Seeseite offenen Paradehofes sind somit erklärt. Unverständlich bleiben die beiden Türme, die in die Fronten der Seitenflügel hineingedrückt stehen und durch ihre märkische Derbheit in der abstrakten Musik des französischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Baus als ein Naturalismus des Kriegerischen fast stören. Unverständlich ist auch die Säulengalerie, die von Turm zu Turm laufend, die Absicht des Freihofes aufhebt. Durch die Gewölbe im Unterraum des einen Turmes erfährt man bald, daß er aus den Fundamenten der alten Burgwarte, die früher hier stand, entwickelt worden ist. Über den zweiten Turm muß man sich durch die Akten belehren lassen, er wurde durch den Wunsch des jungen Friedrich, der Rheinsberg bis 1740 bewohnte, als Pendant erbaut. Friedrich befahl auch die Säulenkolonade. Solche Baugeschichte macht das Rheinsberger Schloß zu einem Symbol: Französische Architektur durch die Laune eines Preußenfürsten

Neuzelle. Klosterkirche.

(Aufn.: Sanitätsrat Dr. Paul Samter.)

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

aus dem Gefüge gebracht. Das ist das erste. Aber eben durch solches Preußentum neu charakterisiert: Französische Vollendung, mit den dürftigen Mitteln der preußischen Armut. Das ist das zweite. An dem Rheinsberger Kavalierhaus sind alle technisch schwierigen Teile statt aus dem selbstverständlichen Stein aus Holz gemacht worden. Im Schloß selbst gibt es nur unedle Materialien, und außer einigen Deckengemälden von Pesne nur Bildnisse des provinzialen Handwerks: Die Kunst in einem Staate, der sich groß gehungert hat. Rheinsberg ist wie eine Sehnsucht, aus der traditionslosen Kargheit zum Ideal einer reichen Kultur zu gelangen. Mit solcher Erkenntnis ist das Architektonisch-Wesentliche der preußischen Königsschlösser erfaßt. Die Pyramide, die Prinz Heinrich im Rheinsberger Park den Helden des Siebenjährigen Krieges setzte, ehrt die preußischen Generale und Sieger über die Franzosen in französischer Sprache.

Sand und Kiefern, Seen und Buchen, Findlingsblöcke, Backstein und Gotik und in solcher harten Welt, entzündet an bewunderten Vorbildern reicher Kulturen, der Glaube an eine Sendung: Das ist die Formel der Mark.

Aus dem Spreewald. (Aufn.: Sanitätsrat Dr. Paul Samter.)

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von der Kunstanstalt Emil Saatz G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Gries-Bozen Hotel u. Pension Austria. - Bes. Rud. Obermüller.

Hamburg Uhlenhorster Fährhaus. Joh. Schwegler's Hotel

Hotel und Pension Ritter, Ernst-Merckstraße 12-14, direkt am Hauptbahnhof. Tel. Gr. 4, 3199.

Harburg a. Elbe Hotel Kaiserhof. 1. Haus am Platze.

Heiligendamm Hotel und Pension Scherpeltz am herrl. Buchenwalde nahe d. See.

Helgoland Logierhaus „Felseneck" m. Depend. „Villa Seeblick"

Helgoland Hotel Märkischer Hof. Bes. Carl Stavenhagen.

Langeoog Nordsee-Insel Kurhotel J. Falke.

Lindenfels Hessen-Darmst. Hotel Odenwald. Bes. A. Vogel.

Lübeck Hotel International. Am Bahnh. Erstkl. neues Haus, zeitgem. hygienisch eingerichtet.

MALCHOW i. Meckl. Luftkurort. Herrl. a. See u. Wald. Hotels, Pens. u. Privat-Wohnung, für Sommerfrischler. Sport aller Art. Der Verkehrsverein.

Kurhaus Fleesensee, Besitzer Paul Wuthenow.

MARBURG a. d. Lahn Hotel Pfeifer. Bes. Rich. Leukroth.

MÜRITZ (i.M.) Ostseebad Kurort i. Hochw. Steinfr. Strand, Familienbad, 2 Dampferlandungsbrücken. Prospekt durch d. Badeverwaltung.

Grand Hotel Mecklenburger Hof. Dependencen: Villa Rath und Miramare. — Moderner Betrieb. Elektrisches Licht. Bes. Rob. Rath.

Hotel und Pension Bellevue. Im Walde in unmittelbarer Nähe der Seebäder. Anerkannt gute Küche. Vor- und Nachsaison ermäßigte Preise. Prosp. gr. Bes. C. Kruse.

Hotel Erbgroßherzog und Privathaus Villa Franziska. Häuser I. Ranges. Bes. Fr. Grahl.

NEUSALZ a. d. Oder Münzers Hotel. Bes. Paul Münzer.

NEU-GLOBSOW (Mark) (Stechlinsee) Haus Brandenburg. Vorn. Pension, neu eröffn. Mitten im Laub- und Nadelwald. Frau E. Below. Tel. Fürstenbg. 45.

Luftkurort bei Fürstenberg i. M. am Stechlinsee im Walde. Jeder Sport. Frau Clara Meyer.

Neustrelitz i. M. Pension Stübinger. Gr. Garten, direkt am Wald. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt V gratis.

Nienhagen Ostseebad Paul Hillmann, Hotelbesitzer.

Oppeln Central-Hotel Bes. W. Moeschler

PREROW Ostseebad. Strand-Hotel. I. Haus am Platze, schön u. unmittelbar a. Wald u. See gel.

Rominten Gust. Kallweit Hotelbesitzer.

Rössel (Ostpreußen) Hotel zum König von Preußen. Bes. Hugo Parschau.

Insel Rügen (Ostsee) Wald und See vereint. Weltberühmte Kreidefelsenküste! — Prospekte durch die Badeverwalt.: Baabe Binz, Bergen, Breege, Garz, Glowe, Göhren, Lauterbach, Lohme, Neuendorf, Neukamp, Putbus, Saßnitz, Sellin, Thiessow. Geschäftsstelle Binz. Rügen'scher Ostseebäder-Verband E. V.

Kurhaus Prora b. Binz. Erstkl. Pensionshaus, Strandpromenade u. herrl. Hochwald. Eig. Strand. Keine Kurtaxe. Dir. Dr. Weyte.

Salzungen Kurhaus Salzungen. Pächter: Gustav Boden.

SASSNITZ (Rügen) Viktoria-Hotel m. Depend., direkt a. d. See gelegen. Bes. Aug. Funk.

Hotel u. Pension Prinz Heinrich v. Preußen. Dir. a. Meeresufer, zivile Preise. Bes. Frau Th. Reiß.

Hotel Geschwister Koch, Kurhaus, ren. Pension, am Meer gelegen. Hotel des Deutsch. Offiziervereins.

Hotel am Meer. Direkt a. d. See. Bestrenomm. Haus. Otto Fieke, Hoftraiteur.

Schwarzburg-Rudolstadt Hotel Weißer Hirsch. Kurhaus und Villen. Robert A. Huebner.

Schwerin in Mecklenburg Hotel Nordischer Hof, am Schloß. Erstes Haus am Platze.

Stralsund Hotel Artushof Neues modern. Hotel, aller Komfort. Telefon 199. Besitzer Franz Klemm.

Travemünde Ostseebad Park-Hotel und Dependence. Von allen Zimmern herrliche Fernsicht auf See und Landschaft.

Tuttlingen Hotel „Zur Post" Besitzer E. Keppel.

Waren i. M. am Müritzsee Hotel und Pension „Müritzhöhe". (G. Peters). Telefon 65. Bester Aufenthalt für Sommerfrischler.

Villa Rautendelein. Vornehme Familien-Pension. Sommer- und Winter geöffnet. Tel. 192.

WARNEMÜNDE Stralendorfs Hotel. Das ganze Jahr geöffnet. Aller Komfort.

Hotels: Berringer und Pavillon. I. Ranges. Unmittelbar am Meer. Volle Pension von 6 Mark an.

Hotel Bellevue. Bes. H. Janzen (langj. Leiter des Hotel und Restaurant Kannenberg in Berlin).

Strandhotel (O. Lehmann). Vorn. ruhiges Pensionshaus in den Parkanlagen am Meer. Tel. 36.

Wiesbaden Hotel Kaiserhof und Augusta-Victoria-Bad A.-G.

WISMAR i. M. Hotel Stadt Hamburg. Theodor Martens, großherzogl. Hoftraiteur. Erstes Haus am Platze.

Wustrow in Mecklenburg Nordens Hotel. Bes. Joh. Norden.

Strand-Hotel. Alt. schatt. Garten. Dir. a. Strand. Neuer Inh.: F. Doß.

ZINGST Ostseebad Stein- u. staubfreier Strand. Eisenbahnstat. Prosp. d. d. Badeverw.

Wichmann's Hotel. I. Haus am Platze, am Bodden gelegen. Besitzer Otto Lenz.

Zippendorf Kurhaus am Schweriner See in Mecklbg. Inh. Rich. Albrecht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-google

VEREINIGUNG DER KUNSTFREUNDE

Gegründet 1883 auf Anregung der Direktion der Königl. Nationalgalerie Berlin

Die Deutsche Flotte

in zwölf farbigen Bildern von
PROF. HANS BOHRDT

Originale im Besitz Sr. Maj. des Kaisers

Als Mappenwerk,
in Einzelblättern und als Postkarten
erschienen

Für Mitglieder zu Vorzugspreisen / Prospekte gratis durch die
VEREINIGUNG DER KUNSTFREUNDE
AD. O. TROITZSCH / BERLIN-SCHÖNEBERG
Verkaufsstellen: Markgrafenstr. 48 und Potsdamerstr. 23

Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Der Kunstfreund

Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde

August / September 1908

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unentbehrlich

für jeden Kriegsteilnehmer ist der soeben erschienene

KRIEGS-DOLMETSCHER

DEUTSCH/FRANZÖSISCH
ITALIENISCH/ENGLISCH

Preis **60** Pfennig

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Zusammengestellt und bearbeitet von Prof. Dr. A. Amersdorffer, Oberleutnant der Reserve und Oberlehrer W. Doegen, z. Zt. Lehrer an der Kgl. Haupt-Kadettenanstalt in Gr.-Lichterfelde

---

Wie auf allen Gebieten, so wollen wir auch in der Beherrschung der Sprache unserer Feinde das beste leisten, Tüchtigkeit und Gründlichkeit sollen und werden uns zum Siege verhelfen. Der kleine Kriegsdolmetscher setzt jedermann, auch ohne Vorkenntnisse, in den Stand, alle Schwierigkeiten, die ihm täglich, ja stündlich durch Unkenntnis der Landessprachen erwachsen, mit Leichtigkeit zu überwinden.

Kein „Wörterbuch" im Frieden entstanden und für den Krieg zurechtgestutzt, sondern aus praktischen Bedürfnissen geschaffen, leicht faßlich, im Felde geboren und für den Feldgebrauch bestimmt ist der Kriegsdolmetscher ein treuer Berater für alle, die unter den Waffen stehen oder noch an die Front berufen werden.

Verlag: Kunstanstalt Emil Saatz, G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg, Feurig Straße 59.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der
Kunstfreund
Zeitschrift der Vereinigung
der Kunstfreunde
1915 August/September

Rudolf Penzig: Siegergeist und Philistergeist.

In Traubs „Christlicher Freiheit“ (Nr. 19 v. 9. Mai d. J.) wirft Karl König die Frage auf, wie ein sozusagen programmäßig verlaufener, ununterbrochener, obwohl immerhin mit schweren Opfern erkaufter Siegeszug des deutschen Volkes auf die Volksseele gewirkt hätte. Er fürchtet, daß — neben dem Ausdruck innigen Dankes gegen Gott bei den wenigen — doch „bei tausend anderen nur Hochmut und Übermut in die Halme geschossen wären“; ja, er besorgt, man würde das ungeheure Völkerringen nicht viel anders denn „als ein allerklügstes Rechenexempel“ ansehen, bei dem „Wissenschaft und Technik“ allein den Ausschlag gäben. Demgegenüber weist er auf die tieferen Kräfte der Menschenseele hin: den Geist todgetreuer Pflichterfüllung, der opferfrohen Liebe und des demütigen und geduldigen Glaubens. — Man könnte ihm erwidern, daß ohne allen Zweifel gerade in Wissenschaft und Technik diese geistigen Kräfte das eigentlich Vorwärtstreibende gewesen seien; denn was wäre ein Gelehrter oder Künstler, aber auch Krieger, ohne Pflichttreue, Opfermut, den ernsten Willen, der Menschheit zu dienen, und auch ohne

„jenen Mut, der früher oder später
den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
und jenen Glauben, der sich stets erhöhter
bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
damit das Gute wirke, wachse, fromme,
damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber offenbar richtet sich seine Besorgnis viel weniger auf den Geisteszustand der Kämpfer, Sieger und Helden selbst, als auf die Gemütsverfassung der großen Masse der Daheimgebliebenen und des ganzen Volkes. Hier kommt alles darauf an, ob nach einem Siege jener bescheidene und doch selbstsichere, mannhafte Geist die Oberhand behalten werde, oder der Dünkel der hohlen Selbstzufriedenheit, „wie herrlich weit wir's doch gebracht!"

Man erinnert sich, wie nach 1870 Friedrich Nietzsche in der ersten seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen" derselben ernsten Sorge Ausdruck verlieh und vor der „großen Gefahr" eines Sieges warnte. Diese erblickte er wesentlich in dem Wahne des „Bildungsphilisters", als ob der Waffensieg über Frankreich, dessen ethische Vorbedingungen: strenge Kriegszucht, natürliche Tapferkeit und Ausdauer, Überlegenheit der Führer, Gehorsam unter den Geführten er übrigens voll anerkennt, schon an sich ein Sieg der deutschen Kultur wäre. Von diesem Wahn der „gebildeten" Selbstzufriedenheit befürchtete er, er sei imstande, „unseren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln, ja, in die Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des „deutschen Reiches"."

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß auch heute oder morgen diese Gefahr wieder neu erstehe; folgt sie doch nach psychologischen Gesetzen aus der natürlichen Spannung, die zwischen Leistenden und Genießenden, Helden und Nutznießern dieses Heldentums besteht. Denn so ernst auch vielfach der Wille der Daheimgebliebenen ist, sich jener Opfer würdig zu erweisen, so eindringlich auch von den Besten unseres Volkes zum Heldentum in der Heimat gemahnt wird, so stark ist doch wiederum das Gesetz der Trägheit und das Beharrungsvermögen des Philistergeistes. Die Natur macht keine Sprünge, und nicht mit einem Male sind eingewurzelte ästhetische und ethische Fehler der Volkserziehung zu beseitigen. Auch der gewaltigste Sturm braucht Dauer, wenn er nicht nur einige Meter der Meerestiefe aufwühlen will.

Was Nietzsche, und zwanzig Jahre später Langbehn, der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher", mit scharfen Worten als Philistergeist und Kulturlosigkeit geißelten, das waren im letzten Grunde doch sittliche Mängel, freilich gesehen zumeist von der Warte künstlerischen Feinempfindens aus. Jener klagte über das „chaotische Durcheinander aller Stile", über die „Jahrmarktsbuntheit" in Kleidung und Hausgerät, Mode und Geselligkeit, aber auch über die satte Selbstgenügsamkeit, die den „stets suchenden", niemals befriedigten deutschen Volksgeist hasse. Der Rembrandtprophet findet das, was den heutigen deutschen Künstlern und den heutigen deutschen Gebildeten am meisten fehlte: nämlich tiefen inneren Ernst der Gesinnung und des Lebens, das Absehen von allen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Äußerlichkeiten, wie Markt, Mode, Gesellschaft, Bildungstrivialität und Charakterromantik, eben nur bei seinem Vorbild. (S. 38.) Auch ihm ist das Kennzeichen spießbürgerlicher „Bildungsdummheit“: nicht zu begreifen, daß es Dinge gibt, die sie nicht zu begreifen vermag; aber er zeichnet auch mit sicheren Strichen das Bild deutschen Wesens in den Eigenschaften: „stark, wohlerzogen und fein“ und erwartet als „echt deutsche Reform nur eine nationale, geistige, sittliche Reform unter der Devise der Bescheidenheit, deren höchster Grad die Uneigennützigkeit“ sei. (S. 273 ff.)

Wie weit sich nun in dem seither verflossenen Halb- und Vierteljahrhundert die ästhetische Kultur der Deutschen gehoben hat, mögen Berufenere entscheiden. Daß aber die ethische Kultur bei uns und anderwärts, mit den Leitsätzen der gleichnamigen deutschen Gesellschaft zu reden, „noch eine beklagenswert niedrige ist“, wird selbst nach den Erfahrungen dieser Monate schwerlich geleugnet werden können. Wohl hat der „Burgfrieden“ linderndes oder doch wenigstens glättendes Öl auf die stürmischen Wogen der widerlichen Interessenkämpfe ausgegossen, aber wer zweifelt, daß nach dem Friedensschluß nicht nur das berechtigte Ringen der Parteien um politische Macht, sondern auch jene wüste Begehrlichkeit und brutale Rücksichtslosigkeit wieder aufleben werden, deren Anzeichen schon bei dem Futterneid der Kriegslieferanten und im Machthunger mancher Diktatoren der Friedensbedingungen zutage getreten sind. Durchaus fern liegt es mir, einzustimmen in den traurigen Chorus jener Bußprediger, die den erstickenden Nebel und die unheilschwangeren Wolken der Genußsucht, Sittenlosigkeit, Selbstsucht und Brutalität, die vor dem Kriege auf deutschen Gauen gelagert hätten, nicht schwarz genug malen können, um nur den reinigenden Blitz des Kriegsgewitters voll erstrahlen zu lassen; bleiben sie uns doch die Antwort auf die Frage schuldig, woher denn unter solchen Umständen der Heldenmut, der Opfersinn, die Begeisterung für Vaterland, Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit gekommen sein sollten! Gewiß; Philistergeist gab es genug. Verschüttet unter leidigen Erwerbssorgen, eingezwängt durch rücksichtslosen Wettbewerb, verwöhnt durch einen noch vor hundert Jahren seltenen verhältnismäßigen Wohlstand und zu vielen Bedürfnissen erzogen, schien der Durchschnittsdeutsche kaum mehr gewillt und fähig, das Haupt nach „unpraktischen“ Idealen zu erheben. Die ältere Generation gefiel sich in einer „Realpolitik“ nach angeblich Bismarckischer Schule; an den leitenden Stellen standen jetzt die Männer, denen in ihren Studienjahren die alten liberalen Ideen schon, die neuen sozialistischen noch fremdartig waren, und die, stark nationalistisch gesinnt, für sich persönlich von Nietzsche kaum mehr als den „Willen zur Macht“ mitbrachten. Der oberflächliche Beobachter konnte glauben, in der bedenklichen „Kultur“ der Großstädte die wirkliche deutsche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kultur zu erblicken, obwohl offenbar in der jüngsten Generation schon sichtlich ein noch unsicher tastender, aber verheißungsvoller Idealismus zutage trat.

Die ungeheure Erschütterung der Volksseele durch die plötzliche Erkenntnis, daß es wider Erwarten noch einmal gelte, deutsches Wesen und deutsche Kultur gegen eine Welt von Übelwillen und Mißgunst zu verteidigen, erzeugte indessen — oder enthüllte sie ihn nur? — einen gewaltigen Siegerwillen, der mindestens in seinem tiefsten Grunde rein idealistisch ist; ob er es in seinen Folgen bleibt, also den Philistergeist überwinden wird, das gerade ist die Frage, die uns beschäftigt. Jedenfalls fielen im Schützengraben, jener Erziehungsstelle, die so viel Scheinbedürfnisse der Zivilisation beseitigte, auch die Masken des Egoismus und Materialismus, des Parteifanatismus und selbst konfessioneller Engherzigkeit zu Boden, und aus den Augen von Professor und Lohnarbeiter, Berufsoffizier und gemeinem Mann, Bauern und Städter strahlte der Geist echter Kameradschaft im Leben und Sterben, freiwilligen und gänzlich uneigennützigen Opfersinns hervor, den Kämpfern selbst zur Überraschung und herzinnigen Befriedigung. Wer von ihnen heimkehrt, von dem dürfen wir, trotz der natürlichen Ernüchterung der Alltagsarbeit, wohl hoffen, daß er „den Helden in sich nicht mehr töten" wird. Allzu tief erlebte er in der großen Opferschule mit allen Nerven, was wir schon im Bericht kaum ertragen konnten; tausendfach sah er Tod und grauenhaftestes Menschenleid; seine weitgeöffneten Augen haben gelernt, Wertvolles von Nichtigem zu scheiden; war er ein rechter deutscher Krieger, so verstand er es, „Mannheit und Güte zur Ritterlichkeit" zusammenzufassen, „Kraft zu beweisen ohne Brutalität, Zartheit ohne Schwäche". (Langbehn.) Einfachstes Gebot der Dankbarkeit, mehr noch der Selbstachtung ist es, daß wir Daheimgebliebenen ihn in einem von allem Philistertum gründlich gereinigten Haus empfangen. „Das wäre schon geschehen"? Geht mir doch mit euren lahmen Opfer- und Liebesgaben! Mit euren „Einschränkungen" und eurer Sparsamkeit, Wehrbeitrag und Milliarden, die sich euch gut verzinsen! Aber auch mit euren Kriegsunterstützungen, der Verwundetenpflege und Hinterbliebenenfürsorge — das ist ja alles weiter nichts als Gegenwartsarbeit, verfluchte Pflicht und Schuldigkeit! Wo bleibt die Zukunftsvorbereitung?

Die heißt: den Philister unter uns und in uns töten. Radikal vernichten! Mit dem Genußphilister werden wir uns nicht allzu lange aufzuhalten haben. Der ist tot. Wenigstens theoretisch; und soweit „Genießen gemein" macht. Die Masse, die — auch jetzt noch — die Kaffeehäuser, „Restaurants" — (lucus a non lucendo), Kinotheater usw. füllt, ist internationaler Pöbel. Einen desinfizierenden Schwamm darüber! Schlimmer ist das Philistertum des Großmannsdünkels, von dem schon Nietzsche schaudernd sagte, an ihm sei „seit dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriege alles Glück, Würde und Selbstbewußtsein". Das ist der Gläubige der Idee vom „auserwählten Volke", der an seinem „deutschen Wesen die Welt genesen" lassen möchte. Echter Siegergeist kennt und würdigt dagegen nicht nur die Tapferkeit, sondern auch die unzweifelhaften Vorzüge der Gegner und hat wahrlich weder die Verkleinerung noch gar den Haß nötig als gebrechliche Stützen eines offenbar heimlich kränkelnden Selbstbewußtseins. Verlarven sich doch nur allzuoft Angst und Mißtrauen unter jenem Bramarbasieren! Auch der Rembrandtdeutsche spricht wohl davon, daß „Deutschland durch seine Lage schon bestimmt sei, zu dominieren oder dominiert zu werden"; es werde „auch im europäischen Geistesleben die Führung übernehmen — wenn es wieder den Mut zu seiner besonderen und nur ihm eigentümlichen Bildung finde". Aber er setzt hinzu: „auf der Achtung fremden Rechtes, und nicht am wenigsten fremden Geistesrechtes, werde die deutsche Weltherrschaft beruhen". (S. 230/31.)

Diese philisterhafte Angstmeierei und Mißtrauensseuche ist es ja auch, die das innerpolitische Leben unseres Volkes am meisten vergiftet hat. Regierung und Parteien untereinander, Beamtendünkel und Bürgertrotz, Konfessionenhader, ja Mißtrauen zwischen Heeresleitung und Volksheer selbst — wie gut kannten wir diesen Alb auf unserem Volksherzen — und wie atmeten wir auf, als in der Stunde der Not von oben her das Vertrauenswort erscholl: „Ich kenne nur Deutsche, keine Parteien mehr!" und ihm von unten her die Tat Antwort gab! Sollte es denn ganz unmöglich sein, wenn auch der Parteiwege zum Ziele viele sein müssen, diese wenigstens als konzentrisch nach ein und demselben Ziele: dem Wohle des Vaterlandes gerichtet anzuerkennen? Möge der Siegergeist dies Schlottergespenst giftigen Mißtrauens unter denen, die Not und Tod bis zum gemeinsamen Massengrab miteinander geteilt, endlich auf immer verscheuchen!

Am unerträglichsten aber ist der Philistereſel unter dem Löwenfell des „Herrenmenschen", wenn er auf wirtschaftlichem Gebiete als Ausbeuter sich auf den „Kampf ums Dasein" beruft. Er lasse sich sagen, daß in der Menschen- und Volksgemeinschaft längst der Vorzug des auch Darwinistischen Gesetzes der „gegenseitigen Hilfe" erkannt worden ist, daß überall die höhere Wirtschaftsform an die Stelle des Streits und der Niederwerfung des Konkurrenten die Übereinkunft und die Gemeinsamkeitsarbeit zu setzen beginnt. Und will er das nicht glauben, so frage er den Siegergeist nach dem Geheimnis seines Erfolges; da wird er erfahren, daß nur freie Bindung unter einen Gemeinwillen, Gleichheit vor dem selbstgegebenen Gesetz und endlich — brüderliche Hilfe den Sieg an die Fahne fesseln. Gelingt das große Werk, so eine echte sittliche Kultur in deutschen Landen an Stelle der stillosen bloßen Bildung und Zivilisation

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entstehen zu lassen, dann mag uns auch um die einer solchen entsprechende ästhetische Kultur nicht mehr bange sein. Dann mag man dem deutschen Simson auch nochmals und immer wieder zurufen: „Philister über dir, Simson!“ — und er wird seine Arme ausrecken und alle neuen Seile zerreißen, „wie eine flächserne Schnur zerreißet, wenn sie ans Feuer riecht“.

Alfons Fedor Cohn: Deutschland und der Norden.

Man entsinnt sich noch jener allzubegreiflichen, aber leider so unfruchtbaren Sentimentalität, die bei Kriegsbeginn zahlreiche unsrer Geistesarbeiter, einzeln, in Gruppen oder Verbänden, dazu trieb, sich von neutralen Kollegen ein Zeugnis über die Leistungen der deutschen Kultur, besonders über ihre moralischen Elemente, ausstellen zu lassen. All diese Versuche, die man später, auch von deutscher Seite, leicht verhöhnen, ja schädlich finden mochte, waren so überaus bezeichnend: vor der allerfühlbarsten Wirklichkeit des Weltkrieges warb man nicht (wie England noch heute) um fremde kombattante Hilfstruppen, sondern um Bundesgenossen im Reich der ungreifbaren Werte. Und während das Heerwesen, die Umformung des wirtschaftlichen und politischen Lebens, der neue Ton und Takt des Alltags wie über Nacht von der strahlendsten Selbstsicherheit beseelt waren, mußte man sich die innerste Kraftquelle dieser praktischen Höchstleistungen, ohne die sie nie lebendig geworden wären, das moralisch-kulturelle Bewußtsein, erst vom Auslande bestätigen lassen. Und warum dies? Weil die englische und französische Presse, mit einem dürftigen Rest von Schamgefühl vor der Maskopei mit dem Zarismus und in sicherem demagogischem Instinkt blitzschnell den Spieß umgedreht hatte und die Deutschen als Barbaren vor aller Welt verschreien wollte.

Die alte Erfahrung, daß deutsches Wesen nicht seine eigene Leibhaftigkeit zu erfassen, sondern erst im fremden Spiegel zu erkennen vermag.

Dieser ganze Sympathiefischzug fiel denn auch bekanntlich tief ins Wasser. Der Krieg hatte die Schlagbäume an allen Grenzen geschlossen, und man verstand drüben nicht, was man hüben gemeint. Die moralische Sentimentalität wurde als politische Schwäche gedeutet, und man fühlte sich, auch in den kleinen Ländern des skandinavischen Nordens, wichtig und wertvoll genug, dem allenthalben angefallenen starken Vetter mit nationalem Selbstgefühl und ablehnender Würde entgegenzutreten. Die politischen Mächte erhoben, nicht anders wie in den kriegführenden Staaten, alleingebietend ihr Haupt, und jetzt erst begriffen wir alle, nicht nur die Sentimentalen unter uns, wie flach und locker dort das,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was uns bisher als höchste Blüte gegolten hatte, im wirklichen Nährboden nationalen Wachstums und Gedeihens wurzelte. Der Zusammenhang zwischen nationaler Wirklichkeit und ihrer bildnerischen Verklärung war bei den Nordländern womöglich noch verschwimmender gewesen, als bei den Erbpächtern des erdenfernen Idealismus.

Den Aufruf zur engeren Sammlung der vermeintlichen kulturellen Sympathieen wollten einige mit der germanischen Rassengemeinschaft begründen. Nun erinnern sich die „dreigeteilten Stämme des Nordens" eigentlich nur theoretisch und sozusagen bei feierlichen Gelegenheiten ihrer alten Zusammengehörigkeit; in der täglichen Praxis stellen sie sich durchaus gegensätzlich zueinander. Der Schwede ist für den Dänen ein unbegreiflich ritterlicher Phantast mit Siebenmeilengesten in Tun und Denken, der Däne für den Schweden ein lächerlich nüchterner Kleinkrämer und der Norweger für beide ein bäurischer Prahlhans, der echte Per Gynt. Das Wort „germanisch" ist in Dänemark lediglich zu einem Spottwort für alles geworden, was man am Deutschen Tadelnswertes finden möchte, und sonst so ziemlich außer Kurs gesetzt. Und es kann auch im Norden zu keiner neuen Belebung des Begriffes ermutigen, wenn ein so unbedingter Parteigänger der deutschen Sache, wie Sven Hedin, im österreichischen Feldlager die Überlegenheit des Germanentums über das Slaventum feiert, nicht nur weil dies die slawischen Völker Österreichs verletzen muß, sondern weil es einfach durch die dortige militärisch-politische Konstellation widerlegt wird und dem Gedanken der germanischen Gemeinschaft kaum überzeugte Anhänger gewinnen kann.

Gewiß, der alte Björnson hatte noch von dieser germanischen Kulturgemeinschaft geträumt und gepredigt, die sich politisch als ein skandinavischer Bund unter dem gemeinsamen Schutze Deutschlands und Englands ausformen sollte. Aber wenn heute noch Joh. V. Jensen und Peter Nansen, die allein von allen namhaften Dänen deutsche Sympathien öffentlich zu bekennen wagten, ähnlichen Hoffnungen nachhängen, so dürften sie doch einigermaßen den Sinn der blutigen Auseinandersetzung verkannt haben. Einen denkbaren Zusammenschluß Deutschlands und Englands würde jedenfalls nicht die sehr fragwürdige Rassengemeinschaft veranlassen, sondern die resignierte Einsicht Englands, daß es, anstatt seine Vormachtsstellung auf der Erde gänzlich abzugeben, sie lieber mit einem Ebenbürtigen teilen solle. Danach allein würde sich auch das Schicksal der skandinavischen Länder entscheiden, nicht kraft etwaiger verlorener Blutsbande.

Peter Nansen, der sich trotzdem in dem ganzen Meinungsstreit aufrecht und mit sicherem Gefühl für Deutschlands Zukunftskräfte bewährte, gab auch der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Losung Widerhall, das nordische Schrifttum sei Deutschland, als seinem verständnisvollsten Publikum und seinem besten Markt, zu Dank verpflichtet. Damit blieb er in Dänemark aber nicht nur allein, sondern er wurde von allen Seiten deswegen heftig angegriffen. Sven Langes Gegenstandpunkt, daß in diesem Verhältnis Skandinavien der gebende, Deutschland aber der nehmende Teil wäre und daher auf Dank keinen Anspruch habe, wurde der allgemeine. Und in der Tat beschränkt sich nun, bei näherer Betrachtung, die ganze, scheinbar so enge Verknüpfung zwischen deutscher und nordischer Kultur darauf, daß wir in den letzten Jahrzehnten mit mehr oder weniger Geschmack und Urteil eine Unmasse nordischer Schönliteratur ins Deutsche übersetzt haben.

In der Musik etwa hat uns der Norden während dieser Zeit überhaupt nichts gegeben. Bildende Künstler aus Schweden, Norwegen und Dänemark haben ihre Ausbildung in Frankreich gefunden und sind seine Schüler geblieben, wie die marktgängigsten Anders Zorn und P. S. Krøyer. Männer von eigenem Wuchs, wie Edvard Munch oder Bruno Liljefors, haben unsre Ausstellungen beschickt, aber nicht unsre Atelierjünger geleitet. Die beste nordische Architektur ließ sich an zeitgemäßer Umformung national-historischer Stile genügen, und ein eigener Kopf, wie Ferdinand Boberg, hat sich dazu aus einem Allerweltseklektiker entwickelt. Auch nicht ein kleiner Bruchteil dessen, was deutsche Malerei aus französischen Ateliers, deutsche Architektur und angewandte Kunst von englischen Zweckbauten und Gebrauchsgegenständen umbildend übernehmen konnte, wurde uns vom ganzen Norden dargeboten; und dabei ist doch gewiß nur dies und jenes aus dem Westen zu uns gekommen.

Aber selbst bezüglich der sichtbareren literarischen Befruchtung zeigt sich eine Scheidung, wenn ihrem Wesen nach so ausgesprochen nationale Temperamente, wie etwa Björnson oder Strindberg, in Deutschland nie eigentlich Schule machen konnten. Ibsen dagegen begann als technischer Lehrling der Franzosen, war in Italien und Deutschland zum Weltbürger geworden, und Joh. V. Jensen, den beinah schon jeder seiner deutschen Kritiker kopiert, kommt von Kipling, Jack London und Frank Norris her. Die Lyrik mußte uns mangels kongenialer Übertragung fast gänzlich fernbleiben; nur als Erzähler haben einige der älteren Norweger und Dänen eine Zeitlang als Vorbilder bei uns wirken können.

Umgekehrt, von Deutschland nach dem Norden, laufen die Fäden noch spärlicher. Man kann sagen, daß — um gerade einige Namen herauszugreifen — Hauptmann oder Wedekind, Dehmel oder Hofmansthal, Liebermann oder Trübner, Klinger oder Messel im Norden viel fremder sind, als je zehn ihrer nordischen Kollegen weit kleineren Maßes bei uns. Und mir wäre nicht bekannt, daß irgendein lebender deutscher Künstler von Rang und Eigenart im Norden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachwuchs gezüchtet hätte. Man müßte schon auf Wagner zurückgehn, dessen Lehrling dann eben Grieg heißt, und Richard Straußens nordische Nachtöner verschweigt man besser.

Trifft diese andeutende Übersicht, wie ich meine, auch im allgemeinen zu, dann besteht wirklich kein tieferer Grund für eine engere Zusammengehörigkeit deutschen Kunst- und Geisteslebens mit dem nordischen, geschweige denn für eine Verpflichtung, die dieses jenem schuldete. In den Wissenschaften, wo das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler viel greifbarer ist, sollte man weit eher solches Eingeständnis und solche Verpflichtung vermuten. Aber auch hier haben Krieg und politische Scheidung völlig Wissen und Gewissen zur Verleugnung gebracht. Die politisch-wirtschaftlichen Interessen sind in den einzelnen Ländern gleichsam mobilisiert worden und haben für die alte Internationalität der Wissenschaft auch in den neutralen Ländern die Grenzen gesperrt. Es gibt kein allgemeineres Thema, das während des Krieges nicht, statt wissenschaftlich geläutert zu werden, nach dem Marktwert politischer Sympathie erbarmungslos verhandelt wurde.

Dänemarks Feindschaft gegen Deutschland, die bis auf 1864 zurückgehn will, beruft sich auf die noch fühlbare Drangsalierung der schleswigschen Sprach- und Stammesgenossen, auf die Schutzlosigkeit der anerkannten Neutralität, wie im Falle Belgiens, und auf hunderte von Gründen und Scheingründen, die ihm von der alliierten Presse dargereicht wurden. Unendlich wirksamer als diese moralischen und gefühlsmäßigen Argumente ist das lebendige Interesse des dänischen Handels, das wesentlich von deutscher Einfuhr und englischer Ausfuhr bestritten wird. Soweit dänische Kultur vom Auslande bestimmt wird — und das wird sie in hohem Maße, wie die eines jeden kleinen Staates in der Ära des Weltverkehrs — hat in ihr der Zahler über den Gläubiger obgesiegt. All das dummdreiste Pochen auf den Individualismus und die Demokratie Dänemarks im Gegensatz zu der Reglementierung und dem Militarismus Deutschlands ist nichts als gedankenloser Abklatsch englischer Denkweise und Sitte.

In Norwegen liegen die Dinge ähnlich. Die hochtönend verkündete Selbständigkeit, die das Land durch die Loslösung von Schweden vor zehn Jahren errungen haben will, ist in Wahrheit eine größere Abhängigkeit von England, das zweifellos an dem Unionsbruch mitgewirkt und dadurch Norwegen zu seinem „Admiralstaat" gemacht hat. Die Reue darüber dürfte etwas spät kommen; sie äußert sich jedenfalls in der versuchten Wiederanknüpfung gemeinsamer Verteidigungsmaßnahmen mit dem natürlichen östlichen Bundesgenossen und in der berechtigten Furcht vor den russischen Ausdehnungsgelüsten, gegen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die nach den jüngsten Erfahrungen England kaum noch die nötigen Sicherheiten bieten dürfte. Wenn auch einzelne Männer, wie Knut Hamsun, Niels Kjaer und Johan Bojer, mit der Stimme der Vernunft den Englandnebel über Norwegen lichteten, so nährt sich augenblicklich auch das norwegische Geistesleben kümmerlich von den Brocken, die ihm von Westen her über die Nordsee zugeworfen werden.

Schweden jedoch hat seinen Hauptmarkt in Deutschland, ist ihm als Industrieland in vielem und auch darin verwandt, daß es die größten Entwicklungsmöglichkeiten birgt, wenn auch auf andrer Grundlage. Dänemark zeigt entschiedene Verfallssymptome nach der Art Frankreichs, Norwegen kann nur in Anlehnung an ein andres Land ernsthaft mit der Zukunft konkurrieren; Schweden aber trägt den größten Teil seiner Kraft noch unverbraucht in sich. Die Wehrfrage, die vor dem Kriege in seiner inneren Politik eine so große Rolle spielte, war im Grunde gar kein prinzipieller Streitpunkt zwischen den Parteien, sondern eher ein Agitationsmittel der Rechten, der Partei der Industrieherren, ihre durch das allgemeine Wahlrecht verlorene Herrschaft wiederzugewinnen. Die Linke mitsamt der Sozialdemokratie weigerte sich durchaus nicht grundsätzlich, die Wehrkraft des Landes zu erhöhen, nur hielt sie die Russengefahr nicht für so bedrohlich und schlug ein langsameres Tempo in den Rüstungen vor. Nun scheinen die Tatsachen bis zu einem Grade der Linken, der die Mehrzahl der schwedischen Künstler und auch zahlreiche Wissenschafter angehören, unrecht geben zu wollen; aber statt es einzugestehen, stürzt sie sich jetzt kopfüber, und den deutschfreundlichen Konservativen abgewandt, mit demokratischer Ideologie den Alliierten in die Arme und scheut sich dabei nicht einmal, auch den Russen, den bedrohlichsten Landesfeind, mitzuschlucken. Anläßlich des Lusitaniafalles fühlte sich eine große Gruppe namhafter Intellektueller zu einer Kundgebung an die englische Presse verpflichtet, deren unausgesprochene Sympathie begreiflicherweise nicht Deutschland galt. . .

So standen die Dinge, und so stehen sie jetzt: keinesfalls günstiger demnach für einen künftigen Kulturaustausch. Gewiß ist es heute verfrüht, neue Wege über das verschüttete Gelände, unter dem es noch drohend rumort, abzustecken. Aber einige allgemeine Richtlinien mag man doch aus dem Erlebten gewinnen können. Wir vermögen nicht (auch die nicht, deren Aufgabe und Macht es untersteht), die wirtschaftlichen Voraussetzungen über Nacht umzustürzen oder auch nur zu verbessern, die die Beziehungen der Völker regeln und nach denen sich, abseits vom persönlichen und flüchtigen Gefühl, die politischen Interessen und Sympathien formen. Aber es ließe sich doch auch die Möglichkeit denken, daß wir auf rein kulturellem Boden, anstatt wie bisher wesentlich das Ausland

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu Gaste zu bitten, kolonisatorisch dorthin ausziehen, einen — wenn man so will — kulturellen Imperialismus treiben. Der Krieg hat uns unsre eigene Überschätzung all der fremden Kulturen enthüllt, die keinen festen Grund in nationaler Stärke und Organisation haben. Kultur und Organisation aber stehen in unbedingter Wechselwirkung zueinander; diese hätte sich auch bei uns ohne jene nicht in der Stunde der Not so überraschend entfaltet, jene können wir ohne diese nicht sicher in der Zukunft bewahren. Das aber sind Kräfte, deren unverlierbare Verbindung noch bei keinem andern Volke erkannt, geschweige denn verwirklicht wurden. Ihnen gilt es Verbreitung zu schaffen mit Mitteln, die die Zeit noch lehren wird, damit man in Zukunft nicht wieder falsche Gläubiger um etwas bitten muß, was wir selbst, und nur wir, ihnen geben können.

Bruno Schönlank: Wolken im Sommer.

Maria trägt ein blaues Kleid,
Drein goldne Sterne sind verwebt,
Und wenn sie ihre Füße hebt,
Erklingt der Himmel weit und breit.

Und wenn sie wandert
Durch die sel'gen Aun,
In ihrem Arm das Kind,
Dem keines gleich,
Und sie sich neiget,
Zart es zu betraun,
Umschweben Gottes Engel sie zugleich.

Und wenn sie küßt den heil'gen Sohn
Und weich ihn bettet auf den Himmelswiesen,
Drauf alle Blumen wundersam ihr sprießen
Und Zitterwinde süße Düfte fächeln,
Steigt selbst mit einem wehen Lächeln
Gottvater von dem Sonnenthron
Und flicht ihr einen Dornenrosenkranz.

*

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es sind Tage, die uns Gott geschenkt,
Wo wir auf schmalen Pfaden
Durch wogendgrüne Felder gehn
Und wir in Duft und Blühen so versenkt,
Daß in den hingehauchten blauen Höhn
Sich unsre trunknen Blicke baden.

Wir setzen uns an einem Feldrain nieder,
Wo Dornen blühen,
Rosenüberronnen,
Und süßen Odem haucht der Thymian.
Ich streichle deine Haare hin und wieder,
Die goldig warmer Sonnenschein gesponnen.

Wir folgen selig zarter Wölkchen Ziehen
Und lauschen unsrer Herzen Schwingen,
Die Tag für Tag
Und Nacht und Nächte singen
Glutrote Melodieen
Unsrer Liebe.

*

Gott, meine Seele ist ein kleines Kind,
Das mit den blanken Sternen spielt,
Den Mond an einer Silberleine führt,
In Blumengärten deinen Odem spürt.

Und ist ein alter müder Mann,
Der nächtelang sich nach der Sonne sehnt,
Mit welker Hand nach ihren Strahlen greift
Und eine goldne Himmelsleiter webt,
Die hoch und immer höher ihn erhebt,
Daß er sich nahe deinen Busen wähnt.

Doch wenn ich denke deiner Menschheit, Gott,
Und fühle alle Qual, die sie bewegt,
Und sehe, daß dein Heiland Dornenreiser trägt
Dann bist du mir so rätselhaft geworden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

August Döppner: Entwicklungen. Lessing, Pfau, Kürnberger.

Gibt man den Satz zu — und wer mag ihn bestreiten —, daß der Maßstab für die Geistesarbeit der Menschheit vornehmlich der Stand ihres Bewußtseins ist, so bekommt man damit einen die Beurteilung der irdischen Ereignisse sehr fördernden Gesichtswinkel. Menschheitsbewußtsein — der Begriff bekommt erst Einheitlichkeit, wenn man der Menschheit organische Einheit zubilligt. Denn bekanntlich sind die Unterschiede zwischen dem Menschheitsbewußtsein der — anerkannten und unerkannten — Führer und dem der Masse so gewaltig, daß zwischen Basis und Spitze Welten liegen. Sicherlich hat mancher Grieche vor zwei Jahrtausenden schon tiefe Züge aus dieser Geisteseſſenz getan, während heute noch unser guter Durchschnitt höchstens einige Tropfen davon in seinen Lebenstrank bekommt. Es geht damit, wie mit allen Entwicklungen, die aus unserer Tiefe kommen: es beginnt zufällig, vereinzelt, instinktiv, genial, es steht überraschend da, auf einsamer Höhe, und verschwindet wieder, scheinbar ohne Spur und Hinterlassenschaft. Aber es genügt, wenn irgendein verborgenes Auge seine Schönheit erstaunt eingesogen, irgendein zufällig lauschendes Ohr sich über den absonderlichen Klang seiner starken Stimme verwundert hatte. Nie war solches Leben vergeblich, nie starb es ganz ohne Samen. Und bringt dieser Samen vorerst blassere Blüten und geringere Frucht, so wirkt er sich doch aus in der Zahl; und irgendwo und irgendwann ersteht wieder das Wunder, jetzt schon nicht mehr ganz so einsam, nicht mehr ganz ohne Widerhall. Bis dann einer kommt, der besonders gewaltig in den Himmel greift und ein Zauberwort herunterholt, das in den dichtesten Schlaf und in die bänglichsten Träume trägt. Und jedesmal fällt dabei eine Hülle, und wir sind dem Erwachen um eine Stunde näher.

Diese Vorwärtsbewegung kann also nicht gleichförmig sein. Es ist ein Auf und Ab, in großen Zügen, die oft scheinbar rückwärts rollen. Der Gewaltige wirft das Wort hin, hundert Geister und tausend Geisterchen stürzen sich drauf, zerspalten und zersetzen es und tragen es in die Masse, die schwer daran verdaut und noch lang nicht fertig ist, wenn die Hundert schon das nächste Wort vernehmen. Aber wichtig sind die Hundert und die Tausend, denn die Menschheit ist ein Organismus, und die Speise ihres Gottes ist schwer.

Lessing brachte System in diesen Prozeß, nachdem Luther das große Wecken über Deutschland gerufen hatte. Mindestens ebenso bedeutungsvoll wie des Wolffenbüttlers positiven Ergebnisse ist die Wirkung seiner Methode. Wohl war es segensreich, daß er dem in Formeln erstickenden Gottsched den Todesstoß versetzte,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß er die französische Tragödie entthronte und ihre Verständnislosigkeit den aristotelischen Einheiten gegenüber nachwies, dabei dessen Poetik uns nutzbar machte und Shakespeare hereinholte, daß er schließlich einigen Philistern den Mund stopfte und zum Überfluß den Nathan schrieb. Doch das Bedeutsamste war der Geist, in dessen Zeichen er all diese Werke schuf, und der durch ihn den andern, den vielen zugänglich wurde. Ein Geist, der ganz auf sich selbst gestellt war, fundamentlose Autorität über den Haufen rannte und alles, ohne Ausnahme, vor den Gerichtshof des dialektischen Denkens brachte. Denn damit gab er seinem Volke den Mut und die Technik des Evolutionierens, dieser radikalsten aller Revolutionen. Wir wissen, daß Goethe, Schiller, auch Fichte unmöglich gewesen wären ohne ihn, aber außerdem hat er das große Publikum zu selbständigem Nachdenken und Mitarbeiten aufgefordert und angeregt. Dabei unterscheidet ihn als Aufklärer von den französischen Enzyklopädisten das Verantwortungsgefühl, bei aller auf dem logischen Gewissen ruhenden Freiheit.

So kann man im großen ganzen sagen, daß seit Lessing die geistigen Ansprüche des bürgerlichen Publikums sich progressiv vermehren. Am Ende des 18. Jahrhunderts und um seine Wende ist diese steigende Kurve meistens stark verzerrt durch die Einflüsse gewaltiger Persönlichkeiten und Ereignisse, klar und bestimmt zeigt sich aber die aufgegangene Saat schon in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts. Die Zeit ist völlig neu: die Demokratie des Geistes ist herangewachsen. In Wissenschaft, Technik, Politik.

Mancher feine, überlegene Kopf sah in solchem Vervielfältigungsprozeß eine große Gefahr. In seiner Anmaßung, seiner Beschränktheit, seiner Oberflächlichkeit und allen diesen Untugenden speziell des Typus „süddeutscher Demokrat". Indessen: zogen diese Gegner in Betracht, daß jede Bewegung ihre Kinderkrankheiten hat, daß eine Bewegung, die aus unmündigen Kindern mündige Leute machen will, sie ganz besonders haben mußte?

Freilich steckt sogar unsere Wissenschaft oft noch in diesen Begrenztheiten des sogenannt demokratischen Geistes. Erst der Appell an den ganzen Menschen, an die Menschheit im Menschen läßt uns diese Grenzen überwinden. Es ist ein gutes Zeichen, daß dem demokratischen Geist im eigenen Lager Ansätze zu dieser Selbstüberwindung wuchsen.

Ludwig Pfau war ein solcher Ansatz, Ferdinand Kürnberger war bereits eine ansehnliche Blüte.

Es gibt bei Ludwig Pfau noch manches, das phrasenhaft klingt und an die lautesten, nicht wohllautendsten, Stimmen der mittleren Jahrzehnte gemahnt. Die erste der hier folgenden Strophen empfinde ich als ein Beispiel hierfür, die zweite (aus einem andern Gedicht) als eines für den Aufstieg.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— — Und wenn durch eines Denkers Hirn
Der Wolluſtblitz der Wahrheit zittert,
Und wenn, den Staub noch auf der Stirn,
Ein Knecht die Kette jäh zerſplittert,
Und wenn der alten Knechtſchaft Erben,
Die Völker, aufſtehn nah und fern,
Sich ihre Freiheit zu erwerben —
Das iſt der ſchönſte Tag des Herrn — —

Erkenntnis heißt die Bundeslade,
Die Wahrheit gibt und Tugend ſchafft;
Und Arbeit heißt die Wirkungsgnade,
Die uns erlöſt durch unſre Kraft,
Wann wir den Erbfluch überwanden,
Der Hand und Hirn der Not verdingt —
Dann iſt der Heiland auferſtanden,
Der in die Welt die Freiheit bringt!

Auch bei der erſten Strophe bleibt übrigens die Geſinnung, die der deutſchen Demokratie immer, auch in den Auswüchſen, zukam: Mannhaftigkeit. Die Leute haben faſt durchweg ihr Lebensglück geopfert. Pfau mußte, mit 22 Jahren Zuchthaus beladen, nach der Schweiz flüchten, ſeine Verlobte, eine junge Schwäbin, mit ihren Eltern nach Amerika.

Der Wunſch, ſeine Anſchauungen zu fundamentieren, der Bundeslade „Erkenntnis" wert zu ſein — in welchem Wunſch ich den Anſatz zur Überwindung der demokratiſchen Einſeitigkeit ſehe —, ließ ihn mit tüchtiger, zwar nicht zureichender Kraft an ſeinem Hauptwerk, den „Freien Studien" arbeiten. Die Vorwortſätze zu dieſem Buche zeigen eine erſtaunliche Selbſtändigkeit:

„Die aprioriſche Spekulation, wie ſie von der deutſchen Philoſophie auf die Spitze getrieben wurde, iſt nicht imſtande, die Wahrheit zu finden, weil ſie inhaltlos iſt und notwendig im Formalismus ſtecken bleibt. Das empiriſche Verfahren, wie es in der neueſten Richtung der exakten Diſziplinen dem ſpekulativen Denken gegenübertritt, iſt ohne die philoſophiſche Arbeit zuſammenhanglos und ſchafft Kenntniſſe, aber keine Erkenntnis. Die höhere Einheit dieſer beiden Verrichtungen, welche, vom Konkreten ausgehend, die Reſultate der Beobachtung vermittelſt des dialektiſchen Prozeſſes in gegenſeitige Beziehung ſetzt und ſyſtematiſch verwertet — ſie allein führt zur Erkenntnis der Wahrheit."

Man bedenke die Zeit: 1866! Das ſind Weisheiten, die manchen Leuten noch heute nicht in den Kopf wollen. Freilich iſt die Verwirklichung dieſes Programms bei ihm für unſer heutiges Wiſſen dilettantiſch. Berauſcht von den Phraſen der damals ziemlich neuen phyſiologiſchen Wiſſenſchaft, genügen ihm Namen wie Cerebroſpinalachſe mit den Gehirnhemiſphären, ſenſitive Nerven mit zentripetaler Strömung, motoriſche Nerven mit zentrifugaler Strömung u. dgl. als *Erklärung*. So ſagt er: „Das Denken wie das Empfinden *iſt* ein phyſiologiſcher Prozeß", ohne zu ſpüren, daß er damit bekannte Größen auf eine völlig unbekannte zurückführt.

Ein Mangel an Gründlichkeit, das Sichberuhigen bei Namen und leichtgefundenen, weil erwünſchten Behauptungen iſt auch in ſeinen andern Aufſätzen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu spüren. So, wenn er dem Christentum Sünden aufbürdet, die ihre zureichende Erklärung vielmehr in dem Sieg eines wilden Volkes über einen dekadenten Kulturstaat vom Schlage Roms finden. („Ein Stück christlicher Kultur.") Doch enthalten alle diese Schriften („Kunst im Staat." „Zeitgenössische Kunst in Belgien." „Französische Maler." „Proudhon und die Franzosen." Alles in dem Sammelwerk „Freie Studien") noch für den Leser von heute vielfältige Anregung.

Ferdinand Kürnberger ist von anderer Art. Impulsiver, unbegrenzter, schärfer, auch politischer, zeigt er, hart an der Grenze des Genies, den Segen der demokratischen Freiheit an einem reiferen Geist von starker und reicher Persönlichkeit. Er ist der Modernere. Man ist versucht, seiner ganzen Art zufolge, die rational und doch eigenmächtig ist, ihn den aristokratischen Demokraten zu nennen, und sieht an diesem Widerspruch der Worte, daß hier der Punkt ist, *an dem die demokratische Entwicklung wieder zur Persönlichkeit zurückläuft*. Und man könnte von diesem Punkt leicht den Beweis ableiten, daß die oben benannten Untugenden nicht *notwendige*, nicht bleibende Eigenschaften des demokratischen Verdauungsprozesses, daß sie *überwindbar* sind, daß Demokratie als selbstverständliche Forderung des Geistes mit Persönlichkeit sehr wohl zu vereinigen ist.

Auch Kürnberger ist die Vernunft alles, aber seine Voraussetzungen sind zahlreicher, und so steht er über der Tendenz. Daß er es unternahm, ein Buch wie „Der Amerikamüde" (Lenau in Amerika) zu schreiben, weist darauf hin, daß der Intellekt nicht Alleinherrscher in seiner Seele war. Seine Schriften sind in der Form oft überwältigend, im Inhalt zeitüberlegen und prophetisch:

„Es ist nicht ganz dasselbe, ob auf 10 Quadratmeilen 1000 Wildkatzen wohnen, oder auf 20 Quadratmeilen 2000 Pferde und Stiere, welches doch starke und gewaltige Tiere sind. Aber es sind Tiere mit friedlichen Instinkten, und ihr Reich kann ohne Gefahr doppelt, ja zehnmal so groß sein als das Reich der Wildkatzen. Europa schläft ruhig, wenn das Reich des preußischen Landwehrmannes zehnmal so groß ist als das Reich der Zuaven und Turko." (Aus: Siegelringe; August 1870.)

„Ist es die Mission Frankreichs . . . zu rauben, zu plündern und zu morden, so hole der Teufel diese Mission. Ist es aber die Mission Frankreichs, geistreich und liebenswürdig zu sein, Ideen zu haben und im guten Geschmack zu exzellieren, so bleibt zu wissen — daß *Athen* diese Mission unermüdlich erfüllt hat, nachdem es schon längst unter mazedonischer und römischer Herrschaft stand!" (Aus: Literarische Herzenssachen; August 1870.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rembrandt. Mutter und Kind.

Robert Breuer: Rembrandt, Ein Gespräch.

Der Naturalist: Er hat unser Wissen von der Natur erweitert; er lehrte uns das Licht sehen, wie es den Raum erfüllt, wie es in Strahlen und Bändern, tropfend und rieselnd einfällt, wie es die Körper aufleuchten macht, die Schatten verwischt, die Konturen verdunsten läßt, die Falten und Nischen zum flimmrigen Leben weckt, wie es mit der Dunkelheit kämpft und sie niederringt.

Der Mystiker: Das, was Ihr da nennt, hat schon Caravaggio vermocht; von dem hat es Pieter Lastman sich beibringen lassen. Pieter war Rembrandts Lehrmeister. Somit wäre das Geheimnis, das uns tausendfach den Atem raubte und uns immer wieder, gleich jenen Hirten, denen die Glorie der Heerscharen erschien, zu Boden stürzen läßt, historisch erledigt. Rembrandt, ein Fortsetzer, bestenfalls ein Vollender der Malerei von bühnenhaft beleuchteten Dämmerungs-

Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

ſzenen. Nein, dadurch, daß Ihr der redlichen Naturerforſchung einige grelle, theatraliſche Scherze aufpfropft, kommt Ihr dem Dämon nicht nahe. Caravaggio iſt heute nur noch eine techniſche Kurioſität; Rembrandt weitet ſich vor uns als ein nie verſiegender Strom der Lebenskraft. Der Italiener beluſtigt, intereſſiert, verblüfft; der Niederländer, den die Deutſchen einen Deutſchen und die Franzoſen zuverſichtlich den Ahnherrn ihres Delacroix, ihres Daumier, ihrer Millet und Courbet nennen, zermalmt uns, ſengt uns mit hölliſchem Brand, ſegnet uns mit himmliſchem Feuer, entfaltet und vertieft unſere Augen, daß ſie in der Krone eines Baumes, in der Dumpfheit einer armſeligen Kammer, in der Bauchhöhle eines geſchlachteten Ochſen den Sinn des Seins, eine Spiegelung ihres Fürchtens und Sehnens, das Antlitz der Ewigkeit erſchauen.

Der Stiliſt: Der Künſtler will die Einheit; er tilgt die Vielfältigkeit der Erſcheinungen durch ein ausgleichendes Mittel; er drückt zurück, er hebt hervor, er ſucht die Harmonie. Die Natur muß durch den Stil überwunden werden; der Künſtler überſetzt ſie nach den Regeln einer Grammatik, die zu wählen oder gar zu ſchreiben er allerdings die Freiheit hat. Wählte er aber, ſo muß er konſequent bleiben. Die Kunſt iſt Syſtem. Rembrandt war ein unerhört begabter Jongleur, der mit zwei Kugeln feuerwerkte: hell und dunkel. Es wäre Methaphyſik, anzunehmen, daß die lichten und die ſchwarzen Stellen auf ſeinen

Rembrandt. Landſchaft.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rembrandt. Landschaft.

Bildern und Blättern etwas anderes bedeuteten, als Elemente einer planmäßigen Konstruktion.

Der Mystiker: Der Stil ist immer kalt. Er lähmt, er tötet. Er ist der Kunst verhängnisvoll, wie der Monismus der Weltanschauung. Er ist dumm, kurzbeinig und ohne Atem; der Stil, wie ihn die Stilisten meinen, ist eine Verschneidung der Natur. Rembrandt aber war kein Zurechtleger, kein Abwäger, kein mehr oder weniger geschickter Arrangeur. Er war die Leidenschaft schlechthin, ein Tänzer, ein Brünstiger, ein Verführer und Verführter, ein Glaubender und ein Verzweifelnder, ein Verhöhner des Buchstabens und ein Anbeter der Urkraft, die in Sprüngen zeugt. Mit den ungezähmten Instinkten des Tieres verrichtet er das Werk eines Gottes. Er ist fromm wie ein Kind und wild wie ein Barbar. Er sieht die Welt nicht als eine ausgeglichene Einheit, vielmehr als ein Drama voll von Schrecken und Seligkeiten, unerlöst nach Erlösung hungernd, als Schrei und Traum, als Geborenwerden aus unheilträchtiger Nacht zum sangvollen Goldlicht des Schöpfungsmorgens.

Der Stilist: Paule, du rasest. Die Kunst ist Überwindung des Chaos.

Der Mystiker: Aber nicht seine Vernichtung. Die Kunst ist nicht Zähmung; sie ist Steigerung, sie ist nicht geschliffenes Gefäß, sondern pulsender Wein. Im Tagebuch des Delacroix findet sich diese Stelle: „Vielleicht kommt man noch einmal dahinter, daß Rembrandt ein viel größerer Maler ist als Raphael . . .

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rembrandt. Lesender Mann.

Ich schreibe diese Gotteslästerung, über die allen Schulmännern die Haare zu Berge stehen werden, nieder, ohne endgültig Partei zu nehmen." Der damalige Franzose durfte trotz seiner rechten Witterung neutral bleiben; der heutige Deutsche muß sich entscheiden. Rembrandt ist größer als Raphael, er ist mächtiger, furchtbarer, fruchtbarer. Es gibt von Rembrandt Zeichnungen nach Leonardos Abendmahl; sie bedeuten eine Verinnerlichung des Pathos, eine Vermenschlichung des Götzenhaften, eine Abtragung der Bühne, eine Aufschließung des Herzens.

Der Naturalist: So ist es, die Kunst haßt die Grimasse; sie haftet an der Erde, sie achtet die Wirklichkeit.

Der Mystiker: Sie spottet des Modells. Das berliner Kupferstichkabinett besitzt eine „Verkündigung", angeblich die Zeichnung eines Rembrandtschülers, die der Meister verbessert haben soll. Es mag schon sein. Das Werk des Novizen ist redliche Abschrift der Natur; der Engel kommt als ein drappierter Knabe mit Flügeln, deren Federn zu zählen sind. So etwa hätte Uhde die Verkündigung

Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

malen können, mit zivilem Realismus und lyrischem Geschmack. Rembrandt packt zu; er reißt das Menschlein, das die himmlische Erscheinung markieren will, zur Größe einer überirdischen Vision. Die Erde verschwindet, und wahrhaft kommt der Himmel mit lichtheller Musik zu der demütig kauernden Magd Maria ... Rembrandt ist Simson und Faustus; seine Kunst ist die Synthese von Fleisch und Geist.

Rembrandt. Saskia.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Naturaliſt: Die Kunſt kommt aus den Sinnen . . .

Der Myſtiker: um ſich zu den Sternen zu erheben. Brüder, Ihr kennt Eugene Fromentin, er hat das klügſte und darum ſchönſte Buch über das Handwerk der Malerei geſchrieben. Darin geht er mit Rembrandts berühmter „Nachtwache" durchaus nicht glimpflich um; aber er rettet das rätſelhafte, zwergige Kind, das zwiſchen den gewappneten Männern wie ein gleißendes Wunder auftaucht. Fromentin fragt: wie würde Rembrandt dieſe myſteriöſe kleine Perſon verteidigen; und er läßt Rembrandt antworten: ich liebe alles was glänzt, und darum habe ich ſie in glänzende Stoffe gekleidet. Fromentin war ein Maler; er kannte die unwiderſtehlichen Kräfte, die aus Farbe und Glanz hervorquellen. Es gibt Inſulaner, die alles Glänzende anbeten. Durchaus von ſolcher Art war Rembrandts Liebe zu den Metallen, zu den Perlen, zur Frauenhaut und zu den Sonnenſtrahlen. Vormenſchlich, übermenſchlich.

Der Naturaliſt: Woraus hervorginge, daß dieſer Zauberer nie die Wahrheit ſuchte und ſtets der Deutung nachjagte.

Der Myſtiker: Was iſt Wahrheit? Für Euch ſitzt ſie — worin Ihr übrigens irrt — im Mechanismus Eurer Augen, für Rembrandt war ſie ein kosmiſches

Rembrandt. Geſchlachteter Ochſe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeichnung eines Rembrandt-Schülers, vom Meister verbessert.

Brausen, ein Dröhnen der Erde, ein feuriges Regnen, ein Kavalierfrühstück mit der Saskia, ein Liebkosen phantastischer Orientgewebe. Rembrandt kannte keine Begriffe, noch Gesetze. Die Wahrheit erfaßte er im Genuß, im Trunk, in der Umarmung. Er war ein Künstler . . . Übrigens, er hat auf eine besondere, unsterbliche Weise den Bluttakt der Welt eingefangen; er hat die Landschaft, das wellige Zittern der Blättermassen, den elastischen Widerstand der Stämme, die wehende Biegsamkeit der Zweige, das Wurzelnde der Wiesen, den drängenden Taumel der Äcker, das spieglige Flirren der Teiche, den mannhaften Rhythmus der Mühlen, den dumpfigen Zerfall der Hütten, die Energie der Türme, das behäbige Beisammensein der Häuser und über alledem den Wind, den Fall des Regens und das Sieben der Sonne gesehen und mit weißglühenden Strichen auf das Papier geschrieben. Er hat den Menschen im Wechsel des Augenblicks hieroglyphisch gebannt, das Atemholen einer Schlafenden, die Starre der Anstrengung, das holde Versinnen einer lieben Frau, die Gesprächigkeit einer Hand, die hügelige Entspannung der ruhenden Nacktheit, den zuckenden Grimm gefurchter Männerhaut.

Der Naturalist: Durch solche Registratur ist Rembrandt also doch einer der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsrigen. Er war der erste, wirklich große Impressionist, der bedeutendere Vorfahr Goyas, der unversiegende Nährstock derer von Manet bis Liebermann. Er zeichnete das lebendige Leben.

Der Mystiker: Er rettete das Vergängliche des Augenblicks in die Beständigkeit des Absoluten, weil er die Brennpunkte und die Kraftlinien, die Gleichgewichtskurven und die ultra-optischen Pole der Erscheinungen aufzudecken und festzuhalten vermochte.

Der Naturalist: Die Wirklichkeit heißbegehrend, fand Rembrandt das Volk, nicht die Karikaturen tölpelhafter Bauern, wie sie der Bürgerhochmut des damaligen Hollands gerne hatte, sondern leidende Menschen, Armselige, die aus der Finsternis enger Gassen nach dem Evangelium vom Licht, das aus der Finsternis geboren werden soll, die verdorrten Arme strecken. Rembrandt entdeckte den Sozialismus der Bibel; mit Heilandsblicken, die sich am Schmerz des Bruders entzündeten und ihm Gesundheit verhießen, sah er auf die stinkenden Schwären des armen Lazarus, auf die Dürftigkeit der Fischer von Genezareth, auf die Qual der Blinden und der Krüppel . . . Rembrandt hat die Ästhetik des Häßlichen begründet.

Der Stilist: Die Kunst soll schön sein.

Der Mystiker: Was ist Schönheit? Für den abstrakten Idealisten ist sie Nachfolge auf den Spuren des Phidias, sittsame Akademie, harmloser Wohlklang und das lächelnde Vergnügen der Kaffeekränzchen. Für Rembrandt war die Schönheit das Hervorbrechen der Kraft, einer Kraft, die den Vorhang des Tempels zerriß, um Gott als den Menschen und den Menschen als Gott zu schauen. Die Schönheit Rembrandts ist von männlicher Art, ernst und dunkel, drohend, bohrend, das Licht suchend. Sie ist glutvoll, von Sinnlichkeit durchbebt, dem Weibe zugewandt und von ungezählten Abenteuern leuchtend. Brüder ich weise Euch das unfaßbare Mysterium dieser radierten Grablegung; sehet, das Blatt ist ganz in Nacht getaucht, nur aus der Grube flackert ein wildes, verlöschendes Licht. Vom irrenden Lichtschein getroffen, schrecken die Antlitze einiger Greise aus dem Todesdunkel. Drei Männer hocken um den Rand der Grube, ein vierter steht auf ihrem Grund, nur sein Kopf ist zu sehen, das Kinn rührt an die ausgestreckten Beine des Leichnams, den die vier langsam einsenken. Der Leichnam ist die Quelle des Lichts: aus seiner Fäulnis löst sich die Verklärung! Das ist die Schönheit, wie sie Rembrandt einem Geschlecht der Skeptiker, mir und Euch allen, zu zeigen hat.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hugo Daffner: Dante in Deutschland.

Eigentlich haben wir jetzt wenig Grund, uns um Italien und Italienisches zu kümmern; die würdigen Erben dessen, was ihre Vorfahren einst sprichwörtlich als Punische Treulosigkeit bezeichneten, können sicher sein, allerorts, auch im Kreise ihrer augenblicklichen Freunde und Bundesgenossen entsprechend, eingeschätzt zu werden. Aber wir sind eben stark genug, kriegerische Auseinandersetzungen mit den Waffen und der bewaffneten Macht zu erledigen, und brauchen dazu nicht nach dem Vorbild aller unserer Feinde die Werke des Friedens mitherein-zuziehen. So war es auch nur ganz selbstverständlich, daß der 650. Geburtstag Dantes nicht ohne zuweilen sehr ausführliches Gedenken vorbeiging, obwohl gerade in diese Zeit der Beginn der Feindseligkeiten Italiens gegen Österreich fiel. Und das ist um so höher zu veranschlagen, als Dante doch immer ein Dichter der Auserwählten ist und bleiben wird, und nie so breite Kreise wird für sich gewinnen wie z. B. Shakespeare. Gleichwohl hatte die Pflege Dantes in Deutschland so tiefe Wurzeln geschlagen, daß ein Übersehen dieses in unsere Zeit fallenden Festtages als eine Unterlassungssünde hätte empfunden werden müssen.

Man kann ja, wenigstens an unseren heutigen Verhältnissen gemessen, nicht sagen, daß Dante sonderlich früh in Deutschland bekannt geworden ist. Mehr als einhundertfünfzig Jahre vergingen nach dem Tode des Dichters, ehe wir ihn zuerst in Deutschland und in der deutschen Literatur erwähnt finden. Um 1480 gedenkt seiner erstmalig Sebastian Brant, nachdem allerdings Vorträge schon auf dem Konstanzer Konzil für Dante diesseits der Alpen geworben hatten. Es ist aber bezeichnend, daß diese Vorträge erst in den Tagen Leos XIII. in Buchform der Öffentlichkeit vorgelegt wurden. Es war zunächst nicht der Dichter der göttlichen Komödie, der in Deutschland bekannt wurde, nicht der Sänger des christlichen und katholischen Ideals, sondern der philoso-phische und politische Schriftsteller; die auf scholastischer Grundlage fußenden Untersuchungen des unvollendet gebliebenen „Convito" und noch mehr die politischen Erörterungen der „Monarchie", wo Dante tiefsinnig und scharfsichtig die Grenzen weltlicher und kirchlicher, kaiserlicher und päpstlicher Macht behandelt. In diesen Schriften glaubte man den Vorboten der Reformation wiederzufinden, und es ist infolgedessen nur natürlich, daß es das protestantische Deutschland war, das sich zuerst um Dante kümmerte und seine eigenen Wünsche und Ideen durch ihn und in seinem Lebenswerk bestätigt glaubte. Namentlich die Schrift über die Monarchie galt jener Zeit und ihren Neuerern als ein geheiligtes Buch. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wird sie in Basel erstmalig gedruckt;

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bald darauf übersetzt sie Johannes Herold als das erste Werk Dantes ins Deutsche. In jener Zeit war es auch, wo Hans Sachs seine „Historia Dantes, des Poeten von Florenz" keimte. Herolds wenn auch tüchtige, so doch keineswegs einwandfreie Übersetzung des politischen Traktats, sollte aber für lange Zeit, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die einzige bleiben.

Erst um 1770 liegt das hohe Gedicht ungekürzt in deutscher Sprache vor: Leberecht Bachenschwanz gebührt das Verdienst, diese schwierige Aufgabe als erster bewältigt zu haben, wenn freilich auch seine zuweilen doch recht trockene und nüchterne Übertragung in Prosa vieles und nicht gerade Nebensächliches schuldig blieb. Aber der erste Spatenstich war getan, der dem Fluß der folgenden Zeit Richtung und Weg wies. August Wilhelm Schlegel war es dann vor allen, der dem jungen Strom neue Quellen entdeckte und zuführte. Seiner Sorge und seiner Tatkraft ist es zu danken, daß dieser Strom der deutschen Dantepflege zusehends immer kräftiger anschwoll. Auch selber führte er ihm manch ergiebigen Zufluß zu: seine treffliche, sich leider nur auf Auswahl beschränkende Übersetzung gehört heute noch zum besten dieser ganzen Gattung. Schlegel sah in Dante nicht nur einen Dichter von urtümlichen Gewalten, sondern verehrte in ihm auch den „großherzigsten, tiefsinnigsten, einfältigsten und echtesten Menschen" und neigt sich vor seinem Bilde, „nicht weil eines Dichters und Denkers, sondern weil es eines Mannes Bild ist". Der Philosoph der Romantiker, Schelling, folgte den Spuren des Literaturforschers.

Aber es war noch ein gutes Stück Wegs zurückzulegen, bis das große Gedicht Dante im ursprünglichen Versmaß und Versbau ins Deutsche übertragen ward. Karl Ludwig Kannegießer kann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, dieser nicht leichten Aufgabe als erster Herr geworden zu sein. War nun aber erst einmal dieses Hemmnis im Flußbett beseitigt, so ergab sich eine weitere Ausbreitung und Vertiefung des immer mächtiger daherrollenden Stromes ganz von selbst.

Dantes klassischen Liebesfrühling, wie ihn Franz Xaver Kraus nannte, die Vita nuova, legte Friedrich von Oeynhausen in ansprechender Übersetzung vor, Witte und Lüdemann ließen die lyrischen Gedichte folgen, während Streckfuß sich beeilte, seine auch heute noch zu rühmende Übersetzung des göttlichen Gedichts zum Abschluß zu bringen.

Die deutsche Dantebewegung war mittlerweile in einen neuen Abschnitt eingetreten. 1828 erschien ohne nähere Verlagsangabe eine Übersetzung der ersten zehn Gesänge der Hölle von Philalethes, dem damaligen Kronprinzen von Sachsen. Dieser neue Übersetzer trat gleich mit einer einschneidenden Neuerung auf den Plan; er ließ die dreifachen Reimverschlingungen Dantes unter den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tisch fallen und gab seiner Nachdichtung die Form der ungereimten fünffüßigen Jamben. Gewiß geht dadurch der Reiz des dreimaligen Reimes verloren, büßt der sinnliche Klang der Verschlingungen manches ein; dafür lag aber dem Übersetzer die Pflicht ob, diese Freiheit in der äußeren Form mit besonderen Vorzügen im Inhalt aufzuwiegen. Zwei Jahrzehnte gingen ins Land, ehe das Werk des fürstlichen, mittlerweile königlichen Übersetzers fertig vorlag. Auch abgesehen von den dichterischen Vorzügen dieser Übertragung bedeutete der Abschluß dieses Werkes insofern eine Tat, als der sie begleitende Kommentar selbst heute noch zu den besten und gründlichsten seiner Art gehört.

Das Jahr 1865 sah den 600. Geburtstag Dantes, der natürlich ein besonders kräftiges Anschwellen des deutschen Danteſtudiums mit sich brachte. Die strengen und freien Übersetzungen mehren sich, die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Dichter und seinem Werk schürft immer mehr in die Tiefe. Hörwarter, Enk, Heigelin, Kopisch, Berneck, Blanc und Witte legten das göttliche Gedicht in neuen Übertragungen vor. Witte hat sich überhaupt um die ganze deutsche Dantepflege nächst Philalethes die größten Verdienste erworben. Hand in Hand mit seiner Übersetzung gehen eine Reihe auch heute noch klassischer Studien zu Dante und seinem Lebenswerk. In zwei Bänden hat er sie gesammelt und veröffentlicht. Weiterhin ist er es gewesen, der der gesamten deutschen Dantepflege erstmals einen zusammenfassenden Mittelpunkt gab in der Gründung einer eigenen ausschließlich der Pflege Dantes gewidmeten Gesellschaft. Am 14. September 1865, an Dantes 544. Todestag, im 600. Jahre nach seiner Geburt, eröffnete Geheimrat Witte in Dresden die erste Hauptversammlung der eben gegründeten deutschen Dantegesellschaft unter dem Protektorate des Königs Johann von Sachsen.

Der Strom der deutschen Dantepflege verebbte auch in der folgenden Zeit keineswegs. Kein Jahrzehnt verging, das nicht eine ganze Reihe neuer Übersetzungen, eine bedeutsame Anzahl gründlicher Forschungen zeitigte. Von zahlreichen Teilübertragungen abgesehen, seien hier als Nachdichter des ganzen göttlichen Gedichts noch genannt Krigar, Bartsch, Francke, Bertrand. Um Haupteslänge überragte und überragt alle Übersetzer seit Philalethes Otto Gildemeister mit seiner sprachgewandten und schönen Übertragung. Von den Neuesten sind zu nennen Hasenclever, Zoozmann, Carneri, Kohler, während Pochhammer eine formgewandte freiere Nachdichtung vorlegte.

Daneben ruht die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Persönlichkeit und dem Werk des Dichters keineswegs. Franz Xaver Kraus hat in seinem „Dante“ die prachtreichste, auch heute nur selten überholte Lebensbeschreibung geschaffen. Kritische Schärfe, wenn auch nicht frei von Einseitigkeiten, beweisen die Unter-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

suchungen des Schweizer Pfarrers Scartazzini; Bassermann gibt in seinem anregenden Buch „Dantes Spuren in Italien" eine Art Dante-Geographie.

Und man kann abermals feststellen: je weiter wir zu unseren Tagen heraufkommen, desto mehr hat die künstlerische wie wissenschaftliche Beschäftigung mit Dante in Deutschland zugenommen. Als notwendige Folge davon hat sich die Neugründung der Deutschen Dante-Gesellschaft ganz von selbst ergeben. Die Folgen des Krieges haben sie gehindert, jetzt sich an die breitere Öffentlichkeit zu wenden, zu einem festlichen Begehen des in dieses Jahr fallenden Dantefesttages zu laden und das bereits vollendete Jahrbuch erscheinen zu lassen. Auch sie wird, so hoffen wir, an den Segnungen eines glücklichen Friedens nach siegreichen Kämpfen teil haben, zum Besten des geistigen Lebens Deutschlands und der Kulturgüter der Menschheit!

Artur Silbergleit: Flandern.

Die Hirten, welche sonst das Land durchwandern,
Sind schon entrückt zur hohen Himmelsflur,
Zur Wolkenweide. Eine Flamme fuhr
Durch Dorf und Stadt und fraß sich ein in Flandern.

Gelähmt sind längst die Flügel müder Mühlen;
Die nächtlichen Kanäle flackern rot;
Auf einer grauen Brücke hockt der Tod.
Und schwarze Schwestern, die den Heiland fühlen

In jedem Herzen, das verwaist und krank,
Bewirten in dem Bogensaal der Klöster
Die armen Kinder Toter, Leiderlöster
Mit Brot und Trost, Gebet und Glockenklang.

*

Auch die Heiligen schont nicht der Krieg:
Christus, den im Kirchenfensterschlaf
Ein Granatensplitter tückisch traf,
Sinkt aus bunter Scheiben Mosaik.

Selber hat der sanfte Seelenhirt,
Dessen Wort dem tiefsten Frieden gilt,
Nie mit einem Klang so aufgeklirrt,
Wie sein jäh zermalmtes Gnadenbild.

*

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In ſpitzen Kirchenſtühlen, runden =Schiffen
Flehn alle Kämpfer zu dem Weltenherrn,
Von Prieſterworten wunderſam ergriffen;
Ob ihren Häuptern ſchwebt ein Friedensſtern.

Ein Krieger ſpielt auf einer Orgel leiſe
Das niederländiſch=dunkle Dankgebet,
Daß wieder einer alten Weihe Weiſe
Den Weg der Wege in die Seele geht.

Im Niſchendämmer ſtarren wohl die Toten
Der Wahlſtatt, eingehüllt in Sterbeflor,
Wie eines ewigen Abends Schattenboten
Als tiefvermummter, ſchwarzer Lauſcherchor.

*

Vom Hochaltare fließt das Licht der Kerzen
Und ſinkt mit ſegnendem, beſeeltem Schein
In dunkle Helme und in helle Herzen,
In Schwerter und in Hirtenſzepter ein.

Der blauen Ampel ſtille Strahlenreiſe
Macht ſelbſt vor den Gefangenen nicht halt
Und zieht vom Sieger zum Beſiegten leiſe
Von Bank zu Bank im hohen Pfeilerwald.

Und bleibt bloß ſeltſam lang vor einem Bilde
Der ſtahldurchbohrten Mutter Gottes ſtehn.
Die lächelt ſanft verklärt in frommer Milde,
Als trüge ſie ihr Leben nur als Lehn.

Sie kennt nicht hier noch in den Himmeln Feinde,
Da nur ihr lichtes Reich die Liebe iſt,
Und ſegnet aller Seelen Weltgemeinde
Sowie ihr Friedensſohn, der heilige Chriſt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwei Bücher über Belgien.

Ulrich Rauscher, der nun schon seit vielen Monaten in dem eroberten Belgien Automobilreisen und andere ernsthafte Studien macht, hat eine Reihe ungemein interessanter Aufsätze unter dem Buchtitel „Belgien heute und morgen“ bei S. Hirzel in Leipzig verlegt. Das erste Kapitel ist dem Generalgouverneur gewidmet; es schildert die Arbeit des Herrn v. Bissing, die klug, ernst und doch milde nach dem Grundsatz geschieht: „Es wird nicht verwöhnt und wird nicht gedroht, es wird sachlich regiert.“ Auf dem Hintergrund solcher gesunden Gegenwart zeigt Rauscher zunächst dieses und jenes von dem einstigen Belgien, von jenem seltsamen Konglomerat aus zwei Rassen, das im Wirrwarr der Geschichte, vielleicht nur durch einen Zufall, zu der scheinbaren Selbständigkeit eines eigenen Staates gekommen war, das aber immer unentschiedenes Grenzland, sozusagen Wasserscheide zwischen Deutschland und Frankreich, geblieben ist. Mit Recht weist Rauscher darauf hin, daß Deutschland es an der notwendigen belgischen Propaganda habe fehlen lassen, während Frankreichs Absichten durch hitzige Arbeit und Ränkespiele aller Art fast bis zur Annektion gediehen waren. Wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß Mirbeau, dessen famose Meinung über Belgien mit weiser Ironie zitiert wird, Antwerpen eine Stadt genannt hat, die von den deutschen Ulanen nicht mehr erobert zu werden brauche, weil sie längst deutsch sei. Frankreich hatte über die belgische Kultur Macht bekommen; Brüssel war eine Karikatur von Paris. Niemand anders als eben Octave Mirbeau*) hat solche bis zur Lächerlichkeit gespreizte Abhängigkeit boshafter detailliert; der Franzose findet an Brüssel alles, was es dort zu sehen, zu hören, zu riechen und zu schmecken gibt, unglaublich komisch. Er erzählt die Geschichte eines Bankkassierers, der gern einmal hunderttausend Franken unterschlagen hätte, wenn ihm dann nur nicht die Aussicht beschieden wäre, in Brüssel leben zu müssen; oder die andere von einem Mörder, der die Verlesung des Urteils, ja die ganze Gerichtsverhandlung wegen des unbegreiflichen Dialekts der belgischen Richter durchaus für eine Varieténummer hält. Die Franzosen, die Belgien zur französischen Grimasse verführt hatten, lachten über die spießigen Parvenus von der Senne; als getreuer Kantianer antwortet ihnen Rauscher: „Man darf über Belgien nicht lachen, ohne Frankreich anzuklagen, das sich in Brüssel selbst karikiert hat.“ Man braucht aber die Belgier wegen des Hohnes der Pariser auch nicht zu beklagen. „Wenn eine Volksschicht sich den Abhub eines anderen Volkes aufschwatzen läßt und selbst gierig begeistert danach greift, so fehlt ihr eben der Instinkt und die Eigenwertung, auf denen der Gehalt und das Vor-

*) Vergleiche das März-Heft dieser Zeitschrift.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

recht einer Volksschicht beruhen." Den Sieg des Franzosentums erklärt Rauscher indessen nicht nur aus solchem Mangel an eigenem Nationalinstinkt, er sieht ihn wesentlich auch dadurch verursacht, daß die industriell immer mehr maßgebend gewordenen Kohlenprovinzen Belgiens wallonisch sind: „Die Kohlen haben Altflandern endgültig besiegt, der rußige Elevator den Belfried." Der Belfried galt als Wahrzeichen der Städtemacht im alten Flandern. Die Niederdeutschen sind überrannt worden; der Kardinal Mercier, der als Primas von Belgien und leidenschaftlicher Franzosenfreund in Mecheln, in einer Stadt, wo nur 6,4% der Einwohner französisch sprechen, residiert, ist das neue Symbol. Dennoch, und das eben ist das Paradoxon, an dem schließlich Belgien zugrunde gehen mußte: Antwerpen war eine deutsche Stadt. „Seit dem Jahre 1880 hat sich die deutsche Tonnage in dem Scheldehafen vervierzehnfacht. Von 1912 auf 1913 hat die deutsche Flagge 400000 Tonnen zu-, die englische aber fast 200000 Tonnen abgenommen." Zwei ganze Kapitel widmet Rauscher der belgischen Kohle; er berichtet, daß die Zechenherren die einzigen von allen Kapitalisten und Machthabern des Landes waren, die vor dem einmarschierenden Deutschland nicht geflohen sind. Er weist fast mit Pathos darauf hin, daß, wer diese Kohle hat, einen ungeheuren Machtzuwachs empfängt. In diesen Kapiteln von der schwarzen Energie spürt man an Rauscher etwas von der schriftstellerischen Größe, aber auch einiges von der wirtschaftlichen und politischen Romantik Friedrich Naumanns. Mit diesem politischen Pfarrer und ästhetisierenden Menschenfreund hat Rauscher überhaupt (wie so mancher von unserer Generation) vielerlei gemeinsam. So, wenn er eine Wanderung durch das eroberte Antwerpen mit einer fast visionär gesteigerten Szene im Halbdunkel der Kathedrale beschließt. Er ist einem Leichenzug gefolgt, dem schwanken Gestell eines goldenen Leichenwagens: „Der Tote ist aus seinem glitzernden Wagen herausgehoben worden und liegt aufgebahrt an den Chorstufen. Hochamt, Orgel und Priester, Frage und Antwort; wer antwortet? Der bayrische Landstürmer, vlamische Frauen, junge Wallonen, Belgier und Deutsche, die ganze Welt antwortet heut mit denselben Wortbildern auf dieselbe Frage. Keine unbekannte Sprache drängt sich zwischen Priester und Andächtige, eine internationale Einmütigkeit hat den Massenmord überlebt, und wie die zwei ersten Glieder einer Kette, die wieder die Welt umfassen muß, hängen sich Gruß und Gegengruß aneinander: Dominus vobiscum! — et cum spiritu tuo!" Nicht ganz unromantisch ist es auch, wenn Rauscher in der Liebfrauenkirche in Brügge vor den goldenen Leibern Karls des Kühnen von Burgund und seiner Tochter Maria, der Gemahlin Maximilians I. von Habsburg steht, und wenn sich ihm dabei lange Entwicklungsreihen auftun, die schließlich in dem Problem des jetzigen Krieges endigen: zwischen Maas und Schelde findet

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht die belgische, sondern die deutsch-französische Frage ihre Lösung. Es ließen sich genug Gründe anführen, um der Logik solch einer über die Jahrhunderte greifenden Geschichtsentwicklung unbelehrbare Skepsis entgegenzusetzen. Solch Einwand aber kann ebensowenig wie der fröhliche Optimismus, mit dem das temperamentvolle Buch geschrieben worden ist, uns abhalten, Rauschers Belgienreise auf das beste zu empfehlen. Es ist ein kluges, offenes und ungekünsteltes Buch und ganz gewiß eine Erholung inmitten der vielen Plattheiten, die der Krieg uns schon beschieden hat.

Von ganz anderer Art ist die kleine Schrift von Wilhelm Hausenstein: Belgien; sie ist mit 20 Abbildungen versehen und bei Georg Müller in München erschienen. Hausenstein will die artistischen Reize, die dieses seltsame, von der Geschichte unheilvoll gequirlte Land in dem Genießer der Formen, der politischen, der sozialen und der künstlerischen, auslöst, pointiert anklingen lassen. Er kommt dabei schließlich zu dem gleichen Ergebnis wie Rauscher: „Belgien ist ein Grenzfall . . . man begreift, daß aus diesem Land die Kunst der Groteske und der Diablerie kommen konnte." Über den Rathausplatz in Brüssel urteilt Hausenstein: „Er ist ein Salon, er ist das Boudoir einer effeminierten Hauptstadt." Sehr charakteristisch ist das, was er von den Frauen, die Memling gemalt hat, zu sagen weiß: „Sie haben eine choralartig getragene Schönheit. Aber ihre Schönheit ist zugleich galant gespitzt. Ihre Nonnenschlankheit ist gebrechlich und anreizend wie venezianisches Glas." Abwechslungsreich ist der Reigen, den Hausenstein flink an uns vorbeiführt, um zu dem Schluß zu kommen: „Dies Schwingen des belgischen Geistes zwischen abstraktester Mystik und erdiger Animalität, zwischen zartester Frömmigkeit und frevlerischer Hallunzination, solches Dasein eines heiligen Antonius, solche dauernde Gothik, wird zum selbstverständlichen Abbild dieser in kaum meßbaren Tiefen vom Schicksal verschuldeter Lebenswirren." Dann sieht Hausenstein einen zweiten Dualismus, an dem Belgien gelitten hat: „Es ist europäischer Großstaat und nicht, wie prüde Sentimentalität behauptet, ein neutrales Waisenkind . . . es ist nicht genug provinziell-konservativ, um bedingungslos neutral zu sein." Sehr wichtig und wiederum mit Rauschers Auffassung übereinstimmend ist schließlich Hausensteins Meinung, daß Belgien keine eigentliche positive staatliche Substanz aufzuweisen hat. Es ist ein Gebilde des Zufalls, ein Staat ohne eigentlichen Inhalt.

Hausenstein scheint nicht ganz so optimistisch zu sein wie Rauscher, denn er schließt seine kleine Schrift mit einem Satz der Verzweiflung: „Das Problem Belgien ist unauflösbar." Zehn Jahre nach dem Kriege werden wir vielleicht ein wenig mehr wissen.

R. Br.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Edgar Byk: Wege zum deutschen Roman.

Während das deutsche Drama zu einer Höhe aufsteigt, vor der alle anderen Völker schwindelnd zurückschauern, tastet deutscher Kunstwille vergeblich in die große, feierliche Weite des Romans, ohne sich zurechtfinden zu können. Noch können wir einem Rabelais einen Fischart, einem Lesage einen Grimmelshausen entgegenstellen, aber angesichts der gewaltigen Ströme eines Cervantes, Balzac, Stendhal, Flaubert, Zola, Tolstoi, Dostojewski bleibt uns nichts anderes als die hilflos verzückte Gebärde des Staunens vor solcher Überfülle. Ja, es scheint, als ob seit dem Moment des Erschauens Shakespeares durch Lessing der deutsche Geist die ganze Wucht seiner Entladungen so sehr in das Drama geworfen hätte und so viele Gipfel aufgeschossen wären, daß für die blühenden und gewaltigen Ebenen des Romans kein Raum blieb. Manchmal sucht und findet wohl auch einer einen eigenwilligen, schnörkelhaft gewundenen Pfad, aber er verliert das Ziel und hinter ihm verweht die Spur. Selbst die gewaltigsten Anläufe dieser Art, wie eben Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus" oder Goethes „Wilhelm Meister" (auch Gottfried Keller gehört — in allerdings großem Abstande — hierher), zerbröckeln und bleiben ohne echte Nachfolge. Die Tradition und sohin auch die große Form fehlen uns. Und so bleiben auch alle neueren deutschen Romane (selbst der Emanuel Quint, für mich der schönste und ergreifendste Versuch letzter Zeit) nur eben Versuche. Dies mußte ich als prinzipiell vorausschicken, um im folgenden mit meinem Lob nicht mißverstanden zu werden. Vier neuere und neueste Versuche dieser Art repräsentieren nun Wilhelm Schäfer, Otto Stößl, E. G. Kolbenheyer und Leonhard Frank*). Jeder von diesen sucht einen anderen Weg, von dem aus er an die Bewältigung des großen Formproblemes „Roman" herankommen könnte. Die vier Autoren sind, was Alter und Begabung betrifft, sehr verschiedener Art. Schäfer, als der an Jahren älteste, ist auch der Reifste. Der (Verzeihung für das Wort) Fertigste unter ihnen.

---

*) Wilhelm Schäfer: Anekdoten, 1908; Die Mißgeschickten, 1909; Die Halsbandgeschichte, 1910; 33 Anekdoten, 1911; Karl Stauffers Lebensgang, 1912; Die unterbrochene Rheinfahrt 1913 (alles bei G. Müller, München).

Otto Stößl: Gottfried Keller (Band 10 der „Literatur"), C. F. Meyer (Band 25 der „Literatur"), Berlin, 1906; Hinter Mauern (J. Bard, Berlin, 1907) Sonjas letzter Name, 1908; Negerkönigs Tochter, 1909; Egon und Danitza, 1910; Allerleiraub, 1911; Morgenrot, 1912; Was nützen mir die schönen Schuhe 1913 (alles bei G. Müller, München).

E. G. Kolbenheyer: Giordano Bruno, 1903; Die sensorielle Theorie der optischen Raumempfindung, 1905; Amor dei, 1908; Meister Joachim Pausewang, 1910; Montsalvasch, 1912; Ahalibama 1913 (alles bei G. Müller, München).

Leonhard Frank: Die Räuberbande (G. Müller, München 1914).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Keinerlei Überraschungen dürften einem in der weiteren Entwicklung dieses Dichters bevorstehen. Er hat den höchsten Grad seiner Vollendung erreicht, und zwar, wie ich glaube, der Art seiner Begabung entsprechend, im „Bäcker von Limburg", der dreiundzwanzigsten seiner dreiunddreißig Anekdoten. In dieser Sammlung gibt Schäfer sein Bestes, das Beste dieser Art vielleicht überhaupt, das heute in Deutschland zu finden ist. Den Stil hierfür hat er sich selbst geschaffen. Er nimmt die Pointe — etwa in der Art wie Boccaccio schon im Titel seiner Geschichten den Inhalt der betreffenden Novelle erzählt — im ersten Satze vorweg, so daß es sich in dem nun folgenden um kein „Was", sondern nur mehr um ein „Wie" dreht. Alles, was das sonst kitschig Begehrenswerte an der Anekdote ausmachte, Stoff und Pointe, werden wenigstens andeutend vorweggenommen, und der Rest wird in einem gehämmert prägnanten Stil erzählt. Jeder Satz ist scharf ziseliert und mit dem vorhergehenden und dem folgenden fest vernietet. Unendliche, rastlose Arbeit steckt hinter jeder dieser kleinen Anekdoten, die denn aber auch wie kleine Renaissance-Schmuckstücke schimmernd und kostbar, ja beinahe pretiös wirken. Freilich zeigt die zuletzt erschienene „Unterbrochene Rheinfahrt" die Gefahr dieses Stiles: die Manier. — So ward hier die deutsche Prosa um eine in dieser Form neue Gattung bereichert. So sehr dieser Autor jedoch die Fähigkeit zur Objektivation zu besitzen scheint, so scheint sie sich doch auf die Bewältigung kleiner Sujets zu beschränken. Sie versagt überall dort, wo der Roman über die Anekdote hinaus oder, besser gesagt, hinter sie zu kommen sucht, wie in der zart mysteriösen Erzählung von den „Mißgeschickten". Wohingegen die „Halsbandgeschichte", die im Grunde wieder nichts als eine größere Anekdote darstellt, gut erzählt ist. Schäfer, der dieses Mißverhältnis wohl gefühlt haben mag, macht daher, da er das erstemal einem großen Romanstoff gegenübersteht, das Experiment, seinen ganzen, zu ureigenst erworbenen, objektiven Stil kurz entschlossen beiseite zu werfen, um seinen „Karl Stauffers Lebensgang" in der Ich-Form zu schreiben, eben mit allen Vorzügen und Nachteilen dieser Form. So wird dieses Buch eine lebendige, temperamentvolle Chronik der Leidenschaft eines Ichs, entbehrt damit aber auch der Tiefe, Weite und Mannigfaltigkeit an Geschehnissen und Gestalten, die sonst dem Roman eigen sind und sein müssen. Er wird lyrisch-subjektiv, statt episch-objektiv zu sein. Hierin liegen aber auch alle seine Vorzüge, vor allem das Mitreißende des Temperamentes, um dessentwillen man dies Buch lieben kann.

Viel näher steht Stößl der großen Romanform. Daß er sich mit der epischen Form auch theoretisch auseinandergesetzt hat, bezeugen seine interessanten Essays über C. F. Meyer und Gottfried Keller. Und so bevorzugt er auch die Form der größeren Erzählung, wie diese beiden sie in so meisterlicher Weise geschaffen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben. Der Ursprung dieser seiner Vorliebe liegt in seinem Charakter: Stößl findet sein größtes Vergnügen an einem wohlgelungenen Streich, er findet die leichtsinnigen Nichtsnutze liebenswürdig. Mit weit ausholender Geste und vergnügtestem Schmunzeln berichtet Stößl von den Taten und Meinungen seiner Helden. Er übereilt sich nicht; mit größter Ruhe und Gelassenheit in ständigem epischem Fluß, manchmal nur bei einer welterfahrenen, klugen Betrachtung verweilend, das Ganze von einem ungemein zarten lyrischen Hauch überweht, gleiten seine Erzählungen dahin, eine immer anmutiger als die andere. Das Heroische fehlt; Wiener Luft weht: Schlamperei und Verderbtheit sind voll Anmut, und Tragik wird zu Resignation. Doch weil „an echta Weana net untageht", steckt auch in allen seinen Figuren Lebenstüchtigkeit, denn alle diese Herren und Damen sind im Grunde genommen nur schlaue Mistbuben (oder Mistmädeln), die sich schon zu helfen wissen. Und wenn man eines dieser epischen Lustspiele (etwa „Egon und Danitza" oder „Was nützen mir die schönen Schuhe") gelesen hat, erscheint einem die Welt amüsanter und man findet die Menschen liebenswürdiger als vorher. Aber sein schönstes Buch ist „Morgenrot". Hier, wo er die Kinder- und Knabenjahre eines Wiener Buben erzählt, ist alles schön gelungen. Die Komposition (als die eines Entwicklungsromanes äußerlich von selbst gegeben) ist fest und klar disponiert, die Ereignisse ziehen in weitem, leicht geschwungenem Bogen vorüber, nichts ist zwecklos, alles führt weiter und gleichzeitig tiefer in die Seele dieses kleinen Josef Dieter. Das Psychische ist klar dargestellt in Erlebnissen und in einer Sprache, die das einfache und doch geheimnisvoll Beziehungsreiche des Sprachschöpferischen oft an sich trägt. Dämmert nicht unser aller Gymnasium auf, alle Qualen des Griechischen und die trotzdem schon damals gefühlten heimlichen Schauer vor der heroischen Poesie der Ilias, wenn wir von Dieters Freund, dem Toni, hören, er sei durchgefallen, denn: „Fleißig, aber einsam, durch das häusliche Ungemach bedrückt, von keinem nahen Freund beschützt, hatte er sich der griechischen Sprache nicht länger erwehren können und fiel nach heldenhaften Kämpfen unter den Streichen der Aoriste." Es ist das Morgenrot, dem das Dunkel folgt. Ein zarter Widerschein der Knabenzeit fällt aus diesem Buch in unser Dasein. Es ist ein wahrhaftes Trostbüchlein, um uns Erwachsene mit dem Leben beinahe auszusöhnen.

Auch Kolbenheyer, der leider (wie ich vorausschicken möchte) am wenigsten Bekannte von den vieren, liebt die Knaben- und Jünglingszeit; freilich anders als Stößl. Für ihn bedeutet Jugend nichts Idyllisches, sondern Entwicklungs*kämpfe*, Ringen mit der in das Kindesleben hereinbrechenden Umwelt und mit Gott. Gleich der Held seines ersten Romanes „Amor dei" ist einer der gewaltigsten Ringer mit Gott: Spinoza. Ja, ich sagte: Held. Denn Kolben-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heyer hat wieder Helden, große Menschen, Kämpfer des Geistes, Sucher Gottes und der wahren Tugend im Mittelpunkte seiner Romane stehen: problematische Naturen. Noch ist er in seinem ersten Roman nicht selbständig und kräftig genug, um frei zu erfinden; er muß sich an allgemein Bekanntes, Überliefertes anklammern, er muß die Kenntnisse seiner Leser zu Hilfe rufen, er flüchtet in die allzu voraussetzungsvolle Gestalt des Spinoza. Aber ein paar armselige Knochen, wie sie die Überlieferung bietet, genügen ihm, um mit wahrhaft künstlerischer Phantasie einen blühenden Organismus zu schaffen. Freilich bleiben viele Figuren Komparserie und manche kommt über eine Statistenrolle nicht hinaus, und doch welche Fülle von Gestalten, welch reiches Leben flutet durch diesen Roman. Genug, um drei Dutzend gar nicht einmal unbegabter Romane zu füllen. Denn bei Kolbenheyer wird der Roman wieder zum großen, mächtig dahinströmenden Epos mit der lyrisch breiten Fülle der wahrhaft epischen Sprache, in der Zeit und Landschaft lebendig werden.

„Zwischen dem saftigen Grün und den goldenen Garbenreihen streicht ein Segel den Vliet herauf."

„Nah und fern schwingen die Mühlen ihre Arme, sie raffen den Duft der Erde und tragen ihn gegen den Himmel, sie nehmen einen Flügel voll Sonnenglanz und säen ihn über den Rasen."

Aber so viele Schönheiten auch dieser Roman aufweisen mag, reicht er doch keineswegs an die Gestaltungskraft, an die sprachschöpferische Kunst seines „Meister Joachim Pausewang" heran. Aus den Blättern seiner Lebensgeschichte, die dieser so tüchtige, ganze Mensch seinem Sohn zu erzählen meint, steigt, von unbewußter Kindesliebe beleuchtet, das Bild seines viel größeren und kühneren Vaters auf. Herrlich wächst diese Gestalt aus deutschem Land und alter deutscher Stadt empor. Und geht der Vater noch trotzig kämpfend unter, der Sohn findet sich zurecht, schließt mit der Welt und mit Gott seinen männlichen, tapferen Frieden. Meister Joachim Pausewang ist ein Jakob Böhme (der Philosoph selbst ist in diesem Roman nicht mehr der Held, sondern nur Episode; als Wanderer kommt er, bleibt eine Weile und geht wieder) in den Alltag verpflanzt, ins Lebenstüchtige umgesetzt. Pausewang ist ein ganzer und tüchtiger Mann, ganz und tüchtig im Sinne Goethes. — Auf knapp 400 Seiten in fester und sicherer Komposition ist der Lebensroman dieses Schusters und seines Vaters, des großen Trinkers und Soldaten, erzählt. Und wäre Kolbenheyer manchmal nicht zu doktrinär, wodurch sein Stil dann trocken wirkt, und mehr witzig als witzelnd, Meister Joachim Pausewang wäre eines der schönsten deutschen Bücher.

Über Mangel an Witz läßt sich beim Jüngsten dieser vier Autoren, bei

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leonhard Frank, dessen „Räuberbande" voriges Jahr den Fontanepreis erhalten hat, keineswegs klagen. Da ist eher ein Zuviel als ein Zuwenig. Franks Witz ist nämlich nicht Komik, nicht Humor, sondern ein rein stilistischer, ironischer Witz, der Witz des Boshaften oder Schamhaften. Boshaft, wo er den bösen, den schlechten Menschen (dessen Typus für ihn der Lehrer Mager ist) mit gehässiger Ironie lächerlich macht, schamhaft, wo er fürchtet, zuviel Gefühl verraten zu haben, sentimental geworden zu sein. Daß er dies aber zu oft fürchtet, schadet seinem Buche, denn so läßt er selten genug ein Gefühl, einen zarten Lyrismus rein ausklingen. Und wie der Roman lyrisch beginnt und mit einer witzigen Pointe endigt, dies ist für diesen ganzen Roman (wie vielleicht überhaupt für Frank) typisch. Diese stilistische Eigenart läßt sich, fast schon zur Manier geworden, bis ins Einzelne, bis ins Syntaktische hinein verfolgen. Nur je ein Beispiel will ich für diese beiden Arten von Witz, den boshaften und den schamhaften, wie ich sie charakterisierte, nennen:

„‚In Ewigkeit Amen.' Der Pfarrer schlug das Kreuz und hielt Herrn Mager seine Horndose hin."

Und das andere heißt: „Er hatte ein stilles, klares Gesicht und einen Pickel am Nasenflügel."

Dadurch aber sind nicht nur der einzelne Satz zerrissen und die epische Linie immerwährend gebrochen, sondern, mag dies nun das Primäre oder Sekundäre gewesen sein, die Komposition des ganzen Romans leidet. Schon das Satzbild einer Seite zeigt den großen Fehler dieses Buches: immer neue Alinea, lauter kleine Absätze, ausgefranst, zerfasert und zerpflückt, zerfällt der Roman in lauter kleine, allerdings prachtvolle, pointierte Skizzen aus der Jugendgeschichte eines Knaben. Aber jede einzelne ist scharf gesehen und mit großer Deutlichkeit und Plastik dargestellt. Nur die Fabel, die romanhafte Intrige, die all diese prächtigen Einzelheiten zu einem Ganzen, zum Roman mit einem Wort verbände, fehlt, oder wo ein Ansatz dazu vorhanden ist, ist er schwach. Originalität, Darstellungskraft und verkürzende Ökonomie, in denen er die drei anderen oben besprochenen Autoren weit, weit überragt, sind in so reichem und schönem Maße vorhanden, daß, obwohl der große epische Zug fehlt, eines der interessantesten und kurzweiligsten Bücher der letzten Jahre zustandekommt. Den deutschen Roman hat uns auch Frank — bis jetzt — ebensowenig als all die anderen gegeben. So fand ich bei vier Autoren ein lesenswertes, ein liebenswürdig trostreiches, ein schönes und ein interessantes Buch, aber einen Roman . . . Solange die deutschen Dichter nicht dort anfangen werden, wo Tolstoi und Dostojewski aufgehört haben, sehe ich keine Möglichkeit zur Erfüllung unserer Sehnsucht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vor der Einführung des Telegraphen, der ja erst eine nachmärzliche Errungenschaft ist, muß sich das Publikum erstaunlich lange gedulden, ehe es authentische Nachrichten durch die Presse erfährt. So weiß man in Berlin erst am 6. März von der Flucht Napoleons aus Elba, während der Korse doch schon fünf Tage zuvor Paris betreten hat. Ein Vierteljahr später, nach Beendigung der Hundert Tage, wird Napoleons Abdankung zugunsten seines Sohnes, ein Akt, der das Datum des 23. Juni 1815 trägt, erst unter dem 6. Juli bekannt. Die Presse, von allen Seiten beargwöhnt und kontrolliert, ist durchaus noch eine Nebenerscheinung im öffentlichen Leben. Sie dient staatlichen Anzeigen und dem privaten Güter- und Meinungsverkehr. Soweit sie nicht offizieller Natur sind, sind die mitgeteilten Dinge als persönliche Konfidenzen gegeben, die nach heutigem Geschmack die Öffentlichkeit eigentlich gar nichts angehen. Da empfiehlt sich (vor hundert Jahren) ein Leutnant beim Abgange zur Armee seinen zahlreichen Freunden und Bekannten. — Ein Brautpaar zeigt seine Verlobung an unter Verbittung von Glückwünschen. — Der Herr Hofrat Coulon, zweifellos Kolonist, warnt mit allen Zeichen der Verärgerung davor, seinem ältesten Sohn, der als Portepeefähnrich bei den Rheinischen Husaren steht, auf seine Gefahr etwas zu borgen. — Zum Besten der verwundeten Krieger, für die sich schon seit 1813 die Nächstenliebe der Berliner aufs tätigste eingesetzt hatte — man lese die Briefe Rahels und denke an die Wirksamkeit der Hofrätin Herz — erscheint jetzt ein bei Belle-Alliance erbeutetes angebliches Portefeuille Napoleons. „Es ist der erste und untrüglichste Schlüssel zu dem Innern eines Mannes, der uns bisher nur in seinen gigantischen geschichtlichen Beziehungen von außen bekannt war, und der durch seinen Sturz und die Vernichtung seines

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reiches der Finsternis, den ewigen Gesetzen der Wahrheit, der politischen Sittlichkeit und des Rechts den glänzendsten Triumph bereitet hat."

Die Opfer des Krieges werden nicht in der heute herkömmlichen Form der Annonce bekanntgegeben. Diese Todesnachrichten sind als „Eingesandt" von einer durchaus persönlichen Note. Man sieht immer wieder, wie die Zeitung damals noch nicht das Organ der öffentlichen Meinung ist und fühlbar hinter der Straße zurücksteht. Bis in die Märztage ist man Unter die Linden gegangen, um von privater Hand, von jenen Bevorrechtigten, die über eigene Korrespondenzen verfügen, Mitteilungen zu erhalten. Auch das Theater, vornehmlich durch die Dramatik Schillers zu einer lebendigen Bedeutung erhoben, ist Herd und Mittelpunkt der öffentlichen Meinung. Auf dem Wege zum Opernhaus haben die Berliner die Nachricht von dem Siege bei Belle-Alliance erhalten, und es ist ganz im Stile der Zeit, wenn ein billiges Gelegenheitsstück, der gerade erstmalig aufgeführte „Brauttanz" von Clauren, der über ein paar militärische Chargen verfügt, den frenetischen Enthusiasmus der Berliner auslöst. Man hat im allgemeinen nicht den Eindruck, daß die Kriegsereignisse, die ja jetzt nur eine letzte Abrechnung mit dem genialen Gegner Europas darstellen, das immerhin noch kleinbürgerliche Leben Berlins beherrschen. Bei ihrem dreimaligen Erscheinen in der Woche, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend, wäre die „Vossische Zeitung" auch gar nicht imstande, die Stimmungen des Tages unmittelbar aufzufangen.

Nr — ein anderer Band! Wir schreiben das Jahr 1866. Unter dem 20. Juni erscheint des Königs Aufruf an sein Volk: „Ich habe alles getan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß Mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe ich, in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland, die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Österreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn!" Man ist mit Erfolg bemüht, die schweren Konflikte, die gerade damals aus Bismarcks innerer Politik hervorgingen, zur Ruhe zu bringen. In diesem Sinne veröffentlicht Rodbertus sein offenes Schreiben an Franz Ziegler. Zugleich meldet sich der siegesgewisse Berliner Humor. Von A. Hopf erscheint eine Spottschrift „Berlin, verproviantiere dir, dein Benedek, der ist bald hier!". Der Coupletist Robert Linderer bringt bei Kroll eine Revue „Auf dem Kriegsfuß" mit Musik von L'Arronge zur Aufführung. An weiteren dramatischen Gelegenheitsstücken ist dann „Vergossenes Blut" von Karl Görlitz und „Der alte Fritz" von Eduard Boas zu verzeichnen. Die Sonntagsbeilage der Vossischen entdeckt ihr historisches Gewissen. Sie veröffentlicht eine Mobilmachung vom Jahre 1778.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Jahr 1848 hat vor allem der Presse eine größere Ellbogenfreiheit gewährt, und als Typus unterscheidet sich die damalige Zeitung eigentlich gar nicht mehr von der ganz modernen. Berlin ist Verkehrsstadt geworden. Bereits fährt ein Omnibus von der einsam gelegenen Lützowerwegstraße (Lützowstraße) nach der Friedrichstraße. „Der Herr, der auf dem Trittbrett stehen mußte, wird um seine Adresse gebeten." Bezeichnend ist, daß das Hotel de France in der Leipziger Straße seine Table d'hote erst auf 3 Uhr ansetzt. Es soll „eine feine Restauration nach Pariser Geschmack in dem besten Teil der Leipziger Straße geschaffen werden". Die Eleganz führt französische Namen. Auf dem Spandauer Berg gibt es einen „Jardin de Berlin", der Verein Berliner Presse tagt im Café de Bavière in der Französischenstraße.

Das Jahr 1870 zeigt ein noch stärker französiertes Berlin, und zwar ist es nicht die Kolonie, deren Einschlag sich hier bemerkbar macht, sondern das moderne Parisertum, wie es vor allem Offenbach vertritt, der seit einem Jahrzehnt im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater („Deutsches Theater") die erste Geige spielt. Auch jetzt wird Offenbach keineswegs vom Spielplan abgesetzt. Mit raschem Anpassungsvermögen durchsetzt man eine Operette, „Der Raub der Sabinerinnen", mit aktuellen Anspielungen. Romulus erscheint in der Maske Napoleons, sein Gesandter Darius ist als Benedetti leicht erkennbar, und zu guter Letzt erscheint „das Kind von Frankreich", das an einer Zigarre lutscht. Der Tanzlust der Berliner Lebewelt, der man in der Villa Colonna an der Königsbrücke oder im Alten Ballhaus des Herrn Gräbert frönt, setzt das Oberkommando keinerlei Verbote entgegen. Ein besonderes Zugstück dieser Etablissements ist der „Cancan italiano". Industrie und Handel stehen im Dienste des Krieges. Die neuesten Kriegsdepeschen erscheinen regelmäßig an den Litfaßsäulen. Jeden Abend 7 Uhr wird die Kriegszeitung veröffentlicht. Man warnt vor falschen Extrablättern, die von den Druckerjungen Unter den Linden herumgetragen werden.

Die in dieser Nummer befindlichen Abbildungen sind uns vom Kgl. Kupferstichkabinett freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

Berichtigung: Die Abbildungen in Heft 10 (Juli 15) auf S. 301, 303, 309, 310, 319 und 320 sind nicht, wie irrtümlich angegeben, von Herrn San.-Rat Paul Samter, sondern von Herrn San.-Rat Arnold Samter, Berlin-Friedenau, aufgenommen.

Herausgegeben und verlegt von der Vereinigung der Kunstfreunde, Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg. Für die Redaktion verantwortlich: Hans Schuppmann, Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59. Expedition Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.
Druck von der Kunstanstalt Emil Saatz G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Feurigstraße 59.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gries-Bozen Hotel u. Pension Austria. Bes. Rud. Obermüller.

Hamburg Uhlenhorster Fährhaus. Joh. Schwegler's Hotel

Hotel und Pension Ritter, Ernst-Merckstraße 12-14, direkt am Hauptbahnhof. Tel. Gr. 4, 3199.

Harburg a. Elbe Hotel Kaiserhof. 1. Haus am Platze.

Heiligendamm Hotel und Pension Scherpeltz am herrl. Buchenwalde nahe d. See.

Helgoland Logierhaus „Felseneck" m. Depend. „Villa Seeblick"

Helgoland Hotel Märkischer Hof. Bes. Carl Stavenhagen.

Langeoog Nordsee-Insel Kurhotel J. Falke.

Lindenfels Hessen-Darmst. Hotel Odenwald. Bes. A. Vogel.

Lübeck Hotel International. Am Bahnh. Erstkl. neues Haus, zeitgem. hygienisch eingerichtet

MALCHOW i. Meckl. Luftkurort. Herrl. a. See u. Wald. Hotels, Pens. u. Privat-Wohnung, für Sommerfrischler. Sport aller Art. Der Verkehrsverein.

Kurhaus Fleesensee, Besitzer Paul Wuthenow.

MARBURG a. d. Lahn Hotel Pfeifer. Bes. Rich. Leukroth.

MÜRITZ (i. M.) Ostseebad Kurort i. Hochw. Steinfr. Strand, Familienbad, 2 Dampferlandungsbrücken. Prospekt durch d. Badeverwaltung.

Grand Hotel Mecklenburger Hof. Dependencen: Villa Rath und Miramare. — Moderner Betrieb. Elektrisches Licht. Bes. Rob. Rath.

Hotel und Pension Bellevue. Im Walde in unmittelbarer Nähe der Seebäder. Anerkannt gute Küche. Vor- und Nachsaison ermäßigte Preise. Prosp. gr. Bes. C. Kruse.

Hotel Erbgroßherzog und Privathaus Villa Franziska. Häuser I. Ranges. Bes. Fr. Grahl.

NEUSALZ a. d. Oder Münzers Hotel. Bes. Paul Münzer.

NEU-GLOBSOW (Mark) (Stechlinsee) Haus Brandenburg. Vorn. Pension, neu eröffn. Mitten im Laub- und Nadelwald. Frau E. Below. Tel. Fürstenbg. 45.

Luftkurort bei Fürstenberg i. M. am Stechlinsee im Walde. Jeder Sport. Frau Clara Meyer.

Neustrelitz i. M. Pension Stübinger. Gr. Garten, direkt am Wald. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt V gratis.

Nienhagen Ostseebad Paul Hillmann, Hotelbesitzer.

Oppeln Central-Hotel Bes. W. Moeschler

PREROW Ostseebad. Strand-Hotel. I. Haus am Platze, schön u. unmittelbar a. Wald u. See gel.

Rominten Gust. Kallweit Hotelbesitzer.

Rössel (Ostpreußen) Hotel zum König von Preußen. Bes. Hugo Parschau.

Insel Rügen (Ostsee) Wald und See vereint. Weltberühmte Kreidefelsenküste! — Prospekte durch die Badeverwalt.: Baabe Binz, Bergen, Breege, Garz, Glowe, Göhren, Lauterbach, Lohme, Neuendorf, Neukamp, Putbus, Saßnitz, Sellin, Thiessow. Geschäftsstelle Binz. Rügen'scher Ostseebäder-Verband E. V.

Kurhaus Prora b. Binz. Erstkl. Pensionshaus, Strandpromenade u. herrl. Hochwald. Eig. Strand. Keine Kurtaxe. Dir. Dr. Weyte.

Salzungen Kurhaus Salzungen. Pächter: Gustav Boden.

SASSNITZ (Rügen) Viktoria-Hotel m. Depend., direkt a. d. See gelegen. Bes. Aug. Funk.

Hotel u. Pension Prinz Heinrich v. Preußen. Dir. a. Meeresufer, zivile Preise. Bes. Frau Th. Reiß.

Hotel Geschwister Koch, Kurhaus, ren. Pension, am Meer gelegen. Hotel des Deutsch. Offiziervereins.

Hotel am Meer. Direkt a. d. See. Bestrenomm. Haus. Otto Fieke, Hoftraiteur.

Schwarzburg-Rudolstadt Hotel Weißer Hirsch. Kurhaus und Villen. Robert A. Huebner.

Schwerin in Mecklenburg Hotel Nordischer Hof, am Schloß. Erstes Haus am Platze.

Stralsund Hotel Artushof Neues modern. Hotel, aller Komfort. Telefon 199. Besitzer Franz Klemm.

Travemünde Ostseebad Park-Hotel und Dependence. Von allen Zimmern herrliche Fernsicht auf See und Landschaft.

Tuttlingen Hotel „Zur Post" Besitzer E. Keppel.

Waren i. M. am Müritzsee Hotel und Pension „Müritzhöhe". (G. Peters). Telefon 65. Bester Aufenthalt für Sommerfrischler.

Villa Rautendelein. Vornehme Familien-Pension. Sommer- und Winter geöffnet. Tel. 192.

WARNEMÜNDE Stralendorfs Hotel. Das ganze Jahr geöffnet. Aller Komfort.

Hotels: Berringer und Pavillon. I. Ranges. Unmittelbar am Meer. Volle Pension von 6 Mark an.

Hotel Bellevue. Bes. H. Janzen (langj. Leiter des Hotel und Restaurant Kannenberg in Berlin).

Strandhotel (O. Lehmann). Vorn. ruhiges Pensionshaus in den Parkanlagen am Meer. Tel. 36.

Wiesbaden Hotel Kaiserhof und Augusta-Victoria-Bad A.-G.

WISMAR i. M. Hotel Stadt Hamburg. Theodor Martens, großherzogl. Hoftraiteur. Erstes Haus am Platze.

Wustrow in Mecklenburg Nordens Hotel. Bes. Joh. Norden.

Strand-Hotel. Alt. schatt. Garten. Dir. a. Strand. Neuer Inh.: F. Doß.

ZINGST Ostseebad Stein- u. staubfreier Strand. Eisenbahnstat. Prosp. d. d. Badeverw.

Wichmann's Hotel. I. Haus am Platze, am Bodden gelegen. Besitzer Otto Lenz.

Zippendorf Kurhaus am Schweriner See in Mecklbg. Inh. Rich. Albrecht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VEREINIGUNG DER KUNSTFREUNDE

Gegründet 1883 auf Anregung der Direktion der Königl. Nationalgalerie Berlin

Die Deutsche Flotte

in zwölf farbigen Bildern von PROF. HANS BOHRDT

Originale im Besitz Sr. Maj. des Kaisers

Als Mappenwerk, in Einzelblättern und als Postkarten erschienen

Für Mitglieder zu Vorzugspreisen / Prospekte gratis durch die

VEREINIGUNG DER KUNSTFREUNDE

AD. O. TROITZSCH / BERLIN-SCHÖNEBERG

Verkaufsstellen: Markgrafenstr. 48 und Potsdamerstr. 23

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR>
32101 041987874

Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

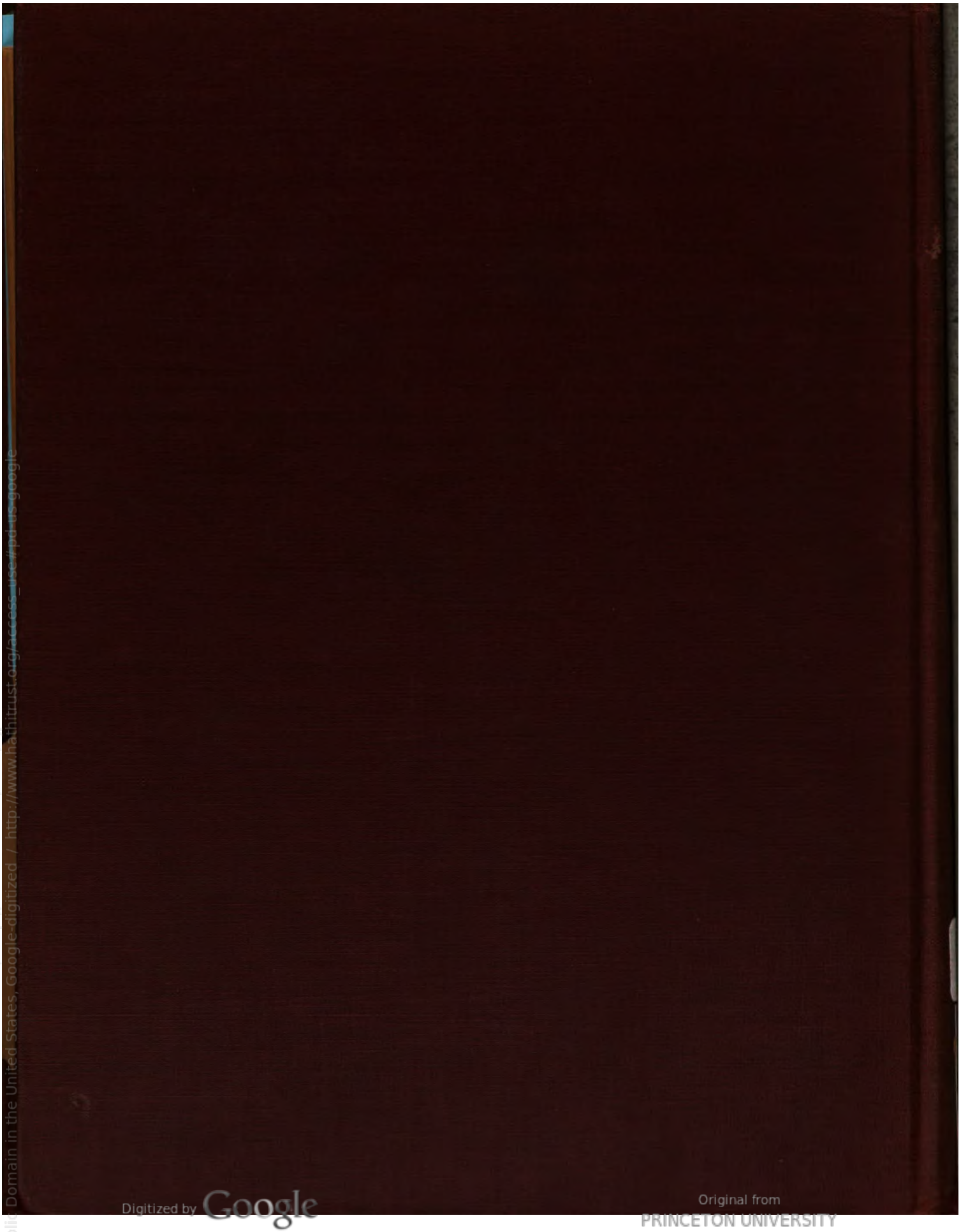
Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY


Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-08-02 11:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101041987874
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google